



UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

1851
P. L. G. 1851



Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

File copy

1
2a
P

PHONETISCHE STUDIEN.

11

ZEITSCHRIFT

FÜR

WISSENSCHAFTLICHE UND PRAKTISCHE PHONETIK

MIT BESONDERER RÜCKSICHT

AUF DIE

REFORM

DES

SPRACHUNTERRICHTS

UNTER MITWIRKUNG

ZAHLREICHER FACHGENOSSEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM VIETOR.

DRITTER BAND.

MARBURG IN HESSEN.

VERLAG VON N. G. ELWERT.

1890.

18149
14/11/91

6

INHALT DES III. BANDES.

	Seite.
<i>Sprecheinheiten und deren rolle in lautwandel und lautgesetz.</i> Von GUSTAF KARSTEN in Bloomington, Ind.	1
<i>Beiträge zur statistik der aussprache des schriftdeutschen.</i> IV. Von W. VIETOR in Marburg	11
<i>Darstellung des niederländischen lautsystems.</i> (I.) Von W. S. LOGEMAN in Rock-Ferry	28
<i>Beiträge zur statistik der aussprache des schriftdeutschen.</i> V. Von W. VIETOR in Marburg	121
<i>The Huguenot element in Charleston's pronunciation.</i> (I.) Von SYLVESTER PRIMER in Providence, R. I.	139
<i>Notes on the sounds of the Romanch or Romanese of the Upper Engadine.</i> Von L. SOAMES in Brighton	154
<i>Heinrich Barbs transskription des neupersischen.</i> Von KARL FEYERABEND in Zerbst	162
<i>Speech sounds: their nature and causation.</i> (I.) Von R. J. LLOYD in Liverpool	251
<i>Darstellung des niederländischen lautsystems.</i> (Fortsetzung: II.) Von W. S. LOGEMAN in Rock-Ferry	279
<i>The Huguenot element in Charleston's pronunciation.</i> (II.) Von SYLVESTER PRIMER in Providence, R. I.	290
<i>Recherches sur la phonétique espagnole.</i> (I.) Von F. ARAUJO in Toledo	309
MISZELLEN.	
<i>Aus C. F. Hellwags nachlass.</i> II. Von W. VIETOR	43
<i>Die unterrichtsreform auf neu Sprachlichem gebiete vom standpunkte eines taubstummenlehrers.</i> Von H. HOFFMANN	50
<i>Eine kurze bemerkung über den grammatischen neu Sprachlichen unterricht in der prima.</i> Von DR. ALFRED KADLER	60
<i>Vier quellen zur geschichte der aussprache im 17. jh. (engl., holl., fra., deutsch).</i> Von W. VIETOR	185
<i>L'accent tonique et l'écriture.</i> Von CH. LEVÉQUE	199
<i>Notes de phonétique française a propos de la Französische phonetik de Fr. Beyer.</i> Von JEAN PASSY	345

	Seite
Johann Döll, <i>Neues lehrbuch der englischen sprache</i> . Von F. KNIGGE	366
J. Hahn, <i>Praktische englische grammatik nach einer neuen und leicht fasslichen methode</i> . Von F. KNIGGE	396
Dr. Georg Dubislav und Paul Boek, <i>Elementarbuch der englischen sprache für höhere lehranstalten</i> . Von KIRSCHTEN	368
C. Humbert, <i>Die gesetze des französischen verses</i> . Von K. BÖDDEKER	369
Gustav Ploetz und Otto Kares, <i>Sprachlehre auf grund der schulgrammatik von Dr. Karl Ploetz</i> . Von A. GUNDLACH	373
H. Bergér, <i>Elementarbuch der französischen sprache zum schul- und selbstunterricht</i> . Von J. BIERBAUM	375
<i>Revue des patois</i> par L. Clédat. — <i>Revue des patois gallo-romans</i> par G. Gilliéron et Rousselot. Von CH. LEVÉQUE (D'OISY)	377

ERWIDERUNGEN.

<i>Reply to Mr. MacLintock's review</i> . Von HENRY SWEET	114
<i>On Mr. Sweet's reply</i> . Von R. M-LINTOCK	115

NOTIZEN.

<i>Litterarische nachrichten</i>	116
<i>Schulreform-vereine</i>	117
<i>Nachtrag</i>	120
<i>Englischer lehrvertag in Cheltenham (april 1890)</i>	247
<i>Rundschreiben und fragebogen in sachen der „reform“</i>	248



SPRECHHEINHEITEN UND DEREN ROLLE IN LAUTWANDEL UND LAUTGESETZ.¹

Wesen und charakter des lautwandels sind von unseren hervorragendsten sprachforschern schon so vielfach und eingehend behandelt worden, dass es kühn erscheinen mag, wenn hier die sache nochmals zur sprache gebracht wird. Indessen wird die wichtigkeit des gegenstandes auch diesen neuen kleinen beitrag noch rechtfertigen. In der that, wer auch nur über einen einzigen sprachgeschichtlichen fall ein eigenes urteil haben will, der muss durchaus über gewisse fundamentale vorfragen sich zu möglichster klarheit durchgearbeitet haben. Es hilft nichts, andere an seiner statt denken zu lassen und dann am ende einfach ja oder nein mitzusagen; der ganze vorgang will von jedem selbständig erfahren und durchdacht sein. Dabei geschieht es dann wohl, dass der nachfolgende hie und da ein wenig von dem pfade des führers abweicht. Soviel zur entschuldigung der folgenden bemerkungen; sind dieselben völlig verfehlt, so möge die schwierigkeit, nach männern wie Ascoli, Brugmann, Osthoff, Paul, Schuchardt u. a. noch etwas von belang vorzubringen, uns wenigstens als mildernder umstand angerechnet werden.

Zunächst beschäftigt uns die frage: was haben wir innerhalb der rede als element, als einheit anzusehen? Es werden dabei leicht zwei verschiedene gesichtspunkte nicht genügend aus einander ge-

¹ Der abdruck dieser abhandlung aus den *Transactions and proceedings of the Modern language association of America*, vol. III. 1887 erfolgt nach übereinkunft mit dem herrn verfasser.

halten. Einerseits gilt als einheit der ganze satz; auf der anderen seite aber wird auch mit einzel-lauten oder -elementen operiert. In der that sind beides einheiten, doch in verschiedenem sinne; der satz ist eine phonetische einheit, weil seine teile nicht intakt und lose neben einander gereiht, sondern unter gegenseitiger beeinflussung und anpassung mit einander verbunden sind. Doch ist er nur eine einheit als *process*, als bewegung und lautbild. Er ist keine konstante einheit im sprachschatze, das heisst, er wird, abgesehen von unten zu besprechenden ausnahmen in der seele nicht als lautliche einheit fortleben, kein erinnerungsbild der tonempfindung und des bewegungsgeföhles entwickeln. Zur ausbildung eines solchen erinnerungsbildes dient als gewöhnlichstes mittel die wiederholung. Einmalige oder seltenere eindrücke werden nur unter besonders günstigen bedingungen stark genug sein, um einheitliche erinnerungsbilder zu hinterlassen. Der *satz*, welcher ja normaler weise eine freie und augenblickliche kombination logischer einheiten ist, wird auch in bezug auf seinen lautlichen ausdruck aus mehreren fertigen einheiten zusammengesetzt. Diese *fertigen, bleibenden einheiten* sind es, die wir hier behandeln wollen. Noch sei bemerkt, dass wir natürlich nicht an einheiten denken, deren physiologische entsprechungen quantitativ unteilbar seien. Dergleichen sprecheinheiten gibt es gar nicht, weder was die hervorbringende bewegung noch was den daraus resultirenden laut angeht: der laut, auch der kürzeste, ist schon an und für sich das resultat kombinirter luftschwingungen, und jede bewegung der sprechorgane kann quantitativ immer noch geteilt gedacht werden, so dass also eine wirkliche bewegungseinheit in der that nicht existirt. Eine sprecheinheit in unserem sinne kann also physiologisch teilbar sein und ist es unfehlbar; doch müssen die teile in unserer *vorstellung* zusammengeschmolzen sein und dort *ein erinnerungsbild* hinterlassen. Diese einheitlichen erinnerungsbilder sind es, welche bei allem lautwandel eine so hervorragende rolle spielen, und wir sind daher genötigt, dieselben als massstab an alles sprachmaterial anzulegen. Es wird sich dann herausstellen, dass ausser den sogenannten einzellauten auch *lautkomplexe* solche einheiten darstellen, indem sie neben den ersteren gesonderte erinnerungsbilder in unserer seele entwickeln.

Nach dem oben gesagten wird man nicht einwenden wollen, dass, wer das bewegungsgeföhle für das ganze hat, auch das für die

einzelnen teile besitze und umgekehrt. Durch das erinnerungsbild ist eine bewegung von anfang bis ende abgegrenzt, dauer und art der mitwirkung aller in betracht kommenden organe fest bestimmt. Zwar können wir eine bewegung absichtlich an irgend einem punkte abbrechen, aber diese abgebrochene bewegung ist dann eben nicht mehr dieselbe, sondern eine andere, welche bei genügender wiederholung ihr eigenes erinnerungsbild entwickelt. Die bewegungen des arztes beim operiren, des malers, des musikers sind mechanisch und räumlich alle enthalten in den einem jeden von uns geläufigen bewegungen; doch gehört übung, das heisst ausbildung der bewegungsgefühle dazu, um gerade eine bestimmte bewegung genau auszuführen. Auch kann man eine bewegung, die man z. b. mit fünf fingern leicht macht, nicht sofort mit einem oder zwei fingern nachahmen; das wäre zwar ein teil der früheren, aber doch auch eine bewegung für sich, für die das bewegungsgefühl erst eigens entwickelt werden muss. — Kurz das bewegungsgefühl kann etwas einheitliches sein, auch wenn die wirkliche bewegung kompliziert ist, und *einheitliche bewegungsgefühle für grössere lautgruppen können in der seele sich bilden getrennt von denen für die einzelnen teile, aus welchen jene gruppen bestehen.*

Es werden nun natürlich besonders solche lautgruppen zu einheiten zusammenschmelzen, die auch inhaltlich eine einheit bilden, also präfixe, suffixe aller art, ferner der teil eines wortes, der den meisten formen desselben gemeinsam ist und deshalb als stamm empfunden wird, sowie ganze wörter in den am häufigsten vorkommenden formen. Dass das wort als *lautempfindung* eine einheit ist, unterliegt keinem zweifel, da sich ja an dieses lautbild die bedeutungsvorstellung knüpft. Nach der lautempfindung aber richtet sich allmählig auch das bewegungsgefühl. Ferner wird jeder, der eine fremde sprache lernt, bemerken, dass selbst, wenn er die laute und silben eines wortes einzeln ganz leicht und sicher nachahmen kann, er doch die aussprache des ganzen wortes häufig noch eigens einüben muss, bis er aus den einzelnen bewegungen der organe eine ruhig fliessende, einheitliche reihe gemacht hat. Die schwierigkeit wird natürlich nicht bei allen wörtern die gleiche sein; bei den meisten mag sie kaum bemerkt werden, bei anderen wird sie lange zeit ein stein des anstosses bleiben. — Ja, auch wortgruppen — komposita und kurze sätze — können zu einer festen einheit verschmelzen, wenn sie nämlich häufig genug vorkommen und inhaltlich so zu-

sammenschmelzen, dass der gedanke an die einzelnen bestandteile ganz in den hintergrund tritt und der ganze ausdruck zusammen *eine* idee wiedergibt. So mögen besonders kurze sprichwörtliche wendungen, sowie kurze sätze in form eines ausrufes, befehls nach und nach als unmittelbarer reflex einer bestimmten situation sich als einheit dem ohre und den sprechorganen einprägen.

Sehen wir nun hier von sprachverkehr, sprachmischung und anderen bedeutenden faktoren völlig ab und fragen wir nur nach der konsequenz der lautlichen entwicklung am einzelnen individuum, so wird von unserem standpunkte aus die sache in etwas anderem lichte erscheinen, als sie bei Paul, *Prinzipien* s. 62, dargestellt ist. Dort heisst es: „Das bewegungsgefühl bildet sich ja nicht für jedes einzelne wort besonders, sondern überall, wo in der rede die gleichen elemente wiederkehren, wird ihre erzeugung auch durch das gleiche bewegungsgefühl geregelt. Verschiebt sich daher das bewegungsgefühl durch das aussprechen eines elementes in irgend einem worte, so ist diese verschiebung auch massgebend für das nämliche element in einem anderen worte.“

Wenn nun auch allerdings die neben einander existirenden einheiten der laute, lautkomplexe, worte, wortkomplexe sich gegenseitig beeinflussen, wo wird doch gerade bei dieser verkettung der umstände eine merkliche verschiebung des bewegungsgefühles nur dann eintreten können, wenn die kleinen, die verschiebung allmählich bewirkenden abweichungen von dem normalen überall gleichmässig nach ungefähr derselben richtung hin überwiegen; es wird einer *zufälligen* abweichung viel weniger einfluss zugestanden, und das schwergewicht in die konstante und gleichmässige wirkung lautphysiologischer ursachen fallen. Wir werden daher lieber sagen: dieselbe ursache, die eine verschiebung eines elementes in *einem* worte bewirkt, wird unter gleichen bedingungen das gleiche element in derselben weise auch in allen anderen wörtern beeinflussen.

Auffällig und näherer betrachtung wert ist nun aber gerade eine erscheinung, die Paul nicht berührt hat, dass nämlich in wirklichkeit in den sprachen nicht nur *gleiches* unter *gleichen* umständen, sondern auch *nur ähnliches* unter bisweilen *recht verschiedenen* bedingungen sich in gleicher weise entwickelt. Ich glaubte früher, das käme daher, dass unsere organe nicht im stande seien, so kleine unterschiede zu apperzipiren und aus einander zu halten. Auch

andere haben die sache so aufgefasst. Das ist aber irrig: erstens braucht ein unterschied der artikulation, um zu wirken und sich zu entwickeln, gar nicht von anfang an bemerkt werden; es genügt, dass er da ist. Dann aber sind in wirklichkeit jene unterschiede, die wir hier im auge haben, gar nicht so geringe, sondern jedenfalls viel grössere, als jene minimalen abweichungen vom normalen, die doch in ihrer gesamtheit den ganzen lautwandel ausmachen.

Um die frage der lösung näher zu bringen, müssen wir sie, präziser, in zwei zerlegen:

1. Wie erklärt es sich, dass laute in verschiedenen wörtern, unter verschiedenen bedingungen doch denselben entwicklungsgang einschlagen? Wie kommen die langen reihen paralleler lautentwicklung, kurz *wie kommen lautgesetze überhaupt zustande*? Bei lautphysiologisch genauer entwicklung müsste sich weit mehr differenzierung einstellen, und jede lautnüance sich nach einem eigenen „lautgesetz“ entwickeln. Die von Sievers, *Phonetik*, s. 6, betonte harmonie des lautsystems ist zwar für die lautforschung von allerhöchster wichtigkeit und in der that ein moment, dessen erkenntnis unsere wissenschaft noch gewaltig fördern wird; indessen, überall reicht doch auch diese harmonie nicht zur erklärang aus. Wie kommt es zum beispiel, dass lateinisches *au* romanisch zu *o* kontrahirt wurde ohne rücksicht auf seine stellung in der silbe? Kontraktion wäre zu erwarten bei geschlossener silbe. In offener dagegen ist durchaus kein zug zu durchgängiger vereinfachung bemerkbar; im gegenteil werden ja in offener silbe einfache vokale diphthongirt. Auch die bei Sievers a. a. o. gerade als beispiel für die harmonie des lautsystems angeführte germanische lautverschiebung ist doch in neuerer zeit in eine reihe von einzelerscheinungen zerlegt, welche mit einander nur in losem zusammenhange stehen, und jedenfalls ist der schöne, einfache kreislauf von „*Grimm's law*“ so ziemlich dahin. Wenn wir aber auf den immerhin nicht zu verkennenden parallelismus das hauptgewicht legen und z. b. in der verschiebung von medien zu tenues und von tenues zu affrikaten oder frikativen etc. den eigentlichen kern des lautgesetzes erblicken, dann dürfen wir wieder fragen: warum haben sich dann die labialen und gutturalen diesen zuge weniger gefügt als die dentalen, warum sind z. b. die labialen und gutturalen medien im ahd. nicht durchweg zu tenues verschoben? Man sollte, glaube ich, in bezug auf medien — tenues überall einen zustand

erwarten, wie er sich in Notkers regel abspiegelt. In der that regulirt sich auch in der neuhochdeutschen umgangssprache, soweit nicht durch dialektische beeinflussung tönende oder tonlose — nach anderen geflüsterte — medien allein gesprochen werden, das verhältnis zwischen beiden so, dass tönende media nur nach tönenden lauten, sonst aber, also nach tonlosen und im satzanfange, der entsprechende tonlose laut gesprochen wird. Wie aber kommt es eben, dass in dialekten die eine oder die andere art allein entwickelt wurde? — Bei jedem einzigen lautgesetz einer jeden anderen sprache könnten wir mit recht dieselbe frage stellen; wir unterlassen es daher, noch mehr einzelfälle anzuführen.

Ich habe diese erscheinung zu erklären versucht als eine *primäre assimilation* von unmerkbar verschiedenem zu gleichem. Ähnlich, wenn auch wohl etwas verschieden, ist vielleicht Schuchardts (*Über die lautgesetze*, s. 8) ausdruck „*rein lautliche analogie*“ zu verstehen. Allerdings ist, wie leider manches in dem überaus lehrreichen buche, auch die betreffende stelle so kurz und knapp gehalten, dass sie von Paul (*Literaturblatt* 1886, s. 5) ganz anders aufgefasst werden konnte. Es richtet sich doch wohl nicht italienisch *o, e* nach fertigem *uo, ie*, sondern schon bei *beginn* des lautwandels, der endlich zu *uo, ie* führte, wurde *o, e* in diese veränderung hineingezogen auch unter umständen, die allein kein *uo, ie* erzeugt hätten.

Indessen scheint mir in keinem fälle der ausdruck lautliche analogie hier sehr glücklich zu sein, da analogie nun einmal in der sprachgeschichte in wesentlich anderem sinne gebraucht wird. Die sache ist doch eben die, dass mehrere verschiedene lautnüancen durch dasselbe erinnerungsbild der bewegung und lautempfindung vertreten werden. Diese aber, die *erinnerungsbilder*, und nicht die einmal hervorgebrachten und dann für immer vergangenen *laute* sind das *eigentlich bleibende* und *veränderungsfähige moment*, mit dem wir zu rechnen haben. Dass wir nun nicht für jede lautvariante ein eigenes erinnerungsbild entwickeln, ist im grunde begreiflich. Zur einprägung eines bewegungsgefühles und lautbildes gehört, wie oben gesagt, übung, wiederholung. Bedenken wir nun, dass ganz genau dieselbe lautnüance überhaupt kaum wiederholt in der sprache vorkommt, so ist es klar, dass die einander ähnlichsten in der erinnerung verschmelzen müssen. Die unter augenblicklichen einflüssen zustande kommende lautvariante kann nur bei ganz besonderer günstiger kon-

stellation ein eigenes erinnerungsbild hinterlassen; meistens verbindet sie sich sofort mit dem bisherigen lautbilde und bewegungsgeföhle zu einem ganzen und hat nur die wirkung, dass bei dieser assimilation das ganze möglicherweise ein wenig nach der seite des neu aufgenommenen hin modifizirt wird. Daraus folgt, dass *der historisch nachweisbare lautwandel nicht in jedem einzelfalle als die direkte folge lautphysiologischer einflüsse zu erklären ist.* — *Das lautgesetz repräsentirt nur die summe der in allen lautnüancen sich geltend machenden einflüsse.* Die richtung des lautwandels ergibt sich gleichsam nach dem parallelogramm der kräfte. Es kann entweder die einwirkung aller einzelnen lautnüancen eine sehr gleichmässige sein; dann gleicht das gesamtresultat dem durch stereoskop oder photographisch aus verschiedenen einzelbildern gewonnenen gesamtbilde. Oder es kann aus irgend einem grunde die eine art von lautnüancen einen energischeren einfluss üben und bestimmend auf den lautwandel einwirken; dann ist dieser mehr zu vergleichen mit einem organischen wesen, das von jedem seiner eltern und voreltern etwas, aber doch die meisten züge von einem bestimmten individuum geerbt hat. In diesem falle fühlt sich der lautphysiologe versucht, den eigentlichen *herd* eines lautgesetzes näher zu umgrenzen. So z. b. scheint es, als sei die entwicklung von *gallisch lat. ē* [: *ei*] eigentlich lautphysiologisch nur begründet vor palatalen lauten, die weitere von *ei*: (*ai*:) *oi* nur nach velaren und labialen. Der *ahd.* lautwandel von silbenanlautendem *t*: *z* hatte vielleicht seinen eigentlichen herd in der verbindung *t* — *palatalem laut unter dem hoctone*, während *tu*, *to* wohl nie affrizirt worden wären, wenn sie nicht mit *ti*, *te* zu einem erinnerungsbilde gehört hätten, und so von anfang an mit in die verschiebung gezogen wären. Eine teilung nach art der hier angedeuteten liegt z. b. vor im rumänischen *ți*, *mentir*, *țin* gegenüber *turmă*, *tun* etc., sowie in der spaltung von lateinischen in *ci*, *ce* und *co*, *cu* im romanischen. — Wie feine unterschiede sich in bezug auf die wirksamkeit von endungsvokalen auf die stammsilbe beobachten lassen, hat unter anderen besonders Ascoli aus den *italienischen* dialekten gezeigt. In den sprachen, in denen wir *i*- und *u*-umlaut beobachten können, scheint besonders *i* und *u* (*consonans*) umlautende kraft zu haben, und diese erst in zweiter reihe dem *i*, *u* (*vocalis*) zu teil geworden zu sein. In den einzelnen *germanischen* dialekten scheinen sich dergleichen gradunterschiede zu zeigen, und auch im ro-

manischen haben Ascoli und, auf anderem wege, Neumann ähnliches statuirt.

Dasselbe motiv, aus welchem hier das zustandekommen von lautgesetzen zu erklären versucht worden ist, wird andererseits auch bei der sprachspaltung zur geltung kommen, indem in den verschiedenen dialekten sich allmählig verschiedenartige lautvarianten zu einem erinnerungsbilde gruppieren, und danach das letztere zu variiren beginnt. Wir bewegen uns hier allerdings auf unsicherem gebiete; im einzelnen wird man über wahrscheinlichkeiten wohl selten hinaus kommen und ohne gründlichste kenntnis und berücksichtigung der einschlägigen lautphysiologischen fragen wäre vollends der phantasie thür und thor geöffnet. So sehr aber auch eine falsche anwendung unserer anschauungsweise irreführen mag, so wird doch das prinzip selbst zu recht bestehen bleiben: ganze reihen recht verschiedenartiger lautvarietäten schlagen nur deshalb die gleiche veränderung ein, weil sie in der in unseren vorstellungen lebenden sprache nur je einen vertreter, nur ein erinnerungsbild haben und durch dieses zusammengehalten werden.

Dies führt uns auf die frage: was haben wir denn in der sprache als *geringste selbständige einheit* anzusehen? Die frage, ob *sprachlaute* oder *sprachelemente*, nach Holthausen (*Wochenschrift f. klass. phil.*, IV, 13) *sprachstaben*, ist in letzterer zeit mehrfach behandelt worden. Die antwort muss verschieden ausfallen, je nachdem wir die sache vom standpunkte der reinen phonetik oder der sprachgeschichte betrachten. Im ersteren falle mag man mit Flodström¹ von elementen sprechen, doch wird es nicht möglich sein, nur stellungselemente als haupttypen anzuerkennen und alles übrige in die reihe der übergangs-

¹ Mit unrecht ist neuerdings behauptet und vielleicht auch hie und da geglaubt worden, dass Flodströms auffassung der „muten“ schon die der alten und auch die Kempelens gewesen sei. — Wie wenig der ausdruck „muten“ beweist, zeigt ein blick auf die bei Seelmann, *Ausspr. d. lat.* 292 ff., gesammelten grammatikerzeugnisse, und aus Kempelen vergleiche man s. 266, französ. ausgabe s. 273, und manche andere stelle. Natürlich wusste auch Kempelen, dass *p, k, t* während des verschlusses durchaus stumm seien; es fiel ihm aber nicht ein, die bewegungen des schliessens und öffnens von der verschlussesstellung ganz zu trennen, cf. a. a. o.: „Si donc l'air est ainsi un peu comprimé par la pression des poumons, et que la langue se détache subitement de la partie molle du palais, l'air sort avec un bruit, et ce bruit est le *k* qui devient encore plus intelligible lorsqu'il est suivi d'une autre lettre.“

laute zu versetzen. Was sollen wir dann von diphthongen sagen, bei denen doch von anfang bis ende die sprechorgane in bewegung bleiben? Ferner wird auch bei frikativlauten zwischen verschiedenartigen vokalen, also in verbindungen wie *ufi*, *isa* die stellung stetig geändert. Auch *h* kann nicht immer als stellungselement gelten. Zwar mag zwischen zwei gleichen vokalen ein *h* gleich dem entsprechenden tonlosen vokal sein,¹ wenn man den widerspruch im ausdruck nicht scheut; zwischen verschiedenen vokalen aber würde während des *h* die zunge aus der stellung des ersten in die des folgenden vokals übergehen müssen und *h* wäre als „tonloser diphthong“ anzusehen. In der sprachgeschichte nun können wir überhaupt nicht mit sprachelementen operiren, weil da neben der genetischen auch die akustische seite eine hervorragende rolle spielt, stumme elemente aber kein lautbild erzeugen. Wir brauchen durchaus *sprachlaute*, und da glaube ich denn, es geht aus dem oben gesagten hervor, dass man *in jeder sprache so viele einzellaute* ansetzen sollte, *als sich einfachste crinnerungsbilder nachweisen lassen*, sei es aus direkter beobachtung, oder aus der geschichtlichen entwicklung. So wären als vorstufen des rumänischen *l* und *l* im rumänischen latein zwei *l*-laute anzusetzen, während im sonstigen latein es nur einen *l*-laut vor vokalen gab, wenn derselbe auch verschiedene varietäten hatte vor *i* und vor *u* etc. Andererseits würde ich die italienischen palatalen affrikaten in *amici* und *viaggio* als einzellaute ansetzen, weil die elemente, in die sich genetisch betrachtet jene laute zerlegen lassen, einzeln im italienischen nicht vorkommen.

II. Wie kommt es, dass ein *wort*, so vielgestaltig es auch in der sprache selbst ist, doch in den weitaus meisten fällen nur unter einer form *fortentwicklung* zeigt? Gehen wir, wie es bei derlei betrachtungen allein zweckdienlich ist, von der beobachtung unserer eigenen aussprache aus, so finden wir einen unterschied, und zwar in vielen fällen einen recht merklichen, in der aussprache desselben wortes, je nachdem es ruhig oder erregt, schnell oder langsam, laut oder leise etc., artikulirt wird, und zwar sind nicht nur energie und tempo, sondern auch die art der artikulation verschieden. So ent-

¹ Ganz abgesehen davon, dass *h* auf diese weise zwar artikulirt werden kann, aber nicht notwendig und nicht überall so artikulirt wird, und dass daher systematisch der ausdruck „tonloser vokal“ nicht genügt, sondern daneben die ältere auffassung bestehen bleibt. Cf. Seelmann. *l. c.* 254.

sprechen im *deutschen* dem lyrischen charakter mehr geschlossene, dem heroischen mehr offene vokale, wohl weil die erstere stimmung mehr zur längung, die letztere mehr zur kürzung neigt. Wie kommt es nun, dass wir trotz alledem so selten spaltung von wörtern verfolgen können, so selten, dass dieser eigentlich natürliche vorgang überhaupt erst spät von modernen grammatikern bemerkt und anfangs nur von wenigen gelehrten in der lautforschung verwertet wurde, bis er schliesslich unter „satzphonetik“ registriert und als so selbstverständlich angesehen werden konnte, dass jetzt wohl nur noch wenige aktive lautforscher sich der erkenntnis seiner wirksamkeit verschliessen?

Wir fragen uns: wie ist überhaupt das gegenteil möglich? Weshalb können wir nicht vielfache spaltung in jedem einzigen worte geschichtlich verfolgen? Die antwort liegt zum teil schon in dem unter no. I behandelten; doch reicht das dort gesagte hier nicht aus, weil in den verschiedenen formen eines wortes lautdifferenzen vorkommen, die nicht mehr varietäten desselben lautes, sondern direkt verschiedene laute sind. Es kann nur das anfangs besprochene *einheitliche erinnerungsbild des wortes* sein, welches alle die im laufe der rede unter den verschiedensten einflüssen entstehenden varietäten doch immer wieder um ein zentrum gruppirt und darin aufgehen lässt. Abweichungen von diesem erinnerungsbilde, diesem *idealworte* können sich dann wieder nur unter besonders günstigen umständen völlig lostrennen und eine eigene gruppe bilden. Am ehesten wird das naturgemäss möglich sein bei „*half words*“, die nach verschiedener funktion im satze unter die verschiedensten akzentuellen bedingungen kommen, weniger bei „*full words*“, deren gleichmässiger rolle im satze weniger schwankungen der betoning hervorrufen mag. Nur eben, wo mehrere wörter sich zu kompositen oder formelhaften ausdrücken an einander fügen, sind bei engerer verschmelzung entfernung vom simplex und eigenentwicklung naheliegend.

In der that sehen wir, dass gerade artikel, pronomina, hilfsverba, präpositionen in den meisten fällen je nach betoning, folgendem anlaut etc. differenzirt erscheinen. Beim nomen und verbum lässt sich diese erscheinung seltener nachweisen; doch wird die lautforschung wohl noch manche spaltung der art anzunehmen haben als wahrscheinlichste lösung sonst unerklärlicher schwierigkeiten.

Bloomington, Ind.

GUSTAF KARSTEN.

BEITRÄGE ZUR STATISTIK DER AUSSPRACHE DES SCHRIFTDEUTSCHEN.

IV.

Die hier mitgeteilten beantwortungen meines fragebogens geben einige proben der im norden von Deutschland gebräuchlichen aussprachen des schriftdeutschen. Nr. 13 (leider nicht vollständig) verdanke ich dem inzwischen zu Düsseldorf verstorbenen Dr. P. TÖNNIES aus Grimmen bei Greifswald; die antworten nr. 14—16 herrn Dr. KADLER in Flensburg (j. Schleswig), der die freundlichkeit gehabt hat, mit jedem der herren cand. prob. TEEGE (nr. 14), primaner J. LASSEN (nr. 15) und oberlehrer METGER (nr. 16), sämtlich in Flensburg, einen fragebogen durchzunehmen und die nötigen aufzeichnungen zu machen. Allen diesen herren fühle ich mich für ihre mühewaltung sehr verpflichtet. Herr oberlehrer Metger ist in Ostfriesland zu hause, aber seit vielen jahren in Flensburg; sein deutsch lässt daher die einwirkung der flensburger (vgl. nr. 15) auf die ursprünglich ostfriesische (vgl. nr. 1) aussprache erkennen.

Zur erklärang der abkürzungen sowie der frage 7) unter „synthetisches“ setze ich die „notiz“ des fragebogens noch einmal hierher.

„Gewünscht wird zunächst auskunft über (I) die beim unbefangenen vorlesen gebräuchliche ortsaussprache des schriftdeutschen (LESESPRACHE). Willkommen sind angaben über (II) die mehr oder weniger mundartliche sprache des gebildeten verkehrs, etwa im familienkreise (*umgangssprache*), und (III) die mundart der niederen klassen (*volkssprache*). — Werden formen von II und III mitangeführt, so wären solche durch vorgesetztes II, resp. III kenntlich zu machen.

Sind II oder III plattdeutsch (*l* für schriftdeutsches *z*, *tz* und zum teil für *ss*)?“

13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
--	-----------------------------	-------------------------------	--

V O K A L E.

a					
1. <i>saw</i>	hell k.	hoch k.	gutt. k.	hell k.	
2. <i>soas</i>	tief l. II (einahe gutt.)	tief l.	tief l.	tief l.	
2. 1. <i>narr, hart</i>	hell k.	tief k.	<i>narr</i> tief k.; <i>hart</i> tief l.	} wie 1)	
2. <i>war, hart</i>	hoch l. II tief)	tief l.	tief l.		
3) 1. <i>an, das</i> (<i>was, man</i>)	} hell k., <i>spass</i> hoch l. (II tief)	<i>an</i> hell ¹ k., <i>das</i> hoch k., <i>man</i> tief k.	hoch k.	<i>an, man</i> tief k.;	
2. <i>dämlich, an- schluss, walfisch, kap, spass</i>		tief k., <i>kap</i> hell k., <i>spass</i> tief l.	tief halt l.: <i>spass</i> gutt. l	hoch k.; <i>kap</i> hell k.: <i>spass</i> tief l.	
3. <i>wäter</i>		hoch l. II tief)	} tief l.	tief l.	tief l.
4. <i>arzt, hart, quars, quars, schwarz, wartz</i>		hell k.; <i>hart, quars</i> hoch l. II tief)		tief l.; <i>arzt</i> hoch l.	tief l.; <i>arzt, quars</i> hoch l.
5. <i>jagd, magd</i>	<i>jagd</i> hell k., <i>magd</i> hoch l.	<i>jagd</i> hoch k., <i>magd</i> tief l.	<i>jagd</i> hell halbl.; <i>magd</i> tief l.	<i>jagd</i> hell k.;	
6. <i>barbatsche, kladder- datsch</i>	hell k.	<i>barbatsche</i> tief l., <i>kladderdatsch</i> tief halbl.	hell k.	<i>magd</i> tief l.	
7. <i>was</i>	tief l. II (einahe gutt.)	tief halbl.	hoch l.	} hell k.	
8. <i>nach</i>	} hell k.	} hell k.	hell k.		
9. <i>had, glas, rad, schlag</i> etc.			tief k.		tief l.
10. <i>mag, magat</i>			tief k.		hoch k.
11. <i>brach, stach</i> etc.	hoch l. II tief)	} tief l.	} tief l.	tief l.	
12. <i>ass, burgass</i> etc.	tief l.			weniger tief. l.	
4) <i>namen:</i> <i>Glatz, Gratz</i>	—	} hell k.	<i>Glatz</i> hell k.; <i>Gratz</i> tief l.	<i>Glatz</i> hell k.;	
5) <i>kanone, papier</i> etc.	hoch l.		hell k.	hell ganz k., in zusammenhäng. sätzen palatal	<i>Gratz</i> tief l. hell k.
6) <i>sidam, sultan;</i> <i>Waimar</i>	hell k.; <i>sultan</i> hoch l.	tief k., <i>sultan</i> hell k.	tief l.; <i>sidam</i> hoch halbl.	hoch k.; <i>sultan</i> halbl.	

ai

1) <i>rain: hein</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
2) <i>palais: säen;</i> <i>affaire: wäre</i>	kein unterschied II, III geschl. l. e	kein unterschied	<i>palais, affaire</i> off. l.; <i>säen, wäre</i> nahezu geschl. l.	<i>palais</i> geschl. e; <i>säen</i> halboffen; <i>affaire, wäre</i> off.

¹ „sämtliche hellen a sind nicht ganz rein hell: die tiefen a neigen nach o.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
au				
1) <i>frau</i>	a (II tiefes a) + u, viell. o	a + off. u	l. a + off. o	a + u
2) <i>bau</i> : <i>frau</i>	} kein unterschied	} kein unterschied	} kein unterschied	} kein unterschied.
3) <i>die braut</i> ; <i>er braut</i>				
ä				
1) 1. <i>sätze</i>	sehr offenes k. e	off. k. e	offen k.	offen k.
2. <i>säen</i>	off. l. e (II gschl. ¹ .)	off. l. e	geschl. l. ¹	fast geschl. l.
2) 1. <i>wärter</i>	} wie 1)	off. k. e (<i>Werther</i> geschl. ¹ halbl.)	offen l.	halboffen halbl. (<i>Werther</i> off. l.)
2. <i>wäre</i>		fast geschl. l.	geschl. l.	offen l.
3) <i>sätze</i> : <i>setzen</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
4) <i>säen</i> : <i>wäh- len</i> : <i>sehen</i>	<i>wählen</i> wie <i>säen</i> ; <i>sehen</i> gschl. l. e	<i>wählen</i> = <i>säen</i> ; <i>sehen</i> gschl. l.	} geschl. l.; <i>her</i> offen l.	} fast geschl. l.
5) <i>wäre</i> : <i>wäh- ren</i> : <i>her</i>	<i>währen</i> wie <i>wäre</i> ; <i>her</i> gschl. l. e	<i>her</i> = <i>wäre</i> ; <i>wäh- ren</i> offen l.		
6) 1. <i>hätscheln</i> , <i>kartätsche</i>	offenes e (II <i>hät- scheln</i> seh. offen)	<i>hätscheln</i> offen k., <i>kartätsche</i> offen l.	<i>hätscheln</i> offen k.; <i>kartätsche</i> off. l.	<i>hätscheln</i> halboff. l.; <i>kartätsche</i> offen k.
2. <i>nächste</i>	} off. l. e (II gschl. l. e)	} offen l.	} offen l.	} geschl. l.
3. <i>städte</i>				
äu				
<i>bäume</i> : <i>mäu- se</i> : <i>freude</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
e				
1) 1. <i>essen</i>	sehr offen k.	offen k.	halboffen k.	offen k.
2. <i>see</i>	geschl. l. ¹	geschl. l. ¹	geschl. l. ¹	geschl. l. ¹
2) 1. <i>berg</i>	halboffen (II sehr offen)	} wie 1)	halboffen l.	offen halbl.
2. <i>sehr</i>	geschl. l.		geschl. l.	geschl. l.
3) <i>essen</i> : <i>setzen</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
4) <i>see</i> : <i>legen</i> : <i>drehen</i> (<i>feh- len</i> , <i>selig</i> , <i>genehm</i> , <i>be- quem</i>)	geschl. l. (II <i>legen</i> , <i>fehlen</i> off. l.); <i>ge- nehm</i> off. l.	kein unterschied	geschl. l.; <i>drehen</i> halboffen l.	kein unterschied
5) <i>sehr</i> : <i>her</i> : <i>heer</i> : <i>schwer</i> (<i>leer</i> , <i>sehre</i>): <i>er</i> . <i>dir</i> (betont: <i>barriere</i> , <i>des- sert</i>)	geschl. l.; <i>er</i> , <i>der</i> halboff. l. (II diese sehr o.)	geschl. l.; <i>her</i> , <i>bar- riere</i> . <i>dessert</i> halb- offen l.; <i>er</i> , <i>der</i> offen k.	geschl. l. (<i>bar- riere</i> , <i>dessert</i> in schneller aus- spr. halboff. l.); <i>her</i> , <i>der</i> offen l.	geschl. l.; <i>er</i> , <i>der</i> offen l.; <i>dessert</i> halboffen l.
6) 1. <i>es</i> . <i>des</i> be- tont), <i>weg</i>	—	offen k.	ffen ..	offen k.

¹ Die geschlossenen e zeigen i-nachklang.

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
2. <i>jenseit, be- redt, hered- samkeit</i>		<i>jenseit</i> offen k., <i>be- redt</i> geschl. l.	<i>jenseit</i> offen k.; <i>beredt</i> geschl. l.	<i>jenseit</i> offen k.; <i>beredt</i> geschl. l.
3. <i>packet</i>		geschl. l.	geschl. l.	geschl. l.
4. <i>erde, erst, geberde, herd, herde, Herder, pferd, schwert, werden</i>		offen k.; <i>erst</i> ge- schl. l.; <i>geberde, herd, herde</i> halb- offen l.	offen l.; <i>geberde, pferd</i> halboffen l.; <i>Herder</i> halb- offen halbl. <i>herd(e), schwert</i> geschl. l.	geschl. l.; <i>erde</i> offen halbl.; <i>Herder, werden</i> offen k.
5. <i>kebsweib, krebs</i>		} geschl. l.	<i>kebsweib</i> offen k.; <i>krebs</i> geschl. l.	} geschl. l.
6. <i>Holtwig</i>				
7. <i>Dresden</i>			halboffen (affek- tiert: offen) halbl.	
7) <i>elſ</i>	—	offen halbl.	halboffen k.	offen k.
8) <i>depot, re- doute</i>	—	<i>depot</i> geschl. halbl.; <i>redoute</i> = <i>ɔ</i>	} = <i>ɔ</i> , ohne lippenrundung	<i>depot</i> geschl. l.; <i>redoute</i> = <i>ɔ</i>
9) 1. <i>Circé</i>	—	= <i>ɔ</i>		
2. <i>Achilles</i>	—	offen k.	offen k.	offen k.
10) 1. <i>be-, ge-</i>	—	= <i>ɔ</i> und geschl. k, e	= <i>ɔ</i> m. geringer neigung zu <i>ö</i>	= <i>ɔ</i>
2. <i>er-, ver-, zer-</i>		offen k.	offen k.	offen k.
11) 1. <i>-e</i> (unbet- ont)	—	= <i>ɔ</i>	} = <i>ɔ</i> , je nach vorherg. kons. mehr o. wenig neigung zu <i>ö</i>	= <i>ɔ</i>
2. <i>-el, elu</i> etc.		silbiges <i>l</i>		
3. <i>-en</i> (amen, <i>elen?</i>), <i>-end</i> (<i>elend?</i>)		<i>e</i> = <i>ɔ</i> ; <i>elen, elend</i> offen k.	= <i>ɔ</i> , sehr schw.; ¹ in <i>amen</i> eigtl. nur noch <i>m + n</i> ; <i>elend</i> off. k.	= <i>ɔ</i> ; <i>clend</i> off. k.
4. <i>-er</i> etc.		} <i>e</i> = <i>ɔ</i>	sehr offen, <i>ä</i> -laut	= <i>ɔ</i> ; oft offen k.
5. flexions- <i>-es, -est</i>				= <i>ɔ</i> ²
ei				
1) <i>bein</i>	<i>a + i</i>	<i>a + i</i>	<i>a + i</i>	<i>a + i</i>
2) <i>bein; mein</i>	} kein unterschied	} kein unterschied	} kein untersch.	} kein untersch.
3) <i>die zeit; er verzicht</i>				
eu				
1) <i>freude</i>	<i>o + ü</i>	off. <i>o + i</i>	off. l. <i>o</i> + off. k. <i>i</i>	off. <i>o + i</i>
2) <i>freude; beule</i>	} kein unterschied	} kein unterschied	<i>beule</i> off. <i>o</i> + sehr off. getrübt <i>ü</i>	} kein untersch.
3) <i>hent; es rent</i>				

¹ in II, III bis zur völligen verstummung.² in II, III *-est* = *st*; in III z. b. *fisches* = *fisch*.

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.	
i					
1) 1. <i>lippe</i>	offen k.	offen k.	offen k., nachl. art., etwas nach geschl. <i>e</i> neigd ¹	offen k.	
2. <i>bibel</i>	geschl. I.	geschl. I.	geschl. I.	geschl. I.	
2) 1. <i>wirr, irrt</i>	} wie 1)	offen k.	} <i>wirr</i> nach <i>ü</i> ngd.; <i>irrst</i> offen. <i>i</i> ; beide k.	} wie 1)	
2. <i>wir, studirt</i>		geschl. I.			geschl. I.
3) 1. <i>hin</i>	offen k.	offen k.	offen k.	offen k.	
2. <i>wider</i>	geschl. I.	geschl. I.	geschl. I.	geschl. I.	
3. <i>distel, liste</i> etc.	offen k. (II <i>distel</i> auch geschl. I.)	} offen k.	<i>distel</i> geschl. I.;	offen k.	
4. <i>nische</i>	geschl. I. (II auch off. k.)		geschl. halbl.	<i>liste</i> offen. k. <i>i</i> (nach <i>ü</i> hin)	geschl. I. (II zu- meist offen k.)
5. <i>clique</i>	offen k.	} geschl. I.	offen k.	offen I.	
6. <i>musik,</i> <i>granit, prin-</i> <i>zip, hospiz</i> etc.	} geschl. I.		geschl. halbl.;	<i>hospiz</i> geschl. I.	geschl. I.
7. <i>artikel, ka-</i> <i>pitel</i> etc.			geschl. I.	<i>artikel</i> geschl. I.;	<i>artikel</i> geschl. I.;
8. <i>titel</i>			geschl. I.	halbl.; <i>kapitel</i> offen k.	<i>kapitel</i> offen k.
4) 1. <i>immer</i>	offen k.	geschl. I.	geschl. I. (II off. k.)	geschl. I.	
2. <i>kissen,</i> <i>spritzen,</i> <i>wirklich</i>	offen k. (III nach <i>ü</i> neigend)	offen k.; <i>wirklich</i> getrüb., nach <i>ü</i>	offen k.; <i>wirk-</i> <i>lich</i> getrüb., nach <i>ü</i>	offen k.	
5) <i>binom, zit</i>	geschl. I.	geschl. halbl.	<i>binom</i> geschl. I.;	geschl.	
			<i>zit</i> off. k. <i>i</i> , nach <i>ü</i> neigd.		
6) <i>plastik</i> etc.	offen k.	offen k.	offen k.	offen k.	
ie					
1) <i>liebe; friede;</i> <i>bibel</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	
2) 1. <i>gieb</i> <i>giebst, giebt</i> (<i>gib, gibst,</i> <i>gibt</i>)	} geschl. I. <i>i</i>	} geschl. I. <i>i</i>	} geschl. I. <i>i</i>	} geschl. I. (II, III offen k.)	
2. <i>dienst</i>					
3. <i>dienstag</i>					
4. <i>viertel,</i> <i>vierzehn</i>					offenes k. <i>i</i>
5. <i>vierteilen</i>	} geschl. I. <i>i</i>	geschl. I. <i>i</i>	geschl. halbl. <i>i</i>	geschl. I.	
6. <i>vielleicht</i>		geschl. I. <i>i</i>	geschl. k. <i>i</i>	geschl. halbl.	
7. <i>fi(e)ng,</i> <i>gi(e)ng,</i> <i>hi(e)ng</i>		offenes k. <i>i</i>	off. k. <i>i</i>	offenes k. <i>i</i> (II, III nach <i>ü</i> nei- gend) ²	offen k.

¹ „Das *i* in *rinne* geht in offenes *e* über, also *renne*“.

² „Niedlich wird ganz dialektisch *nüddlich* gesprochen“.

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
o				
1) 1. <i>ross</i> 2. <i>rose</i>	offen k. geschl. l.	offen k. nicht ganz geschl. l.	offen k. geschl. l.	halboffen k. geschl. l.
2) 1. <i>hört</i> 2. <i>bohrt</i>	} wie 1)	} wie 1)	offen l. geschl. l.	offen halbl. geschl. l.
3) 1. <i>ob, von</i> 2. <i>Robert</i> 3. <i>Bodmer</i> 4. <i>schlosse</i>	offen k. geschl. l. offen k. plur. offen k., we- nig gebräuchl.	offen k. } geschl. l. } offen k.	offen k. geschl. l. } offen k.	offen k. } geschl. l. } offen k.
5. <i>Fost</i> 6. <i>Sokrates</i> 7. <i>obst, p. obst</i> 8. <i>knoblauch</i> 9. <i>grob</i> (<i>grobe</i>)	} geschl. l. offen k. offen k. (geschl. l.)	halbgeschl. l. } geschl. l. offen k. (geschl. l.)	} geschl. l. offen k. offen k. (geschl. l.)	geschl. l. halboffen l. geschl. l. offen k. offen k. (geschl. l.)
10. <i>gehorsam</i> 11. <i>hof, lob</i> etc.	geschl. l. offen k.	} geschl. l.	geschl. l. <i>hof</i> geschl. l. (II, III offen k.); <i>lob</i> offen k.	offen k. geschl. l., oft offen k., <i>lob</i> offen k.
4) <i>oa</i> in <i>toast</i>	geschl. l. <i>o</i>		geschl. l. <i>o</i>	geschl. l., häufig <i>oá</i>
5) <i>sodann, do- tiren</i> etc.	halboffen	<i>sodann</i> halboff. k., <i>dotiren</i> geschl. l.	nach <i>u</i> hinneigd.	<i>sodann</i> geschl. halbl.; <i>dotiren</i> geschl. l.
oi				
<i>Boitzenburg</i> etc. : <i>freude</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
ö				
1) 1. <i>götter</i> 2. <i>höhnen</i>	— —	offen k. } mittlere geschl. l. } lippen- rundung	offen k. } zunge zl. geschl. l. } starke. lippen bei 1. } fast	offen k. } geschl. } lippen mittel- gerund.
2) 1. <i>wörter</i> 2. <i>hörte</i>	— —	} wie 1)	offen k. } keine, geschl. } bei 2. l. } mittlere } rundung	} wie 1)
3) 1. <i>Öst(er)- reich, rösten</i> 2. <i>behörde</i>	— —	<i>Österreich</i> geschl. k.; <i>rösten</i> offen k. geschl. l.	<i>Österreich</i> geschl. l.; <i>rösten</i> off. k. geschl. l.	<i>Österreich</i> geschl. l.; <i>rösten</i> off. k. geschl. l.
u				
1) 1. <i>mutter</i> 2. <i>gut</i> 2) 1. <i>furt</i> 2. <i>ihr fuhr</i>	offen k. } geschl. l.	offen k. } geschl. l.	offen k., (nach <i>o</i> neigd. halboffen l. } geschl. l.	offen k. geschl. l. } wie 1)

	13. NEU-VOR-POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES-LAND. SCHLESWIG.
3) 1. <i>russ</i> (<i>fuss, gruss</i>); <i>muss</i> (vb.) 2. <i>schuster, wust</i> (<i>husten</i>)	<i>russ</i> halboff.; <i>fuss, gruss</i> geschl. l.; <i>muss</i> offen k.	} geschl. l.; <i>muss</i> offen halbl.	<i>russ, muss</i> k. o; <i>fuss, gruss</i> halboffen l. <i>geschl. l. husten</i> (offen k.)	<i>russ, muss</i> offen k.; <i>fuss, gruss</i> geschl. l. geschl. l.
3. <i>zur</i> 4. <i>geburt</i>	offen k.			
5. <i>Ludwig</i> 4) <i>Sudeten</i> etc.	} geschl. l. halboffen	geschl. halbl. halboffen k.	geschl. l. offen l., nach o neigend offen k. halboffen k.	} geschl. l.

ü

1) 1. <i>hütte</i> 2. <i>hühner</i> .	—	} mittlere lippen-rundung wie i)	offen k. ¹ geschl. l. } geschl. l., fast ö	offen k. geschl. l. } wie i)
2) 1. <i>fürst</i> 2. <i>fürst</i>	—			
3) <i>düster, nüster, rüster</i>	—			

y

1) 1. <i>Hyksos, Sibylle, Ägypten</i>	<i>Hyksos</i> k. ü; <i>Sibylle, Ägypten</i> k. i	<i>Hyksos</i> k. ü; <i>Sibylle</i> k. i mit schwach. lippen-rundung; <i>Ägypten</i> off. k. i	<i>Hyksos</i> k. ü; <i>Sibylle, Ägypten</i> k. i	<i>Hyksos</i> k. ü; <i>Sibylle, Ägypten</i> k. i
2. <i>typus, asyl, physisch</i>	<i>typus, physisch</i> l. ü; <i>asyl</i> l. i	<i>typus, physisch</i> l. ü; <i>asyl</i> l. i	<i>typus, physisch</i> l. ü; <i>asyl</i> l. i	<i>typus</i> l. ü; <i>asyl physisch</i> l. i
2) <i>myrte</i>	} = i	trüber ü-laut, k.	offen k. i	k. ü
3) 1. <i>physik, zylinder</i> 2. <i>system, klystier</i>		<i>physik</i> = ü; <i>zylinder</i> = i halbl. i	<i>physik</i> off. k. ü; <i>zylinder</i> off. k. i	<i>physik</i> off. k. ü; <i>klystier</i> off. k. ü
4) <i>satyr</i> etc	k. ü	k. ü	offen. k. i	k. ü

K O N S O N A N T E N.

b

1) 1. <i>bei</i>	—	} sth. bil. vschl. = b	} = b, fängt stl. an; stimmton setzt erst später ein und hält zl. lange an = b (fast <i>bolei, brei</i>) = b stl. lenis = β	} sth. vschl. = b
2. <i>blei, breit</i>	—			
3. <i>über</i>	—			
4. <i>übrig, übler</i>	—			

¹ „Geringe lippen- und zungenrundung.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.	
5 <i>lieblich</i>	—	} stl. lenis = \dot{b}	} stl. lenis = \dot{b}	} stl. lenis = \dot{b}	
6 <i>licht</i>	—				
7 <i>lieh</i>	—	} stl. vl. = p	} = p	} = \dot{b}	
8. <i>abdanken</i>	—	} stl. lenis = \dot{b}			
9. <i>abtakeln</i>	—	stl. vl. = b	$bd = \dot{h}d$	} = \dot{b}	
2) 1. <i>rohbe</i>	—	nahezu stl. lenis = \dot{b}	= \dot{b}	= \dot{b}	
2. <i>abbitten</i>	—		= \dot{b}	= $\dot{b}\dot{b}$	
ch					
1) <i>bach, loch,</i> <i>buch</i>	stl. gutt. rbl. = c	stl. gutt. rbl. = c ; verschiebg. mini- mal	gutt. = c , nahe d. grenze d. harten gaumens; von a nach u (wenig) nach hinten rückend	gutt. = c	
2) 1. <i>büche,</i> <i>becher, sicher,</i> <i>löcher, bücher,</i> <i>solch, lerche,</i> <i>manch</i>	stl. pal. rbl. = ζ	stl. pal. rbl. = ζ ; <i>manch</i> gutt. = c	pal. = ζ , mit ger. verschiebung; <i>solch</i> weiter zu- rück als <i>manch</i> ; <i>lerche</i> gutt. c	pal. = ζ ; <i>manch</i> annäherng. an \dot{s}	
2. <i>mamachen,</i> <i>Ottochen</i>	stl. gutt. rbl. = c	stl. gutt. rbl. = c	} = c	= ζ	
3) 1. <i>Achilles</i>	} stl. pal. rbl. = ζ	stl. gutt. rbl. = c ; zuweilen $c + \zeta$		} = ζ	= c
2. <i>Richard</i>		stl. pal. rbl. = ζ	= ζ		
4) <i>höchst,</i> <i>nächst</i>		stl. pal. rbl. = ζ ; zuw. schiebt sich hinter ζ ein t ein	} = ζ		= ζ ; <i>höchst</i> auch mit gst
5) <i>-liche,</i> <i>-licher</i> etc.	stl. pal. rbl. = ζ	} = ζ			
6) 1. <i>China</i> etc.	stl. pal. rbl.: <i>cha-</i> <i>müleon</i> stl. pal. rbl. oder k ; <i>cho-</i> <i>lera</i> = k		} = $t\dot{s}$	} = \dot{s}	
2. <i>check,</i>	<i>check</i> = \dot{s} ; <i>Chile</i> stl. pal. rbl.	<i>check</i> = \dot{s} ; <i>cha-</i> <i>müleon</i> = \dot{s} oder $t\dot{s}$			= \dot{s}
3. <i>Chile</i> <i>guttapercha</i>	stl. pal. rbl. = ζ	gutt. = c			= ζ
d					
1) <i>du</i>	—	} sth. vl. = d	} stl. lenis = \dot{d}^1	} = d	
2) <i>drei</i>	—				
3) <i>leider</i>	—	} stl. vl. = t	} = t	} = t	
4) <i>leid</i>	—				
5) <i>leidlich</i>	—	} stl. lenis = \dot{d}	} = \dot{d}	} = d	
6) <i>leidwesen</i>	—				

¹ „An den alveolen mit zungensp.-art., zunge liegt gering a. gaumen an; schwach.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.			
7) <i>leidthun</i>	—	} stl. lenis = <i>ǵ</i> } sth. vl. = <i>d</i>	= <i>t</i>	} = <i>ǵ</i> , durch <i>thun</i> beeinflusst } = <i>d</i>			
8) <i>kleidsam</i>			= <i>d</i>				
9) <i>adjektiv, ad- jutant, ad- verb</i>			<i>adjektiv</i> = <i>t</i> ; <i>ad- jutant</i> = <i>d</i> ; <i>ad- verb</i> = <i>d</i>				
10) <i>trodtef</i>			= <i>d</i>				
11) <i>mastlarm</i>		<i>s</i> : <i>d</i>	<i>s</i> + <i>d</i>				
12) <i>söldner, wandnische</i>		<i>söldner</i> sth. vl. = <i>d</i> ; <i>wandnische</i> stl. l. <i>d</i>	<i>söldner</i> = <i>ǵ</i> ; <i>wandnische</i> = <i>d</i>				
<i>f</i>							
1) <i>finden</i>	—	} stl. labiod. vl. = <i>f</i>	} stl. labiod. = <i>f</i> , zieml. schlaff	} stl. labiod. = <i>f</i>			
2) <i>finden</i> : <i>grafen</i> : <i>schlafen</i> : <i>haft</i> : <i>hoffen</i>							
3) <i>briefe, stiefel, teufel</i>		stl. labiod. vl. = <i>f</i>	wie vorher	= <i>f</i>			
4) <i>auffinden</i> : <i>g</i>		einfaches <i>f</i>	einfaches <i>f</i>	einfaches <i>f</i>			
1) 1. <i>ganz, gott, gut</i>	—	} sth. gutt. vl. = <i>g</i>	} sth. gutt. vl. <i>g</i> ; stimmton setzt erst n. d. an- schlag ein; ge- ringe verschie- bung (vgl. <i>ch</i>) } = <i>g</i> , weiter vom art.: <i>gön- nen, güte</i> mit <i>e-, i-</i> art.	} gutt. <i>g</i>			
2. <i>gähren, geben, gift, gönnen, güte</i>							
3. <i>gleich, Gnesen, gross</i>							
4. <i>guitarre</i>							
2) 1. <i>legal, re- giren</i>					<i>legal</i> gutt. <i>g</i> , sehr weit hinten; <i>re- giren</i> pal. <i>g</i>	wie vorher (ganz sth.)	
2. <i>Riga, Rigi</i>							
3. <i>Aglaja, ograffe</i>							
3) 1. <i>tage</i> 2. <i>siege</i> 3. <i>berge</i>						= <i>g</i>	
4) 1. <i>ewiger</i>					sth. gutt. vl. = <i>g</i> auch rbl. = <i>γ</i>		
2. <i>ew'ger</i> 3. <i>güt'ger</i>					= <i>g</i> sth. pal. rbl. = <i>ϕ</i>		

in langs. spr. =
ϕ; in schm. = ϕ

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
5) 1. <i>segle</i> 2. <i>leugne</i>	—	sth. gutt. vl. = <i>g</i> stl. pal. rbl. = <i>ɣ</i> (auch <i>g</i>)	= <i>g</i> sth. rbl. = <i>j</i>	= <i>j</i> = <i>ɣ</i>
3. <i>lagre</i>		} = <i>g</i> stl. gutt. rbl. = <i>c</i> <i>gn</i> = <i>n</i> + <i>n</i>	} = <i>g</i> = <i>ɳ</i>	= <i>g</i> = <i>g</i> = <i>c</i> = <i>ɳ</i>
6) 1. <i>reglement</i> 2. <i>dogma</i> 3. <i>Agnes</i> , <i>signal</i>				} = <i>g</i>
7) <i>drogue</i> , <i>in- trigue</i>		} = <i>g</i>	} = <i>g</i>	
8) <i>dogge</i> , <i>egge</i>				stl. gutt. rbl. = <i>c</i> , das sehr leicht sth. wird (= <i>j</i>) = <i>c</i> und <i>g</i> = <i>c</i>
9) 1. <i>jagden</i> , <i>mägde</i> 2. <i>bugsiren</i>		= <i>c</i> = <i>ɣ</i> <i>folgt.</i> = <i>j</i> ; <i>sorgt</i> = <i>ɣ</i>	= <i>c</i> = <i>j</i> = <i>ɣ</i> ; <i>trügt</i> = <i>k</i> = <i>k</i>	
10) 1. <i>sagt</i> , <i>logt</i> 2. <i>siegt</i> , <i>trügt</i> 3. <i>folgt</i> , <i>sorgt</i>				= <i>c</i> ; <i>sieg</i> , <i>berg</i> = <i>ɣ</i> (selten = <i>k</i>) = <i>ɣ</i>
11) 1. <i>tag</i> , <i>sieg</i> , <i>berg</i> 2. <i>ewig</i> , <i>gütig</i>		= <i>ɣ</i> oder <i>k</i> stl. l. = <i>g</i> ² , nahe- zu <i>k</i>	} = <i>k</i>	
12) <i>weg</i> (adv.) 13) <i>brigg</i>				} = <i>g</i> <i>chg</i> = <i>c</i> + <i>ɳ</i>
14) 1. <i>fortgang</i> , <i>fortgehen</i> 2. <i>rückgang</i> , <i>zurückgehen</i> 3. <i>nachgang</i> , <i>nachgehen</i>		<i>weggang</i> = <i>ɣ</i> + <i>j</i> mit absetzen der stimme, <i>weggehen</i> selt. <i>k</i> + <i>g</i> (deh. südd. aufenthalt) = <i>z</i>	= <i>k</i> + <i>g</i>	
15) <i>gg</i> in <i>weg- gang</i> , <i>weggehen</i>				= <i>z</i>
16) <i>genre</i> , <i>ban- dage</i>				
h <i>blühe</i> , <i>froher</i>	—	hauchlaut (nicht stumm)	stumm	stumm
j 1) 1. <i>jung</i> , <i>jeder</i>	—	sth. pal. rbl. = <i>j</i>	= <i>j</i> ¹	= <i>j</i>

¹ „Die spitze der zunge berührt zu beiden seiten die eckzähne, in der mitte eine höhlung, der luftstrom strömt in dieser höhlung und zu beiden seiten aus, daher auch die provinzielle vermischung mit dem *ɣ*-laute, die hier fast durchgängig ist.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
2. <i>major</i> 3. <i>boje</i> 2) 1. <i>famille</i> 2. <i>bouteille</i> , <i>chignon</i> 3) <i>ausjäten</i> , <i>durchjam- mern</i> 4) <i>alousie</i> , <i>journal</i> , <i>Jenny</i> 5) <i>jasmin</i>		} sth. pal. rbl. = <i>j</i> unbet. <i>i</i> } -- <i>j</i> = \dot{z} ; <i>Jenny</i> = <i>j</i> = <i>j</i>	} = <i>j</i> unsilb. <i>i</i> <i>bouteille</i> = <i>j</i> oder <i>lj</i> ; <i>chignon</i> = <i>nj</i> <i>ausjäten</i> = <i>g</i> ; <i>durchjammern</i> = <i>j</i> = \dot{z} ; <i>Jenny</i> = <i>j</i> oder \dot{z} = <i>j</i> oder \dot{z}	unbet. <i>i</i> } = <i>j</i> = \dot{z} ; <i>Jenny</i> = <i>j</i> = \dot{s} , das altnhl. sth. wird
k 1. <i>kann</i> , <i>konnte</i> , 1) <i>kunde</i> 2 <i>käse</i> , <i>kehle</i> , <i>kind</i> , <i>kön- nen</i> , <i>kühn</i> 3. <i>klein</i> , <i>kna- be</i> , <i>kraus</i> 2) <i>ruck</i> : <i>dick</i> 3) verwech- lung von <i>k</i> und <i>g</i> 4) <i>kennen</i> : <i>gluckhenne</i>		} stl. vl. = <i>k</i> , mit anflug v. hauchl. zumal am anfg. verschiebung vor- hd. — gutt.: pal. nein <i>kh</i> : <i>kh</i>	} <i>k</i> , art. unmittel- bar vor dem überg. des h. in den w. gau- men; schwach, fast = <i>g</i> ; bei 1. weiter hin- ten als bei 2 wie 1); verschie- bung fast un- merklich nein <i>k</i> : <i>kh</i>	} = <i>k</i> , mit leisem anflug von hauchlaut kein unterschied nein; nur <i>jüthg</i> stark mit <i>k</i> <i>kh</i> : <i>kh</i>
l 1) 1. <i>leib</i> 2. <i>klein</i> 3. <i>feil</i> 4. <i>halt</i> 2) <i>detail</i> , <i>kon- seil</i> , <i>fauteuil</i>		} sth. (an d. alve- olen gebildet frz. ausspr.	} alveolar ¹ <i>il</i> in <i>detail</i> = <i>j</i> (11, 111 <i>l</i>); <i>kon- seil</i> , <i>fauteuil</i> sehr ungebräuchlich (= <i>j</i>)	} sth., an d. al- veol. frz. ausspr.
m 1) <i>amt</i> , <i>ab- machen</i>		nicht stl.	neigung z. stl.- werden in <i>amt</i> , nicht in <i>ab- machen</i>	nicht stl.

¹ „Die spitze der zunge berührt an den alveolen die oberen zähne; die hinterzunge ist leicht gewölbt mit davor liegender einsenkung. Am ende der wörter (*feil*, *hals*) liegt die zunge hinter den alveolen.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
2) <i>am</i> etc. in <i>chambre- garnist. L'hombre</i> etc.	—	frz. ausspr.	= <i>am</i> (ohne frz. nasalirung)	frz. ausspr.
n				
1) <i>ente, Ätna</i>	—	nicht ganz stl.	} alveolar sth.	nicht stl.
2) 1. <i>hanf</i> 2. <i>anbau</i> 3. <i>unglück</i>	—	= <i>m</i> = <i>n</i> = <i>ɲ</i> , zuweilen <i>n</i>		} <i>-men</i> = lg. <i>m</i>
3) <i>en</i> 1. <i>nehmen</i> 2. <i>glauben</i> 3. <i>rufen</i>	—	= <i>ɛn</i> (schn. aus- spr. <i>m</i>) } = <i>n</i>	<i>-ben</i> = <i>bm</i> <i>-fen</i> = <i>fn</i>	
4) <i>en</i> 1. <i>singen</i> 2. <i>sagen</i> 3. <i>rachen</i> 4. <i>gleichen</i>	—	= <i>ɲ</i> } = <i>n</i>	<i>-ngen</i> = lg. <i>ɲ</i> <i>-gen</i> = <i>gɲ</i>	} = <i>n</i>
5) <i>en</i> in <i>fahren</i>	—	= <i>n</i>	} = <i>n</i>	} = <i>n</i>
6) 1. <i>nen</i> in <i>sühnen</i> 2. <i>nunen</i> in <i>sinnen</i>	—	= <i>nen</i> (schn. aus- spr. <i>nn</i>)	} = lg. <i>n</i>	= <i>nnn</i>
7) <i>an</i> etc. in <i>amendement, bassin</i> etc.	—	nasalvokal	<i>n</i> = <i>ɲ</i>	nasalvokal
ng				
1) 1. <i>bange, dinge</i> 2. <i>bang, ding</i> 3. <i>bangst, dingst</i>	—	= <i>ɲ</i> = <i>ɲg</i> = <i>ɲ</i> (ohne <i>k</i>)	= <i>ɲ</i> , am w. gau- men = <i>ɲ</i> , stl. aufhö- rend = <i>ɲ</i>	= <i>ɲ</i> } = <i>ɲ</i>
2) <i>der Ganges</i>	—	= <i>ɲ</i>	= <i>ɲ</i> (wie in <i>des ganges</i>)	= <i>ɲg</i>
p				
1) 1. <i>pein</i> 2. <i>raupe</i> 3. <i>Tarasp</i>	—	= <i>p^h</i> = <i>p</i> = <i>p^h</i>	= <i>p</i> ; schwach, } fast <i>b</i> = <i>p^h</i>	} = <i>p^h</i>
2) verwechs- lung von <i>p</i> und <i>b</i>	—	nein	nein	nein
3) <i>fendel: rapphengst</i>	—	<i>p^h : p^h</i>	<i>p : p^h</i>	<i>p^h : p^h</i>
4) <i>p^f</i> 1. <i>pferd</i> 2. <i>pflügen</i> 3. <i>kämpfen</i>	—	} bilab. <i>p</i> + labiod. <i>f</i> (in nachl. aus- spr. <i>p^f = f</i>) = <i>p^f</i>	} labiod. <i>p^f</i> (II, III = <i>f</i>)	} bil. <i>p</i> + labiod. <i>f</i> (in nachl. ausspr. = <i>f</i>) = <i>f</i>

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
4. <i>apfel,</i> <i>hopfen.</i> <i>kupfer</i> 5. <i>kampf</i> 6. <i>kopf</i> 5) <i>pumpte</i>	—	} — <i>pf</i>	bil. <i>p</i> + labiod. <i>f</i> = <i>f</i> wie 4. stumm	= <i>pf</i> = <i>f</i> = <i>pf</i> stumm
qu 1) <i>q</i> : <i>k</i> 2) <i>u</i> : <i>w</i>	— —	kein unterschied kein unterschied (<i>w</i> labiod.)	kein unterschied kein unterschied (<i>w</i> labiod.)	kein unterschied kein unterschied
r				
1) <i>raten, retten</i>	zungen- <i>r</i> , wenig gerollt (II gar nicht)	zungen- <i>r</i> , schwach artikuliert	gaumen- <i>r</i> ¹	zäpfchen- <i>r</i> = <i>ʌ</i> , schwach gerollt, jedoch bei star- ker betonung zungen- <i>r</i>
2) <i>waren, ehren:</i> <i>harren, irren</i>	—	<i>r</i> : langes <i>r</i>	kein unterschied	zäpfchen- <i>ʌ</i>
3) 1. <i>waren</i> : <i>wagen</i> 2. <i>harren</i> : <i>rachen</i>	—	<i>r</i> : <i>g</i> <i>r</i> : <i>c</i>	<i>r</i> (III stumm) : <i>g</i> <i>ʌ</i> (gerollt) : <i>c</i>	<i>r</i> : <i>g</i> <i>r</i> : <i>c</i>
4) <i>hart, fort,</i> <i>gurt, gärten,</i> <i>lehrt, hirt,</i> <i>wörter gürtel</i>	—	schwach gerolltes zungen- <i>r</i>	stumm od. höch- stens als <i>ʌ</i> zu hören	= <i>r</i> ; allerdings sehr schwach gerollt
5) <i>hart: nacht</i> 6) <i>war, ohr,</i> <i>nur, wer, wir,</i> <i>gehör, für</i> 7) <i>er in feuer,</i> <i>leider, bitter</i>	— — —	<i>r</i> : <i>c</i> { <i>r</i> sehr schwach gerollt (in schn. auspr. = <i>ʌ</i>)	<i>ʌ</i> : <i>c</i> = <i>ʌ</i> , beinahe in <i>a</i> übergehend = <i>ʌ</i>	<i>r</i> : <i>c</i> <i>r</i> , schwach ge- rollt desgl., nahezu <i>ʌ</i>
s				
1) <i>so, sie</i> 2) <i>rose, reise</i>	— —	stl. = <i>s</i> sth. = <i>z</i>	stl. = <i>s</i> ¹ stl. lenis = <i>ʒ</i> , ge- wöhnl. stl. an- fangd. (II, III vollst. stl.)	} = <i>z</i>

¹ „Das *r* ist in allen fällen nur ein reibegeräusch, das durch den weichen gaumen und die hinterzunge erzeugt wird, nicht gerollt oder doch nur ganz wenig, von *ch* in *ach* nur dadurch geschieden, dass hier auch das geringe rollen fehlt. (Das zäpfchen ist durch diphtheritis fast auf die hälfte reduziert und schwingt nicht.)“

¹ „Charakteristische neigung, *s* und *sch* nur stimmlos zu sprechen!“ — Bei *s*: „die lippen zurückgezogen, das vorderblatt der zunge stösst an die alveolen, die spitze an die zähne, die zunge sonst glatt. Die reibung und das zischen findet an den vorderen schneidezähnen statt.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
3) <i>grosse, ge- nisse</i>	—	} = s	} = s	} = s
4) 1. <i>geschosse, wissen</i>	—			
2. <i>rosse, ge- wisse</i>	—			
5) 1. <i>gross</i>	—			
2. <i>geschoss</i>	—			
3. <i>ross</i>	—			
6) 1. <i>skizze</i>	—			
2. <i>list</i>	—			
3. <i>maus</i>	—			
7) <i>c in sauce, kaprice</i>	—			
8) 1. <i>linse</i>	—	= z	= z	
2. <i>erbse, häcksel</i>	—	= s	= s	
9) 1. <i>absicht, labsal, lichtseite</i>	—	} = s	<i>absicht</i> = z; d. = s; <i>labsal</i> = z and. = s	
2. <i>aussehen</i>	—		<i>ss</i> = s	= s
10) <i>durch- suchen</i>	—	} = s	= s	= z
11) <i>er liest, das häschen</i>	—		<i>liest</i> = s; <i>häschen</i> stl. lenis = z	<i>liest</i> = s; <i>häschen</i> = z
12) <i>salon, sauce</i>	—	= s		<i>salon</i> = s; <i>sauce</i> = z
13) 1. <i>sprechen, stehen</i>	—	= s, zuweilen <i>š</i> (süddeutsch. ein- fluss)	= s (II, III be- wahren noch fester ihr s als die gebildete spr.)	= <i>š</i> ; der laut be- ginnt mit s, geht in <i>š</i> über; <i>stehen</i> sofort <i>št</i> oder nur <i>st</i>
2. <i>espe, kiste</i>	—	} = s	} = s	} = s
3. <i>Tarasf. ist</i>	—			
14) <i>ausschlag, hausschlüssel</i>	—	<i>ausschlag</i> nur <i>š</i> ; <i>hausschlüssel</i> zu- weilen s + <i>š</i>	in <i>ausschlag</i> bei- nahe stimmig; in <i>hausschlüssel</i> nicht	s stimmig; nur bei langs. spr. s + <i>š</i>
15) <i>inspektor, Konstantin, konstruiren</i>	—	= s	= s	<i>inspektor</i> = <i>š</i> ; <i>Konstantin, kon- struiren</i> = s
sch				
1) <i>schaden, schön, fisch</i>	einfacher laut = <i>š</i> , zungensp. nach den alveol. ge- hoben, lippen vor- gestülpt (auch II, III)	= <i>š</i> , stark akzt.	= <i>š</i> ¹	= <i>š</i> , stark

¹ „Die zunge lässt an beiden seitenreihen der zähne den luftstrom passieren, reibung an den zahnreihen; die mitte der zunge bildet eine längliche höhlung, die spitze

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
2) <i>schlagen, schmeissen, schneiden, schwimmen</i>	wie 1)	= <i>ɛ</i> , stark akz.	wie 1) ¹	= <i>ɛ</i> , stark
<i>t</i>				
1) 1. <i>teuer</i> 2. <i>treu</i> 3. <i>raten</i> 4. <i>rat</i> 5. <i>retten</i> 6. <i>mitteilen</i> 7. <i>Atma, hartnäckig</i>	—	} stl. dental, fast alveolar; am anfang = <i>tʰ</i> , sonst <i>t</i>	} = <i>t</i> (art. wie <i>d</i>), nicht zu stark (II, III stl. lenis = <i>d</i>)	} = <i>tʰ</i> ; im inl. u. in <i>Atma, hartnäckig t</i>
2) verwechslg. von <i>t</i> und <i>d</i>	—			
3) <i>tausend: rat-haus</i>	—	<i>tʰ : th</i>	<i>t : tʰ</i>	} = <i>tʰ</i>
4) <i>stehen</i>	—	= <i>t</i>	= <i>t</i>	
<i>v</i>				
1) <i>viel: finden</i>	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
2) <i>brave</i>	stl. = <i>f</i> (II, III = <i>v</i>)	= <i>f</i>	= <i>f</i>	} = <i>v</i>
3) <i>vikar, vokal</i>	sth. = <i>v</i>	= <i>v</i>	<i>vikar</i> = <i>v</i> ; <i>vokal</i> = <i>v</i>	
4) <i>pulver, sklave</i>	= <i>f</i> (II, III = <i>v</i>)	<i>pulver</i> stl. lenis = <i>v</i> ; <i>sklave</i> = <i>v</i>	= <i>v</i>	
<i>w</i>				
1) <i>was, wer</i>	—	sth. labiod. rbl. = <i>v</i>	sth. labiod. = <i>v</i>	= <i>v</i>
2) 1. <i>schwarz</i> 2. <i>zwar</i>	—	} bilab. rbl. = <i>w</i>	} stl. labiod. = <i>f</i>	} = <i>w</i> ; nachl. = <i>v</i>
3) <i>ewig, löwe</i>	—			
4) 1. <i>rückweg</i> 2. <i>aufwecken</i>	—			
<i>z</i>				
1) <i>zu, zwei: ts</i>	—	kein unterschied	kein unterschied	kein unterschied
2) <i>reizen, reiz</i>	—	} = <i>ts</i>	} = <i>ts</i> ; <i>sz</i> in <i>szene</i> auch = <i>ts</i> u. <i>s</i>	} = <i>ts</i>
3) <i>sitzen, witz</i>	—			
4) <i>szepter, scene</i>	—			
5) <i>lanze, holz</i>	—			

ist etwas nach unten geneigt und um fingers breite von den zähnen entfernt. Lippen vorgestülpt.“

¹ „Dänen sprechen *slagen, sniden* und am deutlichsten *fleis* statt *fleisch*.“

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
SYNT H E T I S C H E S.				
1) allgemeine artikulationsbasis	—	zungen- u. lippenhaltung wenig energisch. rundng. gering	zungenhaltung nachl.; daher neigung zu off. vokalen. ntl. <i>a</i> ; geringe thätigk. der lippen, daher schlechte <i>ö</i> und <i>ü</i>	zunge und lippen mittlere energie. rundung mittel-mässig
2) hauptakzent u. akzentuation im allgemeinen	hauptakz. stark; akzent. im allgemeinen energisch	hauptakzt. i. zsh. nicht stark; die ausspr. einzelner wörter lässt ihm deutlicher hervortreten	geringe akz. der hauptsilbe, langsame sprechweise, keine energische akzentuation ¹	hauptakz. mässig stark
3) <i>r</i> für andere vokale als <i>e</i>	(II, III z. b. <i>o</i> in <i>rektor</i> , <i>pastor</i>)	nein	z. b. umbet. <i>i</i> in <i>herrin</i> ; <i>ie</i> in <i>die</i> , <i>sie</i> , <i>o</i> in <i>rektor</i> etc.	nein
4) tonfall z. b. in: <i>Wasser</i> , <i>Heiligung</i> , <i>Die sonne scheint</i> , <i>Scheint die sonne?</i>	—	<i>wasser</i> kl. terz; <i>heiligung</i> quart. gr. terz; <i>Die sonne scheint</i> quarte, gr. terz, prime; <i>Sch. die sonne?</i> sekunde, prime, quinte	<i>wasser</i> (ohne bestimmte oktave und tonhöhe) g, e; <i>heiligung</i> g, f, c; <i>Die sonne scheint</i> c, g, g, c; <i>Scheint die sonne?</i> c, e, g, g	<i>wasser</i> gr. terz, nahezu quarte; <i>heiligung</i> quarte, terz, prime; <i>Die sonne scheint</i> pr., quinte, quarte prime; <i>Scheint die sonne?</i> quarte, quarte, sekunde, quinte
5) <i>ā</i> : <i>ä</i> etc. (wie oft <i>dä</i> , wie oft <i>da</i> in 5 sek.?)	<i>dā</i> 25 mal; <i>dā</i> 20 mal	<i>dā</i> 27 mal; <i>dā</i> 21 (19) mal	<i>dā</i> 23 bis 24 mal; <i>dā</i> 15 bis 16 mal	<i>dā</i> 25 mal; <i>dā</i> 13 mal
6) <i>att</i> : <i>ät</i> etc. (wie oft <i>ratte</i> , wie oft <i>rote</i> in 5 sek.?)	<i>ratte</i> 20 mal; <i>rate</i> 15 mal	<i>ratte</i> 19 mal; <i>rate</i> 15 mal	<i>ratte</i> 13 bis 14 mal; <i>rate</i> etwa 12 mal (dauer der v. schl.-bildg. bei <i>rate</i> $\frac{1}{12}$ sek., <i>ratte</i> $\frac{1}{14}$ sek., <i>notthun</i> $\frac{5}{10}$ sek.)	<i>ratte</i> 16 mal; <i>rate</i> 12 mal
7) dauer d. vorlesens der <i>notiz</i> d. frbg. bei mittlerer geschwindigkeit	25 sekunden	30 sekunden	32 sekunden	35 sekunden

¹ Diese angaben sind nur von individueller bedeutung.

	13. NEU-VOR- POMMERN (GREIFSWALD).	14. HOLSTEIN (SEGEBERG).	15. SCHLESWIG (FLENSBURG).	16. { OSTFRIES- LAND. SCHLESWIG.
8) wo hier beim vorlesen kehlkopfver- schlusslaut?	—	'auskunft, 'unbe- fangenen, 'orts- 'aussprache, 'an- geben, mund'art- liche. 'im, munt- 'art	'auskunft, 'über, 'I. 'angaben, 'et- wa. 'über, 'und, mit' angeführt. U. und	'auskunft, 'über, 'orts-'aussprache, mund'artliche, 'umgangs- sprache, mund- 'art, U. und (hier deutl. kehlkopf- laut; weniger vor 'unbefange- nen, 'angaben, ... II 'oder III)
9) artikulation von <i>pt</i> in <i>kneipte, ht</i> in <i>lebte, tk</i> in <i>hat</i> <i>kein, kt</i> in <i>akte, ckb</i> in <i>deckbett, ptk</i> in <i>hauptkunst-</i> <i>stück</i>	—	der verschluss und die trennung der kons. nicht stark markirt; die arti- kul. gehen in einander über	vschl.-bildg. des 2. lautes tritt stets schon wäh- rend d. 1. vschl. ein; der 1. vschl. gleitet in den 2. über; in <i>ptk</i> ist <i>t</i> sehr wenig zu hören. die lau- te gleiten in einander über	der verschl. und die trennung der kons. wird schrf. markirt
10) gleitlaut in 1. <i>blau, drei,</i> <i>gleich, knie,</i> <i>preis, qual,</i> <i>schlau, tren,</i> <i>zwei</i> 2. <i>elf, milch,</i> <i>fünf, tulpe</i>	—	} nein	in <i>kne, preis, qual</i>	in <i>blau, drei,</i> <i>gleich, qual, tren</i>
11) nasalirung des vokals vor nasalkonsonant (<i>kam, ihn</i>)	—		nein	nein

Marburg.

W. VIETOR.

DARSTELLUNG DES NIEDERLÄNDISCHEN LAUTSYSTEMS.

Wie in allen ländern, so werden auch in den Niederlanden verschiedene dialekte gehört, und genau genommen ist „das niederländische“ etwas nicht-bestehendes, d. h. es gibt keinen ort irgendwo in den Niederlanden, wo die sprache im munde des volkes in jeder hinsicht genau mit dem einem jedem, der „richtig“ zu sprechen wünscht, vorschwebenden ideal übereinstimmt. Aber dass ein solches ideal als mehr oder wenig scharf gezeichnetes bild jedem gut erzogenen und in anständigen kreisen verkehrenden sprecher vorschwebt, ist nicht zu läugnen, und man darf sagen, dass, abgesehen von einigen städtischen eigentümlichkeiten, die einwohner des südens der provinz Nord-Holland und der ganzen provinz Süd-Holland, m. a. w. der gegend von Amsterdam und Haarlem einerseits bis Rotterdam andererseits, das niederländische am reinsten sprechen. Es berechtigt dies geographische faktum den namen „holländisch“ statt „niederländisch“, wie er in der geläufigen rede *immer* gebraucht wird. Nur in schul-, gelehrten- und wörterbüchern findet man *nederlandsche taal*.¹

Dies „ideal“ werde ich hier zu schildern versuchen, indem ich beschreiben und am schlusse durch proben erläutern werde, was ich einem fremden, der holländisch möchte sprechen lernen, beizubringen versuchen würde, damit er womöglich nach völliger bemeisterung des angedeuteten unter holländern als landsmann passiren könnte.

Nach dem, was Passy in dieser zeitschrift (I, s. 19—21) über die berechtigung eines solchen verfahrens gesagt, könnte ich seine an den schluss der einleitung gestellten worte (*mutatis mutandis*) wiederholen:

¹ Es soll hiermit nicht der *ursprung* des namens besprochen sein; *nur* seine sprachliche berechtigung.

Kurz gesagt: der dialekt, den ich schildere, ist das holländisch, wie ich es jetzt spreche; aber dieses ist nicht immer meine *natürliche* aussprache, sondern eine zum teil natürlich erlernte, zum teil durch schulung aufgedrungene, zum teil durch eigene wahl angenommene aussprache.

Es verpflichtet mich aber mein aufenthalt in England noch zu der bemerkung, dass — weil ich mir der gefahr, dass diese aussprache zu sehr vom englischen beeinflusst wäre, sehr wohl bewusst war — ich ausschliesslich zur kontrollirung meines lautsystems im vorigen sommer die städte den Haag, Leiden, Haarlem und Amsterdam besucht habe und hier nur das aufschreibe, was ich damals wirklich gehört zu haben glaube.

Es ist bisher noch nur sehr wenig über holländische phonetik geschrieben: ausser dem, was man bei Sweet finden kann, in seinem *Handbook of phonetics* (s. 139 — 144) und an verschiedenen stellen in seiner *History of English sounds* (Clar. Press 1888), kenne ich nur Donders, *Physiologie der spraakklanken* (Utrecht 1870; vergriffen), Land, *Over uitpraak en spelling voornamelijk in de nederlandsche taal* (Amsterdam, P. N. V. Kampen 1870; ebenfalls vergriffen) und ein werkchen einer dame, die sich „A. M. Eldar“ nennt, das im j. 1886 bei D. Mijs in Tiel erschienen ist. Es führt den Titel: *Spreken en zingen in verband gebracht met de nederlandsche taal.*¹

Das holländische kennt 16 vokale, 12 diphthonge und 22 konsonanten.

In folgender tabelle findet sich:

- I. in erster reihe die bezeichnung des lautes (in möglichst genauer anschliessung an Victors umschreibung);
- II. ein holländisches wort in gewöhnlicher (holl.) orthographie, worin der laut sich findet;
- III. dasselbe wort in phonetischer umschrift;
- IV., V. und VI. deutsche, englische, französische wörter, welche den gleichen (oder möglichst gleichen) laut enthalten.

Ich lasse vorläufig die länge und kürze der vokale unbeachtet.

¹ Seitdem ist noch erschienen: P. Roorda, *De klankleer en hare practische toepassing* (Groningen, Wolters 1889). ein ausgezeichnetes werkchen, das, obwohl ich bei weitem nicht alles darin gelehrte als richtig ansehen kann, jedem empfohlen sein soll.

Es ist vielleicht nötig, zu betonen, dass in den drei letzten reihen jedesmal nur der laut angedeutet wird, der in der betreffenden sprache dem holländischen am meisten gleicht, ohne dass damit gesagt sein soll, dass die übereinstimmung eine vollkommene sei. Die unterschiede usw. werden nachher besprochen werden.

VOKALE.

Laut.	Holl. in gew. orthogr.	Phonet. umschreib.	Deutsch.	Englisch.	Franz.	siehe unten no.
a	daar	dar	klar	bar	age	1.
ɑ	dat	dat	hat		pas	2.
o	pot	pot	gott	froth	sol	3.
ɔ	dol	dol				4.
oʊ	groot	roʊt	gross	boar	repos	5.
u	boel	buʌ	gut	you	sou	6.
e	pet	pet	des	left	tel	7.
eʊ	pect	peʊt	beten	pear	né	8.
i	in	in	in	in		9.
iʏ	ziel	ziʌ	die	free	crise	10.
ü	muur	müʀ	für		pur	11.
ö	heusch	höʊs	schön		feu	12.
ö	zuil	zöl			scul	13.
ɛ	dé	dɛ	bereit	the (vor konsonant)	le	14.
ɔʏ	dun	dɔʏn	götter	dun		15.
v	steil	stɛl				16.

DIPHTHONGE.

ai	fraai	frɛi				17.
oi	mooi	mɔi				18.
wi	boei	buʌi				19.
ei	mee	mɛi				20.
øi	meui	møi				21.
öi	lui	lœi	neu			22.
vi	mei	mvi				23.
au	blauw	blau	laufen	out		24.
eu	leeuw	leu				25.
iu	nieuw	niu				26.
öu	huis	höus				27.
üu	ruiw	rüu				28.

KONSONANTEN

Laut.	Holl. in gew. or- thogr.	Phonet. umschreib.	Deutsch.	Englisch.	Franz.	siehe unten no
<i>h</i>	<i>haar</i>	<i>hɑr</i>	<i>haar</i>	<i>half</i>		29.
<i>k</i>	<i>kaap</i>	<i>kɑp</i>	<i>kap</i>	<i>carp</i>	<i>cape</i>	30.
<i>g</i>	<i>ik ben</i>	<i>ig ben</i>	<i>gch</i>	<i>go</i>	<i>grand</i>	31.
<i>ŋ</i>	<i>lang</i>	<i>lɑŋ</i>	<i>lang</i>	<i>long</i>		32.
<i>c</i>	<i>laag</i>	<i>lɑc</i>	<i>ach</i>			33.
<i>j</i>	<i>gaar</i>	<i>jaʀ</i>	<i>lage</i>			34.
<i>s</i>	<i>jasje</i>	<i>jaʃə</i>	<i>schön</i>	<i>sharp</i>	<i>champ</i>	35.
<i>j</i>	<i>ja</i>	<i>jaʔ</i>	<i>ja</i>	<i>you</i>		36.
<i>t</i>	<i>toc</i>	<i>tu</i>	<i>tau</i>	<i>to</i>	<i>tant</i>	37.
<i>d</i>	<i>doe</i>	<i>du</i>	<i>da</i>	<i>do</i>	<i>dans</i>	38.
<i>n</i>	<i>na</i>	<i>nɑ</i>	<i>nah</i>	<i>no</i>	<i>ni</i>	39.
<i>s</i>	<i>is</i>	<i>is</i>	<i>ist</i>	<i>so</i>	<i>sans</i>	40.
<i>z</i>	<i>zoo</i>	<i>zoʊ</i>	<i>so</i>	<i>zcal</i>	<i>zonc</i>	41.
<i>l</i>	<i>lam</i>	<i>lɑm</i>	<i>lamm</i>	<i>lamb</i>	<i>lande</i>	42.
<i>r</i>	<i>ra</i>	<i>raʔ</i>				43.
<i>ɑ</i>	<i>ra</i>	<i>raʔ</i>				44.
<i>p</i>	<i>pa</i>	<i>pɑ</i>	<i>papa</i>	<i>papa</i>	<i>papa</i>	45.
<i>b</i>	<i>ba</i>	<i>bɑ</i>	<i>bank</i>	<i>bank</i>	<i>banque</i>	46.
<i>m</i>	<i>ma</i>	<i>mɑ</i>	<i>mama</i>	<i>mother</i>	<i>mère</i>	47.
<i>f</i>	<i>fel</i>	<i>fɛl</i>	<i>fiel</i>	<i>fall</i>	<i>fort</i>	48.
<i>v</i>	<i>oer</i>	<i>oʋər</i>	<i>oval</i>	<i>oval</i>	<i>nouveau</i>	49.
<i>w</i>	<i>wil</i>	<i>wil</i>				50.

1. *a*. Das holländische mustergültige *a* ist dem norddeutschen *a* in *vater* etc. ganz gleich zu setzen. Es findet sich im englischen *ask*, vor *r* wie in *are* (Sweet: *mid-back-wide*); im französischen *a* in *rat* (das *a* Passys, *Phon. stud.* I, seite 26, no. 6) ist es, wie alle betonten vokale, „narrow“.

Es ist im holländischen in voll-betonten silben immer lang. Nur in proklitischen einsilbigen wörtchen wird es als auslaut kurz, ohne wie sonst bei verkürzung in *a* oder *ɑ* überzugehen. In offener silbe wird es mit *a*, in geschlossener mit *ɑ* geschrieben.

Also: *haar* = *hɑr*, *maar* = *mɑr*, *paal* = *pɑl*; *kader* = *kɑdər*, *mare* = *mɑrə*; *na* = *nɑ* oder *nɑ*, *pa* = *pɑ* oder *pɑ* (siehe unten bei den proben).

Bei der aussprache dieses *a* ziehe ich die zunge um ein ganz klein wenig aus der indifferenzlage zurück. Beim ruhigen atmen mit geschlossenem munde liegt bei mir die zunge so, dass sie mit der spitze an die obere hinterseite der unterzähne rührt. Beim öffnen des mundes für das *a* steht die spitze zwar auf der nämlichen relativen höhe, aber von den zähnen ab.

2. *q*. Dieser laut findet sich im holländischen nur in geschlossenen silben und ist, auch wenn die ganze silbe (vokal und konsonanten) lang gesprochen wird, immer kurz. Er wird mit einzelem *a* geschrieben.

mal = *māl*, *pan* = *pañ*, *stank* = *stañk*.

Der klang ist dem süddeutschen *a* in *das*, *hat* etc. am ähnlichsten, nur liegt beim holländischen *q* die vorderzunge noch tiefer. Die ganze form der zunge nähert sich der des *ø* so sehr, und der klang liegt so weit auf dem wege nach *o* hin, dass die engländer, wenn ich ihnen etwa den namen *van Santen* vorspreche, immer *von Sonten* schreiben.¹ Wegen dieses unterschieds zwischen dem deutschen „neutralen *a*“ (Victor, *Phonetik* ¹, § 45 u. 47) und unserem *a* habe ich die bezeichnung *q* gewählt, obgleich fürs holländische an und für sich das einfachere zeichen *a* genügen würde. Dem englischen und französischen fehlt der laut. Das englische *a* in wörtern wie *wand* liegt noch tiefer und ist „gerundet“, doch scheint mir die bezeichnung durch „*wond*“ zu weit zu gehen. Im französischen findet er sich nasalirt in *rang* etc.

Von Sweet wird er als *low-back-wide* bezeichnet.

Es ist sonderbar, dass Donders (*l. l.* § 18 u. 19) diesem laute keine sonderstellung in seinem vokalschema gegeben hat. In seiner *a—u*-reihe stehen nur *a*, *o^a*, *o*, *u* (bei uns *a*, *o*, *o'*, *u*). Über *q* sagt er nur (§ 20): In der ersten reihe ist auch *o^e*, die „hinneigung“ nach *o^a* (unser *o*) wohl zu unterscheiden. Land sagt daher, unzweifelhaft richtig, seite 16: Es scheint mir überdies gewiss, dass unser kurzes *a* in *lat*, *bar*, immer anders gefärbt ist, als langes in

¹ Nur soll natürlich kein engländer, der etwa nach diesen anweisungen holländische aussprache einzüben versucht, sein „*von Sonten*“ etc. hier als richtig ansehen. Ist er phonetisch geschult, so versuche er sein *o* dort zu entrunden; dann wird er, wo nicht ganz genau, doch genügend das richtige treffen. Nur die zunge noch ein wenig nach vorne hin, aber ohne sie zu heben!

laat, baar; vielleicht neigt sich der kurze vokal in gebildeter aussprache ein wenig nach *o* hin.

3. 4. 5. Über diese drei laute haben die oben angedeuteten phonetiker die verschiedensten ansichten: Donders unterschied deren nur zwei, nämlich unser *o* (franz. in *or*) und *o'* (holl. in *boor*). Unser *o* im holl. *dol* erkennt er also nicht als besonderen laut an. Sweet, Land und Eldar haben je drei *o*, aber ihre angaben stimmen nicht mit einander.

Sweet gibt an: 1) *mid-back-narrow-round* (unser nr. 5), 2) *mid-back-wide-round* (unser nr. 4) und 3) *low-back-wide-round* (unser nr. 3).

Dafür gibt er dann folgende holländischen beispiele:

Für 1): *stom* (seite 142, *specimens*, zeile 5), *over*, mit langem *o* (zeile 6), *open* (zeile 9). Im französischen hört er diesen laut in *beau*, im deutschen in *so*.

Für 3): *volt* (seite 143, no. 2, zeile 1), *lot* (seite 143, no. 2, zeile 3).

Soweit scheint es denn, als ob er in unserem *o* nur kurzes *o* hörte, während unser *o'* vor *r* (*door*) ihm „erweitert“ vorkommt.

Auch Land (*l. l.* seite 17 u. f.) findet den unterschied zwischen unserem *o* und *o'* nur in der quantität, d. h. er stellt holl. *krom* zwar nicht wie Sweet mit *over* und *open* zusammen, aber behauptet doch, dass das *o* in *boor. hooren* etc. als langes *o* aus *krom* zu fassen sei, womit er denn franz. *nôtre. cône*, und engl. *broad* vergleicht. Unser *o'* ist, nach ihm = franz. *beau*, findet sich im holl. z. b. in *boon*, „aber nie vor *r*“. Unser *o* hört er in *stok* etc.

Eldar gibt ohne weiteren kommentar die beispiele *boot* für *o'*, *bod* für *o*, und *bok*—*boor* für die länge und kürze des *o*.

Diese einstimmigkeit der letzteren drei über das *o'* vor *r* würde meiner (anderen, siehe unten) ansicht gegenüber jedoch etwas mehr wiegen, wenn nicht Sweet (seite 139) uns mitteilte: „My knowledge of Dutch pronounciation was mainly acquired from personal hearing of Messrs. Donders, Land and Kern“ und auch Eldar nicht schülerin von prof. Land wäre.¹ Dass Sweet mit sich selbst nicht ganz im

¹ Damit soll nicht gesagt sein, dass diese dame *nur* prof. Lands ansichten ohne weiteres wiederhole. Wir werden nachher sehen, dass sie „le courage de son opinion“ besitzt, und ich fand mit grosser freude, dass sie meine von anderen ganz abweichenden ideen über holl. *ei* und *ij* teilt, worin ich bisher allein zu stehen glaubte.

reinen ist über unsere *o*, zeigen noch 1) seine bemerkung auf seite 140: „Short close *o*, as in *op* is generally (o), often with a peculiar guttural effect“ und 2) seine transskription „hooksto“ und „door“ (seite 143, zeile 6 und 8 aus no. 2), wo er *o* vor *kh* (etc.) nicht zum diphthong macht, obgleich er uns seite 139 sagt: „Those who do not diphthongise these vowels widen them before (r).“

Das richtige verhältnis der drei laute ist, wie ich glaube, folgendes:

Das *o* in *boom*, *boon*, *boor*,¹ *oever*, *open* ist dem französischen in *beau*, *maux*, und dem deutschen in *so* gleich zu setzen. Dieser laut ist im holländischen immer lang, wenn im hochton.² Sweet irrt sich, wenn er das *o* in *stom* als die kürze des *o* angibt.

o ist *mid-back-narrow-round*, wie Sweet richtig sagt.

o findet sich im holl. *stock*, *bod*, *rolt*, *lot* etc. Die *o* im franz. *or* (lang) oder *homme*, *trop*, *cotte* (kurz) sind ihm beinahe genau gleich; sie unterscheiden sich vom holl. *o* darin, dass letzteres nur halbrund ist.³ Sweet bezeichnet unser *o* als *low-back-wide-round*. Wer will, kann holl. *o* genauer als *low-back-wide-halfround* ansetzen; der grad der rundung liegt bei mir zwischen dem von *a* in *bat*, und *o* in *homme*. (Im letzteren spreche ich weder, noch höre ich darin ein „mixed“ *o*, wie Sweet will.)⁴

¹ Es ist möglich, dass sehr oft, und unzweifelhaft wahr, dass bei einigen die krümmung der zungenspitze nach oben für zungenspitzen-*r* schon während des aussprechens des *o* anfängt, und folglich, dass *o* in *door* nicht absolut den anderen *o* gleichsteht. Es ist dies aber jedenfalls nicht immer wahr, wie Sweet richtig gehört hat, wo aber seine einschränkung auf die, welche sonst das *o* nicht diphthongiren, auf ungenügender beobachtung ruht. Ich selbst diphthongire nicht in *boom* etc., und doch ist mein *o* in *door* nicht von dem in *boom* verschieden. Ich bin ganz derselben meinung wie prof. Land, wenn er seite 14 u. f. sagt: Nach Donders haben wir hier (in *been*, *boon* und *deem*) ein *ei*, ein *ou* und ein *öü*. Ich kenne diese diphthonge nur in einer pathologischen aussprache, wie sie am ärgsten im platt-rotterdamschen vorkommt.

² Es gilt überhaupt alles hier in diesen besprechungen nur den betonten vokalen. Auf unbetonte kommen wir nachher zurück.

³ Es scheint mir im sweetschen system, wie schön es auch in mancher hinsicht sei, ein grosser fehler, dass die verschiedenen grade von rundung unbezeichnet bleiben.

⁴ Sweet gibt (seite 16) an: *mid-mixed-wide-round* mit frz. *homme* als beispiel. Roorda (seite 24) hört diesen vokal in *radvër*, *gervel*, während Sweet dieses *se* als *mid-front-narrow-round* bezeichnet und dem *eu* in frz. *peu* gleichstellt!¹

ɔ kommt vor im holl. *krom*, *bok* etc. Die rundung ist hier viel stärker als für *o*, ja manchmal stärker als bei *o*. Die zungenstellung ist nicht so hoch als bei *u* (Sweets *high-back* und *high-mixed*). Nehme ich die artikulationsstelle von *i* in *bird* und *e* in *eye* als standard für *mixed* an, dann muss ich unser *ɔ* als halbwegs zwischen *back* und *mixed* bezeichnen, z. b. als *halfback*. Spreche ich namentlich *o*, *ɔ*, *u* ohne unterbrechung nach einander, so runden sich die lippen beim übergang von *o* zu *ɔ* und wieder mehr beim anfang des *u*. Der zungenrücken hebt sich beim übergang von *o* zu *ɔ* beinahe senkrecht, zieht sich dann für *u* rückwärts weiter hinauf. Der laut ist also etwa *mid-halfback-wide-overrounded*.¹ — Noch möchte ich hier anführen, dass es mir dieses *ɔ* zu sein scheint, welches im französischen nasalirt vorkommt. Zu meinem erstaunen setzt Passy *Phon. stud.* I, 27 noch *ɔ̃* (d. h. nasalirtes *o* aus *trop* und *tort*). Dass „die muskelthätigkeit hier auf das gaumensegel konzentriert“ ist, ist richtig, in soweit als bei allen diesen „hintern“ vokalen, wo die zunge hinten hoch gehoben wird, das gaumensegel gespannt und gehoben werden muss, damit platz bleibt für das senken des zäpfchens, ohne dass es den durchgang zwischen zunge und gaumen schliesst.

6. *u* ist immer lang und wird immer *oe* geschrieben, nie *u*. Also: *boel* = *būl*, *moeder* = *mū·dər*, *roemen* = *rū·mən* etc.

7. *e* ist immer kurz und kommt nur in geschlossenen silben vor. Es gibt holländer, die vor *r* dies *e* aussprechen (und dann immer lang) in worten wie *wereld*, *kerel*, auch sogar in *paard*, *staart*; letzteres aber nur bei kavalieristen und pferdeliebhabern, von denen ich sogar *paard* als *pē·rd* gehört habe.

Donders unterscheidet zwei *e*: eins in *bet* und ein anderes in *vet*, *gebed*. Letzteres deutet er an als *a'*. Spricht er es wie *a* im engl. *man*?? Ich habe leider Donders nie sprechen hören: Land aber sagt (seite 16): „Es gibt eine spielart des *e* nach *a* hin (D. *vet*; *gebed*), die aber bei weitem nicht allgemein ist, und nur bei wenigen leuten so weit geht als englisches *man*, *bad*.“ Indem er dann dieses *e* dem *e* in *père* gleichstellt, unterscheidet er ein zweites *ē*. „franz. *ê* in *frêne*, *tête*.“ In dem französischen, welches ich gelernt und gehört habe, besteht der unterschied nicht, und Beyer (*Franz. phon.*, seite 16),

¹ *Overrounded*, weil mehr gerundet wie sonst die „mid“-vokale.

Victor (§ 51) und Passy (*Phon. stud.* I, seite 26. 7) kennen ebenfalls nur *cin* *e* (kurz und lang). Dies letztere wäre für eine darstellung des niederländischen lautsystems von keinem interesse, wenn nicht Land (mir unbegreiflicher weise) hinzufügte: „Überdies ist unser kurzes *i* ganz in *e*² (sein *e* aus *frêne* etc.) übergegangen.“ Nicht nur habe ich es nie so von *anderen* sprechen hören, sondern sogar in prof. Lands eigener aussprache klingen mir diese beiden laute *ganz* verschieden.

8. *e*. Über die aussprache als *ei* siehe oben bei *o*.

e kommt vor in offenen silben, wo es als *e* oder *ee* geschrieben wird (je nach der etymologie!), und in geschlossenen silben, immer als *ee*. Es ist immer lang: *rede* = *rēde*, *reed* = *rēt*,¹ *deelen* = *dē.l(n)*.²

9. *i* nur in geschlossenen silben, immer kurz. Hinsichtlich der gleichstellung mit *i* in deutsch *in* sollte für nicht-deutsche hier vielleicht noch gesagt werden, dass, wenn irgend solche vergleichungen vorsichtig behandelt sein wollen, hier mehr als je bedacht werden muss, dass die aussprache in verschiedenen teilen Deutschlands sehr verschieden ist. In meiner eigenen aussprache ist deutsch *in* = *īn*, (süddeutsch), nicht *in*, oder wie man sogar hören kann, *in* (siehe Victor, § 53, anmerkung).

10. *i* ist ganz wie deutsches und französisches *i* (*fiel*, *fielle*) *high-front-narrow*. Im englischen folgt ihm bekanntlich ein kurzes *i*. Holländisch *i* ist lang und kurz. Immer lang vor *r*, vor anderen konsonanten nur ausnahmsweise, unter oratorischen bedingungen. Meistens *ie* geschrieben, findet sich auch (besonders in fremdwörtern) einfaches *i*. *Pier* = *pir*; *kriek* = *krītk* oder (mit halbblangem zweiten *i*) = *krītk*; *kies* = *kis* (sonstiges langes *i* siehe bei den proben).

11. *ii* macht keine schwierigkeit und ist als deutsches *ü*, franz. *ü*, oft genug beschrieben. Es wird in geschlossener silbe mit *uu*, in offener silbe mit *u* geschrieben. Es steht ausser in einigen lehnwörtern wie *minuut* fast nur vor *r* oder *w*: in *uu*, das nur der „gebildeten“ sprache angehört, steht es im auslaut ohne nachklingendes *w*. (Gewöhnlich wird *uu* zu *nou*; siehe no. 24.) Also: *muur* = *mūr*, *muren* = *mūr(n)*, *luven* = *lūr(w)*, *ruw* = *rūr*, *luete* = *lūr(w)*

¹ Über *t* für *d* siehe unten, no. 33. anmerkung.

² Über *(n)* siehe unten, no. 39.

(in schneller aussprache und bei einigen immer = *lī·tə*), *spuug* = *spū·c*, *muze* = *mī·zə*.

12 13. *ö* und *ö* sind sorgfältig auseinander zu halten. Victor (l. l. § 57) sagt: „Die *ö*-laute haben im allgemeinen die zungenstellung der *e*- und die lippenstellung der *o*-laute; doch ist die zungenartikulation durch teilnahme an der rundung modifizirt.“ Seine höchst interessante anmerkung zu § 56 hier abzudrucken, ist unnötig, nur möchte ich hier dazu bemerken, dass der unterschied zwischen *meiner* *i*- und *ü*-, *e*- und *ö*-, *e*- und *ö*-zungenstellung sich hauptsächlich in der lage der zungenspitze zeigt, indem ich bei *ö*, *ö* und *ü* die spitze ein wenig zurückziehe, wobei denn die oberseite der *vorderzunge* um ein korrespondirendes quantum abgeplattet wird. Unter dieser voraussetzung kann ich für meine *ü*, *ö* und *ö* folgende analyse geben:

ü: zungenstellung *i*, lippen *u*,

ö: zungenstellung *e*, lippen *o*,¹

ö: zungenstellung tiefes *e* oder sogar *a*, lippen *o*.²

Donders (§ 14 und 25) spricht *ö·ü* vor allen konsonanten ausser vor *r*, wo er *ö* hat. Land spricht *ö* für Donders *ö·ü*, einen laut, den er als *ö²* bezeichnet und auch in *bul*, *dun*, *pullen* etc. gesprochen haben will. Sweet (s. 140) gibt, wie schon früher gesagt, beide aussprachen an. Indem ich mit Land glaube, dass die aussprache ohne diphthongirung die einzig richtige und mustergültige ist, bleibt mir seine beschreibung des lautes vor *r* absolut unbegreiflich. Wenn auch das folgende *r* nicht ganz ohne (manchen sprechern unvermeidliche) wirkung ist auf vorgehenden vokal, so bleibt doch der unterschied zwischen *u* in *bul* (siehe unten no. 15) und *eu* in *deur* ein sehr grosser. Es versuche ein holländer nur (ohne vokalveränderung) nach einander *dun*, *dur* zu sprechen, und er wird es niemals zu *deur* bringen.

¹ Beim *ö* vielleicht mehr noch als bei den anderen zwei lauten ist die beschreibung der zungenstellung (als die des *e*) *cum grano salis* zu nehmen. Spreche ich *u*, *ü*, *i* hinter einander, so zeigt sich, dass beim übergang *u* bis *ü* sich wirklich *nur* die zunge bewegt, und dass, wenn ich das *ü* entrunde zu *i*, ohne irgendwelche änderung der zunge, sich ein laut ergibt, der als zwischen *i* und *i* liegend bezeichnet werden könnte und der mir dem *i* viel näher zu liegen scheint als dem *i*. Dasselbe gilt von *o*, *ö* und *e*. Bei *ö* erhalte ich kein *e* und auch kein genaues *e*. Das resultat ist *e* in französischem *les*, welches bei „korrekter“ aussprache bekanntlich zwischen *e* und *e* liegen muss.

² Für *ö* hebe ich überdies den weichen gaumen.

ö ist das *eu*, *eu* in franz. *bauf*, *heure*. Land stimmt diesmal Donders bei und sagt, dass es sich nur diphthongirt findet zu *öi* oder *öü*. Sweet gibt (s. 140) *ui* in *lui* = æhi und in *huis* = æho, d. h. also, das erste element soll das *ir* im englischen *bird* sein! Es wird ihm hierin wohl kein einziger niederländer recht geben. Dass aber das zweite element, oder besser, dass der gleitlaut, der nach *ö* manchmal gehört wird, *ɔ* ist, und nicht *ü*, halte ich für unbedingt richtig. Wo Land, der sonst ein so entschiedener gegner des diphthongirens ist, mit Donders übereinstimmt, zögere ich mehr wie sonst, es als unrichtig anzusehen. Jedenfalls thue *ich* es *nicht* in geschlossener silbe, das heisst ich spreche in geläufiger rede nicht *höüs*; wenn ich das wort aus der rede herausnehme und allein langsam mir vorsage, wird es allerdings zu *höös* (über *ö* im auslaut siehe unten bei 22). Es kann zwar sein, dass ich hier unbewusst unter dem einfluss des amsterdamer dialekts stehe,¹ aber auch als ich vorigen sommer in Holland war, habe ich von leuten, die als „richtig sprechend“ angesehen werden, kein *öü* oder *öɔ* gehört, wo nicht das betreffende wort oratorisch überlang gesprochen wurde. Es fragt sich auch, ob hier die meinungsverschiedenheit nicht nur darin ihren grund habe, dass prof. Land und Donders hier einerseits und ich anderseits verschiedene schattirungen unserer persönlichen dialekte als für unsere beschreibung massgebend annehmen. Was ich hier zu beschreiben versuche, ist mein möglichst „richtiges“ holländisch, wie ich es in der flüchtigen, kunstlos dahinfließenden rede ausspreche. Bei solcher betrachtung muss wohl jeder zu etwas anderen resultatn kommen als derjenige, der jedes wort an und für sich betrachtet oder auch die aussprache als massstab betrachtet, die beim lesen von gedichten oder auf der kanzel gehört wird. Auch ist das gebiet, wo der name diphthong mit recht gebraucht wird, ein nicht scharf begrenztes. Wird das zweite element *su* leicht, *su* flüchtig (wie z. b. in *huis* = *höös*), so scheint mir die bezeichnung als diphthong ungenau. Es wird nun aber selbstverständlich die antwort auf die frage: wann wird denn dieses zweite element *su* leicht? immer sehr individuell sein.

Es kommt hier vielleicht in betracht, dass Donders und Land

¹ Ich wohnte 5 jahre lang in Amsterdam, und mein vater ist aus Amsterdam gebürtig.

beide anerkennen, dass wenigstens in den holländischen diphthongen das letzte element nur *i*, *u*, *ö* oder *ü* sein kann. Es ist dies ganz gewiss der fall in allen fällen, wo auch ich einen zweiklang höre (siehe unten no. 17 und 28). Ist diese einschränkung eine berechnigte, so darf *ö* nicht als diphthong, sondern muss als vokal + gleichlaut beschrieben werden.

14. und 15. *ɔ* und *ɒ* werden von Sweet in seinem *broad romic* beide mit *ɔ* transskribirt, in *narrow romic* als *eh* (*mid-mixed-narrow*) und *œ* (*low-front-narrow-round*). So weit ich aus Lands diesmal nicht ganz deutlichen worten sehen kann, kennt er nur *ein* „stummes“ *e* im holländischen, da er das *u* in *dun* als kurzes *ö* betrachtet, wie oben schon besprochen. Nach meiner ansicht ist *ɔ* (welches nur in unbetonten silben vorkommt und also genau genommen in diese serie nicht gehört) ohne frage „*wide*“, d. h. es wird mit ganz schlaffer muskeltätigkeit gesprochen. Ich würde es in sweet'scher terminologie als *low-mid-wide* ansetzen, wenn nicht überhaupt die bezeichnung *low-mid* in so weit unrichtig wäre, als damit noch immer einige zungenthätigkeit angedeutet wird, indem bei meinem *ɔ* die zunge ganz teilnahmslos im munde liegt. Wie schon oben besprochen, stellt sich bei etwaiger rundung bei mir in der zunge als reflexbewegung eine senkung in der vordern oberfläche (*front-blade*) ein. Mein *u* in *dun* etc. (unser *ɒ*) ist halb-gerundet, und die angedeutete senkung ist da. Es stellt sich hier also der fall ein, dass bei unzweifelhafter muskelspannung, d. h. bei einem „*narrow*“-vokal, die zunge nicht gehoben, aber in der mitte gesenkt wird.¹ Unter dieser voraussetzung dürfte *ɒ* als *low-mixed-narrow-halfround* stehen.

16. Es bleibt nun von unseren vokalen nur noch *ɒ* übrig, das am schwierigsten zu analysiren, am schwierigsten in irgend ein system einzupassen, und — nach meinem dafürhalten — bisher noch am wenigsten genau aufgefasst worden ist. Es soll hier noch einmal auf das unter no. 13 gesagte hingewiesen sein. Gewöhnlich wird *ɒ* als diphthong gefasst, dessen erstes element verschieden als *e* oder *ɛ*. angegeben wird und dessen zweites ein *i* oder *i* sein soll. Es ist nun ohne zweifel wahr, dass es *sehr* schwierig ist, *ɒ* allein ohne nachfolgenden gleitlaut auszusprechen, aber ich bin schon lange überzeugt gewesen, dass in geschlossener silbe in fließender rede von

¹ Vielleicht mit einer entsprechenden hebung der zungenränder,

diphthong keine rede sein kann, dass bei langsamem sprechen höchstens der gleitlaut *v* hinzukommt und dass nur im auslaut oder in oratorischem hochton in gebildeter aussprache ein *vi* geduldet wird.¹ Aber auch dann ist das erste element weder *e* noch *e*, sondern ein gewissermassen dazwischen liegender vokal. Die vordere oberfläche der zunge hebt sich beim übergang je von *e* zu *v* und von *v* zu *e*; es scheint mir aber die artikulationsstelle, wonach z. b. *a* als „back“ und *i* als „front“ vokal angesetzt wird, d. h. der anfang des vorderen resonanzkanals, weiter nach hinten zu liegen als bei *e* oder *e*, also zwischen *e* und *a*, aber viel näher an *e* als an *a*. Im holländischen wird der laut *ei* und *ij* geschrieben;² er ist immer lang. Also: *lijn* = *lōn* oder *lō̄n*, *heischen* = *hvs̄(n)* oder *hvs̄̄(n)*, *pijl* = *p̄vl* oder *p̄v̄l*, *rijn* und *rein* = *r̄v̄n* oder *r̄v̄̄n*.

DIE DIPHTHONGE.

Nach dem, was oben schon gesagt worden ist, brauchen die diphthonge nur noch kurz besprochen zu werden.

17. *ai* wird mit *aai* geschrieben; das erste element ist immer lang. *fraai* = *frā̄i* oder (vielleicht genauer) = *frā̄ij*. Das kurze *a* kommt nur im wörtchen *ai* = *āij* (interjektion) vor, und ist in obiger liste darum nicht besonders genannt.

18. *oi*. Das *o* ist immer lang: *mooi* = *mō̄i* oder *mō̄ij* etc. (*oi* kommt im holländischen nicht vor).

Ich sah mit wirklichem vergnügen in Eldars büchlein (seite 36), dass diese dame auch ausdrücklich *v* als einfachen vokal ansetzt. Bisher stehen (so weit mir bekannt) wir beide damit allein. Eldar sagt: „Man braucht *e*. *ei* (oder *ij*) und *i* nur zu flüstern, um einen grossen unterschied zwischen diesen drei lauten zu finden. Lang angehaltenes flüstern eines lautes ist immer das beste mittel, um zur erkenntnis der richtigen aussprache zu gelangen. Auch langsames singen auf einen der mitteltöne ist dazu geeignet, den wahren laut eines vokals deutlich zu erkennen. Hört man abwechselnd die wörter *ken* und *kijk*, dann ist bei richtiger aussprache schon gleich von anfang an klar, ob es *è* oder *ij* sein soll, ohne dass man das ende des vokals abzuwarten braucht. Dies ist der beweis, dass *ij* ein eigener vokal ist.“

² Dass früher ein unterschied zwischen *ei* und *ij* bestanden hat, steht fest, und es ist nicht lange her, seit *ei* und *ij* im reim als unzweifelhaft unrichtig galt. Der unterschied ist aber jetzt ganz verschwunden. Unter den wenigen, die noch jetzt einen unterschied gemacht haben wollen, kommen die meisten über den (guten?) willen nicht hinaus, obwohl sie, von der schrift irre geführt, fest und sicher behaupten, dass sie z. b. nie *wein* statt *wijn* sagen.

19. *wi* steht wie *o'i*, *a'i* in offener und in geschlossener silbe: *boei* = *bu'i(j)*, *loei* = *lu'i(j)t* etc.

20. *e'i* (siehe oben no. 8). Als wirklicher diphthong steht nach meiner ansicht dieser laut in gebildeter sprache nur am ende von monosyllaben wie *mee* = *mē'i*. Inmitten eines satzes wird auch in sonst offener silbe das zweite element sehr verkürzt, und es fällt vor konsonanten in schneller rede auch der gleichlaut, den manche sprecher hinzufügen, weg. In geschlossener silbe steht in gebildeter sprache *e'*.

21. *ō'i* ist ein seltener laut im holländischen. Donders gibt als beispiel nur die dialektische form *meuje* für sonstiges *moei* an. Darüber sagt denn Land: „Kommt (aber) solche vokalverbindung je in geschlossener silbe vor? und sagt man überhaupt wirklich *mō'i*? In dem angeführten worte höre ich zwei silben, von denen die erste mit *ō* endigt und die zweite mit *j* anfängt“ (Land, *l. l.*, seite 24, anmerkung). Es scheint also, dass Land und vielleicht auch Donders den laut im gewöhnlichen „regelrechten“ holländisch gar nicht kennen. Obwohl wirklich, wie gesagt, in nur sehr wenigen worten, ist er mir aber geläufig in den pluralformen von *kneu*, *reu* etc. In der wörterliste von de Vries und te Winkel¹ stehen die plurale zwar geschrieben *kneuen* und *reuen*, doch hört man oft (wie ich glaube sogar meistens) *knō'jje* etc. Der laut kommt, so viel ich weiss, zwar nicht in geschlossener silbe vor, aber ich glaube, dass Donders recht hat, wenn er ihn in *meuje* ansetzt, welches nach meiner ansicht *mō'jv* lautet.

22. *ōi*. Alles über *e'i* gesagte gilt *mutatis mutandis* auch hier *lui* = *lōj*. In meinem deutsch ist dies der laut in *neu*, *scheu* etc. (siehe hierüber Victor, § 41, anm. 1, seite 34).

23. *vi*: *mei* = *mōi*, *hij* (im hochton) = *hvi* (siehe unten unter proben).

24. *au* (stets mit langem *a*) ist beinahe aus dem holländischen verschwunden. *blauw* = *blā'u*; es ist beinahe überall zu dem unter 24 in der liste als *au* bezeichneten laut geworden, der englischem (nord-engl.) *ou* in *out* gleichsteht; nicht dem londoner cockney, wo *out* beinahe wie *āūt* klingt. Die bezeichnung des *ou* (engl. *out*) etc. mit *au*, obwohl, soweit ich sehe, allgemein angenommen,

¹ D. h. in der von de Vr. und te W. als vorläufer des grossen wörterbuchs zur angebe der neuen orthographie ausgegebene wörterliste.

kann ich mit dem besten willen nicht als ganz richtig ansehen. Das erste element ist keinem meiner *a ganz gleich*, der klang ist merklich verschieden, und keine meiner *a* oder *o* werden, wenn sorgfältig gesprochen, mit irgend welchem *u* ganz zu *au*. Ich gestehe aber, dass, obwohl mir der unterschied im akustischen effekt deutlich hörbar ist, es mir bisher noch nicht gelungen ist, die eigentümliche artikulation zu bestimmen. Ich begnüge mich daher mit *au*. Also *blaauw* gewöhnlich = *blāū*, *rouw* = *rāū*, *pau* = *pāū*, *paus* = *pāūs*. Im auslaut sind nämlich die beiden elemente gleich lang, obwohl das erstere den hauptton trägt; vor konsonanten wird das zweite sehr verkürzt. *paus* wie *pāūs* zu sprechen wäre vulgär.

25. *e* ist hier immer lang, und *u* sehr deutlich hörbar. Ausländer haben, wie ich erfahren, mühe, das *e* im gedanken an das folgende *u* rein zu erhalten. Engländer machen es zu *i*, *e*, ja sogar zu *ii*, das sonst ihnen so schwer beizubringen ist.

26. *i*u. *i* ist lang und trägt einen starken ton. Ich habe den laut genau in Edinburg gehört, wo die zeitungsjungen die *irniy-niūws* zum verkauf boten.

27. *öu*. Über diesen diphthong ist das nötige unter *ö* (no. 13) gesagt.

28. *üu*. Auch dieser laut ist schon besprochen. *ruw* = *rüu* oder *rüw*, *ruwe* = *rüuw* oder *rüw*.

[Konsonanten, allgemeines, sandhi und proben im folgenden heft.]

Rock Ferry, Cheshire, England.

WILLEM S. LOGEMAN.

MISZELLEN.

AUS C. F. HELLWAGS NACHLASS. II.

[Der folgende von mir *El. d. phonetik* ² s. 21 und in dem abdruck von Hellwags aufzeichnung vom april 1783 *Phon. stud.* I, s 259 erwähnte aufsatz über die entstehung der buchstaben ist gewissermassen der entwurf zu der bekannten dissertation *De formatione loquelae* und daher von besonderem interesse. In H.s manuskripten lindet er sich in doppelter fassung; lateinisch mit der überschrift *Genesis literarum ex concentu carum illustrata* und der notiz: „aufsatz dem hn. prof. Wrisberg übergeben in Göttingen im sommer 1780“ and deutsch mit dem untenstehenden titel und dem vermerk: „aufsatz dem hn. prof. Lichtenberg übergeben im sommer 1780 in Göttingen“. Die lateinische fassung erweist sich durch die korrekturen in der handschrift als die ältere, auch fehlen die in der deutschen fassung gemachten zusätze.]

ENTSTEHUNG DER BUCHSTABEN

aus der übereinstimmung ihres lauts hergeleitet.

A.

1) Unter die *buchstaben* rechne ich einen jeden laut, welchen der mensch mittelst seiner sprachwerkzeuge durch deren verschiedene stellungen verschieden, aber durch gleiche stellung unter gleicher gestalt ausdrückt.

2) *Konsonantbuchstaben* werden gebildet, wenn die sprachorgane vermöge ihrer stellung die entstehende * oder entstandene **¹ stimme unterbrechen.

3) *Vokalbuchstaben* werden durch eine stellung der organen hervorgebracht, welche die stimme nicht aufhält.

B.

4) Die vokalen machen zwei klassen aus, welche ich in zwei reihen nach stufen ordne, deren gegenseitige ähnlichkeit ganz artig aussieht.

5) Das erste beyden reihen gemeinschaftliche glied ist *a*, von diesem geht die eine durch *ä*, *r*, und endigt sich in *i*; die andere aber durch *ä*, *o*, und endigt sich in *u*.²

¹ [Auf dem rande:] * wie in *ba*. ** wie in *ab*.

² [Auf dem rande:] *a, ä, e, i, a, ä, o, u*.

6) Die glieder ähnlicher stellen aus beyden reihen stehen durch ähnliche mittelglieder mit einander in verbindung: wie *e, ö, o; i, ü, u*, welche eine mittelreihe formiren.¹

7) Zwischen diese reihen und stufen könnte man noch unendlichviele andere einschalten, welche völker von verschiedenen sprachen, und mundarten im sprechen gebrauchen: so liessen sich vielleicht alle vokalen und diphthongen welche je ein mensch ausgesprochen hat gleichsam mathematisch durch stufen bestimmt angeben.

8) Diese stufenordnung bestätigt sich nicht allein durch das gehör, sondern auch noch durch aufmerksame beobachtung der veränderungen des mundes.

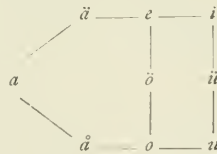
9) Der lautbuchstabe *a* erfolgt nur alsdenn, aber unausbleiblich, wenn die lippen von einander, und der hintere theil der zunge niedrig gehalten wird. indem die stimme herausgeht.

Man spreche nach einander aus: *a, ä, e, i*; hier erhebt sich nach und nach die wurzel der zunge, während dem durchgang der stimme: diese stellung ist hierzu unentbehrlich, und ihre wirkung zugleich unvermeidlich.

11) Eben so nothwendig sagt man nach einander *a, ä, o, u*, wenn man nach und nach die lippen zusammenbringt, und dadurch die stimme umbildet.

12) So entstehen die mittelvokalen, wenn lippen, und zungenwurzel zugleich wirken: *ö, ü*.

13) Folgendes schema solle die stufen, und klassen der vokalen künstlich darstellen.



14) Hr. v. Haller sagt in seinem werk *de partium C.H. praecep. fabrica & funct. edit. 1778. 8vo T. VII de voce. pag. 360.*

„vocales tamen non crediderim his octo, quas recensero plures esse: *a, ä, e, i, o, u, ö, ü*.“²

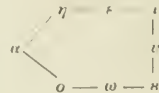
C.

15) Die natur bedient sich zu wirkungen von unendlicher mannichfaltigkeit der einfachsten mittel: dieselbe einfalt zeigt sich nicht nur in der bildung der lautbuchstaben, sondern auch in der entstehung der konsonanten.

16) Die konsonanten machen drey klassen aus, welche einander ähnlich sind, und fast alle mir bekannten konsonanten enthalten.

¹ [Auf dem rande:] *a . . ö, ü*.

² [Unter dem text:] * sollte sich nicht das griechische alphabet so stellen lassen?



17) Es gibt drey konsonanten *b*, *d*, *g*,¹ welche gleichsam den ersten platz in den angezeigten klassen behaupten.

18) *b* wird ausgesprochen, wenn eine lippe entweder an die andere lippe, oder an die darhinter befindliche zähne sich genau anschliesst, und die stimme, entweder wenn sie bereits tönt, oder jetzt ertönen soll einen augenblick aufhält, wie in *ab*, *ba*.

19) *d* lässt sich hören, wenn [der] vordere rand der zunge an das zahnfleisch hinter den obern zähnen angedrückt wird, und die entstandene oder entstehende stimme auf einen augenblick unterdrückt, wie in *ad*, *da*.

20) *g* wird gebildet, wenn die zunge von hinten sich gegen das zäpfchen erhebt, und der entstandenen oder der entstehenden stimme auf einen augenblick den durchgang verbietet, wie in *ag*, *ga*.

21) Wenn diese bedingungen verbleiben, und die hintere öfnung der nasenlöcher jetzt die stimme durchlässet, da sie vorhin verschlossen war, so wird *b* in *m*,² *d* in *n*, *g* in *ng* unvermeidlich verwandelt.

22) Die öfnung durch die nase sey verschlossen, die lippe, die zunge von vornen und von hinten sollen, indem sie sich anschliessen, nur soviel nachgeben, dass die luft mit einem zischen oder geräusch durchströmen aber die stimme nicht frey durchgehen kan; es kan nicht anderst seyn, die werkzeuge, wenn sie fertig waren die buchstaben *b*, *d*, *g* auszudrücken, bringen jetzt *f*, *s*, *ch* heraus.

23) Man lasse die kleine öfnung etwas weiter werden, dass nicht nur die luft, sondern die stimme selbst, wiewohl gedämpft durchkommen kan, so verwandelt sich *b* in *w*, *d* in das englische *th*,³ *g* in *j*. Unter diesem kommt *w* dem lautbuchstaben *u*, und *j* dem lautbuchstaben *i* am nächsten.

24) *r* scheint denen dreyen angezeigten klassen gemein zu sein.

r mit den lippen kommt heraus durch die zitternde bewegung der lippen, welche die kleine kinder schon spielend machen, ehe sie sprechen können.

r wenn es ächt ausgesprochen wird, entsteht, wenn die zungenspitze zittert, und dieses geschieht, wenn die zunge schnell zurückgezogen wird, und das elastische zungenbändchen dieselbe wieder hervorzieht, und sich die freye zungenspitze bey dieser spannung schnell hintereinander hin und her schwingt.

r, wenn man lörpst, entsteht durch das zittern des zäpfchens über der zunge.

25) Zu der klasse in welcher *d* voransteht, gehören auch *sch*, und *l*.

sch weicht von *s* darinn ab, dass es ein zischen ist, welches zwischen der zungenspitze und den schneidezähnen der obern kinnlade entsteht, hingegen *s* ein zischen ist, welches zwischen der zungenspitze und dem weichern zahnfleisch hinter denselben zähnen entsteht.

¹ [Auf dem rande:] * Hiemit verdient der anfang der alphabete verglichen zu werden: *a b c d*, *α β γ δ*, א ב ג ד.

² [Unter dem text:] * Eine ähnliche veränderung erleiden die lautbuchstaben, dass sie eben so halb durch die nase ausgesprochen werden können: und, was sonderbar scheint, es werden zugleich die stufen verändert

a, *an*, *ä*, *än*, *e*, *en*, *in*, *i*.
ä, *än*, *o*, *on*, *un*, *u*.

³ [Auf dem rande:] * und in das hebräische ה?

26) *l* ist mit der ordnung *zw, th, j* verwandt, und kommt heraus, wenn eine oder beyde seiten der zunge indem diese fertig ist das *d* zu bilden, nicht vollkommen anschliessen und der gedämpften stimme einigen durchgang verstaten.

27) Das besondere, das die schweitzer in der aussprache der buchstaben *g, ng, ch, j* haben scheint darinn zu bestehen, dass sie nicht wie die übrigen teutsche den obern vordern theil der zungenwurzel sondern den hintern theil derselben gegen die gaumenhaut bewegen.

28) Noch ist der buchstabe *h* übrig, und ein anderer damit verwandter, der zwar nicht geschrieben, aber im sprechen öfters ausgedrückt wird. Zum beispiel in dem verneinenden wörtchen *ha . . a*, welches in der gemeinen schwäbischen sprache gebraucht wird. Diesen wahren consonanten drücken die kinder aus, wenn sie das blöcken einer ziege nachzuahmen suchen *mä . . ä . . ä . .*: dieser buchstabe wird gebildet, wenn die entstehende stimme in dem spalt der zusammengezogenen kehle einen augenblick gänzlich unterbrochen wird, *h* hingegen, wenn die luft durch denselben verengerten spalt mit einigem geräusch durchströmt.

29) Vorstellung der consonanten nach ordnungen und klassen.

lippen	<i>b</i>	<i>m</i>	<i>f</i>	"	<i>zw</i>	"	<i>r</i> mit den lippen
zunge vornen	<i>d</i>	<i>n</i>	<i>s</i>	<i>sch</i>	<i>zh</i> der engl.	<i>l</i>	<i>r</i> gehörig ausgesprochen
zunge hinten	<i>g</i>	<i>ng</i>	<i>h</i>	"	<i>j</i>	"	<i>r</i> wenn man lörpst oder reuspert.
kehle.	Ń				<i>h</i>		

30) Die übrigen insgemein im schreiben vorkommenden consonanten sind zusammengesetzt, oder mit einfachen gleichlautend.

p = *bh*; *t* = *dh*; *k* = *gh*; *q* = *g*; *z* = *ds*; *x* = *gs*; *v*, *ph* = *f*; (*y* = *i*). *cä, ce, ci* = *dsä, dse, dsi*; *ca, co, cu* = *gha, gho, ghu*.
pe, te, ke lauten wie *bhc, dhc, ghc*; *ep, et, ek* wie *eb, ed, eg*.

Zusätze.

1) Die menschliche stimme geht aus der kehle durch mund und nase hervor. Ihr weg wird oft verändert, und darauf beruht ihre umbildung in die verschiedenen buchstaben. Sie ertönt gleichförmig und frey in den vokalbuchstaben und gebrochen oder articulirt in den konsonantbuchstaben. Unter die etc.

9) — — herausgeht: diese kommt hier frey aus der kehle durch den mund.

14) 6. —

Diphthongen entstehen, wenn zween vokalbuchstaben, gleichsam in einem schwing miteinander ausgesprochen werden.

Einseitige und wechselseitige verbindungen ähnlicher stufen geben ähnliche diphthongen; und diese sind gleich leicht oder gleich schwer auszusprechen, und zwar desto leichter, wenn die nächste stufen mit einander verbunden werden.

72 diphthongen.

Ein- zeme diphth.	ähnliche diphth.	ferner:
<i>a ö</i>	<i>sa ä sa e sa i</i>	<i>ſä a ſä e ſä i ſä ö ſä ü ſä ú ſä o ſä u</i>
<i>a ü</i>	<i>la ä la o la u</i>	<i>lä a lä o lä u lä ö lä ü lä ä lä e lä i</i>
<i>ö a</i>	<i>fö ä fö e fö i</i>	<i>fe a fe ä fe i fe ö fe ü fe ä fe o fe u</i>
<i>ö ü</i>	<i>lö ä lö o lö u</i>	<i>lo a lo ä lo u lo ö lo ü lo ä lo e lo i</i>
<i>ü a</i>	<i>fü ä fü e fü i</i>	<i>fi a fi ä fi e fi ö fi ü fi ä fi o fi u</i>
<i>ü ö</i>	<i>lü ä lü o lü u</i>	<i>lu a lu ä lu o lu ö lu ü lu ä lu e lu i</i>

Wenn man die lautbuchstaben nach ihren stufen leise ausspricht, so ergibt sich eine reihe von musikalischen tönen, worunter *u* den tiefsten und *i* den höchsten ton gibt *u o ä a ä e i*.

21) Beispiele: leise, nase.

16) Sie werden durch drey hauptwerkzeuge gebildet: alle in der ersten klasse erfordern die unterlippe, in der zweyten die zungenspitze, in der dritten den hintren theil der zunge; diese verschliessen oder verengern den mund auf mannichfältige art und unterdrücken oder dämpfen die stimme, oder leiten sie durch nebenwege ab.

17) Sie kommen darinn miteinander überein, dass sie durch eine vollkommene verschliessung des wegcs entstehen, den die stimme zu machen hat.

21) *ng* ist ein wahrer einfacher konsonant, denn *hengen, singen* lautet anderst als *Hanngen, Sin-gen*.

24) *r* mit den lippen — die lippen verschliessen und öffnen sich wechselseitig so schnell aufeinander, dass ihre bewegung dem zittern der zunge bey dem ächten *r* gleich kommt.

r wenn es ächt — der ausgang der stimme wird durch die zitternde bewegung wechselseitig befreyt und gehemmt.

r wenn man lörpst — die lage der zunge ist wie bey *g*: das zäpfchen und gäumenhaut verschliessen und öffnen wechselseitig den durchgang der stimme.

22) *f* sprechen die meiste menschen durch die unterlippe und obere zähne aus, einige aber durch die oberlippe und untere zähne; ja man kan es so gar mit beyden lippen ohne die zähne verständlich ausdrücken: alsdem kan man die ganze klasse *b* durch die lippen ausdrücken. *cf.* 10.

s lautet desto feiner und angenehmer, je regelmässiger die vorderzähne der obern kinnlade gebaut sind.

23) *u* lautet vor allen vokalen wie *wo*; *o* vor allen, ausgenommen nicht vor *u*: *ä* vor allen ausgenommen nicht vor *u* und *o*.

I lautet vor allen vokalen wie *j*; *e* vor allen ausgenommen nicht vor *i*, *ä* vor allen, ausgenommen nicht vor *i* und *e*.

Von dem engl. *th* sagt man es halte die mitte zwischen *d* und *s*: es scheint daher in ansehung *d* und *s* zu seyn, was *vo* in ansehung *b* und *f* ist, oder auch *j* in ansehung *g* und *ch*.

26) Bey *sch* hält sich die zungenspitze entweder an den obern oder an den untern vorderzähnen auf, oder an dem zahnfleisch hinter den letztern. Im

ersten fall klingt *sch* feiner als im 2ten und in diesem feiner als im dritten: wenn sich die zungenspitze im erstern fall an das zahnfleisch zurückzieht, so geht *sch* in *s* über.

Im erstern fall rauscht der luftstrom zwischen der zungenspitze und den oberen schneidezähnen und hat weniger raum sich auszubreiten, als im 2ten und 3ten fall wo er in einer grössern entfernung von den zähnen entsteht, und in zerstreuten strahlen an die zähne stösst, wodurch der ton gröber wird.

13) Auf diese stufen müsste sich ohne zweifel die einrichtung einer maschine gründen, welche sprechen kann.

22) Das *ch* hat bey *ach*, *äch*, *och*, *uch* einen tiefern ton als bey *äch*, *ech*, *ich*, und entsteht im erstern fall weiter hinten, als im 2ten.

Bey *a* wird die zunge leichter nach hinten als in die höhe gezogen.

26) deutsch: *sch*; franz.: *ch*, *ge*, *gi*, *ja*, *je*, *ji*, *jo*, *ju*, *jou*; griech.: *οχ*, lat. wie d. teutsche nach d. griech. vielleicht in *scribo*, *suesco* — veronesisch: *sc*, im alterthum b. teutschen: *sk*. Gel. erg. 1774. 2 b. 1 st. p. 71.

21) Wenn man vor dem spiegel auf das *velum palatinum* achtung gibt, wie es sich verhält, wenn man einmal *a* und ein andersmal *an* ausspricht, so wird man finden, dass es im erstern fall hinaufgezogen ist, und die hintere nasenöffnung verschliesst, im andern fall hängegen heruntersinkt, wodurch jene öfnung frey bleibt.

Kinder sagen *d* für *g*; *s* für *ch*; *dau* für *gaul*; *massen* für *machen*. cf. 17, 22. *n* für *ng*, *dann* für *gang*. *e* für *i*, *löh* für *lieb*; *o* für *u*, *got* für *gut*. *l* für *r*.

21) Gemeinlich macht vor den nasenbuchstaben *m n ng* den vorhergehenden *vocalen* auch zu einem nasen*vocali*: man sagt *bin n* anstatt *b in*.

Man spricht nicht frey sondern näselt, wenn man die nase zühält: aber es geschieht nicht nothwendig, sondern nur alsdenn, wenn nasenbuchstaben unter den andern vorkommen; denn in diesem fall wird wegen dem gehemnten durchgang der luft durch die nase die gaumenhaut verhindert sich mit der gehörigen fertigkeit vorzulegen, wodurch alle buchstaben bey welchen sich sonst diese haut vorlegt, zu nasenbuchstaben werden.

Entstehung der stimme.

Die lippen der stimmritze berühren einander: die durch die lufröhre ankommende luft treibt sie auseinander, indem sie sich durchdrängt: die haut an der berührten stelle wird gespannt, so lang die berührung dauert; so bald diese gehoben ist, kriegt sie die nat. stellung wieder vermög ihrer elasticität, in diesem augenblick entsteht eine neue verschliessung, diese veranlasst wieder eine neue spannung und eröffnung und diese wechselseitige spannung und befreung macht die luftschläge aus, welche die stimme hervorbringen. Diese schläge folgen desto geschwinder auf einander, je kürzer die lippen der stimmritze, je zärter ihre haut, je nachdrücklicher ihre zusammendrückung im berühren und je stärker der luftstrom seyn wird: alsdenn ist auch die stimme höher im ton. Unter entgegen-gesetzten umständen ist der ton der stimme tiefer.

Es sey eine reihe von gleichen intervallen *a b c d e f g h* — welche eine gegebene reihe von spannungen *A B C D E F G H* der stimmritze bey luftstössen von einerlei anstrengung hervorbringt, nemlich der luftstoss vor gegebener stärke *a* erzwingt bei der spannung *A* den ton *a* etc. Der stärkere luftstoss

β erzwingt bey der spannung *A* den ton *b*, bey der spannung *G* den ton *h* *s* u. s. w. mit dem unterschied dass *b* und *h* von β lauter tönen, als wenn sie von *a* ertönt haben würden.

Bey dem höchsten ton zieht sich der kehlkopf zurück in die höhe, und der zapfen zieht sich fast ganz zurück, und das lorpsende *r* kan man nicht mehr aussprechen.

Bey dem tiefsten ton zieht sich der kehlkopf hervor und herunter; der zapfen streckt sich, so weit er kan; und das lorpsende *r* kan man am vollkommensten aussprechen.

Die verlängerung oder verkürzung der lufröhre bey verschiedenen tönen ist zwar unvermeidlich, aber doch zufällig, und hat so wenig einfluss auf die höhe des tons als die länge eines rohrs das mit dem mundstück einer pfeiffe so verbunden wäre, dass man sie dadurch anblasen könnte, auf den ton der pfeiffe haben würde.

Pfeiffen mit den lippen: je höher der ton, desto enger die öffnung der lippen und desto kleiner die entfernung der zungenspitze von den vorderzähnen.

Je tiefer der ton, desto mehr das gegenteil. Die stellung der lippen ist wie bey dem *zw*.

Pfeiffen mit der zungenspitze. Pfeiffen mit der zunge wie sie bey *ch* ge stellt ist. Blätlen. Pfeifen wie die schäfer.

Schnalzen mit der zunge, welche wie *dg* laudet.

[Die nachstehenden drei aufsätzchen bilden die fortsetzung der oben genannten, *Phon. stud.* I, s. 258 f. mitgetheilten aufzeichnung „zum eignen gebrauch“, sind also in Oldenburg im april 1783, d. h. zwei jahre nach dem druck der dissertation geschrieben].

VERGLEICHUNG DER LAUTBUCHSTABEN UNTEREINANDER NACH DEM GEHÖR.

<i>u</i>	<i>ü</i>	<i>i</i> ¹
<i>o</i>	<i>ö</i>	<i>e</i>
	⋮	
	<i>ä</i>	<i>ä</i>
	⋮	
	<i>a</i>	

Von *a* bis *u* und von *a* bis *i* sind natürliche stufen, gegenseitig gleich in ähnlichen reihen.

¹ [Über die vokalschemata bei H. vgl. meine *EL. d. phonetik*² s 21 f. Nachträglich finde ich in einem manuskript, das sich leider nicht genau bestimmen lässt, jedoch, wie die erwähnung Job. Becks zeigt, nicht früher als herbst 1781 fallen kann, die figur der dissertation mit *nach oben* gekehrter *a*-spitze. Der inhalt des mit keiner überschrift versehenen ms. berührt sich nach einer auseinandersetzung über sprache und sprachwerkzeuge vielfach mit dem der hier abgedruckten aufsätzchen. Es schliesst mit der anmerkung: „Wenn man die vocalen *a, o, u* in die säiten eines claviers hineinruft, so tönen sie denselben vocal wieder, den man ausgesprochen hat: aber nicht die vocalen *ä, e, i*.“]

Man fühlt deutlich, dass \ddot{a} zwischen a und e , e zwischen \ddot{a} und i , \ddot{a} zwischen a und o , o zwischen \ddot{a} und u ohngefähr das mittel hält; dass sich zwischen beyden reihen die stufen miteinander vergleichen lassen, \ddot{a} mit \ddot{a} , e mit o , i mit u ; dass sich zwischen denen angezeigten stufen noch mehrere, vielleicht wie in der musik, unendlich viele immer kleinere intervale von stufen, wo nicht dem gehör, doch dem verstand begreiflich machen lassen: wenn man nemlich die reihen au , und ai als linien betrachtet, die in gleichen punkten gleiche stufen von lautbuchstaben bezeichnen. Von u bis i , von o bis e und ohne zweifel zwischen allen gleichen stufen der beyden hauptreihen au , ai gibt es wieder ebenso unzählliche mittelstufen: die eingeführte sind: \ddot{u} das mittel von u und i ; \ddot{o} das mittel von o und e ; solcher gestalt entsteht eine mittelreihe $a \dots \ddot{o} \dots \ddot{u}$, deren so viele möglich sind, als stufen von u nach i , und jede wieder durch eine linie vorgestellt werden kan, wie die hauptreihen und parallele querreihen. So entsteht demnach der begriff von einer fläche uai , in welcher jeder mögliche lautbuchstabe durch einen punkt bestimmt werden könnte, wenn es ein mittel gäbe, die mittelreihen und deren stufen mathematisch genau anzugeben.

Diphthongen verhalten sich zu den lautbuchstaben wie in dieser fläche die linien zu den punkten, ein diphthong fängt mit einem lautbuchstaben an, berührt in einem schwung eine stetige folge von lautbuchstaben und endigt sich mit einem andern lautbuchstaben. Etwas ähnliches findet sich in der musik.

Nach dieser fläche lassen sich steigende und parallele diphthongen, unter den erstern aufsteigende und absteigende, unter den parallelen vorrückende und rückgängige, sodann gerade und schiefe, gradlinigte, und krumme, und für jeden punkt der grad der geschwindigkeit deutlichkeit und stärke denken: aber freylich nicht ausdrücken, oder ausgedrückt nicht genau bestimmen.

Die kunst, alle lautbuchstaben und diphthongen auf dieser fläche mit mathematischer schärfe anzugeben, würde die künstler in stand setzen in rücksicht dieses theils der aussprache für alle mundarten in der ganzen welt die vollkommenste bezeichnung zu geben, und zu verstehen, ohne jemals die mundarten, die ihnen schriftlich vorgelegt worden, gehört zu haben. Durch übung der zunge und des gehörs liesse sich wirklich diese kunst zu einem hohen grad von vollkommenheit bringen: sollte nicht eine auf diese betrachtungen gebaute sprachmaschine das zuverlässigste werkzeug, um das gehör daran zu üben, abgeben?

BEOBACHTUNGEN ÜBER DIE AUSSPRACHE DER LAUTBUCHSTABEN.

Die aussprache von a setzt blos die öffnung des mundes, und übrigens lippen, zunge und rachen in der natürlichsten lage ohne alle muscelwirkung voraus. Bey jeder gezwungenen stellung der zunge bemüht man sich dieselbe in der mitte rinnenförmig zu machen, und wenigstens in dieser gegend die natürliche lage zu erhalten.

Bey der aussprache von u steigt der hintere theil der zunge hinterwärts in die höhe, und zieht dabey die seitenränder ein; die kinnlade wird stark angezogen, um diese stellung der zunge zu begünstigen; die winkel der lippen ziehen sich vorwärts, indem die lippen durch die musceln welche die nasenflügel abwärts und das kinn aufwärts ziehen, vorwärts getrieben werden, und sich zugleich

durch hülfe der schnürmusceln etwas zusammenziehen. So wirken die winkel der lippen durch diese spannung als ein ruhepunkt, wenn die trompetermusceln, die nach vorne mit den winkeln der lippen, und nach hinten mit den oberen schlundmusceln in verbindung stehen, zur verengerung des rachens beytragen sollen. Denn dass die verengerung des rachens bey der aussprache von *u* wesentlich ist, erhellet auch aus der stellung der zunge, die desto mühsamer hinterwärts dringt, je mehr man sich bemüht die winkel der lippen zurückzuhalten entweder durch die backenmusceln, oder durch hülfe der finger, oder durch allzuweite öffnung des mundes. Dass die öffnung des mundes nicht nothwendig verändert werden müsse, sondern solches nur zufällig leide fand ich auf eine überzeugende art an dem schon genannten Joh. Beck:¹ bekanntlich hat dieser ein weites loch im gaumen, und eine fast ebenso weite nasenöffnung, wodurch man einen grossen theil der zunge übersehen kan; dabey kan derselbe mann mit weglassung des künstlichen gaumens, und ohne die nasenöffnung zuzuhalten den lautbuchstaben *u* vollkommen deutlich aussprechen, wenn er die winkel der lippen auf die oben beschriebene art vorwärts zieht, welches ihn gleichwol etwas mehr mühe kostet, als bei der aussprache von *o*; zugleich konnte ich durch die weite öffnung der nase und des gaumens sehen, wie sich die zunge bemühte, sich mit ihrem hintern theil rückwärts zu erheben.

Bey der aussprache von *o* wirken dieselbe theile wie bey *u*, nur alle um einen grad schwächer. Die zunge erhebt sich nicht so stark rückwärts: die kinnlade wird weniger angezogen; auf die winkel der lippen wirken hauptsächlich nur die zuschnürmuschel beyder lippen, und durch diese mehr natürliche lage der theile wird die verengerung des rachens vermindert.

Bey bei der aussprache von *ä* ist die ähnliche wirkung derselben theile wie bey *u* und *o*, nur noch schwächer als bey *o*, und es zieht sich hauptsächlich nur die oberlippe zusammen, um die winkel ein bischen zu spannen. Bey dieser aussprache kan man vor dem spiegel noch einigermassen über die zunge weg in den rachen sehen: wenn man nun die lippen zu ruhen zwingt, indem man *aä* ausspricht, so bemerkt man, wie sich die mitte von dem hintertheil der zunge erhebt. Wenn man sich bemüht *a* auszusprechen, indem man mit beyden händen die winkel der weit geöffneten lippen vorwärts zieht, so entsteht unwillkürlich die aussprache von *ä*, welches die meynung von der wirkung der lippenwinkel bey der aussprache von den lautbuchstaben *u* *o*, *ä* bestätigt.

Bey der aussprache von *i* strebt der vordere theil der zunge vorwärts in die höhe, und breitet sich aus, indem er seine seitenränder bey den obern stockzähnen anlegt; die kinnlade wird stark angezogen und unterstützt die aufwärts strebende zunge, die sich in dieser festen stellung so verkürzt, dass der rachen dadurch erweitert wird. Die lippen ruhen, oder ihre winkel werden wohl gar zurückgezogen, um hinten im rachen keine spannung zu verursachen, die derselben erweiterung entgegen stünde. Die zungenspitze lenkt sich von dem vordern gaumen nur soviel ab, dass die stimme einen freyen ausgang findet: dass aber

¹ [Man vgl. hierüber *Phon. studien* I, s. 259 ff. Beck starb 1783 in Bruchsal im spital der barmherzigen brüder (*Hall. gel. zeit.*, donn. 30. okt. 1783; von H. exzerpirt).]

auch diese öffnung, wie bei *u* die lippenöffnung, nicht nothwendig, sondern zufällig so klein seyn muss, beobachtete ich mit gleichem glück an mehrgedachtem J. Beck: wenn nase und gaumen offen und der mund geschlossen war, konnte er *i* und *e* ausdrücken; war aber der mund auch offen, so konnte er nur mit mühe noch *ä* herausbringen, hingegen *e* und *i* gar nicht, weil alsdenn die zunge von der etwas abstehenden kinnlade nicht hinreichend unterstützt und erhoben wurde, um den rachen erweitern zu können.

Bey der aussprache von *e* wirken dieselben theile wie bey *i*, aber in einem geringern grad; die kinnlade wird weniger angezogen, und vielmehr der mittlere theil in der länge der zunge strebt etwas vorwärts in die höhe, und legt sich mit seinen seitenwänden etwas weiter hinten an den letzten obern stockzähnen fest an, um sich auszubreiten und zu verkürzen, und dadurch den rachen auf einen gewissen grad zu erweitern. Dadurch erscheint vor dem spiegel die öffnung zwischen dem gaumen und der zunge bey *e* grösser als bey *i*, wo sie sehr klein wird, aber doch noch kleiner als bey *ä*; dieser unterschied ist aber nicht wesentlich nothwendig, sondern zufällig unvermeidlich, wie bey *i* schon angemerkt worden. Bey der aussprache von *ä* zeigt sich die ähnliche wirkung derselben theile wie bey *i* und *e*, aber in einem noch geringern grad: die seitenränder des mittlern theils der zunge legen sich nur auf die untern stockzähne, um die zunge auszubreiten, dass sie sich ein wenig verkürzen und den rachen hinter sich auf den gehörigen grad erweitern möge; die kinnlade wird kaum ein wenig angezogen, ja es kostet wenig mühe bey völlig geöffnetem mund *ä* auszudrücken, wenn man nur die zunge dafür ein bischen weiter in die höhe treibt. Der lautbuchstabe *ä* weicht also in der stellung und der geringen wirkung der werkzeuge, so wie *ä*, sehr wenig ab von dem lautbuchstaben *a*.

LEHRREICHER VERSUCH MIT DER LEISEN AUSSPRACHE DER LAUTBUCHSTABEN.

Man spreche die sieben lautbuchstaben in folgender gleichsam natürlichen ordnung mit leiser stimme aus: *u, o, ä, a, ä, e, i*; so entsteht eine unwillkührliche ordnung in tönen, wovon *u* den tiefsten, *i* den höchsten ton gibt. Verschiedene spannungen in dem werkzeug der leisen stimme müssen der grund dieser verschiedenen töne seyn, wobey die verengerung des rachens den tiefsten ton durch die schwächste spannung in der stimmritze, und die erweiterung desselben den höchsten ton durch die stärkste spannung hervorbringt. Die entstehung der leisen stimme habe ich in meiner probschrift § 39 bis 42 aus der beschaffenheit der obern bänder der luftspalte des kehlkopfs zu erklären gesucht: die leise stimme ist mit dem schall der buchstaben *ch, feh* und *f* sehr nahe verwandt. Ein ähnlicher schall entsteht auch, wenn man gegen einen scharfen körper durch die lippen bläst. Hier kam ich auf einen versuch, der zur erklärang der menschlichen stimme, wie ich hoffe, gewiss viel beyträgt: wenn man nemlich durch die lippen gegen eine schärfe pfeift (blöset) so vermischt sich jenes rauschen mit der pfeifstimme, und gibt einen ganz eigenen klang. So vermischt sich auch die laute stimme der untern bänder der luftspalte des kehlkopfs mit der leisen stimme, oder dem rauschen der luft an den obern bändern, und verwandelt sich dadurch in die eigenthümliche menschenstimme. Mir ist kein thier bekannt, das die leise stimme hätte, ausser

den gänsen, welche einen solchen ton von sich geben, wenn sie jemand verschrecken wollen, der sich ihnen nähert. Unter den säugenden thieren hat die stimme der katzen, besonders in rücksicht auf die lautbuchstaben viel ähnlichkeit mit der menschlichen stimme.

Da man durch willkürliches oder halb willkürliches kappen (*ructus*) die lautbuchstaben eben so wie durch die stimme ausdrücken kan, und dieses entsteht, wenn luft durch den verengerten schlundkopf gepresst wird, so schliesse ich daraus, dass die lautbuchstaben nicht in der kehle, sondern im rachen, wo stimme und *ructus* zusammentreffen, je aus einem dieser beyden ohngefähr eben so umgebildet werden, wie die menschliche stimme überhaupt aus der vermischung der leisen und lauten stimme. Selbst das *ch* lässt sich einigermassen in leise ausgesprochene lautbuchstaben umbilden, und wird in verbindung mit demselben verändert, wie ich § 62 in der probeschrift gezeigt habe, wonach nemlich das *ch* in *ich*, *ech*, *äch* einen feinen pfeifenden ton annimmt, in *uch*, *och*, *äch*, *ach* hingegen einen tiefen dumpfigen.

Die eigenschaften der lautbuchstaben, die ich denen §§ 65 u. 71 angezeigt habe, können zur erklärang ihrer entstehung und zur bestätigung des bisher gesagten auch etwas beytragen. Ich bin nun sehr in der erwartung, wie weit meine betrachtungen mit denen schon zum theil ausgeführten erfindungen des hn. prof. Kratzenstein zusammenstimmen werden. Da bekanntlich unzählige töne auf ganz verschiedene art entstehen, und dennoch dem gehör einerley scheinen können, so halte ich auch für möglich, menschliche töne und wörter hervorzubringen, durch werkzeuge und vorrichtungen, die den menschlichen ganz unähnlich sind: hierher gehört ohne zweifel das sprechen und überhaupt das nachahmen der staaren. So wäre es also auch möglich bey einem unrichtigen begriff von den menschlichen sprachwerkzeugen werkzeuge zu machen, die einzelne silben darstellen.

Weil die epiglottis zwischen der zunge und der öffnung des larynx sitzt, so ist mir die meynung des hn. prof. Kratzensteins die ich blos aus der recension der gött. gel. anz. kenne, als ob jene zur bildung der vokalen was beytrage, nicht unwahrscheinlich, aber zu der nähern erklärang ihrer verrichtungen sind mir seine gründe nicht bekannt: ich kan also aus der recension noch nicht merken, ob unsere meynungen gleich oder verschieden sind.

Zu einem sprechenden kopf müsste man vielleicht das scelet von einem menschlichen kopf und larynx zum grund legen, und alle musceln durch biegsame weiche körper nachahmen. Dass man übrigens jemalen leiste, was auch Euler in seinem 137. brief des 2ten bandes der briefe an eine deutsche prinzeßin als ungewiss von solchen maschinen erzählt, ist eher zu wünschen als zu hoffen.¹

¹ [Unter H.s exzerpten findet sich eine kopie dieses briefes mit der überschrift: „Eulers briefe an eine deutsche prinzeßin über verschiedene gegenstände aus der physik und philosophie, a. d. fr. 2ter theil. 2te aufl. Leipz. 1773 — s. 233. 137. brief. Von denen wundern der menschlichen stimme“. Der schluss des briefes enthält die angezogene stelle, die uns im zeitalter des phonographen fast prophetisch anmutet: „Ein grosser beweis von dem wunderbaren bau unseres

[Ein einzelnes blatt ohne datirung enthält H.s versuch eines lautsystems seiner heimischen undart. Ich halte auch diesen für der mittheilung wert.]

SCHWÄBISCHE MUNDART.

<i>Selbstlauter</i>	<i>u</i>	<i>o</i>	<i>â</i>	<i>a</i>	<i>ä</i>	<i>e</i>	<i>i</i>
deren verwandlung in	<i>ou uo</i>	<i>aâ</i>	<i>âa</i>	<i>â ä</i>	<i>äa</i>	<i>ää</i>	<i>ie ei</i>
	1 2	3	4	5 6	7	8	9 10

<i>Selbstlauter durch die nase</i>	<i>ö</i>	<i>ā</i>	<i>ē</i>
deren verwandlung in	<i>āö oa</i>	<i>o</i>	<i>ēu āē</i>
	11 12	13	14 15

<i>Diphthongen</i>	<i>ââ</i>	<i>ää</i>
deren verwandlung in	<i>â</i>	<i>(âa & âä) ä</i>
	16	17 18 19

<i>Diphthongen</i>	<i>ou</i>	<i>ei</i>
deren verwandlung in	<i>u</i>	<i>(ui & î)</i>
	20	21 22

<i>Diphthongen durch die nase:</i>	<i>ao</i>	<i>ae</i>
deren verwandlung in	<i>o</i>	<i>(ōa & oe) ē</i>
	23	24 25 26

Beispiele:

- 1) du (schul, plattdeutsch in Göttingen).
- 2) zu, schuh.
- 3) stroh, gross.
- 4) fodern (fordern) vor, morn (morgen) vorder, vornen, voran.
- 5) nach, ja, hat, spat, dacht (soviel als tocht, und hat im *plur.* dächt').
- 6) fast, acht (8) hab' (*subj. pres.*) dacht' (i hao dächt für ich hab gedacht).

mundes, der ihn zur aussprache der wörter geschickt macht, ist ohne zweifel auch diess, dass es der geschicklichkeit der menschen bisher noch nicht gelingen wollen ihn durch maschinen nachzuahmen. Den gesang hat man zwar nachgeahmt, aber ohne die geringste artikulation der töne, und ohne alle unterscheidung der verschiedenen vokalen. — Ohne zweifel wäre das eine von den wichtigsten entdeckungen, wenn man eine maschine erfände, die alle töne unserer wörter mit allen ihren artikulationen aussprechen könnte. Wenn man jemals mit einer solchen maschine zu stande käme, und sie durch gewisse orgel- oder claviertasten alle wörter könnte aussprechen lassen, so würde alle welt mit recht erstaunt seyn, eine maschine ganze reden hersagen zu hören, die man mit der grössten anmuth würde vergesellschaften können. Die prediger und redner deren stimme nicht stark, oder nicht angenehm genug wäre, könnten alsdann ihre predigten und reden auf einer solchen maschine spielen. Die sache scheint mir nicht unmöglich zu seyn. (D. 16. jul. 1761.)“]

- 7) regen, her, leben, schmerz.
 8) herren, hös, grösser, (jagt, sagt; gemeinschwäb. jecht, secht; bairisch jächt, saät).
 9) kühe, mühe, lügen.
 10) viel, gibt, ligt (geit, leit) (lieber plattdeutsch in Göttingen).
 11) schon, (ston, gon, lon, altdeutsch) ich hon (ich habe).
 12) blum', ruhm.
 13) kram, samen, rahm.
 14) fenster, seh'n, nehmen.
 15) dinst, finster, wünschen, fünf, söhne, hin (unser).
 16) blau, grau, lau.
 17/18) fleisch, weich, ey, gais, bleich.
 19) bläue, läuer.
 20) draussen, haussen, auf.
 21/22) feuer, scheuer, euer (die, sie im *foeminino*) (lügt).
 23) baum, zaum.
 24/25) eins, keins, stein, bein, meyn', heim.
 26) bäume, zäume.

Selbstlauter durch den mund	$u \quad o \quad \overset{a}{a} \quad a \quad \overset{ä}{ä} \quad e \quad i$	7
durch die nase	$\bar{o} \quad \bar{a} \quad \bar{e}$	3
Diphthongen durch den mund	$\left\{ \begin{array}{l} \overset{aa}{aa} \quad \overset{äa}{äa} \quad \overset{ää}{ää} \quad \overset{äa}{ää} \quad \overset{aa}{aa} \\ \overset{ou}{ou} \quad \overset{uo}{uo} \quad \overset{ui}{ui} \quad \overset{ie}{ie} \quad \overset{ei}{ei} \end{array} \right.$	10
durch die nase	$\bar{\overset{aa}{aa}} \quad \bar{\overset{äa}{äa}} \quad \bar{\overset{ää}{ää}} \quad \bar{\overset{äa}{ää}} \quad \bar{\overset{aa}{aa}}$	5

Die selbstlauter \ddot{u} und \ddot{o} kommen in der schwäbischen, selbst reinern mundart nicht vor; \ddot{u} lautet immer wie i , \ddot{o} wie das hohe e .

u und o vor m und n werden immer wie \bar{o} ausgedrückt.

i , und e und $\overset{a}{a}$ vor m und n immer wie \bar{e} ; (auch \ddot{u} und \ddot{o}).

Jeder von denen hier stehenden diphthongen durch die nase entspricht denen beyden darüber stehenden, die durch den mund allein ausgesprochen werden.

Man vergleiche in dieser rücksicht von den obigen gezählten fällen

1, 2, 3, 4, 5	11, 12	1, 2	10, 9
mit 10, 9, 8, 7, 6	mit 15, 14	und 3, 4	8, 7
		" 11, 12	15, 14

16, 20, 23	16, 20, 23	19, 22, 16
19, 22, 26	4, 11, 1	7, 15, 10

3, 1, 11	4, 2, 12	10, 21, 25
8, 10, 15	7, 9, 14	

mit dem verzeichnis der diphthongen.

DIE UNTERRICHTSREFORM AUF NEUSPRACHLICHEM GEBIETE
VOM STANDPUNKTE EINES TAUBSTUMMENLEHRERS.

Bezüglich der ihnen zugefallenen aufgabe ist eine gewisse verwandtschaft zwischen der taubstummenschule und den höheren lehranstalten nicht zu verkennen. Es leuchtet dies ein, wenn man erwägt, dass auch die taubstummenschule berufen ist, ihren schülern eine ihnen fremde sprache zu lehren; nur besteht der unterschied, dass der schüler der höheren lehranstalt zu einer lautsprache die er schon besitzt, zu seiner muttersprache, eine andere hinzulernt, wobei ihm die erstere wesentliche dienste leistet, während der taubstumme schüler überhaupt erst sprechen lernen muss, dann aber die sprache soweit zu erlernen hat, dass sie ihm als verkehrs- und bildungsmittel dienen kann. Dabei ist des hindernden umstandes nicht zu vergessen, dass der taubstumme vor erlernung der lautsprache die geberdensprache besitzt, die, je ausgebildeter sie ist, um so mehr die aneignung der lautsprache erschwert, dass ferner dem taubstummen der gehörsinn abgeht. So sehen wir den schüler der höheren lehranstalt unter ungleich günstigeren bedingungen an die spracherlernung gehen als den taubstummen. Wenn nun die taubstummenschule das oben bezeichnete ziel erreicht, so muss das da beobachtete verfahren, *mutatis mutandis* angewendet, anderswo erst recht segensreich wirken, und gewiss dient es der in unserer zeit angeregten sprachunterrichtsreform zum vorteil, dass sie möglichst viele berührungspunkte mit der methodik im sprachunterrichte der taubstummen anzuweisen hat. Hierbei wollen wir sogleich auch des unterschiedlichen gedenken, das sich aus dem bisher gesagten bezüglich der spracherlernung in beiden schulen ergibt. Entsprechend dem geistigen standpunkte der schüler wird nämlich der sprachunterricht in der taubstummenschule länger bei den elementen zu verweilen haben, da die geisteskräfte des taubstummen bis zum eintritt in die schule sehr wenig entwickelt werden. Dieses verweilen bei den elementen erübrigt sich beim vollsinnigen schüler; dafür wird das unterrichtsziel höher gesteckt werden können.

Wir kommen nun zu der frage: *Welche berührungspunkte haben die sprachunterrichtsmethoden in der taubstummenschule und in den höheren lehranstalten?*¹

Würde sich nicht eine reform auf dem gebiete des neusprachlichen unterrichts vollzogen haben, würde nicht der durch die grammatik einzig und allein bestimmte unterrichtsgang aufgegeben worden sein, wäre nicht die forderung: vom laut zur schrift! in die praxis umgesetzt worden, so wäre unsere frage schnell beantwortet: es beständen eben keine berührungspunkte. Nun aber, da sich die reform vollzieht und vollzogen hat, eine thatsache, die nicht freudig genug zu begrüßen ist, liegt die sache anders. Betrachten wir genauer den gang, den der taubstummensprachlehrer innezuhalten hat. Der frühere sprachunterricht in der taubstummenschule wurde unter vorzugsweiser zugrundelegung der grammatik erteilt. Nach beendigung des artikulations- oder ersten sprachkurses ging es an den eigentlichen sprachunterricht. Die schüler lernten an bildern eine reihe hauptwörter, eigenschaftswörter und zeitwörter, die dann zu sätzen zusammenge-

¹ Ich habe hier nur den neusprachlichen unterricht im auge.

stellt wurden. Weiterhin wurden grammatische regeln gegeben, gelernt, beispiele darnach gebildet und im lesebuch gelesen und das gelesene erklärt. Dass also die erlernung der deutschen sprache in der taubstummenschule ähnlich betrieben wurde, wie unsere grammatiker in den höheren schulen die alt- und neuklassischen sprachen erlernen lassen, dürfte aus dem eben angedeuteten verfahren unschwer zu erkennen sein. Sich ein bild von den erfolgen zu machen, wer wäre es nicht im stande? hier wie da werden gleiche erzielt werden. Die schüler werden wohl im stande sein, das gelernte zu verstehen und wiederzugeben, auch einen abschnitt mit mehr oder weniger verständnis zu lesen, — aber sprechen, d. h. sprachlich mit anderen verkehren, können sie nicht, ihnen fehlen die nötigen be-
 züriffe, die umgangsformen, die sprechfertigkeit, so dass vielen auch eine weiter-
 bildung mittels der betreffenden sprache schwer fallen dürfte. Ist selbst der
 formale nutzen ein zweifelhalter, einen praktischen haben die schüler überhaupt
 nicht. Da letzterer aber gerade für die taubstummenschule am meisten ins ge-
 wicht fällt, so mussten dort die methodiker, diese nachteile erkennend, auf eine
 reform des sprachunterrichts in der taubstummenschule sinnen. Sie gestaltete
 sich also: Auf den artikulations- oder ersten sprechunterricht folgt ein sogenannter
 freier anschauungsunterricht. In demselben werden gegenstände aus dem anschau-
 ungskreise der kinder in einer ihrer fassungskraft angemessenen weise besprochen,
 und zwar so, dass der schüler so viel als möglich angehalten wird, wahrgen-
 nommenes sprachlich zu bezeichnen, auch ohne dass die die antwort in den mund
 legende frage angewendet wird. Der lehrer zeigt, die schüler schauen an, sie
 lassen die übrigen sinne, als geschmack, geruch, gefühl hierbei thätig sein, der
 lehrer führt bewegungen mit dem gegenstande aus, er schneidet mit dem messer,
 schreibt mit der feder u. s. w., lässt diese bewegungen ausführen seitens der
 schüler: alles drückt der schüler sprachlich aus. Wo er es nicht kann, sei es
 dass ihm der begriff, sei es dass ihm die form fehlt, da tritt der lehrer helfend ein.
 Das neue wird eingesprochen, eingeschrieben und eingelesen, mit einem worte
*eingelern*t. Dabei hält man sich nicht peinlich an eine genaue reihenfolge der
 grammatischen formen, ohne dass damit gesagt sein soll, man verfare planlos.
 Wie allem unterrichte immer ein plan zu grunde liegen muss, so auch dem
 freien anschauungsunterrichte. Jedoch wird man beispielsweise nicht einen satz
 fallen lassen, der das wort *sondern* enthält, weil die form *nicht* — *sondern* noch
 nicht zu üben an der reihe ist. Man feiert die feste wie sie fallen und knüpft
 an den einen satz sofort ähnliche sätze an, bis die form eingesprochen ist. Immer-
 hin bleibt der grundsatz: vom leichten zum schweren! regel. Also vorzugsweise
durch übung im sprechen lernt auf dieser stufe der schüler die sprache gebrauchen,
 und besonders die verkehrs- oder umgangssprache ist es, die er sich so aneignet,
 und die ihn in den stand setzt, mit seinen mitmenschen lautsprachlich zu verkehren.
 Dass auch sprech- und leseübungen nicht fehlen dürfen, sei der vollständigkeit
 halber erwähnt.

Nach zwei bis drei jahren tritt an die stelle des freien anschauungsunter-
 richts ein nach den jahreszeiten, bezw. räumlichen kreisen geordneter, aber auf
 dem formellen sprachunterricht beruhender anschauungsunterricht, dem zur seite
 ein besonderer formeller sprachunterricht geht. Dem anschauungsunterricht fällt
 also, abgesehen von seinem ursprünglichen zweck, die aufgabe zu, das im sprach-

formenunterrichte erarbeitete zu verwerten. So wird dem schüler auf zweifache weise gedient: er erhält anleitung zum selbständigen denken in der lautsprache und bekommt zugleich einen einblick in die sprachgesetze. Doch ist hierbei zu bemerken, dass: vom beispiel zur regel! im sprachformenunterrichte losung bleibt. Ein freier sprachunterricht dürfte als fortsetzung des freien anschauungsunterrichts gelten.

Überblicken wir noch einmal, wie im taubstummen die lautsprache geschaffen wird, so ergibt sich uns folgender gang: 1. übung der lautelemente, der laute und ihrer verbindungen im artikulations- oder ersten sprechunterrichte, 2. schaffung einer elementar-umgangs- oder verkehrssprache im freien anschauungsunterrichte, 3. grössere rücksichtnahme auf den formellen teil der sprache in verbindung mit anschauungsübungen im formellen sprach- und eigentlichen anschauungsunterrichte, 4. erweiterung der verkehrssprache im freien sprachunterrichte.

Im folgenden betrachten wir den gang im neusprachlichen unterrichte, wie er war und wie er jetzt angestrebt wird. Früher wurde er ähnlich wie der unterricht in den altklassischen sprachen erteilt. Was kümmerte man sich bei der aussprache um phonetische gesetze! So falsch der lehrer die fremden laute und ihre verbindungen aussprach, d. h. so sehr er seine ihm eigentümliche mundart dabei zur geltung brachte, so falsch lernten auch die schüler sprechen. Ja heutzutage noch finden wir eine jämmerliche aussprache im fremdsprachlichen unterrichte in gegenden mit stark von der schriftsprache abweichender mundart, z. b. in mitteldeutschland.¹ Konnte der schüler die neuen lautzeichen lesen, so trat sofort die grammatik in den vordergrund, sie wurde und blieb bestimmend für den unterrichtsgang die ganze schulzeit hindurch. An das auswendiglernen einer grammatischen regel reihte sich das übersetzen einzelner, oft recht sinnloser sätze, die ausser allem zusammenhange standen (eine blütenlese zu geben will ich mir ersparen). Musste nicht durch ein derartiges verfahren der kindliche geist systematisch stumpf und tot gemacht werden, war nicht dem schüler alles sprachenlernen ein zweckloses einpauken und drillen? Denn brachte es auch der schüler nach und nach bis zum lesen klassischer werke, so kam er doch zu einem beherrschen der sprache, zum denken in ihr nur selten, und wenn ja, dann nicht auf dem wege der schulmethode.

In neuerer, ich möchte sagen, neuester zeit ist nun ein umschwung in der methode des neusprachlichen unterrichts zu verzeichnen, der zwar, wie alles neue, noch immer seine gegner findet, der aber, wie alles gute, sich doch eingang zu verschaffen wissen wird. *Vom laut zum zeichen, vom gesprochenen worte zur schrift!* das ist heute forderung, denen entgegen, die im starren formalismus das einzige prinzip der sprachaneignung sehen. In der sprachunterrichtsreform finden wir das moment der naturgemässheit wieder; denn wie unsere kleinen nicht mittelst der grammatik, vielmehr durch unausgesetztes hören und üben sprechen lernen, ebenso soll auch da vorgegangen werden, wo es sich um erlernung einer neuen sprache handelt. Vor allem muss der angehende sprachschüler einen artikulationskursus, einen ersten sprachunterricht, der aber auch zugleich sprach-

¹ vgl. Dr. Schumann, *Französ. lautlehre für mitteldeutsche.*

unterricht dadurch wird, als jedes neusprachliche wort gedeutet wird, durchmachen. Hier lernt er die der sprache eigentümlichen laute genau bilden. Der der lautphysiologie kundige lehrer spricht dem schüler vor, und letzterer sucht das getprochene durch das gehör zu erfassen und es genau nachzubilden. Gelingt das nicht, so wird dem schüler insofern zu hilfe gekommen, als ihm die betreffende organstellung klar gemacht und er somit zu bewusstem sprechen geleitet wird.¹ Natürlich wird der artikulationskursus weniger zeit beanspruchen, als der in der taubstummschule, so dass man bald in der lage ist, einen schritt weiter zu gehen.

In den *gebrauch* der sprache ist der schüler jetzt zuvörderst einzuführen. Ist dies zu erreichen, wenn man den schüler jahre lang sätze ohne allen zusammenhang übersetzen und grammatische regeln lernen lässt? Nein, hier hat das lebende wort an stelle der gedruckten schriftzeichen zu treten. Vor allem ist darauf zu achten, dass das sprechen während der sprachstunde in der betreffenden fremden sprachen geschieht, damit der schüler im auffassen und gebrauche zugleich geübt werde. Sodann ist ein zusammenhängender abschnitt auszuwählen, der bezüglich des inhalts auch die schüler anzuregen geeignet ist. Derselbe wird satz für satz, ja wort für wort durchgearbeitet, die schüler schreiben das neue behufs lernens auf, die formen werden erklärt und sogleich an herangezogenen beispielen geübt, schriftliche übungen sowie memoriren tragen zur befestigung bei. Empfehlenswert dürfte auch die besprechung eines gegenstandes aus der umgebung sein, wobei freilich nicht nur in ermüdender reihe die teile des gegenstandes aufgezählt werden dürfen; vielmehr richte man dabei sein augenmerk auf die aneignung einer umgangssprache, indem man mit dem gegenstande die verschiedensten handlungen vornimmt und vornehmen lässt und das wahrgenommene in die sprache umzusetzen anleitet. Mit der zeit wird der logische und formale teil der sprache wachsen, der phonetische sich bessern.

Ist man nun soweit gekommen, eine elementarsprache verstehen und gebrauchen zu können, so wird der *formelle* teil der sprache dem unterrichte zu grunde gelegt. Das früher durch übung erlernte wird jetzt verstandesmässig im grammatischen unterrichte erfasst, wobei jedoch auch hier die regel: vom beispiel zur regel! zu beachten ist. Der *logische* teil der sprache findet im lesen prosaischer und poetischer sachen seine weitere ausbildung, die umgangssprache wird durch sogenannte freie sprachübungen, die auch ausserhalb der schule anzustellen sind, z. b. auf spaziergängen, erweitert.

Wird ein solcher gang, wie ich ihn hier nur in grossen zügen vorzeichnete, eingehalten, dann kann ein sicherer erfolg nicht ausbleiben. Käme auch nur der sprachschüler soweit, als die taubstummschule ihre schüler bringt, so hätte er vieles erreicht, mehr als in ihm die frühere methode schaffen konnte. Da aber bei ersterem die verhältnisse bedeutend günstiger sich gestalten, als ihm der *unterrichtssinn* nicht fehlt, so müssen an ihn noch bei weitem höhere ansprüche gestellt werden.

¹ Auf diese weise wollen wir auch in der volkschule ein gutes sprechen anstreben.

Manchem gegen der sprachreform gelegenheit zum nachdenken zu geben, den freunden derselben aber zu zeigen, dass anderwärts ihre ansichten, wenn auch unter anderen verhältnissen, erprobt wurden, war der zweck dieser arbeit.

Ratibor.

H. HOFFMANN.

EINE KURZE BEMERKUNG ÜBER DEN GRAMMATISCHEN NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHT IN DER PRIMA.

In dem heftigen streit, der in bezug auf die methode des unterrichts in den fremden neueren sprachen seit einem dezennium entbrannt ist, ist von einigen anhängern der sogenannten „neuen methode“ auch das schlagwort gefallen, die phonetik in den oberen klassen systematisch als unterrichtsgegenstand zu betreiben, und das, was in den unteren klassen an der einen sprache mehr oder minder ausführlich gegeben wurde, von dieser nun zu abstrahiren. So sehr ich der phonetik zugethan bin, möchte ich doch schwere bedenken gegen die einföhrung derselben als unterrichtsgegenstand geltend machen, deren nicht geringstes das wäre, dass wir den bis jetzt nach meiner ansicht unberechtigten klagen über überbürdung berechtigten grund geben würden. Setzen wir uns viel lieber mit dem kollegen in gutes einvernehmen, der den physikalischen und vor allem den naturwissenschaftlichen unterricht erteilt. Er wird uns in dieser frage am meisten nützen können. Ich meine vor allem, die phonetik ist für den lehrer da; ist derselbe darin zu hause, so wird er, um ein bild zu gebrauchen, den schülern, welche an mund und ohr kranken, von dieser kostbaren medizinen wohl ein oder mehrere tropfen, je nach ermessens, eingeben: er wird sie aber deswegen nicht gleich das rezept answendig lernen lassen, nach dem die medizinen bereitet ist. In gleicher weise werden wir auch von einem unterrichtsgang, der auf der induktiven methode aufbaut, nur dann dauernde erfolge erwarten dürfen, wenn er von anfang an in systematischer verfolgung seines zweckes darauf bedacht ist, die erwerbung der grammatischen kenntnisse nicht dem zufall zu überlassen, sondern sie bewusst zur bildung des festen gerippes zu vereinen, das der gesammten sprache, in ihrem vielseitigen betriebe, als stütz- und anelpunkt dienen soll. Nach den bisher verfügbaren lehrplänen und der gewohnheit der einzelnen lehranstalten soll die kenntnis der grammatik in der zweitobersten klasse (also der obersekunda) abgeschlossen sein. Wenn ich nicht irre, gilt dieser modus auch sogar für die höheren mädchenschulen. In welcher weise soll nun die vom lehrplan für prima (die oberste klasse) vorgeschriebene *wiederholung* des grammatischen pensums betrieben werden?

Meistenteils wird das kapitel, welches der lehrer zur repetition aufgegeben hat, in der art und weise wiederholt, in welcher es in den unteren oder mittleren klassen zum ersten male durchgenommen worden ist. Das hat ja vielfach einen guten grund. Denn einerseits kann die grammatik zu wenig betriebens worden sein und muss sogar in ihrer hauptsache erst aufgebaut werden, andererseits ist durch zu skrupulöses eingehen auf geringfügige einzelheiten der gesamte wissensstand geschmälert worden, und es muss von neuem gebaut werden, oder

es sind gar kapitel in den früheren klassen durch irgend welchen zwang überschlagen worden und das gefürchtete maturitätsexamen macht die durchnahme derselben *ab ovo* nötig. Nehmen wir nun den idealzustand an: der nach prima versetzte obersekundaner besitzt eine gute aussprache, befriedigende kenntnisse in der grammatik, weiss eine tüchtige menge vokabeln, übersetzt mit hinreichender geläufigkeit und ist (wenigstens auf einer realanstalt) im stande, sich in genügender weise im freien gebrauche der sprache zu bewegen. Soll die repetition der grammatik den schüler nun noch einmal an die *tertia* oder *sekunda* erinnern? Ich meine, jetzt wäre ein zusammenfassen ganzer kapitel am platze und ein eingehen auf die hauptgesichtspunkte, welche die einzelnen teile der grammatik beherrschen. Dazu ist aber die phonetik nahezu unerlässlich. Also doch phonetik? wird man sagen. Ja allerdings, aber nicht in dem sinne, wie die gegner derselben sie darstellen, ein experimentiren über den einzelnen laut bis zur erschläffung; der begriff, welchen ich im auge habe, umfasst weiteres. Die grammatische repetition in der prima soll dem schüler, welcher die sprache praktisch schon als gesprochene und geschriebene kennen und scheiden gelernt hat, diese scheidung in systematischer zusammenfassung geben; ja, was noch mehr ist, es muss ihm der unterschied zwischen gedachter und gesprochener sprache in synthetischer behandlung einzelner kapitel des französischen oder englischen klar werden. Man glaube nicht, dass damit an den intellekt unserer primaner zu grosse anforderungen gestellt werden. Ist es doch nur die greifbare unterlage für das, was einzelne deutsche lehrpensen für prima als „einleitung in die psychologie, logik oder ethik“ nicht vorenthalten zu dürfen glauben. An der hand einer fest gegliederten fremden sprache (nehmen wir die französische an) wird ihm die darlegung einzelner sprach- und denkerscheinungen doch viel klarer werden als in der grauen theorie. Praktische psychologie, praktische logik werden mit der repetition hand in hand gehen, und insofern wird auch die phonetik eine grosse rolle spielen, als die sprache mit ihren lautganzen (sprechaktten) unter ihren vielfachen beziehungen, sei es zur schriftlichen darstellung, sei es zur gedachten sprache zu betrachten sein wird. Der schüler wird dann (natürlich immer in gewissen grenzen) den unterschied zwischen denken und sprechen, zwischen sprechen und schreiben leicht erkennen; er wird aber auch einsehen, dass wir im sprachverkehr nicht nur den verkehr zwischen zwei lippenpaaren zu sehen haben, wo es mit dem übergehen der laute von mund zu ohr abgethan ist, sondern den appell von herz und kopf lebender wesen unter und an einander in den wechselseitigen beziehungen. Freilich ist dabei stillschweigend die voraussetzung gemacht, dass wir nur das denken und auffassen der jetztzeit in den bereich der erörterung ziehen. Wir werden dann sofort die grammatik in zwei grosse gebiete teilen müssen; die archaische und die noch lebende. Ein gewisser besitzstand der grammatik ist archaisch, er ist in formen, vielleicht formeln erstarrt, deren denkoperationen nur dem auge des historisch vorgehenden grammatikers klar werden, wie z. b. im französischen (und dieses habe ich heute speziell im auge) das gebiet der unregelmässigen verben, der bedeutungswechsel einer anzahl adjektiva, die scheidung in der schreibung bei einigen partizipien und verbaladjektiven. Doch historische grammatik gehört nicht in die schule, zumal auf lateinlosen anstalten, wo es zur erklärang historischer vorgänge einer sprache bedürfte, die

dem schüler unbekannt wäre. Was sich über solche archaismen in kurzer syntthese sagen lässt, soll aber nicht vorenthalten werden; weise beschränkung wird auch hier gutes stiften.

Für die vergleichung zwischen geschriebener und gesprochener sprache wird eine gute lautliche schulung in den unteren klassen eine förderliche vorbereitung sein, es handelt sich dann nur um die zusammenfassung unter gemeinsame gesichtspunkte. Einzelne grammatiker, wie z. b. Immanuel Schmidt in seinen anhängen zur *Englischen schulgrammatik* haben bereits einen versuch in dieser richtung unternommen. Ich möchte geneigt sein, schon in tertiä, wo der englische unterricht das jetzt herrschend gewordene gerollte, mit schaufelförmiger rundung der zunge gesprochene *l* vorführt, auf eine erscheinung in der französischen lautlehre aufmerksam zu machen, die wir leicht erklären können, wenn wir auf dieses *l* bezug nehmen. Sollte nicht die verwandlung von *l* in *cheval* zu *u* in *chevaux* aus der aussprache des *l* zu erklären sein? Das zurückgehen in heute meist alveolar gesprochenes *l* beweist nur die wandelbarkeit des lautes, der ja auch im modernen englisch anders lautet als früher. Der oben erwähnte *l*-laut aber zeigt in sich selbst schon *u*-charakter, und ist dem laut auch durch seine anschlagstelle verwandt; er entspricht dem polnischen *l*-laut, der in der schrift als *ł* (durchgestrichenes *l*) bezeichnet wird. In ein gesetz zusammenfassen lässt sich auch eine graphische eigentümlichkeit, welche gewöhnlich von den grammatikern bei besprechung orthographischer abweichungen in der ersten konjugation zur sprache gebracht wird. Kühn hat derselben in seiner auf die laute basirten formenlehre ebenfalls gedacht. Man hat von dem gesetz auszugehen, dass der franzose einen *e*-laut, auf den ein konsonantlaut folgt, gern öffnet (die neigung das *e* zu öffnen, zeigt sich sogar bei stummen konsonanten). Die öffnung des *e* wird nun abgesehen von der darstellung durch *ei, ai, ey, ay*, gewöhnlich entweder durch verdoppelung des konsonanten, auf den ein stummes *e* folgt, oder durch *ê* in der schrift angezeigt, seltener durch *ê*. Aus dem schatz von vokabeln stehen dem schüler substantiva genug zu gebote, die das gesetz erhärten (*Suède, Grèce, siége, terre, celle, étrennes* u. s. w.) Tritt nun bei verben und adjektiven im femininum derselbe fall ein, dass nämlich *e* + lautbarer konsonant da wort schliessen, so vollzieht sich dasselbe gesetz, nur dass die schrift die freiheit hat, zwei wege zu wählen. So verdoppeln die verben auf *eler*, und *eler* mit wenigen ausnahmen in den neun stammbetonten formen das *l* und *l*, genau so wie *muet* im femininum *muette* zeigt, während alle anderen verben *ê* zeigen (*mène*), genau so wie das femininum von *secret* *secrète* geschrieben wird. Daher zeigt auch *protéger* z. b. in den neun formen *ê*; in den zwölf formen des futurs und konditionalen handelt es sich nur darum, den verben mit dumpfem *e* ein betontes *e* zu geben. Dass man nun dasselbe mittel graphisch anwendete, darf uns nicht wunder nehmen. hat doch auch das streben nach angleichung der formen das *ê* in den zwölf formen des verbums *protéger* erhalten. Grade dieses streben kennzeichnet ja die sogenannte regelmässigkeit im französischen, wie sie in der konjugation recht augenscheinlich zum ausdruck gelangt. Die oben genannten verben mit dumpfem *e* in letzter stamm-silbe zeigen dieses *e* offen in den neun stammbetonten formen, wo das wort als lautganzes *e* in letzter silbe zeigt. Die anderen 12 formen zeigen sämtlich ein betontes *e*. Die regelmässige erste oder auch lebende konjugation

hat sämtliche unterschiede zwischen stambbetonten und endungsbetonten formen nach möglichkeit verwischt und betrachtet so schon diese verben gewissermassen als unregelmässige; zum wenigsten als nicht regelmässige, wie ja auch die grammatiker ihnen eine eigene stelle anweisen. [Nebenbei bemerkt, halte ich es für nützlich, in analogie zu dem deutschen und englischen unterricht mit scheidung von starken und schwachen (oft unregelm. u. regelm. genannten) verben auch im französischen von *tertia* an auf die scheidung der archaischen und der lebenden konjugation zu halten, wie dies Lücking gethan hat (*Frz. sch.gr.*). Neu gebildete verben werden im frz. nach der ersten konj., im dtsh. und engl. schwach gebildet; leicht lässt sie hauch auf den im dtsh. wie engl. stattfindenden, allmählichen übergang von starken verben in schwache hinweisen.] Auf obige erscheinung gestützt, wird man den mit der lateinischen sprache nicht vertrauten schüler (die andern verweist man auf die lateinischen etyma) leicht zu der entdeckung überleiten können, dass dieser unterschied von stambbetonten und endungsbetonten formen grade die mehrzahl der sogenannten unregelmässigen verben kennzeichnet. Nach der oben gegebenen scheidung wird man allerdings auch die verben auf *oir* hinzurechnen müssen, die dem schüler von früher her bekannt sind. Von geringerer bedeutung ist die kleine anzahl der verben sog. 4. konj. auf *re*; die v. auf *ir* mit ihren ausnahmen gehören den sog. inchoativis an. Sehr leicht wird es nach dieser anleitung werden, auch wenn selbst die lateinischen formen nicht zu hilfe kommen, den grund zu erkennen, warum *viens* ein *venous* (aber *cours* u. *courons*) im plural zeigt; es wird dem schüler das gesetzmässige wirken der sprache klar werden. Das sind ja zwar alles archaistika; bei einer gesamtrepertition eröffnet dieser abstecher jedoch einen blick über ein ganzes gebiet und nötigt uns die bemerkung ab, dass das, was wir mit bezug auf die lebende sprache als unregelmässig bezeichnen, in historischer betrachtung grade die grösste regelmässigkeit darbietet.

In gleicher weise bietet die wiederholung gelegenheit, bei besprechung der verben auf die einschiebung des *j*-lautes nach diphthongen noch einmal in einer allgemeinbemerkung zurückzukommen und die schreibung des *y* in *nous employons, essayons* dahin zu erklären, dass durch die einschiebung des naturgemässen *j*-lautes der triphthong, welcher entstehen würde, vermieden werden soll (vgl. afrz. *uneit-nuit*). Dass die verben auf *eyer, ayer* ihr *y* überall behalten, wie die grammatik sich ausdrückt, erklärt sich aus der natur des diphthongs, der nicht wie in *oi, ui* ein steigender ist, sondern in *ey, ay* ein fallender diphthong ist, der durch das nachklingende konsonantische *i* nahezu monophthong geworden ist. Ein versuch, die vier arten von lauten phonetisch zu schreiben, lässt sofort den unterschied hervortreten (*apl'ájô; ès^hijô; pèjô; grásèjô*). In den ersten zwei beispielen hätten wir nach entfernung des *j* drei zusammenstossende vokallaute, in den letzten zwei nur zwei vokale. Schon bei der ersten besprechung dieser verben nehme ich darauf bedacht, von substantivischen und adjektivischen beispielen auszugehen, die dem schüler bekannt sind. So lässt sich an *rei-royaume, royauté, croi(re)-croyance, bruit-bruyant*, später an *fuir-fuyons, fuyard, voir-voiyons* u. s. w. dies gesetz als grundgesetz nachweisen. (Bei der wiederholung liesse sich vielleicht die bemerkung einflechten, dass das italienische den zusammenstoss dreier konsonanten zu meiden sucht, z. b. *istituzione* für *inst.*)

Alle diese fälle gehören der laut- und formenlehre an; sie werden in den mittleren klassen in grösserer oder geringerer zahl schon begegnet sein und in prima nur noch der syntaktischen behandlung im system bedürfen. Schwieriger wird die behandlung der syntaktischen erscheinungen, wo es sich darum handelt, die gesetzmässigkeit des denkens und etwaige diskrepanzen zwischen wort und gedanken dem schüler fasslich darzulegen. Hier wird der unterricht in den tertien und sekunden weniger vorarbeiten können, da er sich zu viel in einzelheiten verliert und verlieren muss, dabei aber das allgemeine gesetz aus den augen lässt. Und doch kann auch er sein bescheidenes teil dazu beitragen, das verständnis für die erscheinungen auf der oberstufe zu erleichtern. Die verschiedenheit besteht nur darin, dass es sich hier nicht mehr um einzelne laute oder deren komposition handelt, sondern um ein logisches oder psychologisches lautganzes und dessen einkleidung in worte zu bestimmtem zweck, mit bestimmter absicht.

Wenn der quintaner von anfang des französischen unterrichtes an daran gewöhnt worden ist, den einzelnen satz wie ein ganzes stück in einzelnen sprachtakten zu lesen, innerhalb deren keine pause gemacht werden darf, und wenn der schüler angehalten worden ist, in den höheren klassen in immer vollkommenerer weise auf sinngemässes lesen zu achten, und nicht etwa, wie man dies leider oft noch in prima hören kann, das subjektspronomen vom verbum losreisst, (*je || donne*), dann, meine ich, wird ihm im laufe der jahre schon das verständnis gekommen sein, dass der französische satz, welchen er liest, dass der einzelne sprachtakt, welchen er im satze ausschält und als untergeordnetes ganzes für sich spricht, eine von der deutschen weise gänzlich abweichende betongung zeigt. Während im deutschen behauptungssatz der ton steigt und fällt (in meiner eigenen sprache bei ruhigem sprechen die kleine terz, bei emphase die grosse terz), die bewegung des tones etwa einem *accent circonflexe* verglichen werden kann, verteilt der franzose den ton ziemlich gleichmässig auf alle silben; nur gegen die endsilbe hin findet eine allmähliche steigerung statt, und die endsilbe eines jeden lautganzen, welche überhaupt den ton tragen kann, erhält die stärkste betongung, den sogenannten grammatischen akzent. Die verstärkung des tones braucht nicht immer mit einer erhöhung des eigentones des betreffenden lautes verbunden zu sein, während dieses fehlen im deutschen den eindruck des monotonen machen würde. Daher kommt es auch, dass viele beobachter sich täuschen lassen und den rhetorischen akzent, der ja ganz natürlich eine erhöhung des eigentones mit sich führt und auf anderen silben des lautganzen ruht, für den grammatischen akzent ansehen. Der grammatische akzent vertritt also in gewisser beziehung das objektive element gegenüber dem subjektiven und affektischen im rhetorischen akzent. Bei der fest geregelten wortstellung im französischen wird also jede abweichung von der absicht des sprechenden beeinflusst sein, diesem oder jenem wort durch seine stellung einen bestimmten ton zu geben, ihm nachdruck zu verleihen. Mit der änderung in der stellung ging dann, wie leicht einzusehen, oft eine differenzirung der bedeutung hand in hand. Für das ältere französische haben Tobler in seinen *Vermischten beiträgen* und Alfred Schultze in seiner *Wortstellung im fragesatze*, allerdings von anderem gesichtspunkte aus, die frage berührt, welche verschiedenheit der bedeutung und auffassung zwischen den beiden sätzen *li rois dist* und *dist li rois* bestehe. In ersterem satze liege der nachdruck,

der schwerpunkt der aussage auf *dist*, im zweiten auf *li rois*, indem man jetzt von der thätigkeit ausgehend, nach dem subjekt der thätigkeit fragt. Diese erklärung entbehrt der vollen deutlichkeit und scharfen erkenntnis, wenn man nicht das gesetz der betonung zu grunde legt und erwägt, dass im wort die letzte silbe, im sprechakt das letzte wort und in diesem wieder die letzte silbe den ton trägt. Diese verhältnisse lassen uns auch sofort den grund erkennen, warum nach modernem sprachgebrauch eine diskrepanz zwischen subjekt und nachfolgendem verbum weit weniger möglich ist, als zwischen subjekt und vorangehendem verbum. Fälle, wie z. b. das eintreten des plurals nach kollektiven (*flupart, infinité* u. s. w.) wird die repetition unter das kapitel „unterschiede zwischen logischer und grammatischer konstruktion“ zu subsumiren haben. Im anschluss daran werden auch beispiele wie *il arriva des soldats* und *des soldats arrivèrent* zu besprechen sein, wobei man dies erstere aus älterem *arriva solda(t)s* mit späterer hinzufügung des *il* (analog *il tonne*) leicht erklären kann. Ohne grammatisches subjekt finden sich noch belege in formeln wie *qu'importe, à quoi sert, d'où vient que* u. s. w., welche zur unterstützung der behauptung beigefügt werden könnten. Kaum werden uns im neufranzösischen fälle beschäftigen, wie sie das moderne (zumal volkstümliche) neuenglisch, in grosser anzahl das englische Shakespeares und Spencers aufweist, in denen nämlich ein plurales subjekt von einem nachfolgenden verbum in 3. person sing. begleitet ist. Auch das altfrz. (s. Tobler a. a. o.) kennt solche beispiele. Pollert in seiner dissertation *Über die dritte person pluralis auf s in Shakespeare* will in solchen singularformen überall, einer besseren erklärung ermangelnd, eine nördliche pluralform sehen; aber, abgesehen davon, dass er das vorkommen solcher formen und ihr eindringen in Shs. dialect nicht beweist, sondern nur annimmt, beweist das nichtvorkommen dieser pluralformen auf *s* in reden, welche nordländern angehören, grade das gegenteil. In den fällen, wo auf ein pluralisches subjekt oder eine mehrzahl pluralischer subjekte, die nicht durch einen singularbegriff zusammengefasst sind, ein verbum im singular folgt, haben wir die absicht des sprechenden darauf gerichtet zu sehen, die von den subjekten präzidierte handlung als eine *einmalige* oder *einheitlich sich vollziehende* zu kennzeichnen. Dem neueren sprachgebrauch ist diese feinheit des ausdrucks mit ausnahme des ital. und engl. zumeist abhanden gekommen; mit dem aufgeben des grammatischen unterschiedes ist aber auch der logische vielfach geschwunden oder er wird durch adverbelle zufügungen gekennzeichnet. Dem älteren germanischen wie romanischen sprachgebrauch war diese ausdrucksweise, welche ich gelegentlich im anschluss an Shakespeare einmal besprechen will, recht geläufig.

Betrachten wir ein anderes lautganze, das mit dem substantiv attributivisch verbundene adjektiv, so finden wir, dass hier dasselbe gesetz die stellung des adjektivs nach seiner bedeutung beeinflusst, welches wir oben bei dem subjekt und verbum wirksam gesehen haben. Abgesehen davon, dass der wohlklang bei kurzen und langen adjektiven mitwirkt, wirkt der grammatische akzent bei nachgestelltem adjektiv auch hier objektivisch, der rhetorische akzent bei vorangestelltem adjektiv emphatisch, subjektivisch und affektisch. Das allgemeine gesetz lässt sich ungefähr in den worten feststellen: Dasjenige adjektiv, welches entweder selbst schon objektivische bedeutung hat oder dieselbe annehmen oder

mit dem substantiv zusammen einen objektivischen begriff bilden soll, wird hinter das substantiv gestellt; das adjektiv welches affektivisch oder subjektivisch wirken soll, wird vorgestellt. Soll daher art und gattung, teil und ganzes geschieden werden, ein logisch motivirendes oder ästhetisch scheidendes merkmal gegeben werden, so folgt das adjektiv dem substantiv. wie Lücking § 201 a. a. o. bemerkt. Die suffixadjektiva (*able, ible, if* u. s. w.) welche Plötz l. 68 nach dem gesetz des wohlklangs hinter das subst. treten lässt, würden unbeschadet dieses gesetzes doch schon aus dem grunde hinter das subst. treten, weil von früher dem suffix ein objektiver charakter innewohnt. Aus ähnlichen gründen werden wir ihres subjektiven charakters wegen die adjektiva *bon, joli, grand, petit* u. s. w. vor das substantiv setzen, auch wenn das gesetz des wohlklangs nicht in kraft träte. Soll ein adjektiv, dessen bedeutung schon in der des substantivs inbegriffen ist, doch noch einmal emphatisch hervorgehoben werden, so tritt es natürlich vor das substantiv. also ist z. b. die stellung des adjektivs in einem satze, den Lück. § 202 anführt, vollkommen erklärlich: *La véritable récompense de nos généreuses actions est en nous*. Einen einfachen beleg für die verschiedenheit des adjektivs in seiner bedeutung je nach seiner stellung bieten die beiden sätze: *Il était un homme savant. Nous le croyons un savant homme, (mais nous nous étions trompés)*. Im ersten falle ist das adjektiv mit dem subst. zusammen einen festen, objektiven begriff eingegangen: gelehrter. Im zweiten beispiel braucht ein gelehrter mann (für den wir ihn hielten: andre, wie sich zeigte, hielten ihn nicht dafür) nicht immer ein gelehrter zu sein. Eine anzahl von redewendungen, in denen das substantiv mit einem adjektiv verbunden, und dieses, je nach seiner stellung, mit dem substantiv zu einem oder zwei scheinbar ganz verschiedenen festen begriffen erstarrt ist, werden wir (Lück. § 202 d. 1,2; Plötz, *Gr.*, l. 68 III. IV) als archaismen zu betrachten haben. für deren einen teil das heutige gesetz zur erklärang noch gut herangezogen werden kann. In andern fällen müsste auf die historische grammatik eingegangen werden: da mag eine flüchtige bemerkung des lehrers, die das wesen der sache streift, genügen. Der franzose sucht also die scheidung zwischen objektivem und subjektivem oder affektivischem, die er in gedanken an dem auszusagenden vollzieht, auch im mündlichen und schriftlichen ausdruck seines gedankens darzustellen; was allgemein gültig ist und sein soll, wird von dem geschieden, was dem einflusse des affekts oder der subjektiven gesinnung unterliegt. Die wortstellung, die zwangsjacke der französischen sprache, wird von diesem gesetz beherrscht.

Aber noch ein anderes gebiet der syntax wird durch diese scheidung beeinflusst nämlich das gebiet der fälle, in denen es sich um das eintreten der beiden hauptmodi handelt, des indikativs und des konjunktivs. Auch hier kann man, allgemein gesprochen, den indikativus den modus des objektiven (der objektiven aussage), den konjunktiv den modus des subjektiven, affektivischen (der subjektivischen und affektivischen aussage) nennen. So ist der indikativ nach seinem charakter stets der modus des hauptsatzes, in dem eine positive oder negative, in der behauptungs- oder frageform aufgestellte aussage in voller objektivität dargestellt wird. Man wird in sätzen wie *le père est arrivé; le père est-il arrivé; le père n'est pas arrivé; le père n'est-il pas arrivé?* nur den indikativ erwarten dürfen. Daher ist es auch bedenklich von einem konjunktiv im hauptsatze reden zu wollen, wie dies Plötz thut (l. 52). Hier wird es sich bei der grammatischen

repetition darum handeln, an die thatsache anzuknüpfen, dass in der konstruktion des konjunktivs im sogenannten hauptsatze nur eins der vielen beispiele von inkongruenz zwischen logischem gedanken und grammatischem ausdruck zu sehen sei. Im gedanken ist in solchen fällen wie *que le roi vive, vive le roi; que le bon Dieu te mandisse* stets ein hauptsatz vorangegangen, der zum subjekt die person des sprechenden, zum prädikatsverbum ein verbum des wunsches hat; etwa *je souhaite, désire* u. s. w. Man erinnere hier die schüler an die allbekannte erseheinung, die das menschliche leben uns nur zu oft darbietet: Bei heftigem streiten ist der mensch leicht bereit, zur kräftigeren unterstützung seiner guten sache auf den hartnäckigen gegner des himmels ungnade oder des teufels gnade durch einen kraftvollen fluch oder boshaften wunsch herabzuflehen. In heftiger gemütsrerregung tritt aber nur der abhängige satz, der den inhalt des wunsches darstellt, (z. b. „dass dich die motten“) vielleicht sogar noch in verkürzter form, zu tage. Diesen abhängigen satz, mit weglassung des von aller welt selbstverständlich vorausgesetzten hauptsatzes, fixirt nun die grammatik in worte.

Im nebensatz wird der indikativ dann gerechtfertigt sein, wenn das verbum des hauptsatzes, von dem er abhängt, die objektivität der aussage nicht beeinträchtigt, d. h. wenn es die gewissheit der thatsache durch ein reines verbum *loquendi* oder *sentienti*, *declarandi* nur als von einer oder der anderen person ausgesprochen darstellt. Daher tritt nach den verben des sagens und denkens, sowie der sinnlichen wahrnehmung (auch wenn durch einfügung in einen nebensatz die objektive, gewisse aussage nur von einer mehr oder minder grossen anzahl von personen gilt (*je, tu* u. s. w.)), im nebensatz der indikativ ein, *je dis qu'il est arrivé; tu vois qu'il est arrivé; il pense qu'il est arrivé*. Bei den verben *ignorer, douter, nier, désespérer* u. ähnl. ist vor allem auf den zwiespalt in ihrer natur hinzuweisen. In abhängigen, auf diese verba folgenden sätzen müsste der gesprochenen und geschriebenen grammatik nach die thätigkeit des verbums durch den indikativ ausgedrückt werden, denn vom grammatischen standpunkt aus betrachtet sind diese verba reine verba *sentienti*, *dicendi* u. s. w. Es überwiegt aber die logik in der konstruktion, und sie fordert, dass nach diesen grammatisch positiven, aber logisch negativen verben der konjunktiv eintrete, da in diesen verben selbst schon ein moment liegt, das die gewissheit der objektiven aussage in abrede oder in frage stellt. Wird nun aber die objektivität der aussage irgendwie eingeschränkt, d. h. wird die gewissheit in abrede oder frage gestellt (es kann dies durch verneinung, frage, ironie u. s. w. im hauptsatz geschehen), so tritt im nebensatz der konjunktiv ein. Auf die einzelnen fälle will ich hier nicht näher eingehen, es genüge, auf die anordnung der beispiele zu verweisen, wie sie Lücking § 323 gegeben hat. Bedingung ist stets, dass durch eine solche beschränkung des verbums im hauptsatze auch sofort der inhalt resp. die objektive aussage des nebensatzes eingeschränkt wird. Ist dies nicht der fall, greift die einschränkung nur für das verbum des hauptsatzes platz, so steht der indikativ im abhängigen satze. Daher ist der unterschied in der bedeutung zwischen den beiden sätzen *crois-tu que je suis aveugle?* und *crois-tu que je sois aveugle?* nur vom standpunkt der logik aus zu erfassen, und das jeweilige eintreten des indikativs oder konjunktivs ist nur eine konzession der grammatik an die logik.

Wird durch die in abrede oder in frage gestellte gewissheit eine ein-

schränkung der objektiven aussage bewirkt, so tritt eine ähnliche beschränkung ein, wenn dem verbum des hauptsatzes (*verbum dicendi, sentiendi*) durch eine hinzufügung etwas affektisches oder subjektives beigelegt und die reine objektivität der aussage dadurch aufgehoben wird. Belege für diese erscheinung finden wir Lück. a. a. o. § 324: *Je voudrais bien voir qu'il osât l'entreprendre* oder *Je suis heureux de voir que vous soyez toujours d'aussi belle humeur*.

Eine gewisse klasse von verben nun sind reine verben des affekts oder lediglich subjektiver annahme, es sind das diejenigen verben, welche man gewöhnlich verben des wollens, wünschens (*voluntatis et studii*) und verben der gefühlserregung nennt. In den von ihnen abhängigen objektssätzen steht mit wenigen ausnahmen immer der konjunktiv. Es liegt eben in beiden arten von zeitwörtern ein so stark ausgeprägter charakter des subjektiven und affektischen (und die grammatik hat in ihren konstruktionen sich gewöhnt, demselben stets rechnung zu tragen), dass selbst durch hinzufügung einer den charakter des verbs beeinflussenden bemerkung nur in wenigen fällen die konstruktion nachgegeben hat. Dies ist z. b. der fall, wenn die grammatik erlaubt, nach *cela n'empêche pas* den indikativ zu setzen, also zu konstruieren *cela n'empêche pas que nous ne sortions* neben *cela n'empêche pas que nous sortons*.

Ähnliche allgemeine gesichtspunkte liessen sich für die anwendung des sogen. unübersetzten *ne*, die stellung und verwendung der pronomina und dergl. angeben; es sollten hier nur zwei der wichtigsten kapitel der französ. syntax gestreift werden, um an ihnen dem schüler zu zeigen, dass es ein durchgehender zug der französ. sprache ist, das klar und präzise gedachte auch in ebensolcher weise in worten auszudrücken und den hörer nach möglichkeit vor falscher auffassung zu bewahren. Die repetition der grammatik in der obersten klasse der höheren lehranstalten wird den geeignetsten anhalt bieten, diese für das verständnis der sprache so wichtigen gesichtspunkte zur sprache zu bringen. Erst in dieser klasse und gerade auch in dieser klasse wird zeit und gelegenheit passend sein, das interesse für die fremden neueren sprachen (denn auch die englische kann in ähnlicher zusammenfassung behandelt werden) durch eine dem verständnis der gereiften schüler angemessene darstellung von neuem zu erwecken und zu fördern.

Schleswig.

DR. ALFRED KADLER.

SPRECHSAAL FÜR PHONETISCHE REFORM.

GEGENVORSCHLÄGE ZU KÜHNS LAUTSCHRIFT.

Obleich sich kollege Kühns vorschläge wohl zunächst auf die deutsche schule beziehen und deshalb mich wenig angehn, wird man wohl einige bemerkungen von mir annehmen, da es ja schön wäre, wenn die vorgeschlagene lautschrift auch für andre als deutsche lehrer anwendbar wäre.

Meines erschens sind die diakritischen zeichen, welche K. anwendet, möglichst zu vermeiden. Sie sind für den schreiber unbequem; für die druckerei kostspielig; für den setzer lästig; für den leser unklar und ermüdend. Man sollte sie daher nur in einer wissenschaftlichen zwecken dienenden lautschrift gebrauchen, wo es gilt, feinere lautfärbungen zu unterscheiden. Für laute, welche in *einer* sprache sinnunterscheidend sind, sollten besondere zeichen sein; was übrigens zum teil durch kapitalchen und umgekehrte buchstaben geschehen kann.

Drum schlage ich vor, für offenes *e* und *o* statt *è ò* eher *ε, ο* zu gebrauchen; dann *ø* für geschlossenes, *æ* für offenes *ö*; *y* statt *ÿ*; *a* statt *á à*; *f* ζ statt *ś, ź*, und *N* statt *ñ*. — Für die nasalvokale freilich lässt sich die tilde schwerlich entbehren; vielleicht auch nicht das zeichen der länge, welche ich jedoch lieber durch einen doppelstrich oder durch vokaldoppelung bezeichne: (*avāta:z* oder *avātaaz*).

Es freut mich sehr, dass K. jetzt statt der kleineren vokalzeichen für die „halbvokale“ *j, y, w*, schreibt. Nur würde ich statt *y* eher das von Jespersen vorgeschlagene *η* (umgekehrtes *h*) gebrauchen, da ja *y* für *ÿ* steht.

Die lautschrift die ich hier vorschlage ist die, welche die *Association phonétique* nach längerer erörterung angenommen hat; sie wird im *Maitre phonétique* und in den 2. ausgaben meiner *Sons du français* und meines *Français parlé* angewendet (nur wird noch *A* statt *a* für den dunklen *a*-laut gebraucht.) Übrigens sind die vorgeschlagenen lautzeichen schon alle ziemlich international gebraucht. *ε* bedeutet offenes *e* im neugriechischen, bei Pitman, bei Sweet (*Hist. English sounds*) und bei Trautmann. *ο* ist offenes *o* bei Sweet, Franke, Jespersen, Nader.¹ Die scheidung *a-a* rührt von Trautmann her; die scheidung *ø-æ*, glaube

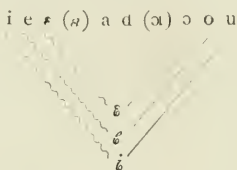
¹ Dr. Nader bemerkt treffend, dass es sehr passend ist, einen offenen laut durch ein offnes zeichen auszudrücken.

ich, von Storm. *y* wird von allen skandinavieren statt *ü* verwendet. *v* gebrauchen Sweet, Franke und Jespersen. *f z* endlich haben Pitman, Sweet, Trautmann, Lundell, Western, die *American dialect society*, u. s. w., angenommen; nur durch ein missverständnis des druckers hat Jespersen *š ž*. Ich darf also wohl sagen, es handelt sich hier um internationale lautzeichen.

Chamboursi p. S. Germain, Seine et Oise.

PAUL PASSY.

Angeregt durch die vorschläge des hm. Dr. Kühn zur schaffung einer *einheitlichen* schullautschrift erlaube ich mir, folgende zusammenstellung in vorschlag zu bringen.



well ^u, use ⁱ, puis ^é. ẽ ã õ ẽ. but ^æ; ape ^{eⁱ}, no ^{o^u}. le, better, bitte = e. kein übersetztes zeichen = lang oder mittellang; — = länge; ^ = bet. länge; ' = bet. kürze; ^ = diphth.; flüchtige vokale durch halbe höhe.

l, l gut.; r = dent.; r = gut.; l, r stimmlos.

b p m, d t n, g k ŋ, j (signe). f v, ð t, s s, š š, l j j (ich, jeder), l j (ach, lagen). h; ' = lenis; ' (nachfolgend) = aspiration.

Verstärkt (fettdruck) = relativ stärker; z. b. **s** : see, **v** : every, **tš** : child.

Düsseldorf.

W. SÜNNINGHAUSEN.

REZENSIONEN.

MORF. H., *Die untersuchung lebender mundarten und ihre bedeutung für den akademischen unterricht.* Verhandlungen der 39. philologenversammlung in Zürich. Herbst 1887. s. 171 ff.

Die romanische philologie hat zur germanischen von kindesbeinen an in geschwisterverhältnis gestanden, alle die wandlungen, welche im lauf dieses jahrhunderts die letztere durchgemacht, hat die erstere geteilt, die mächtige anregung, welche in den beiden letzten dezzennien durch den umschwung der ansichten über den beruf des philologen eingeleitet worden ist, haben die romanisten von den germanisten übernommen, für die gemeinbegriffe nutzbar gemacht. Der einseitig theoretische sprachbetrieb der 70er jahre unter dem zeichen der neubegründeten indogermanischen sprachwissenschaft hat bereits zu einer reaktion geführt. Der typische ausdruck derselben ist das studium der lebenden volkssprache. Das energische zugreifen von seiten der romanisten hat nicht bloss die hoffnungsvolle *Revue des palois* Gilliérons, die wenn auch vorläufigen so doch fruchtbaren zusammenfassungen Suchiers rechtzeitig, der hochverehrte verfasser vorstehender publikation hat das schwebende problem im kernpunkt gefasst, die germanistik immer noch im leidigen kampf gegen herrschende vorurteile, ist zurückgeblieben. Referent hat den vortrag Morís mit lebhafter freude begrüsst. Längst gehegte eigene absichten waren hier in treffender klarheit vor das publikum gebracht; ich glaubte daher grund zu haben, die mir von der redaktion übertragene besprechung vorstehenden vortrags nicht abzulehnen.

Ich habe schon angedeutet, das eindringende sprachstudium, das wir noch in ganz anderem sinne als die früheren generationen verlangen, steht in engstem zusammenhang mit der modernen, gänzlich umgestalteten auffassung von den aufgaben der philologie. Ein vergleich mit anderen disziplinen möge ein bild geben. Von der allgemeinen geschichtswissenschaft haben sich allmählich einzelne zweige, die früher im totalbetrieb versunken waren, losgetrennt, ich nenne hier nur die gesellschaftswissenschaft (soziologie) und die ältere mit unseren tendenzen nächst verwandte wirtschaftsgeschichte. Man begnügt sich nicht mehr wie auf einer marionettenbühne die verwicklung und lösung der konflikte sich vorspielen zu

lassen, seitdem Rankes mächtige persönlichkeits die archive gesprengt, haben sich tausend fleissige hände geregt. Der geschichtschreiber, der vordem die puppenstränge in seinen fingern vereinigte, verschwindet: wir sollen die individuen selbst handeln sehen, wie sie mit den gegebenen faktoren ihrer zeit und ihrer persönlichkeits haushalten und wuchern. Wir wollen die vergangenheit nicht mehr bewundern oder verdammn, sondern wir wollen sie verstehen. Die elementaren kleinsten grössen, welche die voraussetzung für die geschichtlichen vorgänge gewesen sind, müssen aufgedeckt werden, die riesenthat eines Luther zersetzt sich in mehr oder weniger ansehnliche elemente, der grelle kontrast zwischen finsterner nacht und dem lichte der neuzeit löst sich in die natürlichen übergangsphasen auf und an stelle des rätselhaften faktums tritt die *aufklärende entwicklung*. Unsere grosse zeit hat die ausserordentlichste entdeckung gemacht, als sie den entwicklungsbegriff heraus-schälte und damit erhebt sie sich über eine flucht irrender jahrhunderte. Soweit diese thatsache erkannt, ist sie auch bereits gemeingut der wissenschaftlichen methode geworden, die reformierende bewegung, die seit jahren in allen disziplinen angesetzt, hat ihre vertreter unter denen, welche in die einzelfächer den entwicklungsgedanken hineingetragen haben; die sogenannte „ältere richtung“ hat als schiboleth die deduktion, in welchem stile sie auch auftreten mag.

Es erhebt den vortrag Morfs weit über die engen fachinteressen, wenn gleich zu beginn dieser moderne standpunkt formulirt wird: „*Die behandlung der älteren französischen sprache und litteratur in vorlesungen und übungen soll ihr mass finden in dem entwicklungsgeschichtlichen wert, der den mitzuteilenden thatsachen innewohnt und ihr ausschliessliches ziel finden in entwicklungsgeschichtlicher belehrung*“ s. 173. Das gilt natürlich für das philologische studium überhaupt.

Die hochschule hat die erste und nächste verpflichtung, die fruchtbaren errungenschaften der allgemeinen wissenschaftlichen methode zu lehren und zu überliefern: lässt sich für mundartliche forschung gerade entwicklungsgeschichtliche bedeutung nachweisen, so ist der akademische betrieb eine pädagogische pflicht. Hören wir Morf.

„Mir scheint, dass ein wenn auch nur kurzes, nur während eines semesters betriebenes, aber systematisch geführtes dialektstudium einen grossen gewinn in sich schlösse und zwar in doppelter richtung: einmal für die aussprache und zweitens für die allgemeine sprachliche bildung des studirenden“ s. 173.

1) *Für die aussprache*. Vermöge des herrschenden sprachunterrichts auf unsern schulen ist der student in phonetischen dingen nicht bloss ein „ignorant“, sondern er ist mit einer reihe von falschen vorurteilen über die sprachlaute erfüllt, er muss für den praktischen betrieb einer lebenden fremden sprache lernen „was er als kind vortreflich gekonnt hat, was er aber seither gründlich verlernt hat, er lernt *hören*, naiv vorurteilsfrei hören und das ist für denjenigen, welcher sich mit lebenden sprachen abgibt, etwas grosses“. Das richtige hören ist die grundlage des richtigen sprechens. Die differenz, welche den laut der fremden sprache von den nächstliegenden der eignen trennt, kommt uns nicht zum bewusstsein, bis das ohr durch phonetische schulung so geschärft ist, dass es unabhängig von muttersprachlichen gewohnheiten und schriftbildern den fremden laut in richtigem klangbild aufnimmt und in das richtige bewegungsgefühl umsetzt. Dies wird am

leichtesten erreicht durch wissenschaftliche beobachtung einer lebenden mundart, wobei es darauf ankommt unbefangen zu hören, phonetisch genau die artikulation zu bestimmen und exakt in der aufzeichnung die lautwerte darzustellen. Morf hat gewiss recht, es ist zunächst völlig gleichgültig, welche mundart für diese praktische überweisung gewählt wird, zumal es für den studenten der romanischen philologie nicht überall so leicht möglich ist wie in Bern romanisches sprachgebiet zur verfügung zu haben. Mundartliche studien emanzipieren vom buchstaben, und der buchstabe ist der natürliche feind einer historisch entwickelnden sprachbetrachtung.

2) *Für die allgemeine sprachliche bildung.* Die lautwerte bloss geschrieben überlieferter wörter öffnen der „konjekural Kritik“ in grammatischer interpretation alle schleusen. „Ich zitire wörtlich aus einem jüngst erschienenen buche, das unter anderem auch die entwicklung von *jocus locus focus* wieder neu erklärt . . . 'jueiu konnte natürlich nicht ausgesprochen werden, weshalb wir *juu* erhalten'. Dieser triphthong, konnte der aussprache nicht bequem sein; er musste daher vereinfacht werden. . . *juu jou . . . jou* . . . Dieses argumentiren mit der unaussprechbarkeit einer lautgruppe ist immer das sicherste merkmal sprachlicher unbildung, man gewöhnt sich „mit den geduldigen worten auf dem geduldigen papier etwas willkürlich umzuspringen und imaginäre lautreihen mit dem anspruch auf tatsächlichkeit unter grosser selbstzufriedenheit zu konstruiren“. Diese wissenschaftliche, bekanntlich weitverbreitete sünde bedarf einer energischen remedur und hier ist wieder nur von mundartlichen studien abhilfe zu erhoffen. Diese beschäftigung wirkt ernüchternd, sie legt „der phantasie phonetischer künstler zügel an“ und vor dem sonnenlicht der natürlichen sprachformen verfliehet der nebel dieser gräulichen theorie in leeres nichts. „Darum hinaus mit unsern studirenden an dieses sonnenlicht und diesen stärkenden hauch!“ Es ist ehrensache wissenschaftlichen betriebs der wahrheit und tatsächlichkeit in den behauptungen möglichst nahe-zukommen, subjektive lautschieberei ist oft gleichwertig mit einer wissenschaftlichen lüge. Ich betone diese moralische seite. „Der akademische lehrer hat bei der lektüre oft genug veranlassung in seinen schülern die leicht erklärliche neigung zu raschen änderungen (konjekturen) zu bekämpfen und ihnen eindringlich zu predigen, dass die textkritik konservativ sein muss, dass sie nicht dazu da ist, um dem interpreten gelegenheit zu geben, seinen geistreichum zu zeigen“.

Ausserordentlich wichtig ist nun aber die behandlung *sprachwissenschaftlicher prinzipienfragen*. Die gegenwärtige einrichtung des studiums scheint darauf wenig gewicht zu legen; der unterricht kämpft nicht genügend gegen die vorurteile über wesen und entwicklung der sprache. Die beste unterweisung über die gesetze des sprachlebens gewährt das studium der mundarten, hier liegt ihr unerschöpflich *entwicklungsgeschichtlicher*, pädagogischer wert. Einmal wird nur von mundartlichen studien aus das verhältnis von mundart und gemeinsprache, von gesprochener und geschriebener sprache (sandhierscheinungen) dem lernenden zum einleuchtenden verständnis gebracht. Dann aber kann nur in der mundart die *existenzform* einer sprache studirt werden: gliederung in dialekte, auffassung der einzelnen mundartenbildenden sprachlichen merkmale, allgemeine formen der lautveränderung. Dieser letztere punkt ist von Morf nicht genügend hervorgehoben. Auch hier liegen bei einem reinen buchstabenbetrieb höchst bedenklliche gefahren.

Wie leichtfertig sind wir vielfach gewesen, auf grund von einigen formen ein *lautgesetz* zu statuiren, und wie viel leichtfertiger ist die sich selbst überlassene bequemlichkeit mit der alllösenden *analogiebildung* umgesprungen! So lange der philologe sich mit sprache und sprachdenkmälern beschäftigt, verlange ich von ihm, dass er sich selbst auskunft über diese beiden kategorien zu geben vermag. andernfalls ist sein gewerbe keine wissenschaft. Die mundart, welche im allgemeinen den einfluss von seiten fremden sprachgebiets wenig ausgesetzt ist, bietet hierfür ganz andere materialien als die gemeinsprache von heute oder von ehemals. In der lebenden sprache schliessen sich die identisch entwickelten lautformen aufs markanteste gegen eindringlinge aus der schriftsprache oder von benachbarten idiomem ab, der sprachstoff der dieselbe entwicklung durchgemacht, muss gesammelt, das ausserhalb dieser entwicklung stehende für sich behandelt werden: wie lehrreich diese einfache operation ist, gesunden blick für die gerade in der romanischen grammatik so ausserordentlich wichtige trennung des erb- und fremdwortlichen sprachgutes zu erzielen, liegt auf der hand.

Morf betont wiederholt, dass nicht die wissenschaftliche erforschung einer mundart der zweck seines programms ist, sondern die unterweisung des schülers. Der student soll etwas von sprache verstehen lernen. Der plan, den uns Morf über die einrichtung seiner mundartlichen übungen vorlegt, der hier nicht wiedergegeben werden kann, zeigt den erfahrenen forser in jedem satze und wird sich vortrefflich bewähren. Und doch muss ich mir einspruch dagegen erlauben: es wird nicht erreicht, was wir eigentlich mit den mundartlichen studien erreichen wollen und Morf fühlte es wohl selbst als er s. 185 zusammenfassend abschloss: konstatairung der thatsachen war die hauptsache, lautgesetzliche erklärungsversuche wurden nicht verlangt, boten sich aber häufig genug leicht dar. Aber die entwicklungsgeschichtliche bedeutung ist doch auch nach Morf beim ganzen sprachbetrieb die *hauptsache*. Man bilde sich nicht ein, dass der student, welcher ein paar tage auf einem fremden dialektgebiet herumgeforscht, eine anzahl wörter und sätze phonetisch getreu aufs papier gebracht hat, besondere sprachwissenschaftliche erleuchtung erfahren habe; die diskussion im seminar unter leitung des mit gründlicherer kenntnis des dialekts ausgerüsteten lehrers muss das eigentlich bildende hinzubringen. auf den exkursionen kann der student nur sich für das verständnis der darlegungen des lehrers vorbereiten, mehr gewinnt er nicht. Anders würde die sache liegen, wenn der student angehalten würde, den dialekt, den er in seinen heutigen existenzformen kennen gelernt hat, an *lokalen denkmälern* (unter umständen urkunden) *durch den lauf der jahrhunderte* zu verfolgen. Nicht an irgend einem beliebigen altfranzösischen texte sollte der student mit seinen erworbenen dialektkenntnissen seine bessere sprachliche schulung dokumentiren, sondern *innerhalb eines und desselben dialektgebiets*, ausgehend von der heutigen sprachform das verhältniss von schriftsprache und lebendiger rede und die entwicklungen derselben von den ältesten bis zu den jüngsten denkmälern verfolgen. Mit anderen worten: *Die grammatische und physiologische zergliederung der mundart darf nicht selbstzweck bleiben, sondern muss mit der lektüre und interpretation der älteren (mundartlichen) literatur des betr. gebiets verknüpft werden.* So kommen wir zur entwicklungsgeschichte. Das ist fruchtbar. Das liefert einen reichen ertrag „entwicklungsgeschichtlicher belehrung“, die wir unsern studenten nicht vorenthalten

sollten. Aber die praktischen schwierigkeiten sind vorerst noch zu gross, ich selbst habe es noch nicht gewagt, so lange ich mich schon mit dem gedanken trage mit meinen zuhörern üben dieser art anzustellen, obwohl wir germanisten noch leidlich günstiger gestellt sind.

Marburg.

FRIEDRICH KAUFFMANN.

KRUMBACH, KARL. oberlehrer, *Beiträge zur methodik der deutschen lese- und sprechübungen in den unteren klassen höherer lehranstalten*. Progr.-beilage des kgl. gymnasiums zu Wurzen. Ostern 1889. 36 s.

Der verf. dieser von einer umfassenden belesenheit in der fachlitteratur zeugenden arbeit geht von der traurigen, aber durch klassische zeugen bestätigten thatsache aus, dass die mündliche behandlung der muttersprache in deutschen höheren schulen meist recht im argen liegt. Als hauptgründe dieser allgemeinen erfahrung werden angeführt: die landläufige verwechslung der äusseren aneignung von kenntnissen mit wahrer bildung, die mangelnde treue im kleinen, aus dem sich doch das grosse erst zusammensetzt, und damit zusammenhängend die unterschätzung des wertes, welchen das gute lesen und sprechen für die harmonische ausbildung des menschen hat. Die meisten der männer, welche vorschläge zur abhilfe gemacht haben, behandeln nur den anfangsunterricht: verfasser will sich dagegen auf die technik des lesens und sprechens in der praxis der höheren schulen beschränken und zwar unter bezugnahme auf die frage, wie weit die mundarten dabei berücksichtigt werden dürfen. Auf vollständigkeit muss er in seinen erörterungen wegen (des bei programmabhandlungen üblichen) raummangels verzichten.

Wenn trotz fleissiger übungen die erfolge oft ausbleiben, so ist dafür die falsche methode verantwortlich zu machen. Die methodik des musikunterrichts mit ihren fingerübungen und dem aufsteigen vom leichteren zum schwereren ist hier vorbildlich. Ohne lautphysiologische kenntnisse geht es nicht mehr. Zunächst muss das verständnis der schüler für diese dinge geweckt werden, und zwar einmal indem man sie ihre fehler erkennen lässt, sodann indem man ihnen durch musterhaftes vorlesen (und sprechen überhaupt) ein gutes vorbild gibt. Die auf letzteres verwendete zeit hält freilich noch mancher lehrer für verloren. So wird der boden für die eigentlichen übungen geebnet. Diese haben sich, der eigentümlichen, geschichtlichen entwicklung unserer heutigen schriftsprache entsprechend, an diese anzulehnen, d. h. wenn ich den verfasser recht verstehe, die aussprache ist der nun einmal gewordenen orthographischen schrift anzupassen, so dass sich die letztere (beim schüler) auf der ersteren aufbauen kann, wie das die natürliche entwicklung einer sprache und schrift verlangt. Gelegentliche zerstreute bemerkungen genügen nicht. Es bedarf systematischer unterweisung und übung, am zweckmässigsten an der hand einer feibel. Verfasser ist sich dabei bewusst, dass damit auf eine einheitliche, nationale aussprache losgesteuert wird, „welche von manchen deshalb nicht gewünscht wird, weil sie eine weitere beschränkung des mundartlichen dadurch befürchten“. Er will deshalb zeigen, dass eine korrekte aussprache im *lesen* die berechnete schonung der dialekte im *sprechen*

nicht ausschliesst. Dass die schulgesetzliche forderung einer lautreinen aussprache so selten erfüllt wird, beruht

1) auf der, geschichtlich durch frühere übertreibung begründeten, abneigung gegen die unterweisung in der bildung der sprachlaute und gegen elementare sprechübungen überhaupt. Doch wird mehr und mehr erkannt, dass für jeden sprachlehrer bekantschaft mit der lautwissenschaft unerlässlich ist. Es bedarf der herstellung eines elementaren lehrgangs für die hand des schülers. Nur ist vor übertreibung zu warnen. Klar erwiesen wird der nutzen phonetischer hilfsmittel durch die erfolge des taubstummenunterrichts. Hinderlich ist der besonders dem mittel-deutschen eigene hang zum nachlässigsprechen (die bequemlichkeit ist ja ein sprachgeschichtlicher faktor ersten ranges). Es ist darauf zu halten, dass der schüler das schlecht oder falsch gesprochene richtig wiederhole, wie längst üblich ist, dass er das falsch geschriebene mehrmals richtig schreiben muss. Die besonders schwerzüngigen sind dabei möglichst schonend zu behandeln.

2) Auf dem vorurteil, als ob das streben nach einer korrekten, gemeindeutschen (nationalen) aussprache einer vergewaltigung gleich sei, während es doch nur ein stück heilsamer zucht ist, die wir unwidersprochen bei den fremden sprachen üben. Verfasser sieht vielmehr eine vergewaltigung, weil einen widerspruch, darin eine korrekte aussprache zu verlangen und dabei dem ziele der einheit zu widerstreben. Die unsicherheiten in der theorie der aussprache können ihn nicht hindern, die forderung zu stellen, dass „das kunstmässige schullesen und die sprache der gebildeten gesellschaft, wie der bühnen- und kanzelton, über allen dialekten stehen und an *allen* höheren schulen Deutschlands ein einheitlich-nationales gepräge tragen sollen“. Unsere gesamten kulturverhältnisse verlangen das, und die völlige erfüllung ist nur eine frage der zeit. Dem unterricht fällt dabei die aufgabe zu, das richtige, das zum grösseren teil bereits anerkannt, zum kleineren noch durch vermittelnde ausgleichung der gegensätze ohne gewalthätigkeit zu bestimmen ist, in weitere kreise des volkes zu tragen, dem die schätzung dafür keineswegs fehlt. Ein weiterer einwand der anhänger der dialektchonung wird durch die urteile sachverständiger phonetiker (Sievers, Merkel, Vietor) widerlegt und gezeigt, dass die ererbten stammeseigentümlichkeiten im bau der sprachwerkzeuge wohl eine schwierigkeit, aber nicht ein wirkliches hindernis in der aneignung ungewohnter laute einschliessen. Die schwierigkeit erscheint mir dabei doch nicht stark genug betont. Sie beruht freilich weniger in dem ererbten physischen, als in der gewöhnung der kindheitsjahre, welche ein nicht zu unterschätzendes hemmnis bildet. Dazu kommt dann, auch in unserem musikalischen vaterlande, oft der mangel an feinhörigkeit, wie dem erfahrungsgemäss leute mit musikalischem gehör fremde laute schneller und richtiger erlernen.

3) Auf der verquickung der frage mit der schonung und pflege der dialekte. Verfasser ist für eine strenge scheidung und will den „leseunterricht nur soweit in den dienst der mundart stellen, als der lehrer dabei freundlich zu vermittelb bestrebt sein soll, wenn der schüler beim lesen in seinen dialekt zurückfällt; endlich aber muss die reine hochdeutsche form durchdringen und massgebend sein“. Ich meine dass hier zwischen der mundartlichen aussprache, den wortformen und dem wortschatze zu unterscheiden ist. Die dialektische aussprache hat auch meiner meinung nach keinen anspruch auf duldung im leseunterricht.

Anders verhält es sich mit dem mundartlichen wortschatz, daraus hat sich noch immer das *hochdeutsch* (wie es nun einmal genannt wird) erneuert (doch schiebt die liste der dialektwörter s. 17 nicht ganz zuverlässig zu sein, *zipfel* z. b. findet sich schon in der Lutherbibel 1. Sam. 24, und mit den erläuterungen zu *hausflur*, *gurke*, *zieren* u. s. w. hat der verfasser des preussischen idiotikons von 1788 gewiss des guten zuviel gethan). Dass Kr. das verlangen Hildebrands, das ganze hochdeutsch im engsten anschluss an die in der klasse vorfindliche haus- und volkssprache zu lehren, abweist als nicht zu den aufgaben der höheren schulen gehörig, kann nur gebilligt werden. Der leipziger germanist scheint mir überhaupt zu sehr rückwärts gerichtet. Das rückschrittliche kommt auch in der lion-hildebrand'schen zeitschrift oft zum ausdruck. Was hat es z. b. für einen zweck, wenn H. den untergang der doppelten (verstärkenden) verneinung im deutschen beklagt und dieselbe am liebsten wieder lebendig machen möchte? Ich kann mir kaum denken, dass er selber im umgang oder gar in seinen vorlesungen sich dieser ausdrucksweise bedient. Er möchte sonst doch manchmal missverstanden werden. Wir sind aber glücklicherweise nicht so eng in regeln eingeschnürt, dass derjenige fanatisch verfolgt würde, der einmal eine doppelverneinung dialektisch oder zwecks einer bestimmten rhetorischen oder sittlichen wirkung gebraucht. Die forderung Hildebrands würde in der ausführung auf zwei schwierigkeiten stossen. Die eine von Kr. genügend hervorgehobene liegt in den mundarten, die andere in den menschen. Es ist nicht zufällig, dass die s. 18 l. gegebenen beispiele aus der Schweiz und aus Mecklenburg geholt sind. Wirklich durchführbar ist die sache eben nur bei dialekten, welche sich von der schriftsprache soweit entfernen wie das alamanische und das plattdeutsche, dagegen kaum bei der thüringer, der leipzig-meissnischen und andern mundarten. Ich möchte behaupten, dass je näher eine mundart der schrift- und gesellschaftsprache steht, sie desto weniger daseinsberechtigung und anspruch auf pflge hat. Die entfernteren dialekte werden mehr als selbständige sprachzweige empfunden; die näheren erwecken leicht die empfindung des niedrigen und würdelosen, der simplen verderbung der hochsprache, mögen sie auch von einem höheren standpunkt aus, welcher alles wirkliche als vernünftig, d. h. als ursächlich bedingt und darum berechtigt ansieht, ein ebenso gutes recht haben. Nehmen wir einmal das leipzigsche. Die zeiten des jungen Goethe und des J. D. Michaelis, in denen Klein-Paris und Halle als die hohe schule des guten deutsch anerkannt war, sind längst vorüber. Diese mundart erscheint allen unbetheiligten so ausgesprochen spiessbürgerlich und prosaisch, so aller poetischen anlage bar, dass man sich nicht recht vorstellen kann, wie sie sich für werke eignen soll, die einen gebildeten geschmack befriedigen. Darum werden auch des verfassers bittere klagen über den missbrauch, den poetaster der witzblätter wie Bliemchen und Bornann mit seinem heimatdialekt treiben, nichts daran ändern, dass diesem nicht sobald ein Reuter, Hebel, Kobell oder Rosegger erstehen wird. Dazu liegen schon die entwickelten kulturverhältnisse dieser gegend zu ungünstig. Es kann eben ein volksstamm nicht alles haben, der (königl.) sächsische aber hat der hervorragenden eigenschaften sonst genug.¹ Die sprachliche kluff zwischen den gebildeten und ungebildeten

¹ Wer einmal im wiener burgtheater den trefflichen Thiernig als Schmählich

ist wohl vorhanden und wird auch so leicht nicht verschwinden; meiner meinung nach kann das unmöglich geschehen auf kosten der unentbehrlichen gemeinsprache, welche nun einmal die geregeltere und seit jahrhunderten durch die besten geister der nation gepflegt ist. — Die vom verfasser s. 20 ff. für die umgangssprache vorgeschlagenen dialektformen bewegen sich in so gemässigten grenzen, dass man damit wohl einverstanden sein kann, auch wenn man gegen kleinigkeiten einwendungen machen möchte. So erscheint es als ein widerspruch, wenn der verfasser gewiss mit recht der schonung des dativ-*e* das wort redet (doch glaube ich manches, wie *mit weibe und kinde* noch nirgends gehört zu haben), dagegen auf die weitere beschränkung des genitivs hinarbeiten möchte. Welche verluste wir schon in diesem punkte erlitten haben, zeigt ein blick auf das nhd. Die s. 27 auf dieses genommene beziehung ist leider für Preussen und seine pädagogischen schutzstaaten durch die lehrpläne von 1882 hinfällig.

Die zweite schwierigkeit, welche in den menschen liegt, ist selbst in einem räumlich beschränkten gebiete, wie etwa das königreich Sachsen, vorhanden. Kr. führt selber die oberlausitzer, die erzgebirgische, die voigtländer mundart als von der „niederländischen“ deutlich verschieden an. Der einzelne lehrer wird im besten falle nur die mundart der gegend, in der er aufgewachsen ist, beherrschen. Im zeitalter der freizügigkeit kann man aber den lehrstand nicht an die scholle binden. In preussischen lehrerkollegien dürften sich stets nur wenige mitglieder finden, welche ihre kenntnisse gerade am geeigneten platze verwenden könnten. Dazu ist auch das schülerpublikum heutzutage oft so bunt aus verschiedenen gauen zusammengewürfelt (z. b. hier an der grenzlinie zwischen ober- und niederdeutsch), dass der lehrer nur einen teil derselben mundartlich berücksichtigen könnte. So wird die empfohlene pflege des mundartlichen meist etwas zufälliges, durch verhältnisse, befähigung und geschick einzelner bedingtes bleiben. Sind die bedingungen vorhanden, so steht ihr gewiss nichts im wege, besonders wenn dabei der kanon innegehalten wird, den Kr. s. 30 für das lesen und sprechen aufgestellt hat.

Es folgen zum schlusse „einige vorschläge zu den oben erwähnten leseübungen . . . wodurch die frage nach einer mustergültigen (bezw. nationalen) aussprache in der praxis um einen schritt weiter geführt werden soll“. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die vokale; am ausführlichsten sind die *e*-laute behandelt. Weiteres wird für die lyon'sche zeitschrift in aussicht gestellt. Das gegebene sei der beachtung der sich für diese fragen interessirenden empfohlen. Begreiflicherweise wird nicht alles allgemeine billigung finden. Es ist aber dankenswert genug, dass der verf. durch seine anregend und geschmackvoll, mit sachkenntnis und massvollem urteil geschriebene arbeit dazu beigetragen hat die frage im flusse zu erhalten.

Zerbst.

KARL FEYERABEND.

in *Rosenkranz und Gölldenstern*. oder Friedr. Haase in einer sächs. rolle (z. b. „der präsident“), oder auch den verstorbenen komiker Engelhardt gesehen hat, wird zugeben, dass die sächs. mundart nicht nur in der niedrigsten litteratur mit erfolg verwendet wird.

SWEET, HENRY. *A history of English sounds*, from the earliest period. With full word-lists. Oxford: Clarendon Press 1888. XVI u. 409 s., 8°. Preis 14 s.

Der vorliegende band tritt bekanntlich an die stelle einer schrift mit gleichem titel, die Sweet in der *Transactions of the philological society* für 1873 4 und zugleich als sonderabdruck London 1874 (163 s.) erscheinen liess. Seit geraumer zeit war dieses buch vergriffen, und der verfasser bereitete, wie es hiess, eine neue auflage vor. Einer gründlichen umarbeitung durfte man nach so langer pause sicher sein; dennoch war der stattliche band, mit dem uns Sweet nun beschenkt hat, für viele gewiss eine überraschung. So vollständig ist die umwandlung, dass die zweite auflage auf dem titel als solche gar nicht bezeichnet wird. Der zweck ist derselbe wie vorher: „to sketch the development and history of English sounds from the very beginnings of articulate speech down to the present day, with such discussion of the general principles of sound-formation, sound-change, sound-representation, and the development of dialects and languages as seemed necessary“ (s. VIII).

Bei dieser weiten fassung des gegenstandes und der vornehmen ausstattung bleibt das buch trotz seiner 409 oktavseiten wirklich eine skizze, ein grundriss. Unterordnung der einzelfragen unter allgemeine prinzipien sowie strenges festhalten an der hauptlinie der entwicklung hat sich der verf. zur regel gemacht; polemik und erörterung zweifelhafter punkte, auch verweisung auf die werke anderer hat er nach möglichkeit vermieden (s. IX). Wenn er am meisten verdankt, sagt er zu ende des vorworts: „If I had to dedicate this book, it would receive on its title-page the four names of Bell, Ellis, Paul, and Sievers“. Dass uns Sweet in jeder frage ein selbständiges urteil auf grund unbefangener forschung und prüfung (s. IX) zu geben hat, davon würden wir uns auch ohne seine versicherung von vornherein überzeugt halten. In der that wird den leser bei keiner seite des buches das wohlthuende gefühl verlassen, dass er sich der leitung eines eminent sachkundigen führers anvertraut hat; auch dann nicht, wenn er sich ausser stande sieht, eine ansicht des verf. zu der seinen zu machen. In diesem sinne bitte ich auch die folgenden randbemerkungen zu dem buche auffassen zu wollen.

Die zahlreichen abschnitte des werkes kann man auf drei gruppen verteilen: 1) Allgemeiner (phonetischer) teil (s. 1—49): „*phonetics*“: „*sound-change*“. 2) Besondere (historischer) teil (s. 50—278): „*origin of speech sounds*“; „*origin of dialects*“, mit einem exkurs über „*sound-representation*“; „*Arian sounds*“; „*Germanic sounds*“, nebst exkurs über „*runes*“; „*Old English sounds*“; daneben „*Scandinavian sounds*“, während die altfranzösischen (anglonormannischen) laute nicht besonders behandelt sind; „*Middle English sounds*“; „*Modern English sounds*“; „*Living English sounds*“. 3) Anhang: listen und tabellen (s. 279—409): „*first word-list*“ (old — middle — modern); „*second word-list*“ (living — old); „*index to first word-list*“; „*tables*“: „*contractions*“.

Der erste abschnitt gibt auf einem dutzend seiten in drei kapiteln: „*analysis*“, „*synthesis*“, „*notation*“, einen abriß der *phonetik*, im anschluss an die von Sweet modifizierte *visible speech* Bells, deren zeichen in dem buche vielfach zur lautwiedergabe verwandt werden. Wenn ich die vorzüge dieser bezeichnung nicht für so gross halte, so mag dies an meinen bedenken gegen das bell'sche viereck-

system selbst liegen. Freilich wird das system mehr von *visible speech*, als diese von jenem beeinflusst sein. Schon *Einf. in d. stud. d. engl. phil.*, s. 21, anm. habe ich darauf hingewiesen, dass gerade Bell selbst, im gegensatz zu Sweet, Storm, Sievers u. a., das vierecksystem, wie es scheint, nur unter dem zwange seiner *visible speech*-schrift verwendet, sonst aber ein schema mit *a* als basis (*i*—*u*



oder ähnlich) vorzieht. Den grund zu der tetragonalen anordnung in dem sog. bell'schen, genauer gesagt *visible speech*-system finde ich darin, dass sich die einzelnen *visible speech*-lettern leicht in vierfacher stellung gebrauchen lassen und dass somit eine bequeme unterscheidung der vier hauptstellen konsonantischer artikulation (guttural oder *back*, palatal oder *front*, dental oder *point*, labial oder *lip*) an die hand gegeben ist; z. b. *q* = gutt. *k*, *ɔ* = pal. *k* oder „dickes“ *t*, *ɔ* = *t*, *D* = *p*; oder *ɕ* = gutt. *ch* (*c*), *ɔ* = pal. *ch* (*c*), *ɔ* = stimml. dent. *r*, *ɔ* = bilab. *f*. Für andere als diese vier konsonanten-artikulationen versagt schon das mittel, weshalb denn auch Bell und Sweet in der doch ebenfalls artikulations-symbolisch gemeinten wiedergabe von *point-teeth* (*pā*), *blade* (*sz*), *blade-point* (*sz̄*) schwanken oder nicht übereinstimmen.

Dieses auf die konsonanten angewandte mittel der vierfachen stellung eines und desselben zeichens hat Bell auch den vokalen aufgezwungen. Allen vokalzeichen gemein ist nun aber der senkrechte hauptstrich (als andeutung der geschlossenen stimmritze); die verstellbarkeit wird hier also auf einen nebenstrich oder auf ein sonstiges anhängsel beschränkt. So erlaubt beispielsweise das zeichen *i* (*high-front-narrow*) drei variationen: die umkehrung *j* (*low-back-narrow*), die verlegung des nebenpunktes nach links oben (*high-back-narrow*) und die umkehrung dieser modifikation (*low-front-narrow*). Welche laute bedeuten nun diese lettern? Die erste form ist das zeichen für geschlossenes *i*. Die zweite dasjenige für ein tiefes *ä* (*a*), von dem man mit sicherheit eben nur weiss, dass es im system den wert *low-front-narrow* hat; als beispiele führt Bell an: engl. *let*, frz. *bête*, frz. *vin*; Sweet: schott. und geleg. engl. *men*, später engl. *air*; Storm: schwed. *lära*, was Sweet jetzt übernommen hat. Der dritten form hat Bell die vertretung des vokals in gäl. *laogh* überwiesen, worin sie bis jetzt ungestört geblieben ist. Die vierte gibt nach Bell jetzt *u* in schott. *up*, nach früherer annahme das erste element des *ou* in schott. *out* wieder, wogegen es bei Sweet dem *ar* in cockney *park*, statt wie seither geleg. schott. *u* in *but* entspricht. Hier ist der weg: herausgreifen eines lautes — bestimmung der artikulation — feststellung des symbols, offenbar rückwärts begangen.

Ein so aprioristisches system bedarf am dringendsten einer festen konfiguration, — der bestimmung, in welcher richtung die linien *high* — *mid* — *low* verlaufen, etc. Völlig unzweideutige äusserungen hierüber suchte man bisher bei Bell und Sweet vergebens. Die anordnung des viereckschemas selbst und die mit bezug auf die zungenbewegung gebrauchten ausdrücke *vertical* und *horizontal* liessen von vornherein an die rechtwinkeligkeit des systems glauben; verschiedentliche äusserungen aber standen damit in widerspruch. Diesmal hat Sweet nicht nur jene ausdrücke vermieden, sondern er erklärt auch ausdrücklich und ohne

beschränkung (§ 6): „When the tongue is lowered from the high position, the place of narrowing is at the same time shifted further back“. Es ist daher kein zweifel, dass Sweet (auch hier nach dem vorgang von Bell) nicht nur für die folge *high - mid - low - front* (vgl. *Hdb. of phon.*, s. 211), sondern auch für die folge *high - mid - low - back* (und *-mixed?*) eine von der senkrechten stark rückwärts abweichende richtung annimmt, etwa dieser gestalt: $i \text{-----} u$

$$a \text{-----} a(\hat{a})^1$$

Wie sich gerade ein *solches* viereck mit dem von Bell (nicht auch von Sweet) nebenbei verwandten dreieck $i \text{-----} u$ vereinigen lässt, ist freilich schwer zu be-



greifen, zumal der etwa zur erklärang heranzuziehende lange \hat{a} -laut in engl. *all* in Bells viereck dieselbe stelle wie *a* in engl. *ah* (*low-back*) einnimmt — nur *narrow-round* statt *wide* ist —, in Bells dreieck aber genau in der *mitte* der linie $u \text{-----} a$ steht (s. d. fig.).

Noch auf einen andern punkt in Bells vierecksystem muss ich hier zurückkommen. „Ich kann nicht verstehen“, sagt beiläufig einmal Passy (*Kurze darst. des franz. lautsystems*, in *Phon. stud.* I, s. 25, anm.), „warum gerade der begriff *narrow* und *wide* so heftig in Deutschland angegriffen wird. Mir scheint im bell-sweet'schen system nichts einleuchtender zu sein“. Gegen die unterscheidung „enger“ und „weiter“ vokale ist gewiss nichts einzuwenden. Passy übersieht nur, dass Bells und Sweets definitionen der ausdrücke *narrow* (wofür Bell ja übrigens *primary* sagt) und *wide* sich teilweise geradezu widersprechen. Was Sweet darunter versteht, scheint freilich auch nach § 5 seines neuen buches unzweifelhaft, wenn es hier heisst: „*Narrow* sounds are formed with tensity and convexity, *wide* with slackness and flatness of the tongue“. Auch der zusatz, dass es verschiedene grade von *narrowness* gebe und sich ein laut bilden lasse, der genau in der mitte stehe, ist nicht auffällig; wohl aber, dass der als beispiel angeführte vokal in norw. *fisk* durch die *visible-speech*-letter und das nebenzeichen als *wide* [high-front-narrow i] hingestellt wird. Die schuld liegt natürlich an dem mangel neutraler, weder *wide* noch *narrow* ausdrückender zeichen in der auch

¹ O. Jespersen, *The articulations of speech sounds* (Marburg 1889) s. 20 f., hat dasselbe mit recht schon aus § 16 (neben s. 211) von Sweets *Handb. of phon.* gefolgert. Gegenüber s. 33 und § 32, anm. meiner *Phonetik*² betont er dabei, dass die anerkennung der „sloping line [i e æ]“ nicht erst nachträglich von Bell in *Sounds and their rel.* aufgenommen, noch bei Sweet als eine dem system Evans gemachte konzession zu betrachten sei. Meine bemerkungen wollten auch über die zeitfolge dieser angaben nichts aussagen. Evans' *Spelling experimenter* ist ja mehrere jahre nach Sweets *Handb.* erschienen; den text (im gegensatz zum *visible speech*-schema) von *S. a. th. rel.* zitierte ich als die neueste und zugänglichste schrift Bells. — Beiläufig bemerkt hat das von Jespersen a. a. o. (s. 20) nach Bells beschreibung und diagrammen (in der originalausgabe von *Vis. speech*) konstruirte viereck eine noch bei weitem gestrecktere form als das obige, so dass die entfernung zwischen *a* und \hat{a} verhältnismässig viel grösser wird.

hier wieder allzu systematischen *visible-speech*-schrift. Noch befremdlicher wirkt § 9 auf den unbefangenen leser. Auch die konsonanten, heisst es hier, seien entweder *narrow* oder *wide*; im englischen seien sie *wide*, und *wide* (engl.) *w* gleichbedeutend mit *close* [high-back-*wide*-round *u*]. Dass *close* nicht dasselbe ist wie *narrow*, deutet ein verweis auf § 10 an. Dort aber liest man: „All consonants may be pronounced with *tenseness* or ‘closeness’, or with *looseness*“; *loose j* sei z. b. gleichbedeutend mit dem vokal [high-front-*narrow* *i*]. Für „*narrow*“ ist also *tensily* der zunge, für „*close*“ *tenseness* (und hier doch ebenfalls der *zunge*) charakteristisch. Grössere klarheit des ausdrucks und, wie mir scheint, vertauschung der termini *narrow* mit *close* (oder besser noch *tense*), *wide* mit *loose* wäre hier am platze. Auch eine stelle in § 174 („the flattening of the tongue in [high-front-*wide* *i*] widens the passage more than with [high-front-*narrow* *i*] but not so much as with [mid-front-*narrow* *e*], where the whole body of the tongue is lowered“) bestätigt, dass Sweet durch *narrow* die straffe, durch *wide* die schlaaffe artikulation der zunge selbst, durch *close* die enge, durch *loose* die lose (weite) annäherung der zunge an den gaumen andeuten will.

Je weniger ich die angebliche bestimmtheit der *visible-speech*-schrift zu würdigen weiss, um so mehr würde ich bedauern, wenn durch ihre anwendung sich jemand von studium des buches oder auch nur des ersten — allgemeinen — teiles abschrecken liesse. Denn nur in diesem spielt *visible speech* eine wichtige rolle, während sich Sweet in dem eigentlich lautgeschichtlichen teil auch häufig teils der *visible-speech*-umschrift durch lateinische lettern, teils eines viel weniger genauen, dafür aber sehr viel bequemerem *broad romic* (§ 37) bedient, zugleich wohl in der erwägung, dass eine bestimmte analyse nicht mehr lebendiger laute doch so gut wie immer unmöglich ist; hier ist ein „genaues“ system in der that geradezu vom übel. Schade, dass der verf. seinen *visible-speech*-transskriptionen nicht solche in umschrift, bezw. *broad romic* beigefügt oder erstere den letzteren wenigstens in solchen fällen geopfert hat, wo es auf genaue bezeichnung der vokalfärbung gar nicht ankommt. So könnte § 17 ff. statt der *visible-speech*-zeichen völlig ebenso gut: aa =, aa <, aa >, (ˈkaˈlaːna), (ˈkaˈlaˑna), (äːol), (Ëːol) stehen, etc.

In der bezeichnung des nachdrucks, um die es sich in den soeben zitirten beispielen handelt, hat sich Sweet noch nicht zur konsequenz entschlossen. Für *strong* setzt er (˙), für *half-strong* (:), für *weak* aber (˘) — womit nach § 34 auch der *compound-rising tone* bezeichnet wird! — und dies nicht allein mit dem zusatz: „the last being generally left unmarked“, sondern mit dem zweiten: „weak stress is also marked by (˘)“ (§ 19). Die noch grössere unentschiedenheit im *Elb. d. gespr. engl.* (s. dort s. 57) hat gewiss schon manchen benutzer dieses vortrefflichen werkchens aus dem konzept gebracht.

Die behandlung der *silbe* in § 19 ff. scheint mir nicht ganz glücklich. Silbigkeit setzt nach § 21 „an appreciable duration and force“ voraus. Für beides würde ich „schallfülle“ substituiren. Das *s* in *pst* ist silbig nicht „by virtue of its length and stress“, sondern weil seine schallfülle grösser ist als die des *p* und *t*; auch *pst* mit dem nachdruck auf *p* und kurzen *s* macht den eindruck der silbigkeit. Meist hängt allerdings die schallfülle und daher die silbigkeit vom nachdruck ab. Insbesondere beruht der unterschied zwischen doppelter (zweil-silbiger) und langer konsonanz auf herabsetzung des nachdrucks (§ 20). Die be-

hauptung: „double consonants cannot occur finally or isolated“ (ebd.) möchte ich einschränken: das deutsche *sehnen* z. b. wird in der regel mit doppel-*n* (nicht langem *n*) zu ende gesprochen.

Sehr klar ist die kurze darstellung der *initial and final vowel-glides* (§ 24—6). Aus der besprechung der *consonant-glides* sei die notiz hervorgehoben, dass engl. *g* im anlaut oft beinahe *k* mit *clear beginning* („= mittel- und süddeutschem *k*“, bezw., wie ich zufüge, *g*) sei, jedoch der verschlusslaut selbst eine spur von stimme zu enthalten scheine (§ 28), womit *Handb. of phon.* § 214 und anm. zu vergleichen ist.

Den zweiten abschnitt über den *lautwandel* eröffnet Sweet mit bemerkungen zur worttrennung. Gewiss geht er zu weit, wenn er (§ 39) sagt: „The only division actually made in speech is that into *breath-groups*, due to the organic necessity of taking breath, which breath-groups correspond partially to the logical division into sentences“. Ich glaube, man darf auch in dieser bezeichnung doch nicht ausschliesslich die geläufige rede des umgangs als rede auffassen, und ich bezweifle auch für das englische, dass z. b. das von Sweet angeführte *tell her* — auch ohne emphase auf *her* — immer und allen umständen = *teller* ist (vgl. auch *Handb. of phon.*, s. 112 f.). Gleich hinterher sagt Sweet selbst, dass in den meisten sprachen das logische prinzip sich gegen die durch rein phonetische vorzüge bedingte vielheit der formen auflehne, wobei er die wallisischen mutationen sowie das sandhi des sanskrit als primitive zustände bezeichnet (§ 40).

In § 42 erklärt sich der verf. im gegensatz zur 1. aufl. (vgl. ² s. VII) für die allgemeine regel, dass aller lautwandel allmählich vor sich gehe, z. b. der übergang von *ii* (= *i*) zu *ai* durch zwischenstufen wie (ei, ei, *ëi*) — d. h. *ei*, *eï* (offen) *ëi* — erfolge. Der nächste paragraph betont, gleiche bedingungen vorausgesetzt, die gleichmässigkeit des lautwandels innerhalb derselben sprache. Der einfluss der betonung und anderer umstände auf den lautwandel führt doppelformen wie *kən* neben *kæn* herbei (§ 45).

Sweet unterscheidet sodann inneren (*internal*) und äusseren (*external*), freien (*isolative*) und gebundenen (*combinative*) lautwandel (§ 46 f.).

Zuerst werden die fälle *internal isolative* erörtert, und zwar nach den kapiteln „*breath and voice*“, „*vowels*“, „*consonants*“, „*quantity*“, „*force*“, „*intonation*“, „*transposition*“. Übergang von hauch zu stimme scheint, wie Sweet bemerkt, nur gebunden vorzukommen, während der umgekehrte wandel von stimme zu hauch auch frei eintritt, z. b. ae. *etan* = lat. *edere*, nhd. *leiten* = ae. *lêdan*, desgleichen zur zwischenstufe flüstern, z. b. *zð* in engl. *raged* (§ 50 ff.).

Bezüglich der *vokale* (§ 53—78) werden folgende dinge besprochen. Unter dem stichwort „*narrow and wide*“: das bekannte streben der längen zum *wide*- (offen-), der kürzen zum *narrow*- (geschlossen-) werden. Unter „*place*“: die neigung der kürzen zu *lowering*, z. b. it. *neve* = lat. *nivem*, der längen zu *raising*, z. b. engl. *good* = ae. *gôð*, eine erscheinung, die ich für wesentlich identisch mit der soeben erwähnten halte. Man beachte, wie Sweet sich mit dem „gleich häufigen wandel“ von [*mid-back-wide a*] zu [*low-front-wide æ*], wie z. b. in engl. *man*, angesichts des vierecksystems abfindet. Er sieht hier einen übergang „first to [*advanced mid-back-wide a*], and then direct into [*low-front-wide æ*], which

only requires a slight forward shift of the configurative narrowing" (§ 57).¹ Nach § 6 hat aber das „advanced“ *a* eine „intermediate position“ zwischen *back* und *mixed*; somit bedürfte es noch eines halben schachzugs, um nach *mid-mixed* zu gelangen: „a slight forward shift“ von hier aus könnte nur, wenn es bloss ein halber zug sein soll, „advanced“ [*mid-mixed-wide e*] in *bettyr*, wenn ein ganzer zug, [*mid-front-wide e*] in *men* ergeben, während [*low-front-wide a*] in *man* eine volle stufe unter diesem letzteren laut seine stelle hat! — Unter „rounding“ hebt Sweet mit recht den unterschied zwischen *a*-lauten mit mangelhafter mundöffnung und wirklich gerundeten *ā*-lauten hervor; leider sind beiderlei laute bei historischen untersuchungen nicht wohl auseinander zu halten. Entrundung palataler vokale ist bekanntlich häufig: für das runden von solchen weiss Sweet kein beispiel anzuführen. Ich auch kaum, da mir das plattdeutsche fast nur als schriftsprache und auch der „zwüekauer“ nur aus dem *Kladderadatsch* bekannt ist; mundartliches *ü* in *immer* gehört schwerlich hierher, da der wandel durch *m* veranlasst, also *combina-tive* scheint; der *ü*-ähnliche laut in baltisch-deutsch *ritter* ist wie der in schles. *hirsch* eher „gemischt“ und gleichfalls nicht *isolative*, sondern durch *r* bewirkt. — Unter „diphthonging“ sind der übersichtlichkeit wegen auch kombina-tive und akustische wandlungen mit behandelt; doch gehört auch das spätere kapitel „parasit-ing“ zum teil hierher. — Unter „loss“ hätte auch das flüstern von vokalen als vorstufe des schwunds erwähnt werden können. An. *tax* aus **taxes* scheint mir kein beispiel für wegfall „without any regard to the nature of the resulting consonant-groups“; das *e* ist doch gerade deshalb gefallen, weil auch beim schwund des *e* die gruppe *ks(s)* das resultat blieb (vgl. ae. *gesend* aus *gesended*; so auch z. b. nassauisch *reit* = *reitet* etc.).

Bei den *konsonanten* (§ 79–100) bespricht Sweet unter „form“ den über-gang von verschluss- zu reibelaut und umgekehrt. In letzterer hinsicht erwähnt er ausser den bekannten fällen wie gr. *ζυγόν* = lat. *jugum*, it. *giù* = lat. *jam* auch einen zwischenlaut zwischen *j* und pal. *g* bei emphatischer aussprache von schwed. *i* in *jag*. So kommt *dj* für *j* bei zögerndem, zweifelhaftem *ja* auch im deutschen vor; in meiner eigenen aussprache habe ich es oft genug bemerkt. Auch der sg. *töb* (löwe) zum pl. *löwe* (mit bilabialem *w*!) meiner mundart gehört hierher (vgl. spätmhd. *lebe*, *leb*). — Unter „place“ wäre vielleicht der wandel von *s* zu *š* vor konsonanten wie in mhd. *schwan*, *stein* nicht so ohne weiteres als *isolative* anzusetzen. Wie es scheint, ging zuerst mhd. *s* in der verbindung *sch* (= ahd. *sk*, *sc*) in *š* über, worauf das *ch* = *ç* später wegfiel;² die übrigen verbindungen folgten dem beispiel; *sp* und *st* auf nhd. gebiet noch jetzt mit widerstreben. — Dass das *k* in ne. *know*, wie Sweet unter „loss“ sagt, zuerst das *n* stimmlos gemacht und

¹ Auch andere stellen weisen darauf, dass Sweet trotz dem vierecksystem die „zentrale stellung“ des *a* nicht verkannt hat. So heisst es § 187: „The vowel [mid-back-wide *a*] is very unstable, because it can be modified in the direction either of (o) or of (e)“. Dazu stimmt nur zum teil die bemerkung in § 204: „In the case of such a vowel as [mid-back-wide *a*], all we can say is that if it changes, it will be either in the direction of [low-back-wide *v*] or of [low-front-wide *e*]“. In § 188 wird von dem „openest and clearest vowel (a)“ geredet.

² Oder entstand das *š* hier durch verschmelzung von *s* und *ç*?

hierauf, als zum zweck der unterscheidung überflüssig, weggefallen sei, wie *knif* als nisl. lautwert *nif* ergab, steht im widerspruch mit den angaben der älteren deutsch-englischen grammatiken, die den verlauf *kn* > *tn* > *dn* > *n* bezeugen. Dass heute *n* und nicht *ŋ* gilt, würde weniger in betracht kommen, wohl aber die analogie des *gn*, das ebenfalls zu *n* geworden ist, ohne dass hier der verschlusslaut „had become superfluous for distinctive purposes“.

Zum inhalt der kapitel „quantity“ (§ 110–17) und „force“ (§ 118–25) habe ich nichts zu bemerken.¹

In dem kapitel „intonation“ (§ 126–34) möchte Sweet die formen *rather* und *rather* (antworten auf die frage „does it rain?“) als beispiele fester wortintonation, wie im schwedischen, betrachten, während es sich doch wohl nur um verschiedene modifizierung eines und desselben wortsinns handelt. Auch im deutschen gebrauchen wir in ähnlichem falle wie bei *rather* = „very much“, d. h. zur steigerung, den drohenden tonfall: so bedeutet in meiner mundart *ai!* sowohl: „dir wird's gehen! du wirst's kriegen!“ als auch „das ist ein (seil. schrecklicher) regen!“ — Ob zusammengesetzter ton verbunden mit zweigipfligem akzent, wie Sievers vermutet, einen anlass zur diphthongirung bilde, lässt auch Sweet dahingestellt. Die als schlagwort so beliebte scherer'sche theorie der „tonerhöhung“ verwirft der verf. mit recht s. VI f.,² ist aber § 133 doch geneigt, sie wenigstens für idg. *e* < *a* und *o* < *a* zuzulassen. Auch hier darf man zweifeln. Die beobachtung lebender sprachen scheint nur das allgemeine urteil Sweets zu bestätigen: „the influence of intonation on sound-change is very slight“. Hingegen ist vielleicht der abfall unbetonter endvokale wie ur-ags. *i* und *u* nach langer wurzelsilbe (§ 492) mit zirkumflektirender intonation in verbindung zu bringen: *wyrm, fôt, hūs* = *wyrm, fōöt, hūūs* gegen *wimē, sūmū, bāpū*. So wird auch in wörtern wie *golde, blife* bei Layamon nicht, wie Sweet § 609 will, der langen silbe bloss „an extra prolongation“ zukommen, „so as to fill up part of the time of the following one“, sondern wir haben wohl *gōolde, blife* zu lesen.

Das kapitel „transposition“ (§ 135) erwähnt in wenigen zeilen die formen ae. *axian* = *ascian*, ne. *bird* = ae. *bridd*, attisch *zd* = *dz*.

Die überschrift „internal combinative“ umfasst folgende kapitel: „breath and voice“, „front-modification“, „back-influence“, „rounding“, „nasalizing“, „parasiting“, „other influences“.

Im ersten dieser kapitel (§ 137–41) unterscheidet Sweet (§ 141), der gewöhnlichen auffassung entsprechend, zwischen vokalharmonie (*vowel-harmony*) und umlaut (*mutation*). Der umlaut wirke rückwärts und mittelbar, indem er modifizierung des dazwischen stehenden konsonanten voraussetze, die vokalharmonie im allgemeinen vorwärts und unmittelbar, ohne notwendige modifizierung dazwischen stehender konsonanten. So wird auch im nächsten kapitel „front modification“

¹ § 118 zu ende lies „falling diphthong“ statt „rising d.“.

² Eine erklärung des ae. *æ* aus *a* gibt er nicht. Ich sehe darin die folge der noch jetzt im englischen wirkenden neigung zum verbreitern und vorschieben der zungenartikulation.

(§ 142—0) der germanische umlaut mit der russischen mouillierung auf eine stufe gestellt (§ 175).

Ist es so sicher, dass der (*i*-)umlaut durch palatalisierung (mouillierung) des zwischen dem umgelauteten vokal und *i* oder *j* stehenden konsonanten erfolgt ist? Ohne auf die litteratur über diese frage irgendwie einzugehen¹, stelle ich kurz die gründe zusammen, die mir am stärksten gegen die mouillierungstheorie und für eine andere erklärung zu sprechen scheinen.

Abgesehen von den gutturalen findet sich in der spätern entwicklung der angeblich den umlaut vermittelnden konsonanten keine spur der palatalisierung. Man müsste also annehmen, wie es Sweet (§ 145) thut, dass die palatalisierung hier überall wieder rückgängig geworden sei. Die gutturalkonsonanten sind in fällen wie nhd. *bücher*, ne. *bridge* allerdings palatalisirt, allein die palatalisierung ist — im deutschen und möglicherweise auch im englischen — dem umlaut nicht vorausgegangen, sondern ihm nachgefolgt. Wie nhd. im oberdeutschen, so ist im hochalemannischen noch jetzt *ch* auch nach *i*, *e* (*ä*), *ö*, *ü* guttural. Auf nichteintritt der palatalisierung deuten im ae.: schreibungen wie *ckan*, *besenkeð* in Rushw., wo *k* statt *c* gelegentlich zur bezeichnung des gutturalen im gegensatz zum palatalen verschlusslaut steht (Sweet § 538): das durchgängige fehlen des ws. *i*, *e* hinter *c* in englischen texten in wörtern wie *þencan* statt *þencean*; das verhalten der nördlicheren me. dialekte, wie denn Orm ebenfalls *ekenn*, *hisennkenn*, *þennkenn* — *leggen* (*gg* = verschlusslaut), *soggen*, *biggen* — *wrezhenn* (*zh* = gutt. reibelaut *j*), *serrzhenn*, ja sogar *serrzheþþ* = ae. *sargiþ* schreibt; daher auch *seken*, *recken* neben *sechen*, *rechen* bei Chaucer und *seek*, *reck* neben *besecch* im ne. Nordischer einfluss würde nur einen teil dieser fälle erklären, weshalb Sweet auch hier überall rückgängig der palatalen zur gutturalen artikulation annehmen muss (§ 741, 744, 750). Der umgekehrte fall, palatalisierung von gutturalkonsonant nach nicht umgelautetem palatalvokal, bleibt hierbei, wie Sweet (§ 742) bemerkt, „a difficult question“. Auch ist die einwirkung eines folgenden flexions-*e*, die sich für manche formen zu hülfe nehmen lässt, bei dem übergang von *ic* (pron.) zu *ich* ausgeschlossen. Sweet sieht in diesem (*i*)*ch* die folge des akzentmangels, muss dann aber annehmen, dass später diese „schwache“ form *ich* zur „starken“ geworden und dennoch wieder von *i* aus anorth, *ig* verdrängt worden sei (§ 743).¹ Palatalisierung eines gutturalkonsonanten durch vorausgehenden palatalvokal ist eine so naheliegende erscheinung, dass man nach einer andern erklärung, wie ich glaube, nicht zu suchen braucht, wenn auch der südenglische übergang von guttural- zu palatalkonsonant nach umlautvokal in erster linie ohne zweifel auf dem folgenden *i*, *j* beruht. Vielleicht war auf die weitere entwicklung der palatalen laute zu *dž*, *čš* das französische nicht ohne einfluss. — Entbehrt nun die annahme, dass

¹ Erwähnt sei nur der nach der niederschrift obenstehender erörterung erschienene aufsatz J. Grunzels *Zur phonetik der altaischen sprachen* (Teuchners *Inter.* zs. V, 1), worin der verf. s. 64 mit hinweis insbesondere auf die rück-schreitende assimilation des kalmückischen beiläufig die vermutung äussert, dass der umlaut in den idg. sprachen eine der vokallharmonie der altaischen sprachen verwandte erscheinung sei.

der umlaut auf mouillirung beruhe, der thatsächlichen begründung,¹ so hinfert uns nichts, in dem umlaut einen vorgang zu sehen, der in die kategorie der „vokalharmonie“ gehört. Sehr deutlich zeigt sich — neben erst beginnendem „umlaut“ — im ahd., besonders bei Otfrið, die neigung, einem vokal der endsilbe denjenigen einer mittelsilbe anzugleichen. Beispiele für volle angleichung sind sich entnehme dieselben Braunes *Ahd. gr.* § 67 ff.): *heidinise* (zu *heidan*), *keiseres* (zu *keisar*), *segonôn* (zu *segan*), *nagultun* (zu *nagal*), *bruadoron* (zu *bruader*), *mihhala* (zu *mihhil*), *sibini* (zu *sibun*) etc. (man vgl. die färbung der svarabhakti-vokale in ahd. *felahan*, *biviluhu*, *bifilihit*, ebenso wie in ae. *burug*, *byrig* etc.). Halbe angleichung: *leidassit*, *heilaset* (neben *leidazit*, *heilaset*) etc., ferner in den maskulinen auf *-ari*, z. b. *beteri*, wo nur selten volle assimilation eintritt, z. b. *leitiri* (Braune § 86, anm. 1); auch an. *gefendr* (zu *gefandê*) u. ä. gehört hierher (Noreen, *Aisl. gr.* § 65). Ob man im falle halber angleichung ($a > e$) vom „umlaut“ reden will oder nicht, ist gleichgültig; jedenfalls ist zuzugeben, dass diese erscheinung von der „vollen assimilation“ (in *heidinise* etc.) nur dem grad nach verschieden ist.

Während nun die unbetonten mittelsilben der angleichungstendenz meist völlig nachgaben, setzte ihr der betonte vokal der stammsilbe grösseren widerstand entgegen, und die zunge hebt sich beim *i*-umlaut nur um eine vokalstufe; *a* wird hier nicht zu *i*, sondern nur zu *e* gewandelt, etc.² Dass besonders der extreme vokal *i* mit bestimmtester zungenartikulation assimilirend wirkt, ist begreiflich: nicht minder auch, dass neben dem *i*-umlaut am meisten der *u*-umlaut (über den ae. s. u.) hervortritt. Es liegt jedoch kein grund vor, den übergang von *urm*, *u* in *o* vor *a* der folgesilbe, die sog. „brechung“, wie in ahd. *giholfan*, ae. *geholpen*, anders denn als *a*-umlaut zu bezeichnen. Lässt sich nun auch, wie der *i*-umlaut durch palatalisirung (mouillirung) des folgenden konsonanten, so der *u*-umlaut durch labialisirung bezw. gutturalisirung desselben erklären, so wird man zu „konsonanten in der *a*-stellung“ als vermittelern des *a*-umlauts sich doch schwerlich entschliessen wollen.

Ob der umlautvokal durch allmähliche angleichung der artikulation an die des vokals der folgesilbe (z. b. *a . . i > æ . . i > off. e . . i*) oder aber durch epenthese eines dem letzteren homogenen nachschlags und nachfolgenden ausgleich des diphthongs (z. b. *a . . i > ai . . i > æe . . i > off. e . . i*) entstanden ist, bleibt eine frage für sich. Sweet betrachtet den ersten modus als selbstverständlich (§ 146). Aber selbst in diesem falle muss nicht unbedingt, wie Sweet meint, das ursprüngliche [high-back-narrow-round u] von *brycg* auf dem wege: *advanced* [high-back-narrow-round u] — [high-mixed-narrow-round ü]³ in norw. *hus* — derselbe laut *advanced* nach [high-front-narrow-round y] in frz. *tune* gelangt sein. Es bleibt doch auch eine andere möglichkeit: allmählich zunehmende palatale

¹ Auch der umstand, dass gewisse gutturalverbindungen etc. im ahd. vor dem *i*-umlaut schützen, beweist natürlich nicht, dass andere konsonanten mouillirt wurden.

² So entsteht im „ersten stadium des *i*-umlauts“ aus gm. *e* dennoch *i* mit voller angleichung (z. b. ahd. *nâris* zu *neman*, ae. *itest* zu *etan*).

³ Ein „gemischter“ laut ist nach Sweet (§ 6) „formed by a position intermediate between back and front“.

hebung neben der gutturalen und allmähliches aufgeben der letzteren. Für den zweiten modus liesse sich diphthongische schreibung der umlaute in den ältesten quellen anführen, doch lag diese wiedergabe auch sonst wohl am nächsten.

Auffällig ist, dass der verf. im folgenden kapitel „back influence“ (§ 150) nur in zwei zeilen ein russisches beispiel (gutt. *l* vor *k* in *palka*) heranzieht, während doch nicht allein das gm. *o* < *u* vor *a* (s. o.), sondern auch gleich auf ae. gebiet ausser den „brechungen“ einmal der sog. „*u*- und *o*-umlaut“ *ea* < *æ*, *eo* < *e*, *io* < *i*, sodann der nicht sog. „*u*-, *o*-, *a*-umlaut“ *a* < *æ* zu nennen waren. Letztere erscheinung (die Sweet § 413 einfach erwähnt) ist dem *i*-umlaut analog, insofern der hinterzungenvokal das vorderzungen-*æ* um eine stufe zurückzieht. Die erstere. schwächere art des umlauts (von Sweet § 431 verzeichnet) entspricht in ihrer wirkung den ae. brechungen, indem der gutturalvokal hinter dem umzulautenden palatalvokal einen gutturalen nachschlag hervorruft. In beiden fällen aber erscheint als wesentlich nur der einfluss der gutturalen zungenhebung; unsicher bleibt auch bei dem nachschlag-*o* in *eo*, *io* die labialisierung, deren geringe. energie im ae. sich ja auch aus der geschichte der gm. diphthonge *au*, *eu* sowie der ae. gerundeten palatalvokale (*æ*, *ȳ*) erkennen lässt.

Mit recht führt daher Sweet in dem kapitel über „rounding“ (§ 151 f.) das folgende behandelt „nasalizing“ in § 153—8) zwar den an, *u*- und *wo*-umlaut, nicht aber den ae. *u*- und *o*-umlaut auf. Im dem nächsten kapitel „parasiting“ (§ 150—62) tritt jedoch die rundung als wichtiger faktor bei der entwicklung parasitischer diphthonge noch einmal auf, und als erstes beispiel der übergang von ae. *e* > *eo* in *eorpe*, „no doubt through **eorpe*“ (*e* = dt. *ö*). Es ist doch sehr fraglich, ob der nachschlag dieses *eo*, und noch fraglicher, ob der nachschlag des *ea*, wie Sweet aus gelegentlichem *eo* für *ea* in den ältesten texten (§ 427) gegen s. 34 der 1. aufl. schliessen will, je ein „full glide-*o*“ gewesen ist. Um so zweifelhafter erscheint die vorstufe *eo* (= *eö*). Sweet muss ohnehin für die labialisierende wirkung des *r* wie auch des *l* in frühne. *sa(u)ll* etc. akustischen einfluss zu hülfe nehmen — „due to imitation of the deep pitch of these consonants when formed with hollowing of the blade of the tongue“ (§ 161). Da liegt es doch näher, hier wie bei der brechung vor gutturalem *h* und den oben besprochenen umlauten an direkte einwirkung der hinterzungenhebung zu denken. Der verf. selbst bemerkt (§ 162), indem er ne. *star* aus me. *sterre* anführt, dass der einfluss des *r* im allgemeinen mehr in der richtung des *backing* und *lowering* als des *rounding* liegt.

Im schlusskapitel „other influences“ (§ 163—72) und ebenso in § 300 betrachtet Sweet das *u* in *sungen* analog dem *i* in *singen* als durch folgende nasalverbindung erhöht, nicht als vor der vertiefung zu *o* geschützt. Die schwierigkeit, das gm. *i* und *u* vor nasalverbindung phonetisch zu begründen, bleibt die gleiche. Eine erklärung hat Sweet hier ebensowenig, wie bei dem ae. übergang von gm. *e* > *i* (§ 421) und von gm. *o* > *u* vor nasal (§ 423) versucht. Darf man in der hebung der vokalischen zungenartikulation eine reaktion gegen die senkung des gaumensegels bei dem folgenden nasal sehen? — Dass gutturale (*back*) konsonanten frühne. ein vorübergehendes *i* „eng“ machten (cbd.), wäre nicht minder auffällig. Der verweis auf § 786 zeigt, dass es sich um die transskription des engl. *i* vor *ng*, *nk* durch wall. *i* (nicht *y*) bei Salesbury nnd im hymnus an die hl. jgfr.

handelt: gewiss ist aber das *y* vor *g* und *k* als nahezu palatal anzusehen. — Der übergang von (*e*)*n* zu *y* in *sagen*, *m* in *lieben* (§ 167) ist nicht gemeindeutsch, wenngleich verbreitet; übrigens kommt auch die § 158 schwedisch (*hamn* < *havn*) belegte nasalisierung eines konsonanten durch folgenden nasal im deutschen vor (*hamn* < *haben*).

In die besprechung der „acoustic changes“ (§ 173—6) spielt wieder die unterscheidung von *narrow* und *wide*. Schon in § 8 hatte der verf. (entsprechend *Hdb. of phon.* §.56, also im anschluss an Bell) die wichtigsten vokale nach der tonhöhe geordnet; § 174 folgt die genauere bestimmung, dass die laute [*high-front-wide i*], [*mid-front-narrow e*], [*mid-front-wide e*], [*low-front-narrow æ*], [*low-front-wide æ*] eine chromatische skala bilden, ihre resonanzen also um je einen halben ton von einander entfernt sind, wozu auch die zungenhebung stimme (vgl. die oben s. 82 zitierte stelle). Hierin findet Sweet die erklärung dafür, dass sich [*wide i*] und [*narrow e*], [*wide e*] und [*narrow æ*], etc. im klinge nahe stehen. Ohne zweifel, bemerkt Sweet weiter, komme es nun vor, dass die vokale dieser paare miteinander vertauscht würden (wie *e* in *men* z. b. südenglisch [*mixed-front-wide e*], nordenglisch [*low-front-narrow æ*] sei); und dieser wechsel lasse sich nicht organisch erklären, müsse daher als auf nachahmung beruhend (*imitative*) betrachtet werden. Ähnlich verhalte es sich mit gerundeten und gemischten lauten gleicher resonanz, wie [*high-front-narrow-round y*] in frz. *lune* und [*high-mixed-narrow y*] in wall. *un*. So sei wahrscheinlich auch die gegenwärtige aussprache des frz. *le* mit einer art [*mid-front-narrow-round ə*] oder [*mid-front-wide-round ə*] (die laute in frz. *peu* und *peur*) zu erklären; desgleichen sei das slavische [*high-mixed-narrow y*] für [*high-front-narrow-round y*] aus ursprünglichem [*high-back-narrow-round u*] eingetreten. Ist es hier nicht abermals der schematismus der *visible speech*, welcher mit dem ja im ganzen von Sweet anerkannten prinzip des allmählichen überganges in widerspruch gerät? Gerade das zuletzt erwähnte slavische beispiel ist doch keineswegs so sicher, wie der verf. glauben möchte. Nach Sweets eigener ansicht (§ 146) führt der weg von [*high-back-narrow-round u*] nach [*high-front-narrow-round y*] über [*high-mixed-narrow-round ü*] (norw. *hus*). Durch blosse entrundung würde aber der letzte laut zu [*high-mixed-narrow y*] (wall. *un*), und „compound sounds, such as the rounded vowels, are of course unstable“ (§ 187). Warum soll dieses [*i*] nun in dem gegebenen falle nur durch nachahmung aus [*y*] entstanden sein können und nicht vielmehr organisch durch rückgang zu [*ü*] und entrundung desselben zu [*i*]?

Nach einer kurzen betrachtung der „external changes“, insbesondere der analogie-erscheinungen (§ 177—83) stellt Sweet zum schluss des phonetischen teils die „general principles“ des lautwandels zusammen. Diese schlussparagraphen (184—7) enthalten in knapper form eine menge fruchtbarer bemerkungen. Ich weiss jedoch nicht, ob Sweets ausnahmen von der regel, dass alle gewohnten laute leicht, alle ungewohnten schwer erscheinen, nicht gerade diese regel selbst illustriren. Gerolltes zungen-*r* z. b., meint der verf., biete wohl „even to a vernacular tongue“ einige schwierigkeit, während das zäpfchen-*r* wesentlich leichter sei: — ich mache an mir die gegenteilige erfahrung. Vielleicht konnte noch erwähnt werden, dass bei der gewöhnung nicht nur die artikulation, sondern auch die synthetische stellung eines lautes von gewicht ist. Der französischen zunge erscheint das *ç*

im deutschen *ich*, *sicher* etc. schwer, obwohl sie denselben oder doch einen ganz ähnlichen laut in *piet*, *tiens* mit geläufigkeit bildet. Deutsche kinder (ob auch andere, weiss ich nicht) produziren ein anlaut-*g* beim schreien und lallen (*gü*) wohl als ersten aller konsonanten, finden aber beim sprechenerlernen dieses nämliche *g* im in- und auslaut unausführbar und ersetzen es durch einen nicht nasalen verschluss.

Den zweiten, speziellen oder historischen teil des buches — um bei der von mir oben vorgeschlagenen, nicht aber vom verf. zum ausdruck gebrachten teilung zu bleiben — darf ich um so kürzer behandeln, als eine reihe wichtigerer einzelfragen mit absicht schon in die besprechung des allgemeinen (phonetischen) teils hineingezogen ist. Die nächsten abschnitte — „*origin of speech-sounds*“, „*origin of dialects*“, „*sound-representation*“ — nehmen naturgemäss eine vermittelnde stellung ein. Wird in dem ersten derselben ohne zweifel mit der ausführung des hauptplans „to sketch the development and history of English sounds from the very beginnings of articulate speech“ der anfang gemacht, so stehen die beiden andern kapitel mit der „discussion of the general principles of sound-formation“ und „sound-change“ in innerem zusammenhang. Von einer eingehenden betrachtung kann ich, z. t. wegen des vorwiegend allgemeinen inhalts, auch hier wohl absehen. Man darf aber die streiflichter, die gerade von hier aus auf so manche vorgänge in der englischen lautgeschichte fallen, nicht unbeachtet lassen, zumal sich der verf. mit einer andeutung zu begnügen pflegt. So steht in § 200, nachdem vom verlorengehen und wiederentstehen eines lautes die rede gewesen ist, neben der bemerkung: „as a general rule, it is the most distinctive sounds which are most quickly restored“ — nur der hinweis auf den ersatz des verlorenen *i* im frühe. (ae. *wîn* > „*wēin*“, ae. *wōn* = „*wēin*“); und auch in dem eigentlich lautgeschichtlichen teil sind die zahlreichen beispiele — die ich, wie sich gleich zeigen wird, noch glaube vermehren zu können — nur stillschweigend aufgeführt.

Die abschnitte „*Arian sounds*“ und „*Germanic sounds*“ enthalten, was der verf. selbst im vorwort als „brief summaries“ der idg. (oder, wie er lieber sagt, arischen) und gm. lautlehre und zugleich — das buch ist vor Brugmanns *Grundriss* geschrieben — als frucht jahrelanger mühevoller arbeit bezeichnet. Gewiss nicht mit unrecht hofft er, dass auch der in diesen dingen nicht unbewanderte leser sie zum nachschlagen nützlich finde. Anders wird trotz der lichtvollen darstellung der thatsachen zwar kein rechtes verständnis der zusammenhänge, wohl aber die erkenntnis aufgehen, dass die englische mit der gm. und idg. lautlehre unlöslich verknüpft ist. Das vorwort enthält einige winke für tiefergehende studien. — In der behandlung der runen folgt Sweet, wie zu denken ist, Wimmer, misst jedoch Canon Taylors gründen gegen den lateinischen ursprung einige bedeutung bei; er ist daher, wie er (s. X des vorworts) sagt, einen mittleren kurs gesteuert. Dass die runen mehrere jahrhunderte vor unserer zeitrechnung, als die germanischen stämme noch nicht von den römern beeinflusst waren, entlehnt sein müssten, weil die zeit sonst für die abweichung von der ursprünglichen form nicht ausgereicht hätte (§ 311), scheint mir kein durchschlagendes argument.

Die ae. laute behandelt Sweet auf 50 seiten in den kapiteln „*dialects and texts*“, „*orthography*“, „*stress (metre)*“, „*quantity*“, „*vowels*“, „*consonants*“. Der verf. bedauert, dass es ihm durch einen unglücklichen zufall nicht möglich war, die 2. auflage von Sievers' grammatik zu benutzen. Wir dürfen es wohl als

gewinn betrachten, dass uns unabhängige neuere darstellungen von zwei so vorzüglichen kennern der ae. lautlehre zu gebote stehen. Wohlthuend berührt die neidlose art, mit der jeder dem andern das hauptverdienst um die ae. sprachgeschichte und dialektforschung zuschreibt. Man erinnert sich der stelle im vorwort zu der 1. aufl. der *Ags. gr.*: „Die ersten nachhaltigen anregungen zu einem historischen studium des ags. und die erste grundlage einer ags. dialektkunde verdanken wir Henry Sweet“. Nun lesen wir bei Sweet (gegen ende des vorworts): „Sievers's *Ags. Gr.* has indeed lighted up the obscure and tortuous paths of Old English dialectology and linguistic chronology in much the same way as Bopp's grammar lighted up the intricacies of Arian philology“. Das erfreulichste dabei ist, dass wir beiden glauben dürfen.

In einem ausserhalb der eigentlichen grammatik fallenden punkte schliesst sich der verf. durchaus an Sievers an: in der behandlung der quantität auf grund des metrum's. Ich gestehe, dass mir meine zweifel an der tragweite der in *Beitr.* X gewonnenen resultate angesichts dieser zustimmung noch schwerer auf die seele gefallen, somit aber keineswegs gehoben sind. Die einordnung der vielerlei von Sievers nachgewiesenen formen unter die fünf oder sechs grundtypen — in den tabellen weist typus A 23, B 30, C 21, D 22, E 16 modifikationen auf — kann ich beim besten willen zum grossen teil nicht anders als subjektiv finden. An einschränkungen wie „meist“, „sehr oft“, „gewöhnlich“, „selten“, „ausnahmsweise“ fehlt es nicht; und warum soll man typus B ($\times \underline{\underline{}} \vee \wedge \underline{\underline{}}$) nicht $\times | \underline{\underline{}} \times | \underline{\underline{}}$ einteilen, wie A $\underline{\underline{}} \times \vee \underline{\underline{}} \times$ und E $\underline{\underline{}} \times \vee | \underline{\underline{}}$; warum C ($\times \underline{\underline{}} | \underline{\underline{}} \times$) nicht $\wedge | \underline{\underline{}} | \underline{\underline{}} \times$, wie D $\underline{\underline{}} | \underline{\underline{}} \times \times$; warum E ($\underline{\underline{}} \times \times | \underline{\underline{}}$) nicht fallend-steigend $\underline{\underline{}} \times | \times \underline{\underline{}}$, wie das sonst ungepaarte C; warum $\underline{\underline{}} \times \times$ in DE anders behandeln als in variationen von A, etc.?

Die gründe, die Sweet (§ 547) dafür vorbringt, dass gutturales und palatales g , einschliesslich des $g = gm. j$, im ae. anlaut nicht, wie man anzunehmen pflegt, spirantische (j, j), sondern mediale (g, g') geltung hatte, verdienen jedenfalls beachtung. Es ist ohnehin nicht sehr plausibel, dass zweif doch immerhin recht verschiedene laute wie spirantisches j und j unter sich (und ausserdem noch mit halbvokalischem i) allitterirt haben sollten.

Nach einer kurzen übersicht über das an. lautsystem folgt in gleicher anlage wie beim vorigen abschnitt die me. lautlehre, die als erste historisch-vergleichende zusammenfassung doppelt willkommen ist und künftig bei wirklichen lautuntersuchungen auf me. gebiet neben ten Brink und Morsbach den wohlthätigsten einfluss üben wird. Wie sehr schon die erste auflage des buches gerade die me. lautstudien gefördert hat, ist bekannt genug.

Von den einleitenden kapiteln dieses abschnitts erscheint besonders wichtig dasjenige über die quantität. In § 620 ff. wird hier die erhaltung der kürzen vor einfacher konsonanz bei folgendem *-er, -el, -en* etc. besprochen. Da sich nur einzelne dieser „back-shortenings“ durch flexionsformen erklären lassen, in welchen dem vokal doppelte konsonanz folgt (wie Orms *seffne*), so hält es Sweet für wahrscheinlich, dass die dehnung vom stammvokal auf die endung verschoben sei. Ich glaube, diese fälle gehören unter das gesetz der positionskürzung (§ 632: „long vowels are regularly shortened in ME before two cons., except, of course, before those cons. groups which lengthen short vowels“); also *seven = sevu* (nicht *sevu*) etc.

Nicht zu fügen scheint sich dann freilich die endung *-i* (*-y*), doch ergibt die bindung, wie in *many a* (*y* = *j*-laut), auch hier position (vgl. Orms pl. *hallzhe*, vb. *hallzhenn* neben *haliz*, etc.). — In der phonetik der einzellaute möchte ich noch das über die ne. entsprechungen von ae. *eo* und *eo* gesagte (§ 655 ff., 681 ff.) besonders aufmerksamkeits empfehlen: dass z. b. chaucersches *e* aus *eo* durch *a* hindurch gegangen sei, ist mir zweifelhaft. Kentisches *ea* fasst Sweet noch als *ja* (§ 645), während er *êa* = *jaa* (§ 679) selbst etwas bedenklich findet.

Für die lautgeschichtlich gewiss nicht minder bedeutsame ne. zeit hat das material des verfs., ausser dem wertvollen hymnus an die hl. jungfrau kaum einen zuwachs erfahren. Die „*phonetic authorities*“, welche hier die stelle der „*texts and dialects*“ vertreten, sind die wohlbekannten in *E. E. pron.* I. Sogar die von Ellis später nachgetragenen quellen der ersten periode (16. jh.) — Barclay, das Lambethfragment, Harts *Opening of the unr. writing*, Holyband (1566),¹ Mulcaster, die *Certaine gr. questions* — fehlen in der liste, desgleichen von länger zugänglichen werken Levins und Hume, auch z. b. Sainliens (Holyband), *De pron. ling. gall.* Aus der ersten hälfte des 17. jhs. ist mir in jüngster zeit einiges neue bekannt geworden: le Mayre, *The Dutch schoole master* (Ldn. 1609); eine *Grammaire anglaise* (Rouen 1625) mit einem anhang *Sur l'alphabet anglais* in der 2. aufl. (Rouen 1639); du Gres, *Grammaticæ gallicæ compendium* (Cambridge? 1636). Für die folgezeit hat meine (noch nicht abgeschlossene) nachlese reichere ausbeute geliefert, wovon schon manches in meiner festschrift zum ersten neuphilologentag (*Die ausspr. des engl. etc.*, Marburg 1886) und im X. bande der *Engl. studien* mitgeteilt ist, anderes nebst den vorbenannten quellen baldigst in der zs. besprochen und in meiner geschichte des neuenglischen verwertet werden soll. Weitere beiträge zu dieser litteratur haben neuerdings W. Bohnhardt und K. Otto den lesern der *Phon. studien* vorgeführt.² Soviel ich sehe, gereicht jedoch dieses neue material in fast allen punkten Sweets resultaten zur bestätigung. Zu abweichender auffassung komme ich — um doch eine frage zu berühren — z. b. in bezug auf die ne. geschichte des lautpaars *a* in *all* (*au* in *laud*) und *o* in *not*. Sweet glaubt (wie Ellis), dass ne. und fne. *a* vor *ll* im 17. jh. zu einem langen *â*-laut — genauer wohl [*low-back-wide-round* ə] als vorstufe des heutigen [*low-back-narrow-round* ə] — gebildet wurde (§ 784, 859). Allerdings war der laut nach Wallis ein breites, „*fettes*“ (dt.) *a*, jedoch im gegensatz zu dem „*dünnen*“ (it., wall.) *a* in *bat* — *bate*. Von den ausländern wird es frz. und dt. *a* im ganzen schlechthin gleichgestellt; Podensteiner nennt es „*a clarum*“, und König bemerkt, es sei etwas länger als das (helle!) *a* in *that*; Offelen bringt *call* mit *far* und *hard*, Beuthner *fall* mit *card*, Arnold *fall* mit *hard* zusammen. Alles dies spricht für einen tiefen, jedoch nicht gerundeten *â*-laut. Mit *a* in *all* lautete *au* nach allgemeiner angabe gleich; nur verlangt Cooper (und mit ihm noch Greenwood) in bestimmten wörtern diphthongisches *o* (in *loss*) + *u* statt des, wie er sagt, nachlässiger weise gesprochenen *u* (= *a* in *all*). Wie lautete nun das kurze *o* (womit das erste glied

¹ Die gleichheit von engl. *u* und frz. *iou* ist schon hier — 43 jahre früher als 1609 — deutlich ausgesprochen; ebenso (1580) in *De pron. l. gall.*

² Dazu kommt jetzt noch die jenenser diss. von M. Löwisch, *Zur engl. ausspr. von 1650 1750 etc.*, Kassel 1889.

in *oi*, sofern dies nicht = *ui. oi* ist, zusammenfällt) im 17. jh.? Im 16. ohne zweifel wie offenes *o*. Wallis, Wilkins und Cooper jedoch stellen *o* in *folly* als kürze zu *a* in *fall*. Sweet zieht den schluss, dass kurzes *o* schon zum jetzigen laut [*low-back-wide-round ɔ*] erniedrigt war. Dagegen steht das fast einstimmige zeugnis der ausländer. Schon Tellaeus setzt kurzes engl. *o* deutschem *a* gleich (*god* = *gađ*, etc.), ebenso die grammatik *Minerva* (Ldn. 1680—5). Offelen, Tiessen, an einer stelle auch Nicolai, während er an einer andern es wie Podensteiner noch für einen mittellaut zwischen *a* und *o* erklärt. Auch Miede, *Nouv. méthode*, Ldn. 1685) sagt allerdings, der laut sei „mêlé de celui de l'*a*“, aber zugleich, man könnte ihn „sans scrupule“ wie *a* aussprechen; und doch war das kurze frz. *a* helles *a*. Dessen ungeachtet geben die späteren frz. wie deutschen grammatiker bis ins 19. jh. das kurze *o* = *a* an. Hiernach hat der laut seit der 2. hälfte des 17. jhs. ungerundetem tiefen *a* mindestens sehr nahe gestanden. Wäre die aussprache dieselbe gewesen wie jetzt, so fände sich irgendwo sicherlich die gleichsetzung mit dt. und frz. *o*, und dasselbe gilt für *a* in *all* (= *au* in *laud*).¹

Die erklärang der verschiebung von *au* > *ā*, *o* > *a* möchte ich im zusammenhang mit andern vorgängen suchen. Die langen vokale beherrscht im 17. jh. durchaus die neigung, geschlossener zu werden. Auf der palatalen seite war das me. *i* (*bite*) über *ji* (16. jh.) entschieden zum diphthong (etwa *ji*) geworden. An die stelle rückt *i* aus *i* (*feel*). Da kein *i* mehr vorhanden ist, so kann *e* (*eat*) zu geschl. *e* werden, und *ā* aus *ā* (*take*) zu *ē*, während die beginnende dehnung vor *r* etc. den *ā*-laut ersetzt. Auf der gutturalen seite hat sich ne. *ū* (*out*) ganz analog me. *i* über *iu* zu *u* entwickelt; *ū* aus *o* (*food*) wird *ū*; *ū* (*note*) wird *o*. Unbesetzt wären hiernach die beiden stellen *ā* und *ō*, bezw. langes *ā*. Eine tiefere länge zum nachrücken in die letztere stelle gab es nicht, denn altes (me.) *ā* hatte sich längst nach der palatalen seite gewendet; für die stelle *ā* stand erst recht kein nachbarlaut zur verfügung. In dieser periode wird jedoch die monophthongirung der aus je einem tiefen und hohen palatal, bezw. guttural bestehenden diphthonge *ai* und *au* durchgeführt, indem das zweite glied in das erste aufgeht: *ai* wird zu *ā* (später *ē*) und *au* zu *ā*. Dieser neue *ā*-laut behauptet sich, bis im 18. jh. *ā* vor *r*, *th*, *nee* etc. an die stelle dringt; dann erst geht er zu langem *ā* über.² — Die verschiebung des kurzen *o* in *not* nach *a* im 17. jh. wurde ohne zweifel begünstigt durch den übergang des kurzen *u* in einen *ū*; *ū* (*note*) wird *o*. (vgl. amer. *u* in *but*) wenigstens nahe kam, wie vielfache gleichsetzung bei den ausländern andeutet. Sodann fällt ins gewicht, dass seit verschiebung von me. *a* zu *æ* kurzes *a* — ausser in den vielleicht attrahierend wirkenden fällen wie *was*, *what* — im englischen lautsystem fehlte. — Seitdem *ā* aus *au* und *a* aus *o* „labial“ geworden sind, hat sich wie für *ā* durch *a* in *far*, *ask* etc. so neuerdings auch

¹ Deutsche begehnen heutzutage sehr allgemein den fehler, beide engl. laute zu *wenig* offen zu sprechen: *got* wie dt. *gott*, *Chancer* wie *Tschohsser*. Daneben ist es gewiss nicht bedeutungslos, wenn das, wie es scheint, um 1800 gebräuchlich gewordene engl. *shawl* im dt. den reinen *ā*-laut aufweist.

² Walker bezeichnet sein *ā* in *father*, *far* ausdrücklich noch als länge zu *a* in *man*. Mittlerweile zu *ā* geworden, ist es in der vulgären sprache nun selbst auf dem wege nach lg. *ā* (Sweet § 961: *Punch*: *Charlie* für *Charlie* etc.).

für *a* durch südengl. *u* in *but* ersatz gefunden, freilich beiderseits in neuer nuan-
cirung. Auch wenn man die einfügung der von mir vorgeschlagenen neuen glieder
nicht gutheissen will, so bleibt die regenerationsfähigkeit der südenglischen *a*-laute,
wie sie in den reihen ae. *âc* — me. *nâme* — ne. (*all* —) *far* und ae. *nacod* —
me. *that* — ne. (*not* —) *but* zum ausdruck kommt, doch ungewöhnlich gross

Wenn Sweet, in diesem der neueren zeit gewidmeten abschnitt die „*texts
and dialects*“ den „*phonetic authorities*“ den platz räumen lässt, so verkennt er
doch natürlich nicht, dass auch jene für die lautgeschichte von bedeutung bleiben.
In dem kapitel „*orthography*“ gibt er einige phonetisch interessante schreibungen
aus Tyndale, dessen bibelübersetzung seitdem W. Sopp in einer marburger disser-
tation eingehend in bezug auf orthographie und aussprache untersucht hat. Die
fruchtbarkeit solcher, wohl von Lummert eröffneten arbeiten wird sich bei plan-
mässigem vorgehen immer deutlicher herausstellen; insbesondere darf man sich
doch noch manches von der vorsichtigen ausnutzung der ne. reime versprechen.

Dass es ihm nicht möglich war, von den modernen englischen und schottischen
mundarten umfassenderen gebrauch zu machen, hält Sweet selbst für den ernstlichsten
mangel seines buches; die entschuldigung lag freilich nur zu nahe. Nachdem nun
aber der unermüdliche vorkämpfer Ellis auch den fünften band seines grossen
werkes vollendet hat, ist der lautforschung ein neues gebiet von noch unabsch-
barer ergiebigkeit geöffnet. Auch das amerikanische englisch erscheint durch die
gründung der *phonetic section* der *modern language association of America* und der
American dialect society seit kurzem wesentlich näher gerückt. Nur die englische
aussprache in Irland bleibt nach wie vor ebenso wichtig wie unzugänglich.

Damit sind wir schon in den bereich des letzten abschnitts eingetreten. Auf
wenig seiten zeichnet hier Sweet die „*living English sounds*“ und ihr verhältnis
zum me. lautstande. Das heutige englisch in der gebildeten aussprache der londoner,
das Sweet im *Elb. des gespr. engl.* so meisterhaft geschildert hat, steht, wie
billig, im mittelpunkt, doch fallen auch auf die vulgärsprache und die mund-
arten aufklärende streiflichter.

Eine ausserordentlich dankenswerte beigabe sind die wörterlisten zu ende des
buches. Die erste gibt, nach stammvokalen geordnet, 1) die mehrzahl (2143) der
noch gebräuchlichen ae. und an. wörter, daneben in parallelkolonnen 2) die me.
formen, wo möglich nach Orm, 3) die heutige schreibung und 4) die modern-
engl. aussprache; soweit es nötig schien, sind den einzelnen wörtern ae., me.
und ne. varianten in kleinerer schrift beigelegt. Ein nachfolgender index mit
alphabetischer ordnung der ne. schriftformen ermöglicht deren sofortige auffindung
in der wörterliste und macht diese zu einem kompendiösen etymologischen wörter-
buch, das man neben Müller und Skeat mit nutzen gebrauchen wird. Die zweite
liste enthält an erster stelle die heutigen lautformen in phonetischer umschrift,
geordnet nach stammvokal und folgendem laut, an zweiter und dritter die moderne
und ae. schreibung.

Ich schliesse diese umfangreiche besprechung mit dem lebhaften bewusst-
sein, dass ich noch lange nicht mit dem buche fertig bin. Sweets *History of
English sounds* wird in jeder fachbibliothek unter den vielgebrauchten hand-
büchern ihren platz finden.

Marburg.

W. VIETOR.

Englisches namen-lexikon. Zusammengestellt und mit aussprachebezeichnung versehen von Dr. G. TANGER, ord. lehrer an der luisenstädt. oberrealschule in Berlin. Berlin, Haude- & spener'sche buchhandlg. (F. Weidling). 1888. XXVIII u. 272 s. 8^o. Preis geb. M. 5. - .

Wenn der verf. glaubt, dass es eine grosse zahl von leuten gibt, die veranlassung haben, über die aussprache der wichtigeren, auf den verschiedensten gebieten im englischen vorkommenden eigennamen aufschluss zu suchen, so begeht er gewiss keinen irrtum. Mit gleichem recht nimmt er an, dass neben den bisherigen hilfsmitteln noch raum vorhanden sei für ein buch, das die mängel seiner vorgänger zu vermeiden sucht. Ob das aussprache-lexikon „einem lange empfundenen bedürfnis“ abhelfen wird, soll erst der erfolg lehren; ich zweifle durchaus nicht, dass sich auch diese frage zu gunsten des verf. entscheiden wird.

Allgemeine billigung wird es finden, dass keine art von eigennamen grundsätzlich ausgeschlossen und alle namen in eine einzige alphabetische reihe eingeordnet sind. In bezug auf die auswahl sind dem verf. neben dem eignen, subjektiven urteil weit verbreitete englische handbücher (wie Greens *Short history* und Chambers' *Cyclopaedia* u. dgl.) massgebend gewesen. Auch damit hat er wohl das richtige getroffen; freilich war auch so nicht zu vermeiden, dass je nach dem bedürfnis des benutzers mancher name entweder entbehrlich erachtet oder vermisst werden wird. Für die zuverlässigkeit der ausspracheangaben bürgt die sorgfältige benutzung guter quellen und die dem verf. durch englische gelehrte — er nennt Furnivall und Lecky — zu teil gewordene unterstützung. Die von Imm. Schmidt (welcher den plan und einiges material zu dem buch geliefert hat) übernommene aussprachebezeichnung hat den vorteil, dass sie sich auf diakritische abzeichen beschränkt und daher kein zweimaliges setzen der namen erfordert; schwer ins gewicht fällt dagegen die überladung der wortbilder mit nebenzeichen und die vielfältigkeit der wiedergabe eines und desselben lautes, anderer inkonsequenzen zu geschweigen. Immerhin wird ein der englischen aussprache überhaupt kundiger leser sich leicht genug zurechtfinden. Wenn nun auch der verf. in erster linie an solche leser gedacht zu haben scheint, so betont er andererseits, dass er für die benutzung seines buches keinerlei kenntnis der englischen sprachlaute vorausgesetzt habe; vielmehr sei die aussprachebezeichnung durchgehends so eingerichtet, dass man sie unter berücksichtigung der vorausgeschickten anleitung für ausreichend befinden werde. Will der verf. seine forderung, dass die englischen eigennamen „so auszusprechen sind, wie sie von engländern ausgesprochen werden“, auch für die leser letzterer art in geltung wissen, so hätte sonach die von ihm gegebene aussprachebezeichnung und „anleitung zur aussprache“ eine recht schwere aufgabe zu erfüllen.

Die diakritischen abzeichen haben für den nicht englisch sprechenden leser nur die bedeutung von verweisen auf die erklärungen der „anleitung“; letzterer allein fällt die lautliche interpretation zu. Zwar sagt nun der verf., im interesse der genauigkeit habe er darauf verzichten müssen, die aussprache durch umschreibung mittels deutscher typen anzugeben; bei der erklärungen, ja im grunde schon bei der wahl der zeichen ist dies aber dennoch geschehen. So gibt gleich das erste der vokalzeichen, der doppelstrich über dem buchstaben, an, „dass die da-

durch bezeichneten langen vokale ähnlich den entsprechenden deutschen lauten; also „1) ä = *ah* . . . ; 2) ē ungefähr = *eh* . . . ; 3) ĭ = *ih*; 4) ū = *uh*!“ etc. Durch beigefügte bemerkungen wird allerdings grössere genauigkeit erstrebt; jedoch lassen diese an zahl wie an korrektheit zu wünschen übrig. Dass „ĩ“ und „ũ“ ohne einschränkung = *ih* und *uh* gesetzt werden, mag im hinhlick auf die amerik. praxis noch gelten; dagegen wird schon ein „ĩ = *i* in *him*“ oder „ȫ = *u* in *muss*“ in nicht-norddeutschen munde entschieden dialektisch, d. h. unenglisch, erklingen. Besonders bedenklich sind z. b. noch die angaben, dass dem laut der schwachtonigen kurzen vokale „das *e* in den deutschen unbetonten endsilben (*gabE*, *gebEn*, *gebEr*, *giebEl*, *aEm*) sehr nahe“ komme und „auch am ende *y* = dem trüben kurzen *e* in *gabE*“ zu sprechen sei (letzteres eine bekannte, ganz abscheuliche norddeutsch-englische aussprache); ferner die bekannte ignorirung der mittel- und süddeutschen sogenannten stimmlosen medien („*B, b* = deutschem *b*!“ etc.) sowie der entsprechenden reibelaute; endlich die lautsbestimmung des *w*, worin es u. a. heisst: „Engl. *w* hat also ähnlichkeit mit einem leichten [dt.] *u*-laut, nur passirt der stimmhauch bei *w* die schon geöffnete [vom verf. gesperrt] stimmritze, während die luft bei anlautendem [dt.] *u* die stimmritze erst öffnen muss“.

Wenn der verf. bei einer zweiten auflage in seiner „anleitung zur aussprache“ etwas phonetischer zu werke geht, so wird sein buch für alle leser, und nicht zum wenigsten für die unphonetischen, ganz sicherlich noch an wert gewinnen.

Marburg.

W. VIETOR.

DR. FRITZ TENDERING, oberlehrer am gymnasium zu Elberfeld, *Kurzgefasstes lehrbuch der englischen sprache*. IV u. 120 seiten. gr. 8^o. Berlin, R. Gärtner 1889. Pr. *M.* 1.20, geb. *M.* 1.50.

Tenderings *Lehrbuch der englischen sprache* ist vorzugsweise „für gymnasien und sonstige lehranstalten bestimmt, welche den englischen unterricht mit gereiften schülern beginnen“. Es besteht aus 6 seiten lautlehre, einem vorbereitenden kursus mit präparation (s. 7—17), 17 lesestücken und 9 gedichten (s. 17—60), 25 seiten grammatik, 18 deutschen übungsstücken (s. 87—101), einem wörterverzeichnis (s. 102—119) und einem index (s. 120).

Verf. gehört, wie vorliegendes programm zeigt, zu den gemässigten reformern. Er geht von zusammenhängenden lesestücken aus, aus denen alles grammatische und lexikalische abstrahirt wird, und an welche sich übersetzungen aus dem deutschen anschliessen.

Seine lautlehre ist im wesentlichen eine lauttafel mit einigen kurzen erklärungen über die hervorbringung von lauten und mehreren, meist dem vorbeireitenden kursus entnommenen beispielen. Verf. hat für diesen teil seines lehrbuches besonders die werke von Trautmann, Vietor und Western — warum nicht auch Sweets *Elementarbuch*? — benutzt. In der bezeichnung der laute hat er sich meist Vietor angeschlossen. Ich würde es bei einer kurzen übersicht der englischen sprachlaute und den notwendigsten lautphysiologischen erläuterungen haben bewenden lassen. Was die einübung der laute anlangt, so halte ich es für

zweckmässiger, dieselbe — sobald die schüler die fremden laute richtig wiedergeben können — an leichte gedichte bzw. lesestücke, denen zur unterstützung der häuslichen wiederholung phonetische umschrift beizugeben ist, anzuknüpfen. — In § 7 vermisse ich die bemerkung, dass *r* „ohne schwingung“ und in § 25, dass *l* mit schaufelförmiger zurückbiegung der zunge zu sprechen sind. Das *y* in *young, yes...* (§ 3) ist kein kurzes *ī*, sondern ein mittelding zwischen *i* und *j*, ein tönender reibelaut, den ich durch *j* umschreiben würde. Dieselbe änderung möchte ich für § 11 vorschlagen.

Die lesestücke sind sämtlich aus Dickens, *A child's history of England* genommen. An der spitze steht, als vorbereitender kursus, *England, under the good Saxon, Alfred*; es folgen *E. under Harold II, and conquered by the Normans, E. under Henry V and VI, Joan of Arc, E. under Edward V. Richard III* und *Death of Charles I.* Stoffe aus der neuern geschichte und besonders aus andern gebieten (vgl. Sweets *Elementarbuch* und Vietor-Dörrens *Lesebuch* s. 39 ff., 94 ff.) fehlen leider gänzlich. Eine grössere mannigfaltigkeit wäre freilich wünschenswert gewesen. Zu den (9) gedichten (*Rule Britannia, God save the Queen, The battle of Blenheim, The burial of Sir John Moore, The Inchcape Rock, Flight of Xerxes, My heart's in the Highlands, The negro's plaint, The village blacksmith*) würde ich noch eins oder das andere von Tennyson, Th. Moore, F. Hemans und Th. Campbell hinzugefügt haben.

Die deutschen übungstücke schliessen sich an die englischen texte an; sie werden nach und nach immer freier, das letzte ist ein ganz freies. Ein solches reproduzieren halte ich für den einzig richtigen weg. Allerdings scheint T. auf das übersetzen zu viel gewicht zu legen. Dass sich nur mit hülfe von übersetzungen aus dem deutschen ein „bestimmtes wissen“ beim fremdsprachlichen unterricht erzielen lässt, möchte ich doch bezweifeln. Das übersetzen aus dem deutschen muss n. e. beim englischen unterricht auf gymnasien zurücktreten; denn hier ist das hauptziel eine möglichst ausgedehnte lektüre.

Die grammatik zeichnet sich durch kürze und übersichtlichkeit aus. Auffallend ist, dass T. nicht vom laute ausgeht. Hier und da hätten allerdings noch einige kurze bemerkungen aufgenommen werden können; z. b. dass *sheep, deer* keine pluralzeichen, dass schiffe häufig personifiziert werden (vgl. ged. 5. anf.). In § 27 vermisse ich als beispiel einen relativsatz mit den bekannten variationen, in § 35 nach *to like* „*to be allowed*“, in kap. XVI einige bekannte präpositionen, wie *for* und *before*. Warum in kap. IV nicht auch für „determinativum“ das deutsche gewählt worden ist, sehe ich nicht recht ein. Die metrischen und grammatischen bemerkungen zu Shakespeare hätte ich — weil nicht ausreichend — weggelassen. In § 1 endlich soll es wohl statt „Der best. art. lautet *the*...“ „Die form des 1. est. art. ist *the*, die des unbest. *a*, bez. *an*“ heissen? Dass *the* vor konsonant *ð*, vor vokal *ði*, betont *ði*, *a = ə* und betont *ei*, *an = ən* lauten, hat verf. hinzuzufügen vergessen.

Die phonetische umschrift lässt viel zu wünschen übrig und bedarf einer gründlichen durchsicht. Zunächst hat T. sowohl in den wörterverzeichnissen wie auch in der grammatik viel zu selten transkribiert; die beigegebenen lauthilder aber sind sehr häufig ungenau und unrichtig. So ist beispielsweise s. 12 *oo* in *took* wiederzugeben durch *u*, *ou* bez. *ea* in *journey* und *learning* durch *ä*, *s* in

his durch *s*, s. 15 *jewel* durch *dʒēwəl*, s. 105 *ou* in *adjourn* durch *ā*, *air* in *affair* durch *ea*, s. 107 *clothes* durch *kloūdz* oder *kloūz*, s. 108 *a* in *despatch* durch *ā*, s. 111 *hidous* durch *hidʒəs*, s. 115 *s* in *resume* durch *z*, *rove* durch *rovūn*, *ou* in *scour* durch *āu*, *ou* in *scourge* durch *ā*, s. 116 *oo* in *shoot* durch *ūū*, in *stood* durch *u*, s. 119 *o* in *worry* durch *u*, *th* in *Catherine* durch *ʃ*, *J* in *Jesus* durch *dʒ*.

Auf die korrektur ist viel sorgfalt verwandt worden. Mir sind nur zwei druckversehen aufgefallen: s. 63 oben ist *der* (statt *red*) und s. 116¹ *shriek* (statt *shrieke*) zu schreiben.

Die ausstattung macht einen gewinnenden eindruck. Der druck ist klar und der preis mässig.

Lisenberg S.-A.

KIRSCHTEN.

WILHELM SWOBODA. *Englische lesehre* nach neuer methode. Wien, 1889. Höllder. 8. IV u. 58 s. Preis M. 1.10.

Diese *engl. lesehre* hat einerseits den zweck, korrektes und unbefangenes *lesen* englischer texte zu lehren, und dem gewöhnlichen syllabiren, d. h. wort für wort lesen, abzuhelfen. Andererseits soll sie auch das *verstehen* von sinngemäss gelesenen und gesprochenem englisch anbahnen. Das buch ist nicht nur für schüler und lernende überhaupt bestimmt, sondern auch für solche kandidaten und lehrer des englischen, die der phonetischen behandlung der sprache bisher nicht näher getreten sind. Es beruht vorzugsweise auf dem sweet'schen *Elementarbuch*, das, nach dem verf., in den schulen nicht eingeführt werden kann, da es phonetische kenntnisse (bzw. phonetisches gefühl) voraussetzt, die nicht vorhanden sind. Verf. scheint daher eine art ersatz für, oder einleitung zu, Sweet bieten zu wollen, und da die phonetik zur zeit noch als ein gespenst gefürchtet werde, habe er sich bemüht, die lautlichen ausführungen möglichst klar und einfach zu geben. Gelegentlich hat Swoboda (aus Znaim in Mähren) für seine landsleute den österreichischen dialekt zur vergleichung herbeigezogen.

Die arbeit zerfällt in *drei* theile. Im ersten behandelt verf. (unter A) die „aussprache des einzelnen akzentuirten vokals und der konsonanten“, sowie deren qualität, bespricht jedoch vorher, in unterabteilungen, die einteilung der laute, die stimmhaften laute, die artikulationsbasis, die lippenbewegung, den kieferwinkel und den „knackenden einsatz“ (§ 1—6). Hierauf folgt (B) die „aussprache der nicht akzentuirten vokale“ (§ 7), endlich (C) die „aussprache der laute im zusammenhang der rede“ (§ 8—13). Unter diesem kapitel sind vorzugsweise behandelt der wort-, kompositions- und satzakzent, das taktsprechen und dessen lautliche wirkung (schwachstulige formen), endlich der ton. Der zweite teil bringt *lautschriftliche texte*, deren ersten seiten, mit rücksicht auf den lernenden, die gewöhnliche orthographie beigelegt ist. Der dritte teil gibt das *wörterverzeichnis*, das etwa 1000 wörter enthält. Das alphabet ist phonetisch; doch sind die orthographischen entsprechungen beigelegt.

Grammatische kenntnisse werden nicht vorausgesetzt. —

Ich muss die besprechung der schrift leider mit einem tadel beginnen. Wie kam man, frage ich, ein buch zugleich für lehrer und schüler, zwei so ver-

schiedene intelligenzschichten, bestimmen! Die bestimmung eines buches soll vom autor ganz sauber und strikt angegeben sein. Hat Swoboda für schüler (welche? wie alt?) geschrieben, so wird manches in diesem werke einfach unverständlich bleiben, wie z. b. das ganze kap. C: aussprache der laute im zusammenhang der rede. Ist die schrift jedoch für lehrer, die noch der phonetischen führung ledürfen, so lässt sich dies eher hören; allein dann musste er, bei aller einfachen darstellungsweise, in manchen punkten viel genauer, d. h. wissenschaftlicher sein. Und das konnte er, hätte er sich bemüht, aus den trefflichen arbeiten der heutigen englischen lautwissenschaft die quintessenz zu ziehen. Die *Englische leselehre* hätte unbeschadet eines strengeren wissenschaftlichen aufbaues ruhig ihren „praktischen zwecken dienen“ können. Von einem, der heutzutage englische lautkunde lehrt, muss man, nachdem die Sweet, Western, Vietor, Storm gesprochen haben, sehr gründliches, jedenfalls unbedingt richtiges, erwarten können.

Meine ausstellungen beziehen sich vorzugsweise auf die lautanalyse des verfassers. *Vokale*. — Der laut *a* in *butter* lässt sich weit einfacher und richtiger beschreiben als es in der schrift geschehen. Ich vermisse vor allem die betongung des weiten kieferwinkels. Eigentümlich ausgedrückt ist folgender satz: „Der *j*-nachklang“ (bei langem *i* in *meet*) „fällt selbstverständlich weg, wenn die zunge nicht hinauf zu *j*, sondern vor gedrucktem *r* (!) zu *ɜ* gehen muss“ (z. b. *here* = *hiɜ*, nicht *hiɜj*). Dem *ɜ* in *nought* kommt nicht die gleiche zungenstellung wie dem *o* in *not* zu, da dieses mehr zurückgezogen ist. „Der *â* (*i*-, *u*-) laut wie im deutschen *vater* (*sitzen*, *luft*).“ Welches „deutsch“ ist gemeint?

Konsonanten. — „*f* und *d* (verf.: *th* u. *dh*) werden gebildet, indem man mit der spitze der horizontalen zunge den inneren rand der oberzähne leicht berührt.“ Bei *d*, ja, wegen der minderung der zungenmuskulatur durch die stimmtonerzeugung; aber bei *f* ist die berührung kräftig genug. „Der deutsche hüte sich, die zungenspitze an die zähne anzupressen, da sich das lispeln (von *f* u. *d*) dann in das zischen der *s* und *z* der schulaussprache verwandelt“. Im gegenenteil: *s* und *z* werden erzeugt, indem man die zunge aus der *fd*-lage etwas zurückzieht! Die analyse von *w* ist ungenügend. Vergessen ist die starke zurückziehung der zunge. Dieselbe liegt noch weiter zurück und die wurzel noch höher als bei *h* (*fool*). Am wenigsten befriedigend ist die bemerkung, dass „*s*, *z*, *ʃ*, *ʒ* den deutschen lauten entsprechen in *messer*, *rose*, *haschen*, *loge*, nur dass sie energischer zischen“. Welche deutschen laute sind denn gemeint? Das erinnert ja lebhaft an die lautbestimmungen der „alten schule“. Ein grosser teil Mittelddeutschlands und das breite südd. gebiet kennt bekanntlich nur *rōs* und *lōʒ*! Der energischere zischcharakter dieser laute aber kommt zunächst daher, dass sie mehr zurückliegen als die entsprechenden „deutschen“, woher auch das spezifisch verschiedene geräusch der engl. laute stammt. „*w* gleicht deutschem *w* in *wein*“. Wieder eine lautbestimmung aus der quondamzeit! Vgl. dazu mein *Lautsyst. des nfrz.* p. 18 u. *Phonetik*, § 48, 3. Bei *l* ist zu bemerken, dass das anlautende sich vom in- und auslautenden artikulatorisch unterscheidet. „*n* und seltener *m* schliessen sich wie *l* oft an konsonanten ohne zwischenvokal an, z. b. *matn* (*mutlon*), *prɪzn* (*prison*)“. Sehr richtig; oft; aber nicht immer, und zwar gewöhnlich dann nicht, wenn zwei (oder mehr) der liquida oder dem nasal vorhergehende konsonanten stimmlos sind; daher *keɪptn*, *ɪlɛkʃn* u. a. Allerdings scheint diese regel nicht

durchgehends beobachtet zu werden. Zu erwähnen war auch, dass wenn zwei oder mehrere stimmhafte konsonanten aneinander folgen, der letzte (bezw. die beiden letzten) regelmässig devokalisiert werden: $dʒadʒ$ (*judge*), $fiɫdʒ$ (*fields*), $penz$ (*pens*). Das (südost-) engl. *r* unterscheidet sich von dem zungenspitzen-*r* dadurch, dass es gerade eben *nicht vibriert*; nicht einmal der bekannte „einzige schlag“ mancher neuerer phonetiker findet statt (Sweet — private mitteilung: 'the tongue does not touch the palate at all'). „*h* ist weniger gehaucht als das deutsche.“ Dies ist so schlechthin weder genau richtig, noch wäre es der alleinige unterschied vom deutschen.

Bezüglich der *artikulationsbasis* lehrt Swoboda unter anderem, man müsse, um die eigentümliche englische zungenlage zu erzeugen, den unterkiefer von hinten nach vorne über den oberkiefer vorziehen, so dass die oberzähne *hinter* die unterzähne kommen. Das ist denn doch zu arg! Eine leichte unterkieferverschlebung findet freilich statt; ahme ich aber Sw.s vorschritt buchstäblich nach, so kriege ich einen schrecklichen „englischen mund“ heraus!

Zur engl. *quantität* bemerke ich, das stimmhafte verschlusslaute nach einfachem vokal in wörtern wie *bread, bad, God, dog, snob, stab* nicht eigentlich lang sind, noch der vokal kurz. Beide sind vielmehr mittelzeitig. Übrigens sollte das kapitel doch bei der *synthese* stehen; denn gleich das quantitative abhängigkeitsverhältnis der vokale in den erwähnten beispielen ist eine ausgesprochen synthetische erscheinung.

Bezüglich der *lautschrift* des verf. habe ich endlich noch zu sagen, dass er für die beiden spiranten noch die alte, unphonetische bezeichnung *th, dh* braucht. Es handelt sich ja hier gar nicht um eine lautfolge, um eine aspirierte dentale explosiva. Wozu also diese falschen lautzeichen, die obendrein den anfänger irre führen können!

Doch genug der ausstellungen. Es ist dagegen auch vieles lobenswerte in der arbeit. So ist das unter B: „aussprache der nicht akzentuirten vokale“ gesagte durchaus richtig, und das ganze kapitel C: „aussprache der laute im zusammenhang der rede“ finde ich trefflich dargestellt. Auch die texte hat Swoboda mit grosser sorgfalt und hingebung an seine aufgabe ausgearbeitet. Als belehrend werden sich für den lerner erweisen die beigegebenen „übungen für die taktteilung“, sowie — gleichsam als überleitung zu Sweet — die probe eines ohne worttrennung gedruckten phonetischen textes.

Das *wörterverzeichnis* ist im ganzen korrekt. Es freut mich zu sehen, dass Sw., genauer als Sweet, schreibt *feiw(r)*, *figg(r)* (vgl. zu dieser notation meine anzeige von Sweets *Elb.*, *Herrigs archiv*, bd. 77, s. 432). Andererseits bin ich mit der, von Sweet entlehnten, notation *pasen, poziən, iwiteiən* nicht einverstanden. Ich meine, in solchen und ähnlichen fällen, wo nicht mehrfache stimmlose konsonanz hindernd im wege steht, schliesst in natürlicher rede *n* gleich als silbenbildner, d. h. ohne vermittelnden zwischenvokal (*ə*) an die sibilans unmittelbar an. — Das *h* in *where, while* u. a. lässt verf. mit Western und im gegensatz zu Sweet fort. Allerdings bringt er damit den, wie mir scheint, vorwiegenden gebrauch zum ausdruck. Noch ein detail. Im wörterverzeichnis findet sich $dʒiŋgrɪz$. Ist diese form *auch* gebräuchlich? Ich habe immer nur $dʒiŋdʒi$ gehört.

Druckfehler sind mir ziemlich viele aufgestossen. Ich habe eine ganze kleine kollektion notirt; doch unterlasse ich, der kürze halber, hier die aufzählung derselben.

Alles in allem ist das buch willkommen zu heissen; denn es steckt doch ein gutes stück guter arbeit darin, und eine elementare englische leselehre hatten wir in dieser neuen, von dem lichte der phonetik beleuchteten form noch nicht. Überdies arbeitet das werken, wenn auch nicht ausgesprochen, dem verständnis von Sweet vor. Ich würde aber dem verf., im interesse seines wissenschaftlichen rufes wie in dem unserer gemeinsamen reformarbeit dringend raten, bei einer zweiten auflage eingreifende veränderungen — teils erweiternder, teils beschränkender natur — vorzunehmen. Als solche möchte ich bezeichnen: 1. Das werken wird *lediglich* für jüngere, in der phonetik noch unerfahrene lehrer bestimmt. 2. Die analyse der laute wird sorgfältig revidirt und mehr systematisch angeordnet. 3. Die arbeit wird geradezu auf das studium von Sweet zugeschnitten und erhält vielleicht als neuen titel oder als untertitel zum alten: „vorschule zu Sweets *Elb. d. gespr. englisch*“. 4. Als natürliche folge von 3. dann möglichste übereinstimmung mit der lautschrift des *Elbs.*, wenn ich auch *i* für *ij*, *û* für *uo*, *š* für *f* und *ž* für *z* ohne weiteres gutheissen würde.

Ich bin überzeugt, dass durch diese änderungen die verlässlichkeit und nutzbarkeit des hilfsmittels wesentlich erhöht werden wird.

München, im sept. 1889.

FRANZ BEYER.

PASSY, PAUL. *Le français parlé*. 2^{me} édition. Henninger frères. Heilbronn, 1889. Preis M. 1,80.

Cette nouvelle édition est un travail à bien des égards différent de la 1^{ere}.

Le contenu est resté à peu près le même. Un petit récit (Les deux palmiers) de G. de Nerval, un rapport officiel (sur l'école américaine) de M. Passy lui-même, une petite poésie (La Chanson de Fortunio) de Musset, ont disparu du livre, tandis qu'une conférence de Gaston Paris sur les parlers français y a été ajoutée.

En somme, le livre contient donc encore des représentants des différents genres littéraires, depuis la comédie familière jusqu'au langage oratoire et à la poésie. Il est naturel aussi que la prononciation ne présente point partout le même type

Seulement la mesure à adopter à cet égard est sujette à des interprétations fort différentes, suivant les besoins de tel ou tel enseignement.

Pour l'enseignement à l'étranger, il me semblerait désirable d'éviter tout ce qui diffère par trop du type moyen du parler des Français de bonne société, quelle que soit leur origine. Si j'admets plusieurs types de prononciation pour l'étude des étrangers, je dois en restreindre le nombre autant que possible, et pour faire tout rentrer dans ce cadre ainsi rétréci, je devrai rejeter dès l'abord et rigoureusement ce qui s'écarte par trop dans un sens ou dans l'autre du type moyen. Le langage familier et le style élevé peuvent suffire à ces besoins de l'enseignement spécial au nom duquel je parle ici.

Ce qui est trop familier ne doit pas être appris, il ne serait applicable que rarement, il entraînerait aussi des confusions regrettables. L'omission du sujet, celle de la négation sont de ce type trop familier.

p. 15, l. 3. *j a ply*, pour *il n j a ply* (1^{ère} édition, *il n j a ply*) *

p. 21, l. 15. *z avk pA*, pour *z n avk pA* (" *z n avk pA*) *

Ce qui est aussi négligé, c'est de dire *d* pour *dr*, *t* pour *tr*, *t* pour *pt*, *b* pour *br*, *k* pour *lk*, *p* pour *pr*, *s* pour *ks*, *g* pour *gr*, *b* pour *bl*, comme entre autres:

p. 3, l. 19, <i>rāt srrvis</i> ,	pour <i>rādrō srrvis</i>	(1 ^{ère} <i>rād</i>)
p. 5, l. 10. <i>vot paradoks</i> ,	" <i>votrō</i>	(" <i>vot</i>)
p. 5, l. 21, <i>met dēz</i> ,	" <i>metrō</i>	(" <i>met</i>)
p. 7, l. 14, <i>εsprk</i> ,	" <i>εksprk</i>	(" <i>εksprk</i>) *
p. 7, l. 15 <i>yn tit</i> ,	" <i>ptit</i>	(" <i>ptit</i>) *
p. 15, l. 14, <i>ō:b d ā pyi</i> ,	" <i>ō:brō d ā</i>	(" <i>ō:br d ā</i>) *
p. 17, l. 25, <i>kēk tā</i> ,	" <i>kēlkō tā</i>	(" <i>kēlkō tā</i>) *
p. 19, l. 24, <i>rprā: d lez arm</i> ,	" <i>rprā:drō</i>	(" <i>rprā: dr</i>) *
p. 21, l. 19, <i>mōn amurprōp mō dizk</i> ,	pour <i>amurprōpō</i>	(" <i>amurprōp</i>) *
p. 31, l. 12, <i>rō:p la pvoatrin</i> ,	pour <i>rō:prō la</i>	(" <i>rō:pr</i>) *
p. 33, l. 21, <i>nsk ki</i> ,	" <i>nskgrō ki</i>	(" <i>nsk:gr</i>) *
p. 35, l. 4, <i>tab d akazu</i> ,	" <i>tablō</i>	(" <i>tabl</i>) *
p. 87, l. 21, <i>εspedisjō</i> ,	" <i>εkspedisjō</i>	(" <i>εkspedisjō</i>) *

Une autre négligence est l'omission fréquente de la liaison. La liaison est chose essentiellement populaire et en même temps elle constitue un reste précieux du bon vieux langage. Elle sauve nombre de désinences logiquement essentielles. La liste suivante montre que là aussi, M. Passy a procédé radicalement et a dévié à mon regret presque partout de ses propres indications de la 1^{ère} édition. (Le signe * indique déviation de la 1^{ère} édition.)

Liaison négligée ou fautive.

p. 3, l. 2, <i>aspī:r a</i> ,	au lieu de <i>aspī:rt a</i>	(1 ^{ère} éd. <i>aspī:rt a</i>) *
p. 13, l. 9, <i>pA ā</i> ,	" <i>pAz ā</i>	(" <i>pAz ā</i>) *
p. 13, l. 20, <i>s mē a</i> ,	" <i>s mēt a</i>	(" <i>s mēt</i>) *
p. 15, l. 1, <i>mē ō</i> ,	" <i>mēz ō</i>	(" <i>mēz ō</i>) *
p. 15, l. 1, <i>pA akō:r</i> ,	" <i>pAz ākō:r</i>	(" <i>pAz ākō:r</i>) *
p. 15, l. 3 <i>dō u</i> ,	" <i>dōz u</i> ,	(" <i>dōz u</i>) *
p. 15, l. 12, <i>dō u</i> ,	" <i>dōz u</i> ,	(" <i>dōz u</i>) *
p. 15, l. 8. <i>le irōdēt</i> ,	" <i>lez irōdēt</i>	(" <i>lez irōdēt</i>) *
p. 15, l. 12, <i>i s ā vōt ā</i> ,	" <i>i is ā vōt ā</i>	(" <i>s ā vōt ā</i>) *
p. 15, l. 20. <i>ō s mē ā</i> ,	" <i>ō s mēt ā</i>	(" <i>s mēt ā</i>) *
p. 15, l. 17. <i>kōmā:s ā</i> ,	" <i>kōmā:st ā</i>	(" <i>kōmā:st ā</i>) *
p. 17, l. 6, <i>mē ō</i> ,	" <i>mēz ō</i>	(" <i>mēz ō</i>) *
p. 17, l. 17, <i>rōsāblēt o</i> ,	" <i>rōsāblēt o</i>	(" <i>rōsāblēt o</i>) *
p. 19, l. 8, <i>pA ān ami</i> ,	" <i>pAz ān</i>	(" <i>pAz ān</i>) *
p. 19, l. 11, <i>avkz ātād̄y</i> ,	" <i>avkz ātād̄y</i>	(" <i>avkz</i>) *
p. 19, l. 13, <i>batk avk</i> ,	" <i>batk avk</i>	(" <i>batk</i>) *
p. 19, l. 18, <i>revkjt ā syrso</i> ,	" <i>revkjt ā</i>	(" <i>revkjt</i>) *

Liaison négligée ou fautive:

p. 19, l. 20, <i>tutafε ādormi.</i>	..	<i>tut a fεt</i>	(1 ^{re} éd. <i>tut a fεt</i>) [*]
p. 19, l. 20, <i>nu nu mim ā batA:j</i>	..	<i>mimz ā</i>	(.. <i>mimz</i>) [*]
p. 19, l. 21, <i>pyi ā rmi,</i>	..	<i>pyiz ā</i>	(.. <i>pyiz</i>) [*]
p. 19, l. 21, <i>lez arm ā fεso.</i>	..	<i>armz ā</i>	(.. <i>armz</i>) [*]
p. 19, l. 23, <i>aportā ān ordr.</i>	..	<i>aportāt an</i>	(.. <i>aportāt</i>) [*]
p. 21, l. 5, <i>de nya:z εpε.</i>	..	<i>nya:z εpε</i>	(.. <i>nya:z</i>) [*]
p. 21, l. 17, <i>le bulε inofūsif,</i>	..	<i>bulεz</i>	(.. <i>bulεz</i>) [*]
p. 21, l. 17, <i>kōtrihyε ākε:r,</i>	..	<i>kōtrihyεt</i>	(.. <i>kōtrihyεt</i>) [*]
p. 21, l. 20, <i>kurε o,</i>	..	<i>kurεz</i>	(.. <i>kurεz</i>) [*]
p. 21, l. 21, <i>z εtε āfāte.</i>	..	<i>εtεz</i>	(.. <i>εtεz</i>) [*]
p. 23, l. 24, <i>frwAdmā εtrepid,</i>	..	<i>frwAdmāt</i>	(.. <i>frwAdmāt</i>) [*]
p. 27, l. 16, <i>z εtε āture,</i>	..	<i>z εtεz</i>	(.. <i>εtε</i>) [*]
p. 29, l. 16 <i>suri amε:rmā,</i>	..	<i>surit</i>	(.. <i>surit</i>) [*]
p. 31, l. 4, <i>surjā e dāsā,</i>	..	<i>surjāt</i>	(.. <i>surjāt</i>) [*]
p. 33, l. 1, <i>εjālā e kypid,</i>	..	<i>εjālāt</i>	(.. <i>εjālāt</i>) [*]
p. 33, l. 20, <i>s ekriat-i ā sōrtā,</i>	..	<i>s ekriat-il</i>	(.. <i>s ekriat-il</i>) [*]
p. 35, l. 8, <i>p-A yu gut,</i>	..	<i>p-Az yu</i>	(.. <i>p-Az</i>) [*]
p. 37, l. 26, <i>dame:r εōssjabl,</i>	..	<i>dōmarz</i>	(.. <i>dōmarz</i>) [*]
p. 39, l. 23, <i>d trwA ā trwA,</i>	..	<i>dō trwAz ā</i>	(.. <i>d trwAz ā</i>) [*]
p. 41, l. 8, <i>kōdyizit a tabl,</i>	..	<i>kōdyizit a</i>	(.. <i>kōdyizit a</i>) [*]
p. 45, l. 27, <i>d o:ts εbzε,</i>	..	<i>d o:trεz εbzε</i>	(.. <i>o:trεz</i>) [*]
p. 47, l. 8, <i>ply il.</i>	..	<i>plyz il</i>	(.. <i>plyz il</i>) [*]
p. 57, l. 1, <i>vōt alε:r,</i>	..	<i>vōt alε:r</i>	(.. <i>vōt alε:r</i>) [*]
p. 57, l. 4, <i>fam elegā:t,</i>	..	<i>fanz</i>	(.. <i>fanz</i>) [*]
p. 57, l. 16, <i>rεste inakssisibl, au lieu de rεstez</i>	..	(.. <i>rεstez</i>) [*]	
p. 57, l. 25, <i>rā:d o,</i>	..	<i>rā:dat o</i>	(.. <i>ra:dt o</i>) [*]
p. 57, l. 29, <i>arive o,</i>	..	<i>arivez o</i>	(.. <i>arivez o</i>) [*]
p. 59, l. 5, <i>le ke εtε,</i>	..	<i>le kεz εtε</i>	(.. <i>kez</i>) [*]
p. 63, l. 28, <i>tufā:ts εksprεsiō,</i>	..	<i>tufā:dz</i>	(.. <i>tufa:ts</i>) [*]
p. 61, l. 2, <i>imit osito,</i>	..	<i>imitt</i>	(.. <i>imitt</i>) [*]
p. 61, l. 22, <i>kri εktrordine:r.</i>	..	<i>kriε</i>	(.. <i>kriε</i>) [*]
p. 65, l. 15, <i>d epruεc ā,</i>	..	<i>epruεver ā</i>	(.. <i>epruεver</i>) [*]
p. 75, l. 18, <i>vjen o mε:r.</i>	..	<i>vjent o</i>	
p. 75, l. 19, <i>aprεn a</i>	..	<i>aprεnt a</i>	
p. 75, l. 21, <i>kōprādrō e</i>	..	<i>kōprādrōt e</i>	
p. 89, l. 11, <i>fεt eklate</i>	..	<i>fεdz</i>	(.. <i>fεts</i>) [*]
p. 91, l. 12, <i>fεt āvair,</i>	..	<i>fεdz</i>	(.. <i>fεts</i>) [*]
p. 91, l. 13, <i>mōrt e,</i>	..	<i>mōrtε e</i>	(.. <i>mōrts</i>) [*]
p. 93, l. 26, <i>fεt a,</i>	..	<i>fεdz a</i>	(.. <i>fεts</i>) [*]
p. 97, l. 3, <i>rā εlve,</i>	..	<i>rāk εlve</i>	(.. <i>rā εlve</i>) [*]
p. 97, l. 6, <i>dā:j ipōkrit,</i>	..	<i>dā:jε ipōkrit</i>	(.. <i>dā:jε</i>) [*]

Quelques-unes de ces liaisons sont fautives, toutes celles par exemple terminant par la sifflante dure *s*; il n'y a de liaison qu'avec la sifflante douce *z*.

Ceci m'amène à la loi d'adaptation. Cette loi énoncée clairement par M. Passy dans son ouvrage: *Les sons du français*, n'est appliquée que rarement

par lui dans la 2^{ème} édition du *Français parlé*, quand elle est en rapport avec la liaison. Ainsi :

- p. 45. l. 27, *o:ts obzε*, pour *otrεz* (1^{ère} éd. *o:trεz*)
 p. 63. l. 28, *tufā:ts εksprεsjō*, „ *tufā:dz* („ *tufā:ts*).

J'admets volontiers que la loi d'adaptation n'est pas absolue dans le cas de groupe, mais dans l'intérieur d'un mot, elle l'est. C'est dans ce sens et à des degrés différents que je prie d'examiner la liste suivante des cas où la notation de M. Passy ne s'accorde pas avec ma manière de voir.

Adaptation négligée.

- | | | |
|---|------------------------|---|
| p. 13. l. 17, <i>grā:d krwA</i> , | pour <i>grā:t</i> | (1 ^{ère} éd. <i>grā:d krwA</i>) |
| p. 25. l. 23, <i>avεk de kri</i> , | „ <i>avεg</i> | („ <i>avεk</i>) |
| p. 31. l. 5, <i>avεk de</i> , | „ <i>avεg</i> | („ <i>avεk</i>) |
| p. 43. l. 22, <i>d kōsekā:s</i> , | „ <i>t kōsekā:s</i> | („ <i>d kosekā:s</i>) |
| p. 45. l. 18, <i>amy:z sōn om</i> , | „ <i>amys sōn</i> | („ <i>amy:z sōn</i>) |
| p. 61. l. 9, <i>d sō</i> , | „ <i>t sō</i> | („ <i>d sō</i>) |
| p. 67. l. 8, <i>kεkz abitā</i> , | „ <i>kεgz</i> | („ <i>kεks</i>) |
| p. 69. l. 10, <i>s glisa</i> | „ <i>z glisa</i> | („ <i>s glisa</i>) |
| p. 73. l. 5, <i>dpyi</i> , | „ <i>tpyi</i> | |
| p. 79. l. 10, <i>i n j a k de trε</i> , | „ <i>il n y a g de</i> | |
| p. 87. l. 23, <i>evε:k d āze</i> , | „ <i>evε:g</i> | („ <i>evεk</i>) |
| p. 97. l. 2, <i>kε z dispyt</i> , | „ <i>kε z dispyt</i> | („ <i>s dispyt</i>) |
| p. 103. l. 1, <i>d djo</i> , | „ <i>z djo</i> | („ <i>s djo</i>) |
| p. 107. l. 24 <i>s vā:te</i> . | „ <i>z vā:te</i> | („ <i>s vā:te</i>) |

Au contraire, l'adaptation est bien observée :

- | | |
|------------------------------------|--------------------------------------|
| p. 5. l. 20, <i>zgōdo</i> | (1 ^{ère} éd. <i>sgōdo</i>) |
| p. 39. l. 19, <i>apsεrvε</i> | („ <i>obsεrvε</i>) |
| p. 27. l. 25, <i>ply t suvni:r</i> | („ <i>ply d suvni:r</i>) |
| p. 47. l. 20, <i>t farnasc</i> | („ <i>d farnasc</i>) |
| p. 71. l. 16, <i>f kōsyz</i> | („ <i>z kōsyz</i>) |
| p. 105. l. 25, <i>apsā:s</i> | („ <i>absā:s</i>) |
| p. 13. l. 3, <i>trāblmā t fjē</i> | („ <i>d fjē</i>) |
| p. 13. l. 3, <i>t fyrvε</i> . | („ <i>d fyrvε</i>) |

Dans ces derniers cas, je trouve représentés la comédie familière, la narration, et la poésie, de sorte que je ne puis supposer un parti pris comme dans le cas de la liaison. Pourquoi alors s'arrêter en chemin? Si on dit: *zganarεl*, *zgō*, *zgōde*, on doit dire: *z glisa*, *z vā:te*. Je suis porté à croire que l'espèce de répugnance qu'on éprouve à aller jusqu'au bout dans cette direction est un reste de l'empire de l'écriture sur la prononciation. M. Passy avait adopté trois types de prononciation dans son article de 1888, *Kurze darstellung des französischen lautsystems*; ses expressions, si je les comprends bien, correspondent aux termes français: familier, noble, solennel.

La prononciation indiquée par M. Gaston Paris pour sa lettre à M. Passy et figurée par ce dernier me semble le type à adopter en général dans l'enseignement, pour la narration et en général tout ce qui a un caractère littéraire.

Il ne me semble pas permis d'aller dans l'interprétation phonétique d'un

texte jusqu'à omettre des particules ou même jusqu'à changer des mots (*faly* pour *fläbe* p. 29, l. 20). La liste suivante, où j'ai distingué par le signe * les notations déviant de la 1^{ère} édition, montre que M. Passy a, non-seulement dans la comédie familière, mais dans la narration, supprimé des particules (adverbes, pronoms). J'admets parfaitement les distinctions *il* devant une voyelle, *i* devant une consonne, *il*, *iz*, *el*, *ez*, c'est du langage familier. Mais *j a ply* pour *il n y a ply*, *z avε pA*, pour *z n avε pA*, sont des négligences. Les élèves étrangers seraient bientôt tentés d'oublier la négation *n* là où M. Passy ne l'admettrait sous aucune raison.

Il a quelques exemples de négligence voulue que je tiens à constater comme exceptés de cette observation :

- p. 23. l. 8, *fε mō*, pour *z vu fε mō* (1^{ère} *z vu fε*)*
 p. 23. l. 14, *felisit*, „ *z vu felisit* („ *z vu felisit*)*
 p. 27. l. 9, *kmāse*, „ *kmāse* („ *kmāse*).

En face de l'ennemi, les ellipses sont naturelles: le vulgaire est près de l'héroïque. Le refrain populaire et le mot de *Cambromme* sont du même type.

- p. 33. l. 16, *po dō pA*, pour *n po dō pA* (1^{ère} *n po dō pA*)*
 p. 33. l. 20, *ti pεrmi*, „ *et il pεrmi* („ *et-il*)*
 p. 35. l. 16, *t a dōne*, „ *s et a dōne* („ *s et*)*
 p. 35. l. 14, *po pA*, „ *n po pA* („ *n po pA*)*
 p. 37. l. 12, *j a*, „ *il j a* („ *il j a*)*

Ici c'est un nègre qui parle. Son français n'est pas un modèle, pas plus que son anglais.

Quant aux autres exemples, je ne trouve aucune raison pour expliquer la déviation de la prononciation habituelle :

- p. 13. l. 11, *zali*, pour *zali* (1^{ère} *zali*)
 p. 15. l. 3, *j a ply*, „ *i n j a ply* („ *il n j a ply*)*
 p. 15. l. 18 *zali*, „ *zali* („ *zali*)
 p. 21. l. 15, *z avε pA*, „ *z n avε pA* („ *z n avε pA*)
 p. 21. l. 24, *mam*, „ *madam* („ *madam*)
 p. 27. l. 24, *z e prεsk ply*, „ *z n e prεsko ply* („ *z n e prεsk ply*)
 p. 83. l. 9, *afinite*, „ *affinite*
 p. 39. l. 9, *kεrōpy*, „ *kεrrōpy* („ *kεrōpy*)
 p. 97. l. 15, *rli:zio*, „ *rəli:zio* („ *rli:zio*).

Ici dans la narration ou dans la poésie, le langage noble vaut mieux. *afinite*, *kεrōpy* ne sont pas exacts, *rli:zio* est dur.

Pour les doubles consonnes, il y a aussi des différences de notation que je ne puis m'expliquer :

- p. 31. l. 2, *εrε:r* (1^{ère} *εrrε:r*)
 p. 71. l. 28, *εrrε:r* („ *εrrε:r*)
 p. 55. l. 11, *εrε:r* („ *εrrε:r*)
 p. 37. l. 26, *εri:bl* („ *εri:bl*)
 p. 59. l. 26, *tεrā* („ *tεrrā*)
 p. 95. l. 25, *tεrā* („ *tεrā*)
 p. 69. l. 28, *tεrrā* („ *tεrrā*).

Je suis tenté d'attribuer ces différences à des erreurs d'impression, l'accent oratoire ne pouvant guère les motiver. De même sans doute :

p. 3, l. 16. *o:trə fwa* à côté de *ra:t sərvis*, p. 3, l. 19. On s'attendrait à *o:t, rā:t*, ou bien : *o:trə, rā:drə*.

p. 41, l. 17. *sgō:d*

p. 51, l. 23. *sgōdɛ:r*

p. 49, l. 6. *sgōd*.

p. 3, l. 8; p. 5, l. 11; p. 47, l. 20. *psjo* pour *msjo*.

p. 17, l. 15; p. 45, l. 4; p. 59, l. 24 *pānū* pour *pādā*.

Une divergence m'a frappé aussi dans le groupement :

dī-ti, azuta-ti, fāt-ti etc. pour : (1^{ère} *dīt-il, azulat-il, fāt-t-il*). Si M. Passy a voulu ici marquer que la liaison rattache la consonne finale à la voyelle initiale du mot suivant, je lui donne tout à fait raison, mais alors il aurait dû le faire partout.

Au lieu de : *ɛt ā tɛ:t*, p. 13, l. 20, je mettrais *ɛ tā tɛ:t*

fɛt ā krɛfɛ, p. 13, l. 22, .. *fɛ tā krɛfɛ*

kil ɛ, p. 15, l. 3, .. *ki lɛ*

kāt il, p. 15, l. 8, .. *kā til*

s ɛ t ordɛ:r, p. 17, l. 14, .. *sɛ tordɛ:r*

et ainsi de suite.

Je ne m'explique pas bien non plus pourquoi les mots suivants sont réunis en un seul :

29, 15 *ttafɛ* (1^{ère} *tut a fɛ*)

49, 26 *tɛ:trō:d* (.. *tɛ:t rō:d*)

51, 4 *tādik* (.. *tādis k*)

55, 13, *kɛ:skə la* (.. *k ɛ s k la*)

55, 10, *ɛsk* (.. *ɛ s k*)

77, 12, *kudə.j* (.. *ku d ə:j*)

77, 22, *ʔsitsyit*.

En somme la notation suivie dans la 2^{ème} édition est plus constante que dans la première. Elle reproduit avec une conséquence marquée certains types fixés d'avance, en faisant prédominer le type familier.

Dans un certain nombre de cas, elle tient compte de particularités qui avaient échappé à l'auteur lors de son premier travail, la loi d'adaptation, celle de renforcement par déplacement de l'accent de groupe :

p. 71, l. 3. *z ublie*

p. 71, l. 9. *m ekrie ʔ* (1^{ère} *m ekrie ʔ*)

renforcement signalé par moi dans le programme de Geisenheim de 1881.

Elle tient compte aussi de la loi de dissociation, comme le montre la liste suivante :

Dissociation bien observée :

p. 105, l. 21, *də tva* (1^{ère} *d tva*), poésie

p. 107, l. 6, *prɛ də tva* (.. *d tva*) ..

p. 113, l. 7, *lə lā* (.. *l lā*) ..

p. 113, l. 20, *də drəgō* (.. *d drəgō*) ..

- p. 13, l. 7, *do taraskō* (.. *d taraskō*), narration.
 p. 69, l. 3, *lō lō* (.. *l lō*).
 p. 69, l. 19, *brijā:t dō* (.. *brijā:t d*).

Il n'y a que :

- p. 61, l. 1, *depo:z sez arm*, pour *depo:z* (1^{ere} *depo:z*)

mais ce n'est pas une dissociation nécessaire, elle ne sépare pas des formes de valeur logique différente. J'aurais écrit : *depo:z sez* par adaptation, si je n'avais pas voulu marquer la dissociation.

Un autre progrès dans la nouvelle édition est l'observation constante de l'influence du voisinage sur la forme des enclitiques. L'enclitique s'élève au rang de mot indépendant, en tête de groupe devant un mot commençant par une consonne, entre une consonne finale et une consonne initiale, entre une voyelle et deux consonnes initiales, dont la seconde n'est pas une liquide.

- p. 3, l. 12, *kāpa.N kō nu vnō* (1^{ere} *kāpa.N k nu vnō*)
 p. 5, l. 6, *ēkapab dō syporte* (.. *ēkapab d syporte*)
 p. 9, l. 4, *srzvis ke nu* (.. *srzvis k nu*)
 p. 15, l. 14, *grup dō sē:k* (.. *grup d sē:k*)
 p. 39, l. 1, *hōr dō fe nu* (.. *hōr d fō nu*)
 p. 43, l. 19, *t-ja:r dō sō metje* (.. *taju:r d sō*)
 p. 87, l. 20, *diskur dō frederik* (.. *disku:r d frederik*)
 p. 89, l. 13, *kō:r dō frās* (.. *kō:r d frās*)
 p. 95, l. 2, , *kō l ēpylsjō* (.. , *k l ēpylsjō*).

Enfin une innovation que tout le monde saluera avec joie est la figuration des oscillations dans la voix, élévations et abaissements marqués par des signes simples et faciles à suivre.

Cet examen détaillé qui ne peut s'excuser que par l'importance du sujet se réduit en somme en majeure partie à une question d'application.

La prédominance accordée au langage familier même un peu négligé est tout à fait juste, au point de vue philologique pur, en ce sens que l'observation sur les lieux le montrera prédominant dans l'usage de la famille et de l'intimité. Pour les curieux scientifiques, l'analyse de la langue à ses divers degrés ne peut aller trop loin. Tout ce qui a égard aux négligences de prononciation ou de liaison devra pour ce public restreint être soigneusement noté et rattaché à un type spécial. Le nombre de ces types n'a pas besoin d'être restreint particulièrement.

Pour les étrangers, je serais au contraire, je le répète, plus scrupuleux que pour les autres, je donnerais au langage noble la préférence, repoussant tout ce qui tendrait à altérer l'intelligence des formes, je maintiendrais la liaison dans tous ses droits et j'aurais toujours égard aux exigences de l'adaptation et de la dissimilation. De même que le pédagogue ne soumet à l'observation de l'enfance que le meilleur en toutes choses, de même je ne recommanderais à l'observation des étrangers que ce qu'on entend et ce qu'on lit dans le meilleur monde et dans les relations entre gens qui ne se connaissent pas intimement.

Comme professeur d'allemand, je ne passerais pas à mes élèves les expressions :

er iss da gewese, j'exigerais *er is(t) da gewesen*,
bisdē zufriede, „ *bis(t) du zufrieden*.

Le prononciation du *t* final devant une consonne serait facultative, celle de *n* finale serait obligatoire.

Par là je me soustrairais dès l'abord à ce qui est influence du patois sur le langage des gens instruits. Je serais compris de plus de gens par là, le bien commun de la langue littéraire franchissant toutes les frontières de provinces et de patois.

Francfort-sur-le-Main.

CH. LEVÊQUE (D'OISY).

DR. J. AYMERIC und TH. DE BEAUX, *Elementargrammatik der französischen sprache*. Leipzig, Gustav Fock 1887. Preis *M.* 1.80.

Eine grosse regsamkeit auf dem gebiete des neu sprachlichen unterrichts ist seit dem auftauchen der reformfrage unverkennbar; sie äussert sich bekanntlich besonders auch in dem umstande, dass jahr für jahr neue lehrmittel mannigfaltigster art in reicher zahl auf den markt gebracht werden. Wenn dadurch auch ohne zweifel manche anregung in das schulleben hineingetragen wird, so hat es doch anderseits den nachteil, dass allmählich eine zersplitterung und zerfahrenheit entsteht, wie sie jedenfalls sonst in keinem lehrfache zu finden ist. Der erfolg der lehrthätigkeit kann mit der zeit namentlich insofern beeinträchtigt werden, als schliesslich gar kein gemeinsames versuchsfeld mehr vorhanden ist, wodurch der austausch der gegenseitigen erfahrungen erschwert wird. Allerdings ist an dieser sachlage durch künstliche mittel wohl nicht viel zu ändern. Man muss eben abwarten, bis sich die ganze bewegung noch mehr abgeklärt haben wird; für die lehrer an grossen unterrichtsanstalten aber wird es sich ganz besonders empfehlen, mit der neueinführung von schulbüchern sehr vorsichtig zu sein und das bewährte gute nicht leichtfertig gegen das zweifelhalte neue auszutauschen.

Die neue *Elementargrammatik der französischen sprache* von Dr. J. Aymeric und Th. de Beaux kann zu den büchern gezählt werden, die ihrem eigentlichen wesen nach in der alten methode fussen, und von der neuen mehr nur einen gewissen ausputz oder anstrich geborgt haben, womit indes dem buche noch keineswegs ein makel zugeschrieben sein soll. Es zeigt sich dies darin, dass für den anfang und für den weitaus grösseren teil der lektionen die *einzelsätze* beibehalten sind, was ja durchaus naturgemäss ist, indem auch bei erlernung der muttersprache das kind lange zeit erst nur mit einzelnen wörtern, dann in kleineren und grösseren sätzchen und bekanntlich recht spät erst in grösserer, zusammenhängender rede sich ausdrücken kann. Von einem eigentlich stufenmässigen fortschritte vom leichteren zum schwierigeren kann ferner auch wohl nur bei einzelsätzen die rede sein, während dieser bei zusammenhängenden stücken ausserordentlich schwer zu finden oder herzustellen ist; die anforderungen an die schüler werden unter allen umständen bei letzterem falle in ganz unverantwortlicher und ungemessener weise gesteigert.

Ein vernünftiger schulmann, der wohlüberzeugter anhänger der einzelsätze aus guten didaktischen gründen ist, wird nun bezüglich des inhaltes derselben keine allzustrengen anforderungen stellen; denn dieselben sind ja nicht selbstzweck,

sondern nur der kürzeste weg und das sicherste mittel zu dem ziele einer gehörigen einübung der formenlehre. Eigentliche *sachliche belehrung*, innere geistige ausbildung kann ja in den unteren klassen, um die es sich hier handelt, überhaupt nur durch die muttersprache vermittelt werden, bis einmal der unterricht in den fremdsprachen nicht mehr mit formellen schwierigkeiten zu kämpfen hat. Ohne also zu verlangen, dass gerade alle sätze eines ersten lehrganges gehaltvoll oder gar geistreich seien, muss doch bemerkt werden, dass dieselben nicht immer einen fortschritt gegenüber den meist ansprechenden und passenden sätzen in den elementarwerken von Plötz bezeichnen; so sind phrasen, wie: *Les éditeurs ont vendu leur secret — Mes enfants ont confié leur secret à ton amitié — Hier le fabricant n'a pas caché la vérité à ses ouvriers — Ces fabricants n'ont pas confié leur invention à mon oncle* u. dgl., zum mindesten als sonderbar zu bezeichnen. Es ist ja ganz recht, wenn die sätze einfach und dabei möglichst dem alltagsleben entnommen sind; aber es muss doch auch im auge behalten werden, dass ihr vorkommen in der wirklichkeit noch irgend denkbar ist. Immerhin ist es nur eine kleine zahl der sätze, an welchen ausstellungen dieser art zu machen sind, und wir geben gerne zu, dass der geistige gewinn, der den schülern in formeller und materieller beziehung sonst daraus erwachsen kann, immer noch gross genug ist gegenüber der kärglichen ausbeute, die aus der behandlung der wenigen anekdotchen entspringt, welche nach den büchern der neuen methode im ersten schuljahr durchgenommen werden können (denn das könnte ja alles in einer halben stunde durch blosses vorlesen der deutschen übersetzung nachgeholt werden).¹

Der ganze *gang des lehrmittels* ist ein ziemlich rascher, und es ist eine anhäufung von neuen vokabeln oder regeln nicht immer vermieden; das buch scheint aus diesem grunde mit vorteil nur in anstalten verwendbar, wo das französische in einem nicht zu frühen alter der schüler begonnen wird. Schätzenswert und gut bearbeitet, wenn auch ebenfalls ziemlich schwierig, sind manche der gegen ende des buches auftretenden zusammenhängenden lese- und übungsstücke. Nicht minder verdienen anerkennung die in Frankreich mit recht so beliebten, in dieser grammatik sehr häufig vorkommenden übungen zur *umwandlung* von sätzen aus einzahl in mehrzahl, frage in verneinung etc. etc. Gerade für sachen dieser art ist die forderung der reformer nach häufigerer verwendung der fremdsprache, allseitiger bewegung in derselben, zurückdrängen der übersetzung unzweifelhaft berechtigt.

Was wir als ein der neuen methode entnommenes anhängsel bezeichnen können, das ist einmal der sehr ausführliche erste abschnitt über *„Lautlehre und*

¹ Der herr rezensent gestatte mir nur die eine bemerkung, dass seine annahme, die „bücher der neuen methode“ liessen im ersten schuljahr nur „wenige anekdotchen“ und die methode selbst nur eine „kärge liche ausbeute“ „in formeller und materieller beziehung“ zu, den thatsachen keineswegs entspricht, wovon er sich ohne schwierigkeit überzeugen könnte. — [In der korr. fügt der herr rez. hier bei: „Nur die ausbeute in *materieller* beziehung wird bestritten! Die an den badischen mädchen schulen für das frz. eingeführten bücher von Schmitz-Auerbach enthalten für das 1. schuljahr (9—10 jährige mädchen) nur 16 anekdotchen, sonst nichts!“]

rechtschreibung“, und daneben die für die wörterverzeichnisse der einzelnen lektionen durchgehends verwendete *lautschrift* (neben der gewöhnlichen schreibweise). Die ansichten über die vorteile dieser neuerung werden wohl noch längere zeit verschieden und scharf getrennt bleiben. Rezensent hat seine stellung zu der frage seiner zeit dargelegt in der broschüre *Gegenvorschläge zur sprachreform* (Karlsruhe, J. Braun). Es kann deshalb hier nur in kürze wiederholt werden, dass derselbe ausführliche belehrungen *physiologischer art*, wie sie in dieses buch aufgenommen sind, unter allen umständen für unnütz crachtet. Für den lehrer, der dieselben ja unzweifelhaft kennen muss, fehlt es nicht an den nötigen fachschriften: dem schüler aber darf nie und nimmer eine vollständige und systematische lautlehre zugemutet werden. Es dürfen in der schule nur die wenigen erörterungen geboten werden, die nötig sind, um die in der muttersprache *nicht* vorkommenden oder die in der fremdsprache ähnlich und doch verschieden klingenden laute richtig zu kennzeichnen.

Einso halten wir die lautschrift zum mindesten für die grosse mehrzahl der fälle, wo die aussprache ganz regelmässig ist und sich von selbst ergibt, für durchaus unnütz und würden nach unserem gefühl jedes buch von der schule fernhalten, wo dieser grundsatz nicht beachtet wäre. Wir wollen im übrigen mit diesen bemerkungen die anschauungen der mehrzahl der leser dieser zeitschrift, die wohl vielfach anderen anschauungen huldigen, nicht beeinflussen. Rezensent glaubte nur, sich erlauben zu dürfen, seiner eigenen meinung ausdruck zu geben, nachdem ihm von der verehrl. redaktion der *Phonet. studien* — welcher sein konservativer standpunkt nicht unbekannt war — freundlicher weise das buch zur besprechung zugestellt worden war, welchem auftrage er hiemit, wenn auch etwas verspätet, nachgekommen sein möchte.

Karlsruhe i. B.

J. GUTERSOHN.

PAUL SCHUMANN. *Französische lautlehre für mitteldeutsche*, insbesondere für sachsen. Ein hilfsbuch für den unterricht in der französischen aussprache. Dresden, verlag von Paul Schumann, Gutzkowstrasse no. 11. Ohne vorwort und 27 s. 8^o. Jahreszahl im rezensionsexemplar unkenntlich, weil getilgt (1884?) Preis: br. M. 0,80.

An ausspracheregeln, meint der verf., sei die förderung zu stellen, dass sie entweder für *jeden* dialekt passen, oder für *einen bestimmten*. Erstere erfüllten bücher wie die lautwissenschaftlichen werke von Sievers und Vietor; bücher, welche der letzteren förderung entsprechen, kennt verf. keine. Er macht daher den versuch, für mitteldeutsche, insbesondere sachsen, eine anweisung zur überwindung der hauptschwierigkeiten bei dem unterricht in der französischen aussprache zu geben. Zu diesem behufe legt er kurz wesen und zweck der (angewandten) phonetik dar (s. 3—6), bespricht dann in elementarer weise die sprachwerkzeuge (6—8), geht hierauf über zu den „konsonanten und ihre hervorbringung vermittelt der sprachwerkzeuge im sächsischen und französischen“ (9—18) — ein kapitel, in welchem nach einander dargestellt sind: die verschlsslaute, reibelaute, liquidä, nasenlaute — und behandelt endlich die vokale und

diphthonge (18—22). Zum schluss sind noch beigelegt einige (10) anweisungen über die franz. vokaldauer (23—27). Die arbeit ist als hilfsmittel bestimmt für den unterrichtenden lehrer, nicht für den schüler. Verf. hofft und wünscht, dass sein kleines werk den kollegen von einigem nutzen sein könnte, und glaubt keineswegs, etwas vollkommenes geleistet zu haben. Er richtet an alle, die für die sache interesse haben, die bitte, ihm berichtigungen, zusätze etc. mitteilen zu wollen, wofür er dankbar sein wird. Ich will mir diesen dank verdienen, indem ich das offene wort des sachlich prüfenden kritiklers rede.

Ich muss zunächst den *titel* der schrift beanstanden und zwar auf grund des von Schumann selbst aufgestellten prinzipts, sowie im interesse wissenschaftlicher konsequenz. „Ausspracheregeln sollen passen entweder für *jeden* dialekt oder für *einen bestimmten*“. Sehr gut; aber dann auch für einen *ganz bestimmten*, eng oder doch *scharf begrenzten*. „Mitteldeutsch“ ist ein weitschichtiger begriff, und manche mitteldeutsche laute dürften mit den in der schrift geschilderten wenig gemein haben. Auch „sächsisch“ ist noch viel zu weit; man denke nur an sprachliche gegensätze wie Oberlausitz, Erzgebirge, Voigtland, leipziger flachland. Da nun verf. das deutsche von Dresden und umgegend zu grunde legt, so würde ich an seiner stelle gesagt haben: hier ist der dresdener lautstand, hier der landesfranzösische bzw. pariser. Beide werden mit möglichster wissenschaftlicher schärfe — unter anwendung einer strengen lautschrift — dargestellt und verglichen. So hatte die arbeit ihren bleibenden wissenschaftlichen wert. Der einzig richtige titel, so seltsam er klingen mag, würde dann sein: „französische lautlehre für dresdener“.

Dass Sch. keine *lautschrift* verwendet hat, ist ein grosser mangel seiner arbeit. Es ist durchaus unwissenschaftlich, in einer wissenschaftlichen abhandlung die schwachen notbehelfe unserer traditionellen recht-schreibung durchgehends als lautzeichen zu verwenden. Sch., der noch viel zu sehr am buchstaben zu hängen scheint, hätte sich Winteler zum vorbild nehmen sollen.

Die kurzen, sich ziemlich eng an Sievers und Vietor anschliessenden ausführungen des verf. über die *sprechwerkzeuge* geben mir zu bemerkungen keine veranlassung.

Was weiter die *lautanalyse* betrifft, so ist die der sächsischen und die der französischen gesondert zu betrachten. Soweit ich bezüglich jener zu urteilen vermag (mir ist geläufig das dem dresdener sehr ähnliche sächsisch der leipziger ebene; ausserdem das eines teiles der provinz Sachsen; Weissenfels und umgegend), ist die darstellung wohl gelungen, wie mir überhaupt dieser teil der arbeit der beste zu sein scheint. Gleichwohl hätte einiges kürzer zusammengefasst werden können, wie z. b. die stimmlosigkeit der spiranten, die er bei jedem einzelnen besonders erwähnt. Ich notire im vorübergehen noch folgendes: $b = \tau\omega$ (*liebe = liwə*) ganz allgemein; aber auch $p = \tau\omega$ (*raupe = rauwə?*), ist mir unbekannt, womit ich die richtigkeit der beobachtung des verf. nicht anzweifeln möchte. Ferner *sagen = sachen*, *legen = lächen*? Ich würde meinen *saxn*, *lɛgn*. Auch fehlt die bemerkung, dass das „sächsische“ zur „leichten diphthongisierung der langen *a-* und *e-*laute“ (*brāwə*?, *gēnig*) neigt, sowie dass die *a-* und *ä-*typen merkwürdig weiten kieferwinkel haben, woraus sich zum teil der etwas

schreiende lautcharakter des sächsischen (leipziger) erklärt. Der andere teil dürfte der fast völligen abwesenheit vokalischer rundung zuzuschreiben sein.

In seiner französischen lautanalyse ist der verf. nicht immer genau. ob- schon erwähnt werden muss, dass die schrift vor erscheinen der neuen arbeiten aus dem gebiete der französis. phonetik veröffentlicht worden sein dürfte. Jeden- falls aber hatte Sch. bereits Vietors *Phonetik* vor sich, und da hätte er genauer sein müssen. Nur einige bemerkungen. Das gebundene *s* ist nicht immer „weich“. Bei *š* (*sch*, wie verf. schreibt) war zu bemerken, dass hier im franzö- sischen keine labialisierung stattfindet. „Für Frankreich ist das uvulare *r* als regel anzusehen“ — das lässt sich so schlechthin nicht sagen. Die analyse von *ü* (verf.: *ng*) ist unrichtig: nicht eine enge wird gebildet mit zunge und gaumen — dies gibt eine art nasalirtes *j* — sondern ein *verschluss*. *m*, *n*, *n*, sowie *ä*, *ö* etc. werden *nasallaute* genannt, was zwar nicht gerade ungenau, aber zu unbestimmt ist. Die nasalvokale werden *nicht* bei den vokalen behandelt. Bei den mundvokalen wird nur *ein* franz. *a*-laut angesetzt — ein bemerkenswerter irrtum. Andererseits wird unterschieden zwischen *e* in *été*, *ä* in *père*, und einem „halboffenen“ mittellaut, der in wörtern wie *reine*, *belle* vorkommen soll (?). Die ausführungen über das „stumme oder dumpfe *e*“ geben zu manchem fragezeichen veranlassung, namentlich muss man über folgenden satz den kopf schütteln: „das stumme *e* verlängert den unmittelbar vorhergehenden vokal. Der schön sprechende franzose macht einen unterschied zwischen *je l'ai vu* und *je l'ai vue*. Im 2. falle ist das *u* länger, und man glaubt ganz leise ein dumpfes *e* nachtönen zu hören“ (!). Die uns unbekanntem frz. „*o* und *eu* vor *r* in bestonten silben“ sollen dadurch gewonnen werden, dass man die vokale in deutsch (sächsisch?) *mord*, *mörder*, *wort*, *wörter* „recht gedehnt ausspricht, ohne aber den laut an sich zu verändern“. Nach dieser anweisung dürfte man nie das rechte finden.

Bei den diphthongen wird noch *oa* (*roi*) anstatt *ua* angesetzt.

Was endlich die *quantitätsbestimmungen* der franz. vokale anlangt, so hätte ich hier eine ganze reihe von bemerkungen zu machen; ich will mich jedoch auf die besprechung der einzelnen punkte gar nicht weiter einlassen und nur er- wähnen, dass diese bestimmungen zahlreiche irrtümer aufweisen. Die sachlichste kritik dieses kapitels ergibt sich von selbst aus einem vergleich mit dem, was Passy, *Sons du fr.*, s. 108—111 über die frz. vokaldauer sagt.

Ich frage zum schluss: welchen zweck hat die schrift? Nun, sie soll sächsischen (mitteldeutschen) lehrern des französis. eine anleitung geben, bei erteilung ihres ausspracheunterrichts. Hierauf erwidere ich dieses. Was man jetzt von einem jeden neusprachlichen lehrer erwarten muss, ist, dass er sich mit der phonetik, als derjenigen wissenschaft, welche ihm für den unterricht in lebenden sprachen in allererster linie befähigt, gründlich vertraut gemacht habe. Ich ver- lange daher bedingungslos von einem jeden (unterrichtenden) neuphilologen, der nicht blosser handlanger seiner wissenschaft sein will, dass er seinen Sweet, seinen Storm, seinen Sievers, seinen Victor, Western, Passy unerbittlich traktire, so hart diese arbeit für den anfang auch sein mag. Dann aber ist er *aus eigener kraft* befähigt, sich mit dem dialekt, mit dem er gerade zu thun hat, ab- zufinden. Ich rede aus erfahrung, da ich bereits mit schülern ganz verschiedener deutscher landesteile zu thun und nie die geringste schwierigkeit hatte, den je-

weiligen dialektischen lautstand zu durchschauen. Hätte ich es nicht vorher gewusst, so hätte ich am ersten tage hören können, wie unsere münchener schüler beispielsweise keine stimmhaften spiranten sprechen, wie ihre nasalvokale nicht die französischen sind, wie ihre *w* und *a* (*vater*) völlig von den entsprechenden frz. abweichen, wie sich das münchener deutsch gegenüber dem frz. kennzeichnet durch trägere lippenthätigkeit bezw. geringere rundung, durch stark ausgeprägten silbenakzent, vollständig verschiedene stimmmodulation, u. v. a. m. Ich wiederhole daher: ein phonetisch geschulter neusprachler ist ganz von selbst zu dergleichen beobachtungen befähigt und bedarf keiner anweisungen *ad hoc*. Geben wir aber doch eine solche dem jüngeren, in der lautkunde vielleicht noch unerfahrenen kollegen in die hand, so muss sie wenigstens ganz auf der höhe der wissenschaft stehen, muss *durchaus zuverlässiges* material enthalten, soll sie nicht mehr schaden als nützen. Sch.s arbeit macht nicht den eindruck der flüchtigkeit; ich bin sogar überzeugt, er hat ehrlich das beste von dem gegeben, was er wusste; aber er ist offenbar ans werk gegangen ohne gründliche vorstudien gemacht zu haben, und diese unterlassung rächt sich.

Ich habe in guter absicht bei dem kleinen büchlein so lange verweilt, weil es mir pflicht rechtschaffener kritik zu sein scheint, einmal auf dem grunde einer anschaulichen beweisbasis zu zeigen, wie wenig unseren interessen mit wissenschaftlichem dilettantismus gedient sein kann. Erlebt die schrift eine 2. auflage — und ich will dies dem verf., der mir zu den wahren reformfreunden zu zählen scheint, herzlich gönnen — so mag er die mühe einer *gründlichen* umarbeitung und erweiterung nicht scheuen, wenn anders ihm daran liegt, der wissenschaft wie der praxis wirklich einen dienst zu erweisen. Er wird dadurch auch am besten zeigen, was er inzwischen gelernt, andererseits dass er diese wohlgemeinte kritik seiner arbeit in richtiger weise aufzufassen verstanden hat.

Erwähnt sei noch, dass in einem losen blatt eine kurze kritik der schrift von prof. E. Sievers beiliegt, die manches interessante bringt.

München, im sept. 1889.

FRANZ BEYER.

ERWIDERUNGEN.

REPLY TO MR. MACLINTOCK'S REVIEW.

Mr. McLintock's review of my *Elementarbuch* in the *Phonetische Studien* II 2 shows such utter and complacent ignorance of the elements of phonetics and philology, and involves so many gross misunderstandings of plain statements in my book that I shall not stop to discuss details, but content myself with a few general remarks.

There is no novelty about the prejudices of which Mr. M. has made himself the mouth-piece: they are shared by nearly all educated Englishmen. They may be summed up thus:

1) Languages never change. Hence "the *New English Dictionary* . . . will be the standard of reference for the next century — to say no more".

2) That a foreigner's object in learning spoken English is not to understand and be understood, but to acquire that "correct, literary" English which is spoken with absolute uniformity by all educated Englishmen, Scotchmen, Irishmen and Americans. Hence my "spoken (i. e. colloquial) English . . . exhibits a character so wholly colloquial . . . as to wholly unfit it for presentation to learners" — even if the sole object of these learners is to understand the speech of London and to be understood by the speakers of that dialect.

3) That this correct English has not been formed like other standard languages by the free intercourse only possible in such centres as London, but by a supernatural process of evolution carried out by isolated speakers scattered over Great Britain.

4) That the duty of any one who tries to state the facts of spoken English is to falsify his statements under the influence of the traditional orthography.

To these I would oppose the following theses: .

1) Language is incessantly changing.

2) Language varies from individual to individual.

3) The only way of getting a standard of pronunciation is by examining the pronunciation of individuals.

4) The only observations that can be fully relied on are those made by trained observers on themselves, as in my *Elementarbuch*, the statements of such observers as Mr. M. being worthless.

5) That the London dialect is — and always has been since the 14th century — the only one in general use by all speakers of English both in writing and speaking.

6) That this standard educated London dialect is not uniform, being modified by local dialects and the influence of the traditional orthography.

It is amusing to find my reviewer imagining that people will alter their pronunciation in deference to that laid down in the *New English Dictionary*; and then to think that if I had accepted the editorship of that dictionary instead of handing it over to Dr. Murray, the correctness and purity of Liverpool English would have given way to — if we are to believe Mr. M. — such forms as *happy 'ome*, *summe'ouse*, *Diana-r-in 'caven*, *cum'fubl*, and “the mincing affectation” of the broad Cockney *ah* in *glass* would have superseded the manly thinness of the north of England pronunciation of *glass*. The question how far the English of my book is really normal London English is one which I am scarcely more competent to answer than Mr M. When we have twenty Elementarbüchchen written by twenty competent speakers of London English, we shall be a step nearer the answer. Meanwhile I shall continue to believe that my English is as representative as that of any other individual speaker of the educated London dialect.

Nunton, Salisbury.

HENRY SWEET.

ON MR. SWEET'S REPLY.

To the four “prejudices” which Mr. Sweet tabulates I have nothing to say — I have no interest in them whatever, and the omission of a few words would make five out of his six theses perfectly unobjectionable so far as I am concerned. The remaining one (no. 5) seems to me to contain a proposition which, at least in the form given to it by Mr. Sweet, is very disputable, but it is quite beside my purpose to discuss it now. I quarrelled with Mr. Sweet's book for its Cockney pronunciation, and its author does not deny the soft impeachment, but strives to justify the character of his pronunciation by laying down an historical proposition which, whether well or ill-founded, is irrelevant to the question at issue. Mr. Sweet has said nothing which calls for any lengthy reply from me; the point which I endeavoured to make and which I still maintain, is that his pronunciation is, in many particulars, decidedly Cockney. If German professors choose to teach and German students to learn an English pronunciation which is a butt for ridicule, not merely in the “*kantri*”, but, *teste* Mr. Punch, in London itself, I have nothing more to say. Only, I think, when the book reaches a third edition the title ought to be made to run “*Elementarbuch des gesprochenen londoner englisch*”.

Although it is hardly for me to notice it, I cannot refrain from remarking that the tone in which the *New English Dictionary* and its editor are referred to is extremely unpleasant and quite unworthy of Mr. Sweet.

Liverpool.

R. M-LINTOCK.

NOTIZEN.

LITTERARISCHE NACHRICHTEN.

Von litterarischen erscheinungen der letzten monate seien unter ausschluss der bereits in diesem hefte besprochenen an dieser stelle erwähnt: O. Jespersen, *The articulations of speech sounds represented by means of analphabetic symbols* (Marburg, Elwert); H. Hagelin, *Stomatoskopiska undersökningar af franska språkljud* (Stockholm, program); Ph. Wagner, *Der gegenwärtige lautbestand des schwäbischen in der mundart von Reullingen*. I. Leipzig, Fock); K. Quiehl, *Die einföhrung in die franz. aussprache* (Marburg, Elwert); K. Kühn, *Entwurf eines lehrplans für den frz. unterricht am realgymnasium*. II. mittel- und oberstufe (Marburg, Elwert); Lyttkens & Wulff, *Svensk uttalsordbok*, första häftet (Lund, Gleerup); F. Wulff, *Un chapitre de phonétique andalouse* (in *Récueil de mémoires philologiques présenté a M. Gaston Paris*, Stockholm, l'impr. centrale); [Lyttkens & Wulff], *Compte rendu sommaire d'une transcription phonétique offert aux membres du VIII^e congrès des orientalistes* (Stockholm, l'impr. centrale); *Quousque tandem* no. 4 (mit methodischen beiträgen von O. P. Behm, J. A. Afzelius, O. Jespersen und H. Klinghardt); endlich — *last, not least* — der lange erwartete umfang- und inhaltreiche 5. band von Ellis' *Early English pronunciation: The existing phonology of English dialects compared with that of West Saxon speech* (London, Trübner).

Aus dem inhalt der neuesten halbbände IV, 2 und V, 1 von Techmers *Intern. zs. f. allg. sprachw.* gehört insbesondere hierher: F. Techmer, *Bibliographie 1886 und rückblick*; ders., *Vorwort zu John Wilkins' Essay, part III Concerning natural grammar* nebst abdruck desselben; J. Grunzel, *Zur phonetik der altaischen sprachen*; F. Techmer, *Vorwort zu Jac. Mathiae De vera literarum doctrina* und abdruck dieser schrift; ders., *Beitrag zur geschichte der franz. und engl. phonetik und phonographie*. I. Über diese artikel wird ebenso wie über den inhalt der seither in den *Phon. stud.* besprochenen zeitschriften demnächst berichtet werden.

Die frage: phonetik im unterricht? ist in den jetzt gedruckt vorliegenden verhandlungen der direktorenkonferenz von Schleswig-Holstein im sommer d. j. eingehend erörtert werden (referent: rektor Dr. Bangert in Oldesloe). Auch hierauf wird die zs, später zurückkommen.

Nach der ankündigung der Clarendon Press sind von Sweet ein *Primer of phonetics* sowie ein *Primer of spoken English* zu erwarten. Auch Miss L. Soames

in Brighton gedenkt eine elementare phonetik für englische bedürfnisse herausgegeben. Von F. Frankes *Phrases de tous les jours* ist die 3. auflage im druck.

Über neue erscheinungen der dissertations- und programm litteratur wird in zukunft am raschesten der von der zentralstelle für dissertationen etc. von Gustav Fock in Leipzig veröffentlichte *Bibliographische monatsbericht über neu erschienene schul- und universitätsschriften* orientiren

SCHULREFORM-VEREINE.

Auf anregung der herren Dr. Friedrich Lange (*Tägliche rundschau*) und Th. Peters, generalsekretär des vereins deutscher ingenieure, ist am 4. april d. j. durch eine auch von auswärtigen gesinnungsgenossen zahlreich besuchte versammlung in Berlin ein *verein für schulreform* begründet worden. Zweck und organisation desselben sind aus nachstehenden sätzen ersichtlich.

SATZUNGEN DES VEREINS FÜR SCHULREFORM.

§ 1. Der verein für schulreform bezweckt, mit hülfe einer über das reich verbreiteten organisation durch rede und schrift in den gebildeten kreisen des volkes zunächst das verständnis für die reform der höheren schulen und die notwendigkeit einer einheitlichen mittelschule zu fördern und alles zu thun, was zur verwirklichung dieser idee führen könnte. Unter der einheitlichen mittelschule ist eine sechsklassige schule mit einem den bedürfnissen der gegenwart und dem praktischen leben angepassten lehrplan zu verstehen, welche die entsprechenden klassen der volksschule oder eine dreiklassige vorschule zur voraussetzung hat und zugleich die gemeinsame vorstufe für die oberen klassen der jetzigen neunklassigen schulen — gymnasium, realgymnasium, oberrealschule — darstellt.

§ 2. Der sitz des vereins ist Berlin.

§ 3. Mitglied des vereins wird durch schriftliche anmeldung bei dem vorstand jeder deutsche, der sich zu dem im § 1 angegebenen ziele des vereins bekennt und einen jahresbeitrag von mindestens 5 *M.* [jetzt: 2 *M.*] bezahlt. Auch körperschaften, vereine u. s. w. können die mitgliedschaft erwerben.

§ 4. Das rechnungsjahr des vereins ist das kalenderjahr. Die beiträge für das laufende jahr sind an den vorstand postfrei innerhalb des ersten vierteljahres zu entrichten. Wer bis zu dieser frist nicht bezahlt und auch seinen austritt nicht angemeldet hat, erklärt sich damit einverstanden, dass sein beitrug durch postauftrag eingezogen wird.

§ 5. Der vorstand besteht aus 5 mitgliedern, welche in der generalversammlung frei (d. h. ohne örtliche beschränkung) gewählt werden. Er leitet die geschäfte des vereins. Ihm zur seite steht ein ausschuss, in welchen jede ortsgruppe, welche mindestens 50 mitglieder zählt, einen vertreter entsendet.

§ 6. Der vorstand verteilt die geschäfte unter sich selbst und führt sie, soweit sie nicht dem ausschuss vorbehalten sind, selbständig; er ist aber verpflichtet, in fragen von grundsätzlicher bedeutung sich des einverständnisses mit dem ausschuss zu versichern. Ist ein solches einverständnis nicht zu erzielen, so

soll der ausschuss auf antrag des vorstandes verpflichtet sein, innerhalb eines monats eine generalversammlung zur entscheidung zu berufen. Im besonderen ist der vorstand dem ausschuss für die rechnungsführung verantwortlich, während der ausschuss seinerseits die entlastung des vorstandes durch die generalversammlung veranlasst.

§ 7. Die amtszeit der vorstandsmitglieder ist zweijährig: alljährlich scheiden im wechsel je zwei bezw. drei mitglieder aus. Das erste ausscheiden bestimmt das loos. Die ausscheidenden vorstandsmitglieder können wiedergewählt werden. Scheidet während der amtszeit des vorstandes ein mitglied aus demselben aus, so soll der vorstand das recht haben, sich durch zuwahl bis zur nächsten generalversammlung zu ergänzen, ist aber an der fortführung der geschäfte nicht behindert. Die mitglieder des vorstandes erhalten für ihre durch das vereinsinteresse gebotenen reisen ausser dem ersatze der fahrkosten (eisenbahn II. klasse) auch taggelder (M. 15 für jeden tag) aus der kasse des vereins.

§ 8. Der ausschuss, welcher sich selbst konstituiert, bestimmt ort, zeit und tagesordnung der generalversammlung und leitet sie. Er nimmt den bericht und die anträge des vorstandes entgegen und beschliesst über deren weitere behandlung. An seinen sitzungen nehmen die mitglieder des vorstandes beratend teil. Der ausschuss tagt jährlich mindestens einmal im zusammenhange mit der generalversammlung. Für das erste jahr wird der ausschuss durch den vorstand zusammengesetzt, welcher — von den vertretern der ortgruppen abgesehen — 15 mitglieder aus ganz deutschland dazu beruft. In den folgenden jahren scheiden immer je fünf mitglieder aus, deren reihenfolge für die beiden ersten male das loos bestimmt. Die ausscheidenden können wieder gewählt werden.

§ 9. Die ortgruppen des vereins organisiren sich im rahmen dieser satzungen selbständig; jedoch verpflichten sie sich, über ihren mitgliederbestand, das personal ihres vorstandes sowie über ihr wirken dem vereinsvorstand jährlich mindestens einmal bericht zu erstatten, damit auf diese weise brauchbare anregung und erprobte mittel zur förderung der vereinszwecke den übrigen ortgruppen mitgeteilt werden können. Die ortgruppen erhalten von dem beitrage jedes mitglieds (§ 3) 30⁰/₁₀₀, während 70⁰/₁₀₀ in die vereinskasse fliessen. Gegen ende des geschäftsjahres soll jede ortgruppe dem vereinsvorstande den namen der von ihr für das kommende jahr gewählten ausschussmitglieder (§ 5) mitteilen.

§ 10. Alljährlich findet eine ordentliche generalversammlung statt, von welcher der ausschuss durch vermittlung des vorstandes allen ortgruppen schriftlich und den nicht in ortgruppen vereinigten mitgliedern durch drei über ganz deutschland verbreitete zeitungcn (bezw. die vereinszeitschrift) einen monat vor der frist unter mitteilung der tagesordnung kenntnis gibt. Anträge aus dem verein sind mindestens 14 tage vor dem tage der generalversammlung dem ausschusse durch den vorstand zu übermitteln.

§ 11. Anträge auf satzungsänderungen werden nur durch zwei drittel mehrheit der in der generalversammlung anwesenden mitglieder beschluss. Alle übrigen beschlüsse erfolgen durch einfache stimmenmehrheit, bei stimmunggleichheit sind sie abgelehnt. Die wahlen erfolgen in der weise, dass diejenigen gewählt sind, welche die meisten stimmen erhalten haben: bei stimmunggleichheit entscheidet das loos.

§ 12. Die auflösung des vereins kann nur durch drei viertel mehrheit der in der generalversammlung anwesenden mitglieder beschlossen werden. Tritt dieser fall ein, so ist dieselbe generalversammlung verpflichtet, über die verwendung der etwa vorhandenen gelder sowie über die deckung eines etwaigen fehlbetrages zu beschliessen.

Der in der konstituierenden versammlung gewählte vorstand besteht ausser den herren Dr. F. Lange und Th. Peters aus je einem vertreter der drei arten höherer schulen: Dr. W. Krumme, direktor der oberrealschule, Braunschweig; Dr. Laubert, direktor des realgymnasiums, Frankfurt a. O.; Dr. Keinstoff, professor am Wilhelmsgymnasium, Hamburg.

Folgende herren sind von dem vorstand des vereins zum eintritt in den ausschuss aufgefordert worden und haben die wahl angenommen: C. Bach, professor am kgl. polytechnikum, Stuttgart; kommerzienrat und fabrikbesitzer M. Behrend, Hammerrühle r.-b. Köslin; professor Dr. H. Cohn, augenarzt, Breslau; geh. rat professor Dr. F. Grashof, Karlsruhe; professor Dr. Klaus Groth, Kiel; geh. kommerzienrat H. Gruson, Magdeburg-Buckau; professor Dr. A. Kirchhoff, Halle; ingenieur und reichstagsabgeordneter G. Münch, Frankfurt a. O.; generalsekretär Dr. Natorp, Essen; oberbürgermeister Reuscher, Brandenburg a. H.; generalleutnant graf von Koon, majoratsherr, Krobnitz bei Reichenbach, O. L.; kgl. baurat H. Schmieden, Berlin; landtagsabgeordneter und rittergutsbesitzer Sombart, Berlin; professor Dr. W. Vietor, Marburg; geh. medizinalrat Dr. A. Weber, Darmstadt.

Die gesamtzahl der mitglieder beträgt (september 1889) 1228. Der vermittlung zwischen dem vorstande und den vereinsmitgliedern dienen die in zwanglosen nummern herausgegebenen *Mitteilungen des vereins für schulreform*.

Mit dem *verein für schulreform* in seinen zielen nahe verwandt ist der *verein für schulreform in Bayern*, der gleichfalls die forderung einer sechsklassigen einheitlichen mittelschule an die spitze seines programms stellt. Der vorsitzende dieses im juli d. j. gegen 500 mitglieder zählenden vereins ist professor Dr. L. Sohneke in München; zu den mitgliedern gehören u. a. professor Dr. A. Fick in Würzburg, geh. rat, professor Dr. von Nussbaum, reichstagsabgeordneter Dr. Schenk und frhr. v. Stauffenberg. Professor Sohneke und geh. rat von Nussbaum sind zugleich mitglieder des *vereins für Schulreform*.

Umfassender ist das programm des *allgemeinen deutschen vereins für schulreform* „die neue deutsche schule“, welcher sich am 15. april d. j. in Berlin konstituiert hat. Der zweck des vereins ist nach den satzungen der folgende: § 1. Der verein bezweckt: verbreitung des verständnisses und interesses für unser gesamtes schulwesen und zeitgemässe besserung desselben. § 2. Seine ziele sind deshalb zunächst: 1) Einheitliche vorbildung für die höheren schulen. 2) Erhebung des deutschen zum mittelpunkt des unterrichts. 3) Bessere schulhygiene und grössere fürsorge für die körperliche entwicklung der jugend. 4) Gleichberechtigung der realanstalten und gymnasien als nächste vorbedingung für eine

durchgreifende schulreform. 5) Bessere vorbildung der studirenden für ihren späteren erzieher- und lehrerberuf. 6) Vereinfachung des prüfungswesens. 7) Größere beteiligung der eltern an den pflichten und rechten der erziehung. 8) Einigung aller schulreformbestrebungen. 9) Eine selbständigere unterrichtsverwaltung unter stärkerer heranziehung von fachmännern. 10) Ein unterrichtsgesetz. § 3. Zur förderung dieser bestrebungen veranstaltet der verein in geeigneten zeiträumen vorträge über schulfragen und beruft wanderversammlungen für alle richtungen der schulreform. Als sein organ sieht er die zeitschrift *Die neue deutsche schule*¹ (§ 6) an. § 4. Der verein hält sich frei von politischen verhandlungen.

Nach § 6 beträgt der jahresbeitrag mindestens 5 *M.* Bei einem beitrage von 10 *M.* wird die zeitschrift *Die neue deutsche schule* frei zugestellt. Der verein steht mit der *deutschen akademischen vereinigung* in organischer verbindung.

Aus der vorstandswahl in der konstituierenden versammlung gingen hervor als 1. vorsitzender herr professor Dr. W. Preyer, als 1. schriftführer herr Dr. Hugo Göring, als schatzmeister herr verlagsbuchhändler R. Hofmann, sämtlich in Berlin, welche die herren gymnasialdirektor C. Schmelzer in Hamm, mitglied des preussischen abgeordnetenhauses, und realgymnasialdirektor Dr. Ernst Meyer in Dortmund zum 2. und 3. vorsitzenden gewählt haben.

Die mitgliederzahl betrug nach no. 1 der *Mitt. des ver. f. schulr.* im vor-sommer d. j. gegen 100.

NACHTRAG

zu

GUSTAF KARSTEN, *Sprecheinheiten und deren rolle in lautwandel und lautgesetz* (s. o. s. 8, z. 8).

Als einen instruktiven fall möchte ich hier das schicksal des unbetonten lat. *a* auf gallischem boden hervorheben. Der wandel $\underline{a} : \underline{e}$ war gewiss zunächst potential vorhanden bei nachbarschaft vorderer laute. Diese gruppe beeinflusste nun in nordfranzösischen das ganze lautbild von *a*, so dass *a* unter allen umständen zu *e* wird. Im mittelhönischen teilt sich das lautbild von *a* physiologisch genauer, *a* vor *s* und *t* wird *e*, sonst bleibt *a*; weiter südlich bleibt wieder das ganze lautbild von *a* einheitlich, aber die gruppe vor vorderen lauten ist einflusslos *a* bleibt *a*. Ähnlich der unterschied in der entwicklung von $\underline{a} : \underline{e}$: frz. *ie*—*e*, mittelhön. *ie*—*a*, provenzal. *a*—*a*.

Cf. Suchier in Gröbers *Grundriss* pp. 576 u. 578.

¹ Erscheint im verlage von A. Hofmann & komp. in Berlin W., Kronen-strasse 20.



BEITRÄGE ZUR STATISTIK DER AUSSPRACHE DES
SCHRIFTDEUTSCHEN.

V.

Herr stud. phil. TH. MAXEINER aus *Bad-Ems* hat meinen aussprache-fragebogen für seine heimatstadt einer so ausführlichen beantwortung, auch unter durchgängiger berücksichtigung der umgangs- und der volkssprache, unterzogen, dass ich es für gut halte, von der seitherigen form der mitteilung abzuweichen und herrn Maxeiners beantwortung unverkürzt zum abdruck zu bringen.

Aussprache-bestimmung des in Bad-Ems gesprochenen deutsch

festgestellt von

THEODOR MAXEINER

stud. phil.

Bem. I bedeutet die lese-, II die umgangs-, III die volksaussprache.

u.

frz. *ra¹re*; engl. *fa²r*; frz. *ma³*; engl. *fa⁴t*; engl. *a⁵ll*; engl. *bu^rrn*.

		I.	II.	III.		
1)	1. <i>salt</i>	1 kurz	1	5 kurz		
	2. <i>saat</i>	1 lang	1	5		
2)	1. <i>narr</i>	1 kurz	3 fast <i>r</i> -schwund	<i>ne²r</i>		
	<i>hart</i>	1 "	1	5		
	2. <i>war</i>	1 lang	1	} <i>r</i> -schwund	5	
		<i>bart</i>	1 "		1	5
		<i>ja</i>	1 kurz		1	5 lang
3)	1. <i>an</i>	1 "	1 nasalirt + <i>n</i>	5 (rein nasal) oft lang		

		I.	II.	III.
	<i>das</i>	1 kurz	1 <i>e, ɔ</i>	<i>dɛd, dɔd</i> ¹ (kurz)
	<i>was</i>	1 "	1	<i>wɔw³d</i> "
	<i>man</i>	1 "	<i>mɔ</i>	<i>mɔ</i> "
2.	<i>damhirsch</i>	1 "	1	"
	<i>walbuß</i>	1 "	1	(1)
	<i>wölfisch</i>	1 "	1	(1)
	<i>kap</i>	1 lang	1	(1)
	<i>spass</i>	1 kurz	1	1
3.	<i>aller</i>	1 lang	1	5
4.	<i>arzt</i>	1 "	1	5
	<i>harz</i>	1 "	1	5
	<i>quarz</i>	1 "	1	5
	<i>schwarte</i>	1 "	1	5
	<i>zwarze</i>	1 "	1	5
5.	<i>jagd</i>	1 kurz	1	5
	<i>magd</i>	1 "	1	<i>mã³d</i> (lang)
6.	<i>karbatsche</i>	1 lang	1	<i>garvã¹dšɔ</i> = prügel
	<i>kladderadatsch</i>	1 kurz	1	1
7.	<i>hat</i>	1 kurz	1	5
8.	<i>nach</i>	1 lang	1 (5)	5
9.	<i>bad</i>	1 "	1	5
	<i>glas</i>	1 "	1	5
	<i>rad</i>	1 "	1	5
	<i>schlag</i>	1 "	1	5
10.	<i>mag. -st</i>	1 "	1 (5)	5
11.	<i>brach</i>	1 "	1	} im prät. beim volle unbekannt
	<i>stach</i>	1 "	1	
12.	<i>ass</i>	1 "	1	
	<i>vergass</i>	1 "	1	
4)				
5)	<i>kanone</i>	1 kurz	1	1
	<i>papier</i>	1 "	1	1
6)	<i>eidam</i>	1 "	1	—
	<i>Weimar</i>	1 "	1	
	<i>sultan</i>	1 mittellang	1	1

ai.

1) *ai* in *rain* und *ei* in *bein* lauten gleich, auch in der schulaussprache; *ai* = *ái*.

2)	<i>palais</i>	} frz. ausspr. lang	<i>e</i> ³	—
	<i>affaire</i>		<i>e</i> ²	<i>e</i> ²
	<i>sien</i>		<i>e</i> ³	<i>e</i> ³
	<i>wäre</i>		<i>e</i> ²	<i>a</i> ¹ offenes <i>ä</i> mit <i>r</i> -schwund

au.

au = *äu*.

In III bleibt 1. die aussprache *äu* bestehen in wörtern wie:

¹ *b, d, g* etc. stehen in der unschrift der kürze wegen statt *b̄, d̄, ḡ* etc.

aus, bau, bauch, bauer, daumen, faul, faust, laune, maus, pause, rausch. sauer, schrauben.

2. *au* lautet wie *u* in: *auf, drauf, hinauf* (onuf).

3. " " " \bar{o}^2 oder \bar{o}^3 in: *blau, grau.*

4. " " " \bar{a} in: *frau, laufen, brauchen, auch, hauen* (= *häche*), *rauchen, baum, glauben* (= *gläwe*), *staub, taufen.*

ü.

frz. $bl\acute{e}^1$ (geschl.); frz. $pr\acute{e}^2t$ (offen); e^3 mittellaut; a^1 = offenes \bar{a} .

		I.	II.	III.
1)	1. <i>sätze</i>	3 kurz	3	3
	2. <i>säen</i>	3, 2 lang	3	3
2)	1. <i>wärter</i>	2 kurz	2	a^4 r-schwund
	2. <i>wäre</i>	2 lang	2	a^4 "
3)	— <i>sätze</i>	3 kurz	3	3
	— <i>setzen</i>	3 "	3	3
4)	1. <i>säen</i>	3 lang	3	3
	— <i>wählen</i>	3 (1) lang	3 (1)	3 (1)
5)	2. <i>sehen</i>	1 lang	1 (3) nasal	1 (3) nas.
	1. <i>wäre</i>	2 "	2	a^4
6)	2. <i>währen</i>	2 "	2	a^4
	2. <i>her</i>	3 (2) lang	2	a^4 (<i>härə</i>)
6)	1. <i>hätscheln</i>	2 kurz	2	2
	— <i>kartätsche</i>	3 (2) lang	—	—
	2. <i>nächste</i>	2 lang	2, 3	3
3.	<i>städte</i> (<i>stadt</i>)	2 kurz	3	3

äu.

äu in *bäume, mäuse* und *eu* in *freude* lauten gleich; *äu, eu* = *öi*.

<i>bäume</i>	lang	e^3
<i>mäuse</i>	"	<i>máis</i>
[<i>freude</i>	"	<i>gefrent = fräid</i>]

e.

frz. $bl\acute{e}^1$ (geschl.); frz. $pr\acute{e}^2t$ (offen); e^3 mittellaut; a^1 = offenes \bar{a} ;

e^5 nach \bar{o} klingend = \bar{a} .

1)	1. <i>essen</i>	1 kurz	3	3
	2. <i>see</i>	1 lang	1	1
2)	1. <i>berg</i>	2 kurz	2	2 } r-schwund
	2. <i>sehr, versehrt</i>	2 (3) lang	2 (4)	4 }
3)	— <i>essen</i>	1 kurz	3	3
	— <i>setzen</i>	3 "	3	3
4)	— <i>see</i>	1 lang	1	1
	1. <i>sehen</i>	1 "	1, 3	1, 3 nasalirt
2.	<i>legen</i>	3 (1) lang	3	3

		I.	II.	III.
3.)	<i>drehen</i>	3 lang	3	3 (2)
	<i>fehlen</i>	3 "	3	3 (2)
	<i>selig</i>	1 (3) "	3	3
	<i>genchm</i>	3 "	3 nasal	3
	<i>beguem</i>	3 "	3	3
5.)	<i>sehr</i>	3 (2) "	2	4
	1. <i>her</i>	3 (2) "	2	4
	2. <i>heer</i>	3 (2) "	2	4
	3. <i>schweer</i>	3 (2) "	2	4
	<i>leer</i>	3 (2) "	2	4
	<i>schere</i>	3 (2) "	2	4
	4. <i>er</i>	3 "	3 (?)	2
	<i>der</i> (betont)	3 "	3 (2)	2
	5. <i>barrière</i>	3 (2) "	3 (2)	2
	<i>dessert</i>	3 "	3 (2)	(2)
6.)	1. <i>es</i>	1 kurz	1 kurz	<i>ɛs</i> oder <i>e¹d</i> , <i>ɛd</i>
	<i>des</i> (betont)	1 "	1	ungebräuchlich
	<i>weg</i> (adverb)	3 "	3	<i>wɛ²g</i>
	2. <i>jenseit</i>	3 lang und kurz	3 kurz	—
	<i>bereds</i>	3 lang	3	—
	<i>beredsamkeit</i>	3 "	3	—
	3. <i>packet</i>	3 mittellang	3	3 kurz
	4. <i>erde</i>	2 (4) lang	2 (4)	4
	<i>erst</i>	2 (4) kurz	4	4
	<i>geherde</i>	2 (4) lang	4	4
	<i>herd, -e</i>	2 (4) "	4	4
	<i>Herder</i>	4 kurz	4	4
	<i>pferd</i>	2 (4) lang	4	4
	<i>schwert</i>	2 (4) "	4	4
	<i>werden</i>	2 "	4	4
5. <i>kebsweib</i>	3 kurz	—	—	
<i>krebs</i>	2 "	2	2	
6. <i>Hektwig</i>	1 (3) kurz	1 (3)	(2)	
7. <i>Dresden</i>	1 lang	1 (3)	—	
7.)	<i>elf</i>	3 kurz	3	3 (2)
8.)	<i>depot</i>	3. 1 "	3. 1	—
	<i>redoute</i>	3. 1 "	3. 1	—
9.)	1. <i>Achilles</i>	3 kurz	—	—
	2. <i>Circe</i>	1. lang od. <i>ɛ</i> unbet.	—	—
10.)	1. <i>he-</i>	5 zwischen } kurz	5	5 } oder
	<i>ge-</i>	5 <i>e</i> und <i>ö</i> }	5	5 } <i>e</i> -schwund
	2. <i>er-</i>	2	2	4 } <i>r</i> schwindet
	<i>ver-</i>	2	2	4 } fast
	<i>zer-</i>	2	2	4
11.)	1. <i>-e</i>	5	5	5
	2. <i>-el</i>	5 } oder	5	5
	<i>-eln</i>	5 } <i>e</i> -schwund	5	5
	3. <i>amen</i>	5 kurz	5	5
	<i>elen</i>	3 (1) lang	—	—
	<i>elend</i>	3 (1) "	3 (1)	<i>clenn</i>
	4. <i>-er</i>	ɛ	ɛ	ɛ
	5. <i>-es</i>	5 schwach	5	ɛ
	<i>-est</i>	5	5	st

		I.	II.	III
12)	1. <i>kaffee</i>	3 lang	3 lang	i ¹
	2. <i>fenster</i>	3 kurz	3 kurz	i ¹
	3. <i>Ems*</i>	3 lang	3 lang	3 lang

* Die länge wird noch durchgehend gesprochen im unteren stadtteil und in der umgegend; im oberen teile (bad) tritt vereinzelt, hervorgerufen durch den fremdenverkehr, kürze ein.

ei.

ei lautet wie *ai*.

In III lautet:

1. *bein* = *bä*;

nein = *nä*;

einerlei = *änərlei*; *heiss* = *häs*; *breit* = *brät*.

2. *zeit* = *tsaid*;

mein = *mäi*.

3. *hinein* = *änin*.

eu.

eu lautet wie *öi*.

Freude, heule, heut, es reut haben gleichen *eu*-laut.

In III lautet:

heute = *häid*;

gefremt = *gəfraid*;

die *leute* = *läid*.

i.

frz. *pi*'s (geschl.); engl. *bi*²t (offen); *i*³ = *ü*-artig.

1)	1. <i>lippe</i>	2 (1) kurz	2 (1)	2 (1)
	2. <i>bibel</i>	1 (2) lang	1 (2)	1 (2) [e ² , a ⁴
2)	1. <i>wirr</i>	2 kurz	2) <i>r</i> ist fast un- hörbar	2 sehr offen oder
	<i>irrt</i>	2 lang		a ⁴ <i>r</i> -schwund
	2. <i>wir</i>	2 kurz		ma ⁴ (<i>r</i>) kurz
	<i>studirt</i>	2 lang	2)	—
3)	1. <i>hin</i>	1 kurz	1 kurz	1 rein nasal lang
	2. <i>wider</i>	2 (1) mittellang	2 (1) kurz	1 kurz
	3. <i>distel</i>	1 kurz	1	1
	<i>liste</i>	1 "	1	1
	4. <i>nische</i>	2 (1) kurz	2 (1)	2 kurz
	5. <i>clique</i>	1 lang	1 lang od. kurz	—
6.)	<i>musik</i>	1 mittellang	1 kurz	1 kurz
	<i>granit</i>	1 kurz	1 (2) kurz	—
	<i>prinzip</i>	1 lang	1 lang	—

		I.	II.	III.	
4)	7.	<i>hospiz</i>	1 kurz	1 lang	—
		<i>artikel</i>	1 kurz	1	<i>r</i> ist unhörbar
		<i>kapitel</i>	1 "	1	1
	8.	<i>titel</i>	1 "	1	1
5)	1.	<i>immer</i>	1 "	1	1
	2.	<i>kissen</i>	1 "	1	1, 2
		<i>spritzen</i>	1 "	1	1 [schwund
		<i>wirklich</i>	2 "	2	e^2 oder a^4 ; <i>r</i> -
6)	—	<i>binom</i>	1 "	1	—
7)	—	<i>zitat</i>	1 "	1	—
	—	<i>plastik</i>	1 "	1	—

ie.

1)	1.	<i>liebe</i>	1 lang	1	1
		<i>friede</i>	1 "	1	1
		<i>bibel</i>	1 (2) lang	1	1 <i>hwal</i>
2)	1.	1. <i>gieb</i> , 2. <i>-st</i> , 3. <i>-t</i>	1 lang oder mit- tellang	1 kurz	1, = e^2 , 2. & 3. $-r^1$
	2.	<i>dienst</i>	1 mittellang	1 kurz	1
	3.	<i>dienstag</i>	1 "	1 "	1
	4.	<i>viertel</i>	2 kurz	2 "	a^4 } <i>r</i> -schwund
		<i>vierteilen</i>	2 "	2 "	—
		<i>vierzehn</i>	2 "	2 "	a^4 }
		<i>vierzig</i>	2 "	2 "	a^4 }
3)	5.	<i>vielleicht</i>	1 kurz	1 (2)	
		<i>ging</i>	1 "	1	} im prät. un- bekannt
		<i>jüng</i>	1 "	1	
		<i>hing</i>	1 "	1	

ö.

frz. *ro¹se* (geschl.); frz. *po²rt* (offen); o^3 = mittellaut; o^4 = a^5 .

1)	1.	<i>ross</i>	3 kurz	2	2
	2.	<i>rose</i>	3 lang	3	3
2)	1.	<i>hart</i>	2 kurz	a^5 }	a^5 } <i>r</i> -schwund
	2.	<i>bohrt</i>	2 lang	a^5 }	a^5 }
3)	1.	<i>oh</i>	3 kurz	3	3, 2
		<i>von</i>	3 "	3	3
	2.	<i>Robert</i>	3 "	2	2
	3.	<i>Bödmer</i>	3 "	3	—
	4.	<i>schlosse</i>	3 "	3	3
	5.	<i>Jost</i>	3 lang	3	3
	6.	<i>Sokrates</i>	1 "	1	—
	7.	<i>obst</i>	1 "	1	1
		<i>probst</i>	3 "	3	—
	8.	<i>knoblanch</i>	3 kurz	3	2
	9.	<i>grob</i>	3 "	3	2
10.	<i>gehorsam</i>	2 "	a^5	a^5 (<i>r</i> -schwund)	
11.		<i>hof</i>	1 lang	1, 3	1, 3
		<i>leh</i>	1 "	1, 3	3

		I.	II.	III.
4)	<i>loast</i>	1 lang	1 od. <i>oi</i>	<i>oi</i>
5)	<i>sodann</i>	3 kurz	3	3 od. <i>o</i>
	<i>dotiren</i>	3 -	3	3 -

oi.

oi und *ou* lauten gleich.

ö.

1)	1. <i>götter</i>	geschl. <i>ö</i>	kurz	<i>ö</i> (<i>e³</i>)	<i>e³ e²</i>
	2. <i>höhlen</i>	" <i>ö</i>	lang	<i>ö</i> (<i>e³</i>)	<i>e³</i>
2)	1. <i>wörter</i>	off. <i>ö.</i>	kurz	<i>ö.</i> <i>e²</i> }	<i>e², a⁴</i> } <i>r</i> -schwund
	2. <i>hörte</i>	" <i>ö.</i>	lang	<i>ö.</i> <i>e²</i> }	
3)	1. <i>Österreich</i>	geschl. <i>ö</i>	"	<i>ö</i>	<i>e³</i>
	2. <i>behörde</i>	off. <i>ö.</i>	"	<i>ö.</i>	<i>e², a⁴</i> (<i>r</i> -schwund)
	<i>rösten</i>	geschl. <i>ö</i>	"	<i>ö</i>	<i>e³</i>

Wie bei II zu sehen, findet schon oft eine entrundung und vor *r* erniedrigung des *ö* statt; dieselbe dringt bei III überall durch zu *e* resp. *ä*.

u.

frz. *roue* = *u¹* (geschl.); engl. *put* = *u²* (offen); *u³* = mittellaut.

1)	1. <i>mutter</i>	1 kurz	1	1
	2. <i>gut</i>	1 lang	3	3
2)	1. <i>furt</i>	3 kurz	3	(3. 2)
	2. <i>fuhrt</i>	3 lang	3	
3)	1. <i>russ</i>	1 lang	1	1
	<i>fuss</i>	1 "	1	1
	<i>gruss</i>	1 "	1	1
	<i>muss</i>	1 kurz	1	1
	2. <i>schuster</i>	3 kurz	3	3
	<i>roust</i>	1 mittellang	1	
3-4)	<i>husten</i>	1 lang	1	1
	3. <i>zur</i>	3 kurz	3. 2	2 <i>r</i> -schwund
	4. <i>geburt</i>	3 lang	3. 2	2 "
4)	5. <i>Ludwig</i>	1 kurz	1 (3)	1 (3)
	— <i>Sudeten</i>	1, 3 kurz		—

ü.

1)	1. <i>hülle</i>	geschlossen. <i>ü</i>	kurz	<i>ü</i>	<i>i¹</i>
	2. <i>hühner</i>	" <i>ü</i>	lang	<i>ü</i> }	<i>i¹ } <i>r</i>-schwund</i>
2)	1. <i>fürst</i> ³ / ₄	off. <i>ü.</i>	kurz	<i>ü.</i> }	
	2. <i>führst</i>	" <i>ü.</i>	lang	<i>ü.</i>	
	3. <i>düster</i>	geschlossen. <i>ü</i>	kurz	<i>ü</i>	<i>i¹</i>
3)	<i>müster</i>	" <i>ü</i>	"	—	
	<i>rüster</i>	" <i>ü</i>	"	—	

Schon bei II zeigt sich neigung nach *i* überzugehen, was bei III vollständig durchdringt; bei III *fünf* = *i¹mf*.

y.

		I.	II	III.
1)	1. <i>Ilykos</i>	geschloss. <i>ü</i> kurz		
	<i>Sibylle</i>	<i>i</i> ¹ ..	ebenso	
	<i>Ägypten</i>	<i>i</i> ¹ oder <i>i</i> ² ..		
2)	2. <i>typus</i>	geschloss. <i>ü</i> lang		
	<i>asyl</i>	<i>i</i> ¹ (<i>ü</i>) ..		
	<i>physisch</i>	geschloss. <i>ü</i> ..		
	<i>myrte</i>	off. <i>ü</i> . oder <i>i</i> . (r- schwund) kurz		
3)	1. <i>physik</i>	<i>i</i> ² ..	} ebenso	
	<i>zylinder</i>	<i>i</i> ¹ ..		
	2. <i>system</i>	<i>i</i> ¹ ..		
4)	<i>klystier</i>	<i>i</i> ¹ ..		
	<i>satyr</i>	off. <i>ü</i> . ..		
	<i>satyre</i>	<i>i</i> ¹ lang		

b.

b besitzt keinen stimmton und wird *schwach* artikuliert. Nachfolgender hauch ist nicht vorhanden. Die funktion des *b* besteht darin, dass es, ohne selbst stimmhaft zu werden, vor oder nach vokalen nur lippenverschluss bedeutet. Ober- und unterlippe befinden sich in ihrer ruhestellung oder kehren einfach in diese zurück.

In wörtern wie:

aber, über, übrig, glauben, rauben tritt an stelle des *b* bei III stimmloses *w* ein, also: *άνω, τωο, τωορις, γλâ-τωο, ρâυ-τωο*. — durchgehend geschieht dies in diesen wörtern beim volk, häufig auch in der umgangssprache.

In *rob-be, ab-bitten* stellen *b-b* nurverschluss der lippen zwischen zwei vokalen dar, den man bei II etwas länger ausdehnt als bei III.

ch.

1. Der ach-laut.

Der *ach*-laut findet sich in den wörtern:

bach, loch, buch, Achilles.

2. Der ich-laut.

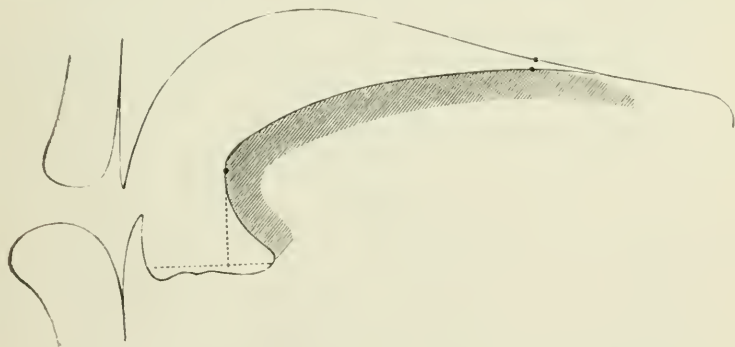
Der reine *ich*-laut, bei welchem die zunge an die zähne anstösst, ist *äusserst selten*.

Statt dessen tritt in der volkssprache ein dem *sch*-laut sich *nähernder* laut überall ein. In der lesesprache und in der sprache des gebildeten verkehrs kommt *häufig* diese verwechslung mit dem

sch-ähnlichen laut, den ich „zwischenlaut“ nennen will, vor. — Erschwerend für die richtige trennung des *ich*-lauts vom *sch*-laut wird es ausserdem, dass *sehr oft* im volke und in der umgangssprache der wirkliche *sch*-laut ebenfalls durch den „zwischenlaut“ ausgedrückt wird, so z. b. in den wörtern: *schinken*, *schwimmen*.

Nur aus diesem grunde erklären sich die in der schule mannigfach vorkommenden verstösse in der schreibung, worin oft vollständige konfusion herrscht; *sch* wird für *ch*, *ch* für *sch*, *sch* für den in Mitteldeutschland gesprochenen *ich*-laut in wörtern wie *sieg* gesetzt etc. —

Die natur dieses *zwischenlautes* wird aus der beigegebenen figur klar: die zunge ist zurückgezogen und verbreitert; zirka 1½ cm ist die zungenwurzel von den unterzähnen und ungefähr ebensoviel die verbreiterte zungenspitze vom zungengrund entfernt. Der zungenrücken stösst beim übergang des harten zum weichen gaumen an; die *oberlippe bleibt in ruhe*, die *unterlippe wird etwas verbreitert vorgeschoben*. Die artikulation ist eine *schwache*. Stimnton fehlt.



Mit ausnahme der wörter mit *ach*-laut und der wörter sub 5 des fragebogens spricht man überall diesen zwischenlaut im volk; in der umgangssprache bemüht man sich entweder dem *ich*-laut nahe-zukommen oder den sehr gelind aspirirten zwischenlaut auszusprechen.

3. *ch* in *höchst*, *nächst* ist der stimmlose *g*-laut (schwaches *k*). In *guttapercha* ist es derselbe laut oder der zwischenlaut.

d.

d ist *stimmlos* und wird schwach artikulirt. Am ende eines wortes besitzt es *keinen nachfolgenden hauch*; ebenso am ende einer

silbe im inneren eines wortes, wie z. b. bei *kleidsam*, *adjektiv*, *söldner*, *wandnische*.

Schwierig ist es bei beginn eines wortes mit *d* (ebenso bei dem mit *b* oder *g*) einen nachfolgenden hauch konstatiren zu wollen.

In *leid-thun*, *trod-del*, *mast-darm* wird *d-th*, *d-d*, *t-d* ausgesprochen wie ein einfaches *d*; die zunge bildet hier den *d*-verschluss und löst ihn gleich wieder.

f.

f ist stimmloser laut.

- | | | |
|---|---|------------------------|
| 1) 1. <i>finden</i> | } | schwache artikulation. |
| 2) 1. <i>graf^{en}</i>
2. <i>schlaf^{en}</i> | | |

- | | | |
|-----------------------------|---|----------------------------|
| 3. <i>haft</i> | } | mittelstarke artikulation. |
| 4. <i>hoff^{en}</i> | | |

- 3) — *briefe* schwache artikulation.

stiefel schwache artikulation; bei III: stimmlos. *w* (*sätzel*).

teufel „ „ bei III: „ „ (*däiuel*).

- 4) — *auffinden* — wie einfaches, mittelstarkes *f*.

g.

- | | | |
|--|---|--|
| 1) 1. <i>ganz</i> | } | tonloser, schwach artikulierter guttural-
verschlusslaut (kein <i>j</i> -laut). |
| <i>gott</i> | | |
| <i>gut</i> | | |
| 2. <i>gähren</i> | | |
| <i>geben</i> | | |
| <i>gift</i> | | |
| <i>gönnen</i> | | |
| <i>güte</i> | | |
| 3. <i>gleich</i> | | |
| <i>Gn^{es}en</i> | | |
| <i>gross</i> | | |
| <i>guitarre</i> (<i>gui</i> = <i>gi</i>) | | |
| 2) 1. <i>legol</i> | | |

regieren schwachart. *ich*-laut; bei III: der *zwischenlaut* von *ich*-laut und *sch*.

2. *riga* }
Rigi }
3. *Aglaja* } *g* wie bei *gott*; bei *Rigi* daneben *ich*-laut.
agraffe }
- 3) 1. *lage* schwach artik. *ach*-laut.
2. *siege* *ich*-laut oder zwischenlaut; bei III: zwischenl.
3. *berge* schwacher *ich*-laut oder *stimmloses j*; bei III: *stimml. j*.
- 4) 1. *ewiger* }
2. *ew'ger* } schwacher *ich*-laut.
3. *güt'ger* }
- 5) 1. *segle* } schwacher *ich*-laut; bei III: *segeln* = *sejolo*.
2. *leugne* }
3. *lagre* schwacher *ach*-laut.
- 6) 1. *reglement* *g*-laut wie bei *gott*.
2. *dogma* *ach*-laut.
3. *Agnes* *ap-nes* (I - III.)
signal *sip-nal*; bei III: *sic-nal* (*ich*-laut).
- 7) — *drogue* }
intrigue } *g*-laut wie bei *gott*.
- 8) — *dogge* } einfacher *g*-laut (verschluss).
egge } bei II: *ece* (*ich*-laut). bei III: *ej* oder *e*.
- 9) 1. *jagden* *ach*-laut.
mägde zwischenlaut von *ich*-laut und *sch*-laut.
2. *bugsiren* *g*-laut.
- 10) 1. *sagt* } schwacher *ach*-laut.
logst }
2. *siegt* *ich*-laut; bei III: zwischenlaut.
trügt zwischenlaut.
3. *folgt* }
sorgt } zwischenlaut.
- 11) 1. *tag* *ach*-laut.
sieg *ich*-laut; bei III: zwischenlaut.
berg zwischenlaut.
2. *ewig* }
gütig } *ich*- oder zwischenlaut; bei III: zwischenlaut.
- 12) *weg*, subst.: zwischenlaut; daneben III: *wēg*.
,, adv.: bei III (II): *weg*.
- 13) *brigg* *g*-laut (verschluss).
- 14) *fortgang* „ „

- fortgehen* „
2. *rückgang* } *ck* = *g* = einfaches *g*; die zunge tritt in die
zurückgehen } *g*-stellung und löst sie sofort.
3. *nachgang* } *c* (*ach*-l.) + *g*.
nachgehen } „ „
- 15) *weggang* } *c* (*ich*-l.) + *g*.
weggehen }
- 16) *genre* } bei I u. II entweder tönend frz. } bei III: stimmlos.
bandage } ausspr. od. tonlos. zwischenl. } zwischenl.
- 17) *Georg* } bei I, teilw. II: *ich*-laut (weicher); } bei III: *sors* oder
} im an- und auslaut. } zwischenlaut.

h.

h wird in *blühe*, *froher* nicht ausgesprochen bei II und III. Bei I mag vielleicht, besonders von ungebildeten, *h*-aussprache vorkommen.

j.

- 1) 1. *jung* } stimmloses *j* (unsilbiges *i*) mit schwacher artikulation.
jeder }
2. *major* } „ „
3. *boje* } vielleicht auch stimmhaft.
- 2) 1. *familie* stimmlos. *j*.
2. *bouteille* } frz. aussprache bei III: *budl*; *büdl̥s* als diminutivum.
3. *chignon* }
- 3) *ausjäten* stimmloses *j*.
durchjammern stimmloses *j*.
- 4) *jealousie* } zwischenl. von *ich*-laut und *sch*.
journal }
- 5) *jasmín* stimmloses *j*.
Jenny *ich*-laut; bei III: zwischenl.

k.

- 1) 1. *kann* }
konnte }
kunde }
2. *kasc* } *k* wird im vergleich zum stimmlosen *g* (stimmloser
kehle } gutturalverschlusslaut) *stark* artikulirt mit nachfolgendem
kind } hauch.
können }
kühn }

3. *klein* }
knabe } *k* wie stimmloses *g* (verschluss).
kraus }
- 2) Je weiter der vokal, der dem *k* vorhergeht, nach vorn liegt, desto weiter nach vorn stösst die zunge am gaumen an.
- 3) Dass im *anlaut* konfusion mit *stimmlosem g* stattfindet, siehe sub 1, 3. *Sämtliche* wörter, die mit *k + l*, *k + n* und *k + r* beginnen, werden wie solche mit *gl*, *gn*, *gr* gesprochen.
Inlautend wird *k* so schwach artikulirt, dass es mit stimmlosem *g* zusammenfällt, z. b. *racker* = *rägər*, *balken* = *bilgən*, *luke* = *lügə*, *fackel* = *fägəl*. *Auslautend* wird häufig bei II, immer bei III *k* oder *ck* ebenfalls so schwach artikulirt, dass es wie stimmloses *g* lautet; so *sack*, *blick*, *ruck*, *kalk*, *falk*, *schalk* wie *sag*, *blig*, *rug*, *kalg*, *falg*, *salg*; hierbei ist der nachfolgende hauch oft so gering, dass er fast unhörbar ist, wenn nicht ganz verschwindet.
- 4) *kennen* mit *k*-laut.
gluckhenne = *glüg(h)enə*; der *h*-laut ist sehr schwach.

I.

Die zungenspitze stösst leicht an die alveolen der oberzähne an; die hinterzunge ist fast in ruhelage, die artikulation ist eine schwache.

- 1) *leib* }
klein } stimmloser laut (*überall* im anlaut).
feil }
halt } stimmhafter laut (*überall* im in- und auslaut).
- 2) *detaill* }
konseil } französische aussprache.
fauteuil }

III.

- 1) *amt*, stimmhaft, *überall* im in- und auslaut.
abmachen stimmlos, *überall* im anlaut.
- 2) *chambregarnist* }
assemblée } frz. aussprache.
l'hombre }

n.

- 1) 1. *ente* stimmhaft.
 Ätma stimmlos.
- 2) 1. *hanf* stimmhaft; bei III: *hamf*.
 2. *anbau* „
 3. *unglück* „
- 3) *nchmen* } fast stimmlos
 glauben }
 rufen } (stimmlos?)
 } bei III: statt *en* = *o*.
- 4) 1. *singen* stimmhaft
 2. *sagen* } stimmlos
 3. *rachen* }
 gleichen } stimmlos.
 fahren } bei III = *o*.
 sühnen } stimmhaft.
 sinnen }
 amendement }
 bassin } franz. aussprache.
 coupon }
 trente-et-un }
 fünf bei II *fünf*, bei III *fimf*.

ng.

ng ist der nasal *g* in allen verbindungen.

Ganges = *gan-jes*.

p.

Nur anlautend wird *p* gesprochen. Es ist stimmloser laut, im vergleich zum stimmlosen *b* stark artikulirt, mit nachfolgendem hauch. Inlautend und auslautend tritt für *p* stimmloses *b* ein; so auch im anlaut bei *p* + *l*, *p* + *r* (*platte*, *preis*).

- 1) 1. *pein* *p*-laut.
 2. *raupe* *b*-laut; bei III im plur.: *râuaw* (stimml. *w*).
 3. *Tarasp* *b*-laut.
- 3) *pendel* *p*-laut.
 rapphengst *râb-hengsd* (das *b* ohne nachfolg. hauch).
- 4) *pferd* } bei III: *pârd*.
 pflügen } *f*-laut.
 kämpfen }

<i>apfel</i>	<i>ab-fel</i>	bei III:	<i>äb(ə)l</i> .
<i>hopfen</i>	<i>hob-fen</i>	„ „	<i>höb</i>
<i>kupfer</i>	<i>kub-fer</i>	„ „	<i>küb(r)</i> .
<i>kampf</i>	<i>kamf</i> .		
<i>kopf</i>	<i>kobf</i>	„ „	<i>kob</i> ohne nachtolg. hauch.

5) *pumpte* *pum-də*.

In *papier* lautet bei III anl. *p* ausnahmsweise *b*: *ba-biə*.

qu.

qu lautet überall stimmlos *gw*, höchstens beim lesen *kwe* stimmlos.

r.

Das *r* klingt *nicht* an den *ach*-laut an; es ist *nicht* gerollt. Es ist ausgesprochenes *zäpfchen-r*: die hinterzunge berührt in der nähe des zäpfchens den weichen gaumen, das zäpfchen legt sich rasch *nur einmal* auf die zunge, die vorderzunge ruht.

Der *r*-laut besitzt *sehr geringen* stimmton (besonders zwischen vokalen), *oft* wird er aber auch *völlig stimmlos* (so im anlaut), ja er *verschwindet* völlig (vor konsonant, seltener im auslaut; siehe 2). Im letzten falle tritt dann, am deutlichsten bei III, eine trübung des vorhergehenden vokals ein. Bei den betreffenden wörtern ist dies überall vorher bemerkt worden.

Im frühjahr 1888 habe ich in 3 klassen der volksschule zu Ems zum zwecke der lautbestimmung der prüfung beigewohnt; meine beobachtung über *r* war immer dieselbe. Die kinder sprachen nur zäpfchen-*r*: häufig liessen sie dasselbe bei vorhergehendem vokale aus, indem trübung des vokals eintrat. Alle augenblicke korrigirte der kgl. schulinspektor dieses *r*, wofür er deutlich gerolltes zungen-*r* — dies war nämlich die aussprache seines *r* — haben wollte.

- Über *r* siehe: *a*21-2; *a*34; *ai*2; *ä*2; *e*2, 5; *e*64; *e*102; *i*21-2; *i*37; *ie*24; *o*21-2; *o*310; *ö*21-2; *ö*32; *u*32-4; *ü*21-2.
- r* in *waren, ehren* lautet wie in *harren, irren*. *r* in *war, ohr, nur, wer, wir, gehör, für* ist wenig stimmhaftes, kaum hörbares *r* oder wird zu einem unbestimmten laut, der *ä*-ähnlich klingt; *war* oft bloss -- *wā*; *wäre*, *sehr* bei III = *wā*, *sā*.
- er* in *feuer, leüder, bitter* lautet gerade wie vorher *ä*-ähnlich.

s.

s ist stimmlos; es wird gebildet, indem die zungenspitze an den unterzähnen umgebogen angedrückt wird, die obere zungenfläche

stösst an die oberzähne an und bildet an der mitte der vorderzähne eine kleine vertiefung zum durchlass des luftstroms. *s* wird ziemlich stark artikulirt.

1. *s* lautet in: *so, sie, rose, wiese, grosse, genieße, geschosse, wissen, rosse, gewiss, gross, geschoss, ross, skizze, list, maus, erbsen, häcksel, absicht, labial, lichtseite, aussehen, durchsuchen, er liest, haschen, salon, sauce* wie einfaches, scharfes, tonloses *s*.
2. *c* in *sauce, caprice* lautet gleichfalls wie tonloses *s*.
3. Tonloses *s* findet sich auch in: *espe, kiste, Tarasp, ist*.
4. In: *sprechen, stehen* vertritt *s* den breiten zischlaut *š* (*sch*), der ziemlich stark artikulirt wird; die lippen werden vorgestülpt; derselbe *š*-laut kommt vor in: *inspektor, Konstantin, konstruieren*. Die hier angeführten wörter sind eigentlich die einzigen, wo nach meiner meinung der wahre *š*-laut zum ausdruck kommt. Bei III ist dies noch deutlich bemerkbar, bei II ist oft schon die artikulation eine viel geringere, die oberlippe wird kaum merklich vorgeschoben, sodass also der *š*-laut mit dem vorher beschriebenen zwischenlaut (siehe *ch*) zusammenfällt.
5. In *ausschlag, hausschlüssel* ist das *s* nur beim lesen noch deutlich hörbar, bei II und III hört man nur noch den folgenden *š*-laut.

sch.

Eigentlich nur beim *lesen* kommt der wahre zischlaut zum ausdruck. Er wird stark artikulirt, die lippen sind vorgestülpt, die zungenstellung ist *dieselbe* wie bei dem oben beschriebenen zwischenlaut von *ich-* und *š*-laut. Er ist ein einfacher laut und stimmlos.

Bei II und III setze ich überall den zwischenlaut an. — Bei *fisch, tisch*, kann man oft genug *fich, dich* hören, was wahrscheinlich von der *i*-stellung der zunge herrührt.

t.

Der wahre *t*-laut, der stimmlos ist, unterscheidet sich vom *d*-laut durch stärkere artikulation und nachfolgenden hauch. Anlautend vor vokal in der *lesesprache*, bei I—III auch in den mit *t* beginnenden fremdwörtern wie *tabak, Therese, ton* wird es gesprochen, sonst tritt für *t* stimmloses *d* ein. In *retten, mitteilen, Ätna, hartnäckig* ist nur einfaches *d* zu hören, höchstens im worte *mitteilen*

dürfte bei I noch *t* herauszuhören sein. Das wort: *tausend* lautet bei I im anlaut mit *t*; bei II schon meistens *d*; in *rathaus* bei I—III *râd-haus* mit kaum hörbarem *h*.

t in *stehen* lautet *d*.

r.

r in *viel* lautet wie *f* in *finden*.

Der *f*-laut findet sich ebenso in: *brave*, *vikar*, *vokal*, *sklave*, bei I in: *pulver*.

bei II und III lautet *r* wie stimmloses *w* in *pulver*.

w.

w ist überall stimmloser laut (bilabial).

o und *ts* lautet wie *ts*.

In *szepter*, *szene* bei I und II: *s ts*; bei III nur *ts*.

SYNTHETISCHES.

2. Der hauptakzent wird verhältnismässig *schwach* markirt.
3. Schon in der etwas mundartlich gefärbten sprache des gebildeten verkehrs, ganz deutlich aber bei III, tritt bei akzentlosigkeit unbestimmter vokallaut ein in:

wenn SIE (Sie) MIR = *wénsəmə(r)*; hast DU = *hasd*; wenn MAN = *wénmə* oder *mémə*; doktor = *dógdə*; ich habe ihn = *ich(h)ábən*; ich habe es ihnen = *ich(h)ábsən*; ich habe dir es = *ich hábdʳs*; ich habe ihr es = *ich hábʳs*.

Bei III: *wir* = *mʳ*.

4. Ein musikalisches intervall lässt sich nicht bestimmen, z. b. in: *scheint die sönne?* Der höhere ton bei *sonne* beträgt noch nicht einmal einen halben ton. Das singende in der aussprache fehlt vollständig.
5. In 5 sekunden spreche ich und auch andere emser das wort *dā* 13, *dā* 16 mal aus; also *a:ā* = dauer wie 13:16.
6. Die dauer von kurzem vokal + doppelkonsonant ist gleich derjenigen von langem vokal und einfachem konsonant. In 5 sekunden spreche ich *rate* und *ratte* 11—12 mal aus. Die dauer

der verschlussbildung in *rate*, *ratte* etc. vermag ich nicht zu bestimmen.

7. Das lesen der notiz¹ beansprucht 27 sekunden.
8. Der kehlkopfverschlusslaut tritt überall in der notiz vor vokal am anfang des wortes ein; deutlich wird er nur bei langsamer, den hauptakzent stark hervortreten lassender aussprache. Er scheint mir vollständig zu fehlen, wenn ich die notiz mit mittlerer geschwindigkeit lese; beweis dafür ist mir die mehr oder weniger hervortretende bindung der anlautenden vokale mit den konsonanten der vorhergehenden worte.
9. *t* in *hauptkunststück* verschwindet vollständig, und das wort lautet dann: *haübkk^hünšidük^h*.
10. Ein gleitlaut in *blau* etc. tritt nicht ein.
11. Nasalirung eines vokals vor nasal tritt ein z. b. in *au* = $\bar{a} \frac{1}{2} n$; im dialekt tritt rein nasaler vokal ein in *au*: $\bar{a} =$ frz. *en*; *Lahn* bei III *lā^ñ*.

Einige andere auf Westmittelddeutschland bezügliche aufstellungen gedenke ich in einem der nächsten hefte folgen zu lassen.

Marburg.

W. VIETOR.

„Gewünscht wird zunächst auskunft über (I) die beim unbefangenen vorlesen gebräuchliche ortsaussprache des schriftdeutschen (LESESPRACHE). Willkommen sind angaben über (II) die mehr oder weniger mundartliche sprache des gebildeten verkehrs, etwa im familienkreise (*umgangssprache*), und (III) die mundart der niederen klassen (*vollkssprache*). Werden formen von II und III mitangeführt, so wären solche durch vorgesetztes II. resp. III kenntlich zu machen.

Sind II oder III plattdeutsch (*t* für schriftdeutsches *z*, *tz* und zum teil für *ss*)?“

THE HUGUENOT ELEMENT IN CHARLESTON'S PRONUNCIATION.¹

In a paper read a year ago before this body I endeavored to sketch the main features of the Anglo-Saxon element in the pronunciation of Charleston, reserving for some future occasion the Huguenot, German, and negro influences upon the same. In the present paper, I purpose investigating the influence which the Huguenots may have had upon the English sounds; for it is evident that such a large foreign element as that of the Huguenots of Charleston, could not have been incorporated into the body politic of the State in its very infancy without exerting a considerable influence upon the manners and customs, the politics and legislation, the grammar and language, of the whole community. — But a short sketch of the Huguenot refugees in South Carolina, of their first settlements and incorporation into the state, and the gradual disappearance of the French language will, however, be necessary in order to show clearly the conditions under which the two languages met and struggled for the mastery. The conflict resulted in the supremacy of the English and the suppression of the French.

In the absence of an extended history, "there being no considerable account yet published of these South Carolina Huguenots," I have been compelled to gather my information from various pamphlets in which phases of Huguenot history have been considered, and from local tradition. This element was very important in the first settlement of the State and contributed largely to its formation and development. The foremost patriots and statesmen came from its ranks to defend and guide the state during peril and in peaceful

¹ Read before the Sixth Annual Convention of the Modern Language Association held at Cincinnati, Ohio, December, 1888. [Vgl. *Phon. stud.* I. 227 ff.]

times of progress and advancement. Early in their history (1737) they formed in Charleston the "South Carolina Society," a "benevolent organization which, in 1837, celebrated its centennial" (Prof. Wm. J. Rivers in Winsor's *Narrative and Critical History of America*, vol. v, p. 349). They have ever been identified with the party of progress and shown themselves the most public-spirited citizens on all occasions.

In tracing back the history of the Huguenots it will be found that the larger proportion of the families came from the towns and villages of the Loire and Gironde (departments of Angoumois, Saintonge, and Aunis). They escaped first to Holland and England, and passed thence to this country. The little district of Aunis, which had been cut off from Saintonge and appended to La Rochelle, was more especially the birthplace of American Huguenots, since it sent a larger number to us than any other part of France. Saintonge and La Rochelle were well represented. The island of Ré, just opposite La Rochelle, also sent a small quota. But emigrants from all parts of France gathered here, — Picardy, Bretagne, Tours, St. Amboise, Poitou, Soubise, Normandy, Guyenne, Loudun, St. Soline, Montpellier, Paris, Berry, Brie, Dieppe, being represented. Switzerland also furnished a few settlers from Yverdon. — We shall have to base our investigation principally, therefore, on the pronunciation of the French of the seventeenth and eighteenth centuries in and about La Rochelle, La Saintonge, and Aunis, with allowances for dialectical differences for the other sections represented.

The first notice we have of the French settling in South Carolina is in 1670, when Richard Batin, Jacques Jours, Richard Deyos, and others were made freeholders with the same rights in every respect as the English colonists. Weiss in his history of the Huguenots says: "Everything induces us to believe that these French emigrants were refugees for religion's sake, for the state archives of Charleston contain numerous like concessions, made to Huguenot fugitives, during the first years of the establishment of the colony: in 1677, to Jean Bullon; in 1678, to Jean Bazant and Richard Gaillard; in 1683, to Marie Batton, wife of Jean Batton." In 1680, the English frigate, *The Richmond*, brought over forty-five French refugees to Carolina "by express command of Charles II, who paid himself the expenses of their transportation. A more considerable

number soon followed them, in another vessel chartered by the English government" (*ibid.*). Besides the Huguenots who came directly to South Carolina, many of those who had settled in various parts of America finally immigrated there. For this reason, a large proportion of the French fugitives seeking an asylum in this country settled definitely in this State where the climate was so nearly like that of Southern France. The most of the French refugees in Virginia and North Carolina left their first American homes and removed to the French settlements in and about Charleston, "the Home of the Huguenots in the New World." They established themselves in various places of secondary importance, but formed three principal colonies: 1. Orange Quarter, on the banks of Cooper River; 2. Santee; 3. Charleston.

1. Orange Quarter, on the banks of the Cooper River, lay amid the primitive forests where they could "worship God without fear of man or of royal edicts, and their psalms mingled with the free winds of heaven." In the early days of the settlement they used to attend church in Charleston, rowing thither in their convenient boats. They first formed a settlement on the site of the modern Strawberry Ferry, where they built a church, "of which Florent Philippe Trouillart became the first pastor."

2. The Santee received its principal grant of three hundred acres of land in 1705, to René Ravenel, Barthélemy Gaillard, and Henri Bruneau. One hundred (some say one hundred and eighty) French families settled here and built Jamestown. According to the best information their first pastor was Pierre Robert, a Swiss, "who doubtless accompanied a party of the fugitives in their escape from France." This became the most flourishing colony of French emigrants to South Carolina after that of Charleston and "even acquired such importance, that the name of French Santee was given to that part of the country, which may still be found upon the old maps of North America." There were here also about sixty English families. Later, the Rev. Philippe de Richbourg, "a worthy and pious man," became their pastor, or, according to some accounts, he was their first minister.

3. Far the richest and most populous Huguenot settlement was in the city of Charleston, "where entire streets were built by them. One still bears the name of the founder, Gabriel Guignard."

Their first pastor was Elias Prioleau, the grandson of Antoine Prioli, who is said to have been the Doge of Venice in 1618. Elias Prioleau, was "doubtless the son of Benjamin Prioli, the godson of the Duke of Soubise, whom the Duke of Rohan had attached to himself during his sojourn in Italy." Among those affected by the edict of Nantes, "he brought from Saintonge a part of his flock, and took up his abode in Charleston, where the family exists even in our day." Among the most prominent Huguenot families who settled in Charleston and most of whose descendants are still represented and held in honor are the Bayards, Bonneaus, Benoits, Bocquets, Bacots, Chevaliers, Cordes, Chastaquiers, Duprès, Delisles, Duboses, Dubois, Dutarques, De la Coursilières, Dubouxdiens, Fayssaux, Gaillards, Gendrons, Horrys, Guignards, Hegers, Legarés, Laurens, Lausacs, Marions, Mazycqs, Manigaults, Mallichamps, Neuvelles, Péronneaus, Porchers, Peyres, Ravenels, Saint Juliens, and Trevezants.

As late as 1764, the South Carolina Huguenots were further strengthened by two hundred and twelve exiles whom their pastor Gilbert accompanied. The English government furnished their passage; and vacant lands in Abbeville county were distributed to them. Here they soon built a town and named it New Bordeaux "in honor of the capital of Guienne, where most of them were born." In 1782 South Carolina numbered sixteen thousand Protestants among its citizens (the whole number being about forty thousand), of whom the greater part were French. "A politeness and elegance of manners, far superior to those of English origin, a severe morality, an unalterable charity — such were the qualities by which the refugees obtained the esteem of their fellow citizens. The little colony of French Santee became particularly noted for the exquisite urbanity of its founders. Thanks to the intolerance of Louis XIV, the French language, and with it all the perfections and all the refinements of French society in the seventeenth century, were propagated by them in these distant countries where, until then, the austere and solemn character of the English puritans had almost exclusively ruled" (Weiss i, p. 378). The conditions here described refer especially to New England. Along the coast of South Carolina puritanism found no acceptance. The finer courtly manners of England ruled; the contrast between the English and the French was not so glaring

as in New England. Still that contrast which always exists between English and French manners can be perceived even here.

In determining the duration of the French language in South Carolina, the French churches will be the surest guides; for as long as the people generally spoke French, or even understood it, the service would be conducted in that language. Certain families would, of course, continue to use their native tongue in their home-life long after its discontinuance in the church service; this is more especially true in the country settlements, for in Charleston itself the French was discontinued from the very fact that no one understood the language. There is, however, no way of controlling information on this point except by tradition, a rather unsafe, though indispensable guide. I shall use both history and tradition in my endeavor to trace the history of the French language to its final disappearance.

There were, in all, four French Protestant churches. The one in Charleston has ever been the principal one. It is the only one which has survived the great changes that have taken place since it was first founded in 1681 or 1682. Three outside the city were founded and maintained for a long time; one on the Santee, one at Orange Quarter, and one at St. John's Berkeley. "They are of the same opinion as the church at Geneva, having no difference among them concerning punctilios of the Christian faith; which union hath propagated a happy and delightful concord in all matters throughout the whole neighborhood, living among themselves as one tribe or kindred, every one making it his business to be assistant to the wants of his countrymen — preserving his estate and reputation with the same exactness and concern as he does his own; all seeming to share in the misfortunes and in the advancement of their brethern" (Surveyor-General Lawson, of North Carolina). "The three churches of French Protestants outside the city of Charleston, were served by their pastors with great faithfulness — that upon the Santee, by the Rev. Pierre Robert and the Rev. Claude Philippe de Richbourg; that on Cooper River, by the Rev. Mr. La Pierre, and that at St. John's Berkeley, by the Rev. Florente Philippe Trouillard. These three churches were merged, at length, in the established church of the colony. The Church of England became established by law in 1706. Too poor to sustain, uninterruptedly, their

own ordinances; subject to great disabilities had they been able; offered support for their church and minister by the government, they gradually yielded. Practically they did not conform to Episcopal authority until the decease of their Huguenot ministers — Mr. La Pierre, in 1728; Mr. de Richbourg, in 1717, and Mr. Trouillard, in 1712" (Dr. Vedder, *Charleston Year Book*, 1885, p. 299—300). The dates of the discontinuance of service in the French language are much later, as will be shown directly.

In the city of Charleston itself, the Huguenot church was more fortunate. It can show a long list of French pastors, extending through the eighteenth and into the first quarter of the nineteenth century. From 1816 to 1819, the Rev. Mr. Henry officiated and "preached alternately in French and English. Even the partial disuse of the French language by Dr. Henry gave dissatisfaction, and the calling of pastor Courlat marks a return to the purely French service. The attempt failed, in the presence of the fact that French had ceased to be spoken, or generally understood, especially by the children of the immigrants. The congregation had so diminished, that a resolution was adopted, in 1828, to re-open the church with the service wholly in English" (Dr. Vedder, *ibid.*). — The present Huguenot Church probably used the French service about seventy years after it had ceased to be the language of the French Protestant churches outside the city. Sixty years have elapsed since its disuse in the service of the church. Tradition tells us, that probably none of the handful of its Huguenot members at the time of the change from French to English were able to speak or understand the French. It would, however, not seem unreasonable to conjecture that at least a few must have understood it, even if they did not speak it; else the French service would necessarily have been discontinued before. It certainly soon ceased to be spoken or understood; for, according to the best information on the subject, not even the oldest Huguenots of Charleston ever understood or spoke it, and some are well on to eighty.

The causes of the rapid disuse of the French language are briefly as follows: Having been so well received by the English king and people, and having accepted the protection of the British crown and grants of land in the new world, they would probably be influenced by a grateful sense of duty to become faithful sub-

jects in every respect. The recollection of their bitter persecution in their native country would cause them to forget as speedily as possible anything of a distinctly national character. There was no inducement for them to preserve their mother-tongue and the children were not encouraged to speak French. By far the greatest reason was, however, their complete isolation. Under the circumstances it was impossible to maintain any relations with France. In Canada and Louisiana, where the conditions were exactly reversed, the native tongue is still spoken. State and Church also contributed to its discontinuance. The French churches surrendered their independence "in part from the difficulty of obtaining ministers of their own faith; and in part, also, from the fact that the pastors were provided by the zeal of the English church, their salaries paid, and the churches, parsonages, schoolhouses, built and kept in repair at the public expense; while all these things came as a heavy burden upon a people few in number and settled in a new country. Probably their greatest reason was the difficulty they encountered in their attempts to keep up the succession of their ministry" (Howe, *Hist. of the Presbyterian Church*, p. 192). The English Church gained the supremacy and was early acknowledged, as it were, to be the legal church of the province, receiving government aid. The Protestants, especially those of foreign birth, were at first considered aliens and disfranchised unless they conformed to the established church. To be sure this was only temporary, but it had great influence on emigrants.

Their supply of ministers was inadequate to the demand. Numerous applications for French ministers were sent to England in the hope that some of the fugitive French ministers there, would be induced to come, but this source soon failed. Therefore in 1706 the inhabitants of St. James petitioned the assembly "to have their settlement made a parish, and, at the same time, expressed their desire of being united to the Church of England." This is St. James on the Santee which contained one hundred French families. Its pastor, Philip de Richbourg, died in 1717 and was followed, in 1720, by the Rev. Mr. Pouderos, a French clergyman who was sent over by the Bishop of London. About 1707 and 1708, Dr. Le Jau (or Jean) "sometimes visited the French settlement in Orange Quarter, St. Dennis Parish, which had no minister, and administered

the Lord's supper to fifty communicants. That settlement consisted of thirty-two families." "Most of them (the Huguenots) settled in the parishes of St. Dennis and St. James, on Santee, and to them in their ecclesiastical capacity were extended the privileges of the established church with a permission to perform all their public religious exercises in the French language, provided they used Dr. Durel's translation of the book of common prayer. Those of them who settled in Charleston formed a church about the beginning of the eighteenth century on the plan of the reformed churches in France. It is rich in lands; but so many of the descendants of its original founders have joined other churches that its present numbers are few" (Ramsay, ii, p. 88). "During this period (1730—1740) the French churches seem to have settled quietly down, excepting the one in Charleston (and perhaps in some measure that in Orange Quarter), under English rule. The Bishop of London very sagaciously supplied them with a ministry of French extraction, who were proficient in the French language, and would be less likely to bring to their notice the change which they had made. The names of Le Jau, of Tustian, of Pouderos, of Varnod, of Tissot, of Coulet, of Du Plessis, were familiar to the French Huguenots; and with the influence these men exerted, may have done much to reconcile them to leave the customs of their fathers" (Howe, *ibid.*, p. 217). One more extract will put the matter in its true light. It is from Carroll's *Collections*, ii, p. 553 (Year 1709). "The district of Orange Quarter is a French settlement, but in the first division of the country into parishes, was part of St. Thomas's Parish; few of the people attended service in the English for want of the language. The major portion of them usually met together in a small church of their own, where they generally made a pretty full congregation, when they had a French minister amongst them; they were poor and unable to support their minister, and made application to the assembly of the province to be made a parish, and to have some (p. 554) publick allowance for a minister especially ordained, who should use the liturgy of the Church of England, and preach to them in French. Accordingly they were incorporated by the name of St. Dennis, till such time as they should understand English. They have now a good church built about the time St. Thomas's was, and never had but one minister, Mr. Lapierre."

All the information we can find on the subject points to the discontinuance of the French service in the country churches at about 1750. Tradition tends to the same conclusion. The names of this region still preserve their English pronunciation: "in spite of refinements and improvements of Modern Society, the Duboses and Marions are pertinaciously called Debusk and Máhrion" (Prof. F. A. Porcher). In Charleston, however, the pronunciation of the proper names has retained more of the French than of the English, as will be seen by the list later on.

In my former article, I gave a very unsatisfactory sketch of the education, reading, and books of the early period of the province. I shall now attempt to complete the sketch, including all the settlers as far as that is possible. Here again I shall have to rely upon original sources and tradition. For the Huguenot element, tradition will be my only source of information, as there is no account of their literature and schools. The probability is that they brought few books with them and maintained no French schools in their new home. They certainly produced nothing of a literary nature after their arrival. Only a few public documents, mostly wills, can be found in French. I shall quote my authorities verbatim, as the books are rare and not accessible to all. In Drayton's *Memoirs*, ii, p. 358, the author speaks as follows of the education of this period: »Before the American war, the citizen of South Carolina was too much prejudiced in favor of British manners, customs and knowledge to imagine that elsewhere than in England anything of advantage could be obtained. For reasons, also, of state, perhaps, this prejudice was encouraged by the mother country, and hence the children of opulent parents were sent there for education, while attempts for supporting suitable seminaries of learning in this state were not sufficiently encouraged and promoted." In the writings of Hugh S. Legare, article on Education, the following occurs: "Before and just after the Revolution, many, perhaps it would be more accurate to say most, of our youth of opulent families were educated at English schools and universities. There can be no doubt their attainments in polite literature were very far superior to those of their contemporaries at the North, and the standard of scholarship in Charleston was consequently higher than in any other city on the continent."

Much has been written pro and con on the question of the early schools of the state. We can here neither enter into a partisan controversy nor give the subject a thorough and conscientious investigation from a historical point of view, as both are foreign to our present purpose. A summary of the matter will be found in Winsor's *Narrative and Critical History of America* (vol. v.), in an article by Prof. J. Rivers, and in Gen. McCrady's reply to Mr. McMaster in his *History of the United States*. I quote from the original sources as much as will be necessary for information about the educational condition of the province and state.

Prof. Rivers (as above, p. 303, Note) says: "It is probable there were in North and South Carolina many 'private tutors' for families or neighborhoods, though few 'public schools' supported by taxation" (1754). Ramsay (vol. ii. of his *History of South Carolina*, pp. 357, 362, 372, 376, 382) gives a fairer view of the whole system of education in the state. I give the important part (pp. 357—8). "The corporations of these free schools were cherished by government. They were favored in taking uplands which have ever since been increasing in value. They formed a center to which were drawn the donations and bequests of the charitable. From the triple source of tuition money, public bounty and private donations, a fund was created which diffused the means of education far beyond what could have been accomplished by uncombined exertions conducted without union or system.

With the growing wealth of the province the schools became more numerous and co-extended with the spreading population. The number of individuals who could afford to maintain private tutors and of natives who were sent abroad for education increased in like manner. None of the British provinces in proportion to their numbers sent so many of their sons to Europe for education as South Carolina. (With the exception of Virginia, no State in the Union has obtained a greater, or even an equal proportion of national honors. This was in some degree the consequence of the attention paid by the early settlers of Carolina to the liberal education of their children.)"

In speaking of schools and colleges he says (p. 359): "Men of moderate circumstances had not influence enough to carry it through (a bill for a college), and the rich did not need it; for

they disregarded the expense of sending their sons to the seminaries of Europe."

Societies were formed which aided the cause of education by their influence and substantial support. "Education," says Ramsay, p. 362, "has also been fostered in South Carolina by several societies as a part of a general plan of charity. The oldest of this class is the South Carolina Society which was formed about the year 1737. It pays the salary of a schoolmaster and schoolmistress for the education of children of both sexes."

Ramsay's general remarks on the subject of education are worth repeating (pp. 372—3): "Though the state and individuals have done much to encourage education among the youth of Carolina, the proportion of the rising generation which is pressing forward with such ardent zeal for knowledge, as bids fair to secure them seats in the temple of fame is lamentably small. In genius they are not deficient, but perseverance in a long-continued close application to study is too often wanting. Many of them will not learn Greek at all. Others learn it so superficially that it is soon forgotten. Very few can bring their knowledge of either Latin or Greek classics to bear on any subject of conversation, or writing, seven years after they have done with school. What is thoroughly learned cannot be so easily forgotten. A few with little or no classical education, by the help of superior natural powers and an industrious course of English reading, have made a distinguished figure in public life. Their success, like the largest prizes in a lottery, inspire false hopes in the breasts of others who have neither the talents nor the industry of those whom they affect to resemble. So much of the precious period of youth is frequently spent in doing nothing of any value or in frivolous amusements, that too little is left for completing a solid education in its proper season. Whether this is attained or not, the pursuit of it oftener terminates under twenty, than continues beyond that period. Several affect to be men, and some are really fathers when they ought to be at school."

On pp. 382—83, Ramsay gives a summary of the results of the educational efforts to the beginning of the present century (1810): "In the course of the 106 years while South Carolina was a colony, the whole number of persons born there who obtained the honors of literary degrees in colleges or universities, as far as can be re-

collected, is short of twenty; but in the thirty-two years of her independence one hundred of her native sons have acquired that distinction. There was no grammar school in South Carolina prior to 1730, except the free school in Charleston: from 1730 to 1776 there were no more than four or five, and all in or near Charleston. Since the revolution there are, from information, about thirty and they are daily increasing and extending into the remotest extremities of the state."

Dr. Manigault has kindly furnished me a list of American students at the London law schools in the last century published in the English papers and copied in the *Charleston News and Courier* in January 1870. The period is from 1759 to 1786, a quarter of a century just before and during the revolution. It shows better than anything else how fashionable it was in the colonies to send the sons to England for their education. The numbers are as follows:

Middle Temple, total	77;	South Carolina	39.
Inner Temple, ,,	24;	,,	2.
Lincoln's Inn, ,,	15;	,,	7.
Total	116		47

Total of French extraction from South Carolina 12; that is, just one fourth of the whole number sent. Thus, South Carolina sent a little more than 41 per cent of the whole number, of which one fourth were of French extraction. The other Huguenots were educated in the (English) schools of the province; for at this period none are known to have gone to France, and no French schools were ever supported.¹ After the revolution, in the beginning of this century, it became somewhat fashionable to go to France for an education, but by that time all knowledge of French (except that learned at the school) had disappeared. The continuity of the mother-tongue had been broken with the first emigration to this country and could never be resumed again.

Schools, however, are not the only means of an education,

¹ There were private French Boarding and Day Schools and ever have been, but these were for the upper classes. In the public school system no provision was made for French.

especially of a literary character. Libraries and books perform an important part in the education of a community and the early settlers were alive to this important fact. One of the early writers (cf. Carroll's *Collections*, i., p. 507) informs us "that the people stand not only much indebted to an ingenious bookseller, who introduced many of the most distinguished authors among them, but several of the most respectful citizens, also, united and formed a society for the promotion of literature, having obtained a charter of incorporation for that purpose. All the new publications in London, and many of the most valuable books, both ancient and modern, have been imported for the use of this society. Their design was not confined to the present generation, but extended to posterity, having the institution of a college in view, so soon as the funds of the society should admit it. Newspapers were also printed for supplying the province with the freshest and most useful intelligence of all that passed in the political and commercial world" (1765). Ramsay adds something of interest on this subject in the second volume of his *History of South Carolina*, p. 352: "The Settlement of Carolina was nearly coeval with the institution of the Royal Society of London, and began at a time when Addison, Boyle, Boerhaave, Barrow, Fénelon, Hale, Locke, Milton, Newton, Rollin, Sydney, Sydenham, Sloan, Tillotson, Watts, and many sons of intellect were living and enlightening the world with the beams of knowledge. Though few, if any, of the early settlers of the province were learned men, yet they brought with them general ideas of European literature. The subsequent improvements in the old world were soon transmitted to the new, and by the noble art of printing extensively diffused." In the year 1700 a law passed "for securing the provincial library of Charleston."

The Church of England also aided in the promotion of education by establishing libraries throughout the state. "Commissioner Bray and his associates founded several Provincial and Parochial Libraries; and the venerable society for the propagation of the Gospel in Foreign Parts sent to every Parish Church in the Colonies, a library for the use of the ministry.

The advantage resulting from Parochial Libraries would not be confined to the Clergy, but would extend equally to the people."

It will be seen from the above that the relations between the province of South Carolina and the mother-country were far more intimate than those of the other provinces. The children, as a rule, spent years in England while pursuing their studies; the Church established by the Proprietors and people was under the Bishop of London, and the ministers came from England; libraries were founded by the church and by private enterprise, and the favorite books were those imported from England. We, however, see no signs of an early provincial literature comparable with that of New England. The people lived as in England, thought as in England, were thoroughly English in every respect. But the French element had an influence upon the education and manners of the province. Noted for their sobriety and orderly habits, for their industry and application to their pursuits, for their love of religious freedom and tolerance in general, for their intellectual superiority over their countrymen of the Catholic faith, they brought with them very desirable qualities for the upbuilding of the new state. Their influence is seen in the industrial progress of the state, in the formation and development of the new government, in the social life of the people. Their influence on the schools, the formation of libraries, the circulation of books, the literary development of the young state must have been equally felt and equally beneficial, whether we can trace that influence as clearly and as distinctly as in the political, industrial and social history of the state. The histories are silent on the subject of Huguenot schools, libraries, books and intellectual pursuits and accomplishments, so that we are forced to rely on tradition and information gathered from older people and accounts of the Huguenots in other parts of the world. From these sources we can collect information enough to lead us to conclude that they were active in developing the school system of their chosen state and fostered its literary growth. But they fostered the English language and discarded their own as soon as possible; however, it could not disappear without leaving some sign of its former presence, though the difficulty of tracing back the vestiges of that presence will be very great.

The influence of the Huguenot element upon the pronunciation of Charleston can be detected in two ways. In the first place a careful comparison of the Huguenot proper names and their present

pronunciation with their earlier pronunciation, as nearly as that can be determined after so long a time, will show the mutual influence of the Huguenot and English pronunciations upon each other. Secondly, a careful comparison of the vowel and consonant sounds of the French and English of that early period and a careful investigation of the historical development of the same, will show a like mutual influence upon the final pronunciation of Charleston. Early documents of both languages, with the approximate pronunciation in each case, must form the basis of this investigation. Here we shall give only the French documents, reserving the early English for a revision of our former article.

[To be concluded.]

Providence, R. I.

SYLVESTER PRIMER.

NOTES ON THE SOUNDS OF THE ROMANCH OR ROMANESE OF THE UPPER ENGADINE.

The following notes on the pronunciation of Romanch or Romanese are offered to the readers of this journal with some diffidence, as they are the result of a brief study of the subject. Perhaps some one better acquainted with Romanch or Romanese may be able to correct and supplement them.

The written language looks very like Italian, but it will be found to be very different, and far more complicated, in its sounds and combinations of sounds.

ACCENT RULES.

1. If the vowel of the last syllable is (ə), the previous syllable has the accent.

2. In other cases words are generally accented on the last syllable if they end in a consonant, or on the last but one if they end in a vowel.

In the examples given below, words which are exceptions to these rules have the accent marked.

CONSONANTS.

The consonants, according to the international alphabet of the Maitre Fonétique, are as follows:

Labial		Lingual				Palatal		Velar		Glottal.
Hard	Soft	H.	S.	H.	S.	H.	S.	H.	S.	
p	b			t	d	ch	jh	k	g	
	m				n		ŋ		ŋ	
					l		ʎ			
					r:					
	w	f	v	s	z	f	ʒ	ç	j	h

There are also two consonant diphthongs which I denote by (tʃh) and (dʒh).

ch is a hard palatal stop, aspirated, and sounding very like (tʃ) in Eng. *chest*. The symbol generally used for it happens to be *ch*, as in *charestia* (charəstia) famine. In the termination (mɛ:nch) it is represented by *g*, as in *facilmaining* (fatsilmɛ:nch) easily.

jh is the corresponding soft sound, and to the ear it is very like (dʒ) in Eng. *jest*. The symbol in use for it is *g* followed by *e i ö* or *ü*.

k The symbols in use for (k) are *c* and *q*.

m is often written as *n*, e. g. in *maun*, *pauu* (mɛ:m, pɛ:m) hand, bread.

n is sometimes written as *m*, e. g. before *d* in the words *Samda*, *semda* (Sanda, sɛnda) Saturday, path.

ɳ The symbol for (ɳ) is *gn*, but it is sometimes written *n*, as in *pulschainin* (pulʒɛnin) a little chicken.

ŋ The symbol for (ŋ) is *n*, followed by *g* and another consonant, as in *schingla*, *ungla* (ŋɪŋla, uŋgla) shingle, nail.

l is sometimes syllabic, as in *insemmel* (insɛmbl) together.

ʎ is written *gl*.

r: is a long trill, but in the specimen given below it is simply written (r).

w is written *u*, as in *uossa*, *quaist* (wɔsa, kwaift) now, this.

z is written *s*, as in *maisa* (maiza) a table.

f is written *sch* as in *cudesch* (kûdɔf) a book, or before a consonant, *s*, as in *quaist*, *soula*, *s-charpa*, *snuogl* (kwaift, fko:la, fcharpa, fnuil) this, school, shoe, knee. There are a few exceptions to the rule that *s* before *t* is pronounced (f), but it seems to be always pronounced so before *p*, *k* and *ch*.

ʒ is also written *sch*, as in *Lündeschdi* (Lyndɔʒdi) Monday, *muscher* (uûʒe:r) a walnut tree, or *s* as in *svoler*, *sbarrer* (ʒvole:r, ʒbare:r) to fly, to let off a shot.

ç is represented by *j* as in *sij* (zyç) jam, or by *h* as in *amih* (amiç) friend.

j is written *j* as in *pajais*, country, or *i*, as in *compassiun* (kɔm-paʃum) compassion.

h is not sounded unless a vowel precedes it, so *iin hom* (a man) is pronounced (yn ɔm).

tʃh is the combination (tʃ) formed with the point of the tongue against the edge of the upper teeth and strongly aspirated. The directions of my instructress when I try to pronounce it are to make it harder, harder, harder, and when I have made it very like a sneeze she is quite satisfied.

The symbol for it is *tʃh*, as in *tʃhel* (tʃhe:l) heaven.

dʒh is the corresponding soft sound, represented by *dsch*, as in *el dschet* (ɛl dʒhɛt) he said.

The symbols *z* and *zz* stand for (ts) or (dz).

Before palatal vowels *c* stands for (ts).

Peculiar consonants and combinations of consonants.

Foreigners find (ch, ʝh, tʃh) and (dʒh) very difficult, not being able to distinguish easily between (ch) and (tʃh), both of which sound like English *ch*, or between (ʝh) and (dʒh), both of which seem like English *j*.

There are also some curious combinations of consonants, especially at the beginnings of words, e. g.

fch as in *s-charpa*, *bes-cha* (bɛfcha) sheep, pl.

ff " " *sfarfat* (ffərfat) rogue.

ʒv " " *svoler*.

ʒb " " *sbarrer*.

tn " " *tgnēt* (tnɛt) hold.

vdz " " *vzand* (vdzant) seeing.

sʝh " " *sgür* (sʝhyr) sure.

bʒh " " *hgers*, many.

pch " " *pcho* sinned.

rchs " " *püerchs* (pyərchs) swine.

rʋf " " *arvʃchieu* (arʋfiɔ) received.

ʒbl " " *sblech* (ʒble:ch) pale.

VOWELS.

The vowels are as follows: —

back	mixed	front-round	round
û		y	î
u			i
o	ɔ	ø	e
ɔ		œ	ɛ
a			

All the vowels may be long or short, except *i*, *u*, *æ* and *ə* which are always short.

a The sound is like *a* in *father*. It may be long or short.

ɛ This also may be long or short. Long (*ɛ*) is often represented by *au*, and sometimes by *ai*, as in *lontaun*, *saimper* (lontɛ:m, sɛ:mpɔr) distant, always. Long (*ɛ*) is used as an ending for the imperative. It cannot then be written (*ɛ:*), but perhaps its length is sufficiently indicated by the fact that it is accented.

e This vowel is generally long. We meet with long (*e*) in the infinitive ending written *er*, e. g. in *chürer* (chyre:r) to feed. Both long (*ɛ*) and long (*e*) sometimes have a peculiar nasal sound, though they are never nearly as nasal as the French nasal vowels. The nasality is, I think, always due to a nasal consonant following the vowel.

i is the same as the vowel in Eng. *pit*, Germ. *sinn*. It is always short, and much more open than (*î*).

î may be long or short. It is short in unaccented syllables.

ɔ is seldom long. We have examples of long (*ɔ*) in *och*, *mort* (ɔ:ch, mɔ:rt) eight, dead. The imperative ending written *o* is pronounced (*ɔ*), as in *fo* (fɔ) make.

o Long (*o*) is sometimes represented by *ou*, as in *nouu* (no:v, or colloquially nɔkf) nine. The participle ending written *o* is pronounced (*o*), and so distinguished from the imperative. Ex. *mazzo* (matso) killed.

u is the same as in Eng. *put*, Germ. *dumm*. It is always short, and much more open than (*û*).

û is short in unaccented syllables.

œ is a sound I have noticed only in *tuot* (tuœt) everything. In this word it is accented and short. It is like French *eu* in *seul*.

ø and *y* are written *ö* and *ü*. They may be long or short.

ɔ is like German *e* in *gabe*. It is always short and unaccented. The symbols for it are *e*, *a*, *eu* and *o*. It often occurs as the second part of a diphthong. Exx. *quater*, *cummanzettan*, *mieu*, *duos* (kwatɔr, kumantsɛtɔn, miɔ, duɔs) four, began, my, two.

DIPHTHONGS.

- ai In this diphthong the elements are more distinctly (a) and (i) than in Eng. *i* in *time*, but the (i) is very short. Exx. *avaiva*, had, *pajais*, country.
- ei In this diphthong the (i) sound is, I think, shorter still than in the diphthong (ai), but the two sounds are more distinct from one another than in Eng. *they*, and the (e) is long. Exx. *eira*, was, *peis*, feet.
- ou The symbol for this diphthong is *ou*, as in *mour*, die, *our*, out. It is not like any Eng. or Germ. diphthong. But in one respect it seems to resemble the Eng. and Germ. diphthongs, for there is a continuous glide from (o) to (u) and the first sound is not held so long and steadily as the first elements of (ai) and (ei).
- eo represents the pronunciation of *eau*, I. It is like Eng. *air*. I have not observed this diphthong in any other word.
- io The first part of this diphthong is the close sound, which in other cases I have written (i). The symbols used for it are *ie* and *ieu*, as in *tiers*, to, *sieu*, his, *micu*, my. It is like *ea* in Eng. *idea*.
- uo The first part of the diphthong is the close sound which in other cases I have written (û). The symbol used for it is *uo*, as in *duos*, two, *cuort* (kuært) short. It is like *ure* in Eng. *sure*.
- yø is the diphthong heard in *püerchs*.

The combinations *au* and *eu* look like diphthongs, but as far as I have observed, *au* always represents (æ:) and *eu* always stands for (ə).

The following specimen of Romanch or Romanese has been carefully gone through several times with my excellent instructress, Fräulein Ottilia Schucan, and I believe that it represents her pronunciation with tolerable accuracy.

SPECIMEN.

Parable of the Prodigal Son.

Luke XV 11. Yn om avaiwa duos fiłs.

11. Ün hom avaiwa duos figls.

12. Ed il jhjuvæn da kwels dzhæt al bap: Bap, dō m la part

12. *Ed il giuven da quels dschet al bap: Bap, do'm la part dela ro:ba, chî m tuōcha. Ed el partit ad els la ro:ba. della roba, ch'im tuōcha. Ed el partit ad els la roba.*

13. E poch temp tsieva il fił jhjuvōn mētēt tuōet insēmbel, e
 13. *E poch temp zieva il figl giuven mettēt tuot insēmmel, e*
 jhēt davēnt in yn pajais lōntē:m; e lo disipēt ēl sia fakultēt, vivānt
get davēnt in ün pajais lōntaun; e lo dissipēt ēl sia facultēd, vivūnd
 disolūtānē:nch.
dissolutamaing.

14. E kūr ēl avēt kōnsymō tuōet, nīt yna granda charestia in kwēl
 14. *E cur ēl avēt consimō tuot, gnūt iina granda charestia in quel*
 pajais, ed ēl kumāntēt ad avair bzōn.
pajais, ed ēl cumāntēt ad avair bsōgn.

15. Ed ēl jhēt e s mētēt tiōrs yn abitant da kwēl pajais, il
 15. *Ed ēl get e 's mettēt tiers ün abitant da quel pajais, il*
 kwe:l il tramētēt syn siōs e:rs a chyre:r ils pyōrchs.
quēl il tramettēt sün siēus ers a chürrer ils püerchs.

16. Ed ēl desidōraiva d implir siō stōmī kun fryts cha ls pyōrchs
 16. *Ed ēl desiderāiva d'implir siēu stomī cun früts, cha'ls püerchs*
 małāivōn; mo yn jhyn nōn al daiva da kwēls.
maghāivōn; mo iingün non al daiva da quēls.

17. Alūra jhēt ēl in sē, e dshēt: kwē:nts mērtsenā:ris da miō
 17. *Allura get ēl in se, e dschet: Quaunts mercenaris da miēu*
 bap ē:m pē:m in abundāntsa, ed ēō mōur kwī d fam.
bap haun paun in abundanza, ed eau mour quē d'fam.

18. Eō vōł fte:r sy ed ir tiōrs miō bap, e dir ad ēl: Bap, ēō
 18. *Eau vōgl ster sū ed ir tiers miēu bap, e dir ad ēl: Bap, eau*
 hē pcho kuntōr il tshē:l ed avē:nt tē,
he pcho cunter il tshel ed avaunt te,

19. e nōn sūn py dēn d ēsōr nōmnō tiō fił: fō m pēr yn da
 19. *e non sun pū degn d'esser nomno tiēu figl: fo'm pēr ün da*
 tiōs mērtsenā:ris!
tiēus mercenaris!

20. Ed ēl alvēt, e nīt tiōrs siō bap. E kūr l eira ē:ncha
 20. *Ed ēl alvēt, e gnūt tiers siēu bap. E cur l'eira auncha*
 dalō:ntfh, il vdzēt siō bap, e s lafēt nīr kōmpasjūm, e kurit e s
dalōntsch, il vzet siēu bap, e's laschet gnūr compassiun, e currit, e's
 bytēt vi a siō kulōts, e l bytfhēt.
büttēt vī a siēu culōz, e'l bütschet.

21. Ma il fiḷ al dʒhət: Bap, əɔ hɛ pcho kuntər il tʃhe:l ed
 21. *Ma il figl al dschet: Bap, eau he pcho cunter il tschel ed*
 ave:nt tɛ, e non sūn py dɛn d ɛsər nɔmnɔ tiə fiḷ.

avaunt te, e non sun pū degn d'esser nomno tiu figl.

22. Ma il bap dʒhət a siəs famaʎs: Pɔrtɛ ɔur la py. bɛla
 22. *Ma il bap dschet a sieus famagls: Portè our la pū bella*
 rasa, e vɛʃti l, e mɛ:tɛ yn ané in siə mɛ:m, e scharpəs in siəs peis.
rassa, e vestì'l, e mettè ün anè in siu maun, e s-charpas in sieus peis.

23. E mnɛ nɔ il vde ingrafó, e matsé l, e manjhain e stain
 23. *E mnè no il vdè ingrascho, e mazzé'l, e mangiain e stain*
 alɛjhərs!

allegers!

24. Perché kwaift miə fiḷ ɛira mɔ:rt, ed ais turnó in vita; əl
 24. *Perche quaiſt miu figl ɛira mort, ed ais turno in vita; əl*
 ɛira pɛ:rs, ed ais cható. Ed əls kumantsətɔn a fte:r alɛjhərs.
ɛira pers, ed ais chatto. Ed əls cumanzettan a ster allegers.

25. Ma siə fiḷ py ve:ʎ ɛira syn la kúty:ra; e kúr əl, turnant,
 25. *Ma siu figl pū veɟl ɛira sün la cuttiira; e cur əl, turnand,*
 nít spɛ:r la che:za, údit əl il súnɛ:r e súte:r.
gnit sper la chesa, udit əl il suner e suter.

26. Əl klamɛt yn dɛls famaʎs e dumandɛt, che cha kwe saja.
 26. *Əl clamet ün dɛls famagls e dumandɛt, che cha què saja.*
 27. Mo kwəl al dʒhət: Tiə frɛ:r ais niə, e tiə bap ɔ matsó
 27. *Mo quel al dschet: Tieu frer ais gnieu, e tiu bap ho mazzo*
 il vdé ingrafó, pərkwé ch əl l ɔ arvʃiə ɛɛ:m.
il vdè ingrascho, perquè ch'el l'ho arveschieu saun.

28. Ma əl s adiret, e nun volaiva ɛntre:r. Wɔsa jhət ɔur siə
 28. *Ma əl s'adiret, e nun volaiva ɛntre:r. Uossa gɛt ɔur siu*
 bap, e l arovɛt.
bap, e l'arɔvet [d'ɛntre:r].

29. Ma əl, rɛspɔndant, dʒhət al bap: Mɛ:ra, tɛ:nts ans sɛrv əɔ
 29. *Ma əl, rɛspɔndand, dschet al bap: Mera, taunts ans sɛrv ɛau*
 a tɛ, e nun ɛ me surpasó tiə kumandamɛ:nt, e ty non m ɛ:ft me do
 a te, e nun he mè surpasso tiu cumandamaint, e tü non m'hɛst mè do
 yn udzəl, ch ɛɔ pɔ:sa fte:r alɛjhər kun miəs amiçs.
ün uzöl, ch'ɛau possa ster alleger cun micus amihs.

30. Mo siánt niō kwaift tiō fił, chi ho kōnsymó sia ro:ba kun

30. *Mo siand gnieu quaist tieu figl, chi ho consiūmo sia roba cun pite:mas, l e:ft ty matsó il vde ingrafó.*
pitaumas, l'hest tū mazzo il vdè ingrascho.

31. Ma el al dzhēt: Fił, ty e:ft sē:mpōr kun me, e tuōet kwe,

31. *Ma el al dschet: Figl, tū est saimper cun me, e tuot què,*
ch ais miō, ais tiō.
ch'ais miu, ais tieu.

32. Mo ɛð ftuaiva bain ɛser leid e m alegre:r; pərché

32. *Mo cau stuaiva bain asser leid e m'allegrer; perche*
kwaift tiō frē:r eira mō:rt, od ais turno in vita, eira pē:rs, ed
quaist tieu frer eira mort, ed ais turno in vita, eira pers, ad
ais cható.
ais chatto.

(*Il Nouv Testumaint*, tradüt tres J. Menni. Coira 1861.)

Brighton.

L. SOAMES.

HEINRICH BARBS TRANSSKRPTION DES NEUPERSISCHEN.

Wenn man in Passys *Fonètik fîtter* liest: „Komiunikéconz adrèst to dhi èditor; Pitman'z cort-hand or eni stail ov reformd spelix mé bì yûzd, our stail préfèrd. Rait veri klirli. Artiklz for insercon cud rîtc œs befør dhi fœrst ov îtc mœnth“ -- so müssen einem allerhand gedanken aufsteigen. Zuerst über den mangel an konsequenz in der phonetischen unschrift, der in dieser stelle wie überall im *F. t.* (seit einiger zeit habe ich das blatt nicht mehr zu gesicht bekommen) zu tage tritt. Warum wird in *èdîter* das *tor* zu *ter* (man könnte dafür bei P. auch *ter* erwarten), während in *komiunikécon* die endsilbe unverändert gelassen wird? Wir dürfen daraus doch kaum den schluss ziehen, dass P. dieses *-con* wie *shone* (von *to shûne*) spricht. In demselben worte ist das verschleifte *u* durch *iu* wiedergegeben, während gleich drauf *yûzd* geschrieben wird. Sollte ich zwischen *iu* und *yu* für die beiden wörter wählen, so würde ich noch eher *komyunikécon* und *iûzd* schreiben. Das *u* im êrsten worte wird nur durch den mangel an ton kürzer, während die beiden laute für mich ganz gleich sind, wenn ich *communication* langsam silbe für silbe etwa einem schwerhörigen gegenüber spreche. *Eni* trägt keinen akzent auf dem *e*, obwohl dies völlig gleich dem *è* in *adrèst*, *èdîtor* ist. Oder soll *e* in *eni* etwa gesprochen werden wie *e* in *reformd*, welches worte ich wiederum, wenn ich es jemand langsam vorsprechen sollte, *rî-formd* sprechen würde, im flusse der rede aber *ri-formd*, *i* wie in *dhi*, *eni*, oder wie *e* in *préfèrd*. Das zweite *e* in *préfèrd* kann nicht gleich dem *e* in *adrèst* sein, das worte müsste vielmehr *prifèrd* geschrieben werden, und der falsch gesetzte akzent liesse sich vielleicht auf *spèlîx* anbringen. Warum *insercon* neben *fœrst* oder auch *œs* und *mœnth*? warum *klirli* neben *rîtc*? Der *F. t.* ist also ein recht dilettantischer *Fonètik raiter*, und es ist nur gut, dass herr prof. Elze, der in seinem

Grundriss der engl. philologie mit den phonetikern so scharf ins gericht gegangen ist, den *F. t.* nicht gekannt zu haben scheint, sonst würde herr Passy gewiss noch schlimmer weggekommen sein als der verdienstvolle Ellis, über den der nunmehr verstorbene hallesche gelehrte, dem nichts phonetisches heilig war, das bittere wort ausgesprochen und auch in der 2. auflage beibehalten hat: „Mr. Ellis leidet offenbar an phonetischer superfötation.“

Und damit komme ich zu dem anderen gedanken, welchen das „any stile of reformed spelling may be used“ anregt. Es ist üblich geworden, dass jeder forscher sein eigenes *stile of reformed spelling* oder gar mehrere gleichzeitig oder hintereinander hat, welche jedes für sich den namen eines *stile* verdienen, den ich nach dem oben gesagten der passy'schen transskription absprechen muss. Ich rede nicht von solchen fällen, wo einzelne engländer sich ihre eigene rechtschreibung herrichten, wie Furnivall, welcher nicht bloss *stopt*, *stabd* und mit den amerikanern *favor*, *honor*, sondern auch *advant* u. dgl. schreibt. Das mag jeder schriftsteller soweit treiben wie er glaubt, dass seine leser sich gefallen lassen. Ich meine vielmehr die verschiedenen versuche in wissenschaftlichen werken (im esoterischen kreise, um mit prof. Elze zu reden), in denen anstatt oder neben der landläufigen schreibung zum zwecke der aussprachebezeichnung eine umschrift gegeben wird. Es ist begreiflich, wie männer, welche selbständige laut- und namentlich vokalsysteme aufstellen, ganz natürlich dazu kommen auch eigentümliche umschriften dafür aufzustellen. Aber von dem darin gerechtfertigten abgesehen, bleibt des willkürlichen soviel übrig, dass man dem elze'schen spotte eine gewisse berechtigung zugestehen muss. Schulgrammatiken und schulausgaben, welche in der aussprachebezeichnung die grösste mannigfaltigkeit aufweisen, beschränken sich meist auf den äusserlich-praktischen standpunkt und machen deshalb in dieser hinsicht keinen anspruch auf wissenschaftliche genauigkeit. Auch in England, dem geburtsland der phonetik, wird noch manches merkwürdige in dieser beziehung geleistet. Man sehe sich z. b. die aussprache in Lathams Johnsonwörterbuche (das auch sonst das viele geld nicht wert ist) an. Da ist mir noch die umschrift mit ziffern, wie beim alten Walker, lieber. Kaum zu begreifen ist es, dass so elende bücher wie Nuttalls *Pronouncing dictionary* trotz niedrigem preise käufer finden. Dass es mit deutschen büchern oft nicht besser steht, dafür sei als beispiel nur

Tangers *Engl. namenlexicon* angeführt, dessen lautbezeichnung in ihrer geschmacklosigkeit und undurchsichtigkeit mindestens ungeschickt genannt werden muss, in einzelnen fällen aber geradezu irreführt. Aber kommen wir zu männern, die trotz Elze ganz ernsthaft genommen werden müssen, so wäre doch zu wünschen, dass grössere einigkeit in der lautschrift herrschte. Es wäre zu wünschen, dass neben dem rationellen und dem streben nach vollständigkeit auch das ästhetische und die lesbarkeit (und damit das gesundheitliche) die nötige berücksichtigung fänden. Es ist durchaus nicht gleichgiltig, welche bilder dem auge in der lautschrift entgegen treten, ob sie gefällig, ob sie leicht leslich sind. Bells *visible speech* kann man nicht anders als hässlich finden. Ebenso müssen wir die ellis'schen systeme mit ihren hunderten von zeichen, so sinnreich ausgedacht (für den drucker) und auf vollständigkeit berechnet sie auch sein mögen, verwerfen, nicht bloss, weil sie infolge der „superfötation“ — dieser schöne ausdruck erinnert an des Aristoteles fabeln vom hasen — gleich dreifach auftreten, sondern weil sie in hohem grade unbequem und unschön sind. Sweet hat ebenfalls zwar nicht gleichzeitig, aber nacheinander verschiedene arten der umschrift angewendet. Die norweger lehnen sich wie an ihn so an seine schreibweise an, doch nicht ohne änderungen vorzunehmen. Vietor verfährt in seinem grösseren werke und in *German pronunciation* auf eigne weise. Trautmann hat sich wie seine besonderen kunstausdrücke (deren einbürgerung mir im ganzen wünschenswert erscheint), so auch seine besonderen transskriptionszeichen geschaffen; schön sind diese aber gerade nicht, auch nicht leicht lesbar. Ich brauche die beispiele nicht zu vermehren. Keiner von diesen und anderen schreibarten kann man den vorwurf machen, der gegen den *Fontik liter* erhoben werden muss. Sie sind jede in ihrer art folgerichtig und nützlich, und nur eine voreingekommene und ungerechte beurteilung wird darin eine überflüssige spielerei sehen. Es ist auch nicht zu besorgen, dass viele deswegen anhänger des alten bleiben werden, weil sie, wie Bossuet über den protestantismus, schliessen: „die wahrheit kann nur *eine* sein, die neuerer haben jeder seinen eigenen weg, folglich ist die wahrheit nicht bei ihnen“. Wie frieden und kirchhofsruhe nicht dasselbe sind, so braucht auch nicht alles, was nicht *unisono* ist, gleich disharmonie zu sein; und manche dissonanzen lösen sich ja in die schönste harmonie auf. Aber die mannigfaltigkeit der lautschriften hat doch für

den laien (viel mehr beanspruche ich selber nicht zu sein) und für den angehenden jünger der lautwissenschaft viel beschwerliches; man kommt aus dem umlernen nicht heraus, und ich fürchte, manchem unter dem nachwuchs wird es gehen wie dem erfinder des volapük, der flugs eine funkelnagelneue weltsprache machte, weil er sich sagen musste, dass keine der auf solche stellung anspruch machenden welt-sprachen aussicht hätte, von den anderen völkern als solche unbedingt anerkannt zu werden. Bei manchen systemen, wie bei Ellis' *palæotype*, kommt die grosse unbequemlichkeit daher, dass der urheber sich ein ausdrucksmittel für die laute aller möglichen sprachen hat schaffen wollen. Ich glaube, dass es vorläufig besser wäre, für jede einzelne sprache (abgesehen von allgemeineren werken) eine besondere transskription anzuwenden, weil man sich darüber jedenfalls eher verständigen wird als über ein völlig ausreichendes allgemeines alphabet, das trotz Lepsius noch gefunden werden soll, das zu schaffen über die kraft vieler, geschweige denn eines einzelnen geht, weil kein einzelner mensch die fülle der in den sprachen der völker vorhandenen laute beherrschen kann. Ich hatte vor anderthalb jahren gelegenheit, von einer deutschen dame, welche seit ihrer kindheit mehr als zwanzig jahre in Natal unter pondos und zulus gelebt hat, mir die drei kaffrischen *clicks* (klixen, wie sie sagte) oder schnalzlaute *c*, *k*, *q* vorsprechen zu lassen, und zwar sowohl allein wie in wörtern und sätzen; ich kann dieselben nunmehr nach dem öfteren hören deutlich von einander unterscheiden, bin jedoch bis jetzt nicht im stande, sie richtig nachzusprechen. Soviel aber ist mir sicher, dass kein europäer, auch der erste phonetiker nicht, diese (meiner ansicht nach wirklichen sprach-) laute je *a priori* konstruiren wird, ebenso wenig wie jemand, der noch nie etwas von einem elefanten oder krebs gehört oder gesehen hat, sich eine vorstellung von einem solchen lebewesen wird machen können. Ein allgemeines alphabet, in idealer vollständigkeit gedacht, würde für die bekannteren sprachen, welche vorzugsweise studirt werden, vermutlich viel zu schwerfällig und praktisch unbrauchbar sein. Es gilt also auch hier das „*tu quoque formida nimium sublimia semper*“. Wir müssen uns auf das zunächst erreichbare und zweckmässige beschränken.

Wenn ich nunmehr nach diesen etwas lang geratenen vorbemerkungen daran gehe, die leser dieser zschr. mit der barbschen transskription des neupersischen bekannt zu machen, so veranlassen mich

dazu mehrere gründe. Ich irre mich zunächst gewiss nicht in der annahme, dass dieselbe nur wenigen bekannt sein wird, und ich also den meisten etwas neues damit biete. Doch kann das eigentlich kein grund sein, eine sprache, die so weit von unserem gesichtskreis abliegt und von wenigen gekannt, von noch wenigern gekonnt wird, heranzuziehen, trotz dem weiten spielraum, den sich die *Phon. stud.* ihrem programme nach gesteckt haben. Ich thue es, weil ich in Barbs transskription ein muster einer solchen für eine einzelne sprache sehe, welche wirklich allen berechtigten anforderungen genügt, ja sogar die rückübertragung gestattet; sodann weil Barbs methode, wie ich sie als dessen schüler kennen gelernt habe, obwohl vor der phonetischen ära (wie prof. Elze sagen würde) entstanden, zu den neueren bestrebungen im fremdsprachlichen unterrichte (z. b. dem von Walter mitgeteilten versuche) eine merkwürdige parallele bietet und geeignet ist, licht auf dieselben zu werfen; und zuletzt, weil, wie ich hoffe, dadurch gezeigt wird, wie wenig berechtigt in diesem falle, also wie wenig allgemein gültig solche urteile wie die von Elze über phonetik und phonetische transskription sind. Elze sagt nämlich s. 318 seines *Grundrisses der engl. phil.* (2. aufl. s. 339): „Halten die phonetiker trotz aller dieser bedenken die phonetische transskription der laute für ein unabweisliches bedürfnis, so hat die philologie weder ein recht noch eine veranlassung ihre zirkel zu stören, nur muss sie dabei voraussetzen, dass diese transskriptionen auf den esoterischen kreis beschränkt bleiben. . . . Der standpunkt und die aufgabe der philologie sind auch in diesem punkte klar vorgezeichnet, sie muss auch hier festhalten an dem historischem entwicklungsgang und darf zu keinen willkürlichen eingriffen in denselben, wie die einföhrung eines neu erfundenen alphabets und einer phonetischen orthographie, die hand bieten. Die sprache duldet keine künstlichen gebilde. Die unleugbaren mängel der gegenwärtigen (engl.) orthographie verbessern sich auf dem zwar langsamen aber naturgemässen historischen wege von selbst.“¹ Für die persische sprache und philologie (bei

¹ Es liegt mir selbstverständlich fern, herrn prof. Elze nach seinem tode irgendwie zu nahe treten zu wollen. Ich verehere in ihm den vornehmen geist, den fleissigen forser, den feinföhligen kritiker und nicht zum wenigsten den sorgsam geschmackvollen darsteller, dem die englische philologie so manche wertvolle gabe verdankt. Als eine solche erkenne ich auch sein letztes werk, den *Grundriss*, an. Das buch bedeutet auf seinem gebiet eine epoche. Nur kann ich mich gerade mit dem gedanken, auf welchen der verfasser so grosses gewicht

welcher letzteren die spracherlernung ebenso die unentbehrliche grundlage für die geschichtliche erkenntnis der sprache und litteratur und des gesamten geistigen lebens ist, wie bei jeder anderen philologie) treffen diese sätze durchaus nicht zu.

Heinrich Barb, nachmals hofrat von Barb, hatte mehrere jahre als österreichischer konsulatsbeamter in Persien gelebt, wurde nach seiner rückkehr professor des persischen an der k. k. orientalischen akademie in Wien und starb im juni 1883 als direktor genannter

legt, nämlich durch anlehnung an die klassische philologie (in diesem falle durch zugrundelegung von Böckhs schematismus) der englischen eine höhere würde zu sichern, nicht recht befreunden. Ich will darin noch vornehmer sein als Elze und glaube, dass die englische philologie bedeutend genug ist, um ihre begriffe und einteilung aus sich selbst entwickeln zu können. Aber wenn ich auch auf grund der von den klassischen philologen (vgl. v. Urlichs in I. Müllers *Handb. der klass. altertumsw.* bd. I) beanstandeten böckhschen definition mit Elze in einer neueren einzelphilologie „das wiedererkennen desjenigen erkennens sehen will, das dem gesamten sittlichen und geistigen leben des einzelnen volkes zu grunde liegt und in demselben zum ausdruck kommt“, so scheint mir doch, dass er mit der gänzlichen verbannung der phonetik aus der philologie auch im sinne Böckhs zu weit geht. Ich kann nicht anerkennen, dass die lautwissenschaft schlechthin für eine naturwissenschaftliche disziplin erklärt wird, als geschichtliche ist sie auch eine philologische disziplin, zum mindesten ein gemeinschaftliches grenzgebiet zwischen linguistik und anthropologie, zu dessen anbau vertreter beider wissenschaften beitragen können und müssen, wie auch bisher geschehen. Wir behandeln nicht mehr wie unsere grossväter die sprache nach den grundsätzen der sogenannten allgemeinen grammatik. Die sprache ist uns nicht logik und psychologie, sondern äusserung des geist-leiblichen menschenwesens, natur- und kunstwerk zugleich, ein erzeugnis der freiheit und der notwendigkeit, in welchem sich geistiger inhalt und sinnlich-individuelle form miteinander verschmelzen. Ein wesentlicher teil der letzteren ist das lautliche, das deshalb, wie es im leben von grösster wichtigkeit ist, so auch in der wissenschaft vollste beachtung verdient und solche durch den reiz neuer und sicherer erkenntnis lohnt. Wenn Ellis den versuch macht, zu ermitteln, wie Shakespeare und seine zeitgenossen *lautlich* gesprochen haben, so liefert er damit ebenso gut einen beitrug zur philologischen erkenntnis (auch im sinne der böckhschen schule) jener zeit, wie Elze, wenn er in lebendiger schilderung eine theatervorstellung von damals sich sozusagen vor unseren augen abspielen lässt. Das wort „ars non habet osorem nisi ignorantem“ duldet auf Elze keine anwendung, da er die phonetische litteratur recht gut gekannt hat, sonst könnte man an den grossen Friedrich Ritschl erinnert werden, der es nicht lassen konnte, vor seinen studenten über die sprachvergleich zu ulken. Es ist zu bedauern, dass Elze in der 2. auflage nicht manches in dem betreffenden abschnitt gestrichen hat, nicht wegen der phonetik, die sich schon weiter helfen wird, sondern wegen seines schönen buches selbst, denn eine solche polemik passt meinem geschmack nach nicht zu der objektiven ruhe eines grundrisses.

anstalt. Ich habe seinen unterricht im neupersischen anderthalb jahre lang genossen, und was ich hier vorbringe ist im wesentlichen sein eigentum. Die unterrichtshelfe für die hörer der orientalischen akademie werden in der k. k. hof- und staatsdruckerei, und zwar zu verhältnismässig billigen preisen, hergestellt, gelangen aber meist nicht in den buchhandel. Dort ist auch 1866 das „*Transskriptions-lesebuch der persischen sprache* von H. A. Barb“ gedruckt; es ist ausserhalb der kreise der akademie wohl wenig bekannt geworden, obgleich es auch bei Karl Gerolds sohn in Wien in kommission gegeben und dort wie in der staatsdruckerei zu haben ist.¹ Für einen weiteren gebrauch (auch zum selbstunterricht, für den es sich besser als jedes andere mir bekannte hilfsmittel eignen würde) ist der umstand hinderlich, dass ein wörterbuch fehlt. Barb hatte zwar ein solches verfasst, dasselbe war aber verdruckt worden, weil eines der ersten blätter des manuskripts in der druckerei unbemerkt in verlust geraten war. Da Barb sich im unterrichte ohne glossar behelfen konnte, sind nur wenige exemplare, sogenannte büstenabzüge, mit einer ansehnlichen lücke im ersten buchstaben, gedruckt worden. Eines derselben hat mir der verfassers zum geschenk gemacht, das letzte der sieben überhaupt vorhandenen gewesen, wie er mir sagte, indem er mir zugleich den stoff zur ausfüllung der lücke handschriftlich zur verfügung stellte.² Barb war ein vorzüglicher aussprachelehrer (er sprach auch sehr gut mehrere abendländische sprachen), was nicht nur zum öfteren von der persischen gesandtschaft in Wien, sondern auch vom schah persönlich anerkannt wurde, als er bei seiner anwesenheit in Wien 1873 die akademie mit seinem besuche beehrte und dem unterrichte in der persischen abteilung beiwohnte. Für die bedeutung der barschen transskription spricht auch, dass die persische regierung nach eingehender prüfung mit dem gedanken umgegangen ist, dieselbe statt der für das persische so unbequemen

¹ Auch die neuste *Pers. gramm.* von Salemann und Shukovski, Berl. 1880. (*pars* XII der *Porta linguarum orientaliū* von Petermann-Strack) kennt Barbs lesebuch und transskription nicht; vgl. die litteraturangaben p. 107.

² Dies glossar ist vernünftigerweise nicht nach dem arabischen alphabet geordnet, in welchem die buchstaben nach keinem andern gesichtspunkt als dem der äusseren ähnlichkeit hintereinander gestellt scheinen, sondern nach dem abendländischen alphabet, indem die in diesem nicht vorhandenen zeichen hinter die ihnen lautlich am nächsten stehenden gesetzt sind. Ein glossar in der original-schrift müsste natürlich nach art der arab.-pers. wlb. geordnet sein.

arabischen schrift einzuführen, was ohne zweifel ein grosser fortschritt sein und möglicherweise eine vollständige, sehr segensreiche umwälzung im kulturleben jenes reiches hervorrufen würde, aber bisher an widerstrebenden konservativen strömungen gescheitert ist.

Das persische bietet ein seitenstück zum englischen von auffällender ähnlichkeit der verhältnisse. Ihrem grundstock und grammatischen bau nach ist die sprache eine indoeuropäische, aber seit dem auftreten des islâm und dem sturze der sasaniden ist sie in ihrem wortschatz vom arabischen überwuchert, und zwar ziemlich in demselben masse, wie das germanische englisch von romanischen bestandteilen; ähnlich wie dort sind viele abstrakta eingedrungen. Ich habe nirgends eine genaue statistik gefunden, doch schätze ich das arabische sprachgut auf die hälfte. Wie beim englischen der germanische teil die wortmasse erst zur sprache macht, so hier der eranische. Hier wie dort die verwitterung der flexionen und die weitestgehende analyse, die dadurch ermöglichte genaue unterscheidung der zeitart, die leichtigkeit der verbalen verwertung des nomens, welche im persischen durch die sogenannte konstruktion (ohne *yzafât*), d. h. einfache anhängung der verbalen personenendungen an den nominalen stamm, geschieht. Die in dieser sprache erzeugte litteratur ist nicht nur sehr umfangreich, sondern auch an innerem werte der arabischen weit überlegen. Mit dem islâm kam auch die aus der kufischen hervorgegangene arabische (sogenannte neskhi-) schrift, welche in ihren zügen vielfach umgestaltet wurde, etwa wie die antiqua in der mittelalterlichen mönchsschrift. Für das arabische ist diese schrift ganz ausreichend, weil aus dem genius der sprache hervorgegangen, obwohl sie wie die übrigen semitischen schriftarten (ausser dem äthiopischen) für den fremden den mangel hat, dass, ausser in den ältesten litteraturwerken wie *Mu'allaqât* und heiligen schriften wie dem *Qur'ân*, die vokale nicht bezeichnet werden, oder höchstens die langen durch dehnkonsonanten, was wiederum veranlassung zur verwechslung mit den diphthongen — *au* (*ô*) = *û*, *ei* (*ê*) = *î* — gibt. So werden z. b. *dîn* religion und *dein* (*dên*) schuld, schulden ganz gleich geschrieben, so dass der name des gegenwärtigen schahs Naçr ed-dîn (sieg des glaubens) geschrieben auch „triumph der schulden“ bedeutet. Diese alphabet musste wegen der in immer zunehmender zahl eindringenden arabischen wörter, welche dabei den ton auf die endsilbe fortrückten (also ähnlich wie im englischen unterwerfung der fremden bestand-

teile unter das eigene betonungsgesetz) in seinem ganzen bestande übernommen werden. Da das persische eine anzahl laute hat, welche dem arabischen fehlen (*ʃ*, *g*, *tsch*, stimmiges *sch*), so mussten dafür durch zuhilfenahme diakritischer punkte besondere zeichen geschaffen werden. Der mangel an vokalzeichen ist aber bis heute geblieben. Auch nur im charakter des arabischen begründete orthographische eigentümlichkeiten wurden herübergenommen, und dadurch ganz unnötig neue unklarheiten oder zweideutigkeiten hervorgerufen. So gibt es im arabischen kein selbständiges wort (nur einige proklitika), welches nur mit einem einzigen konsonanten geschrieben wird; im persischen wäre dies ohne die arabische regel recht gut möglich; z. b. *ky* (= dass, oder relativ), sollte eigentlich nur durch *k* ausgedrückt werden, da die kurzen vokale nicht bezeichnet werden; man schreibt aber *kh*, welches man ebenso gut auch *k̄h*, *kāh*, *kūh* mit lautendem *h* lesen könnte. Für die ursprünglichen bestandteile der sprache, denen der semitische trilitteralismus ebenso fremd ist, wie dem lateinischen und deutschen, ist eine derartige schrift natürlich sehr unvollkommen. Man kann sich einen begriff davon machen, wenn man sich vorstellt, unser deutsch sollte mit arabischen schriftzeichen geschrieben werden nach arabischen grundsätzen, welche nicht gestatten, dass ein wort mit zwei konsonanten anfängt, und aus Platon *ijfâtûn*, aus Tripolis *tarabulus* machen. Noch lästiger freilich ist die sache für das türkische, welches durch persische vermittlung die arabische schrift und die arabischen sprachbestandteile überkommen hat, da dies keinen so einfachen und dem arabischen nahekommenen vokalismus wie das persische besitzt.

Es ist leicht einzusehen, dass ein solcher zustand der schriftsprache dem lernenden ganz ausserordentliche schwierigkeiten bietet. Ohne auf schritt und tritt von einem kundigen lehrer — derselbe muss noch mehr als die gewöhnliche geduld haben — geführt zu werden, ist es unmöglich, das persische in der üblichen schrift einigermaßen zu erlernen, weil einer nur das aus derselben herauslesen kann, was er bereits gelernt hat und weiss. Diese thatsache hat Barb zu seiner methode und zur erfindung seiner transskription geführt. Transskriptionen fürs arabische gibt es nun fast ebensoviele wie fürs englische, genauere wie ungenauere. Die bei uns gebräuchlichste ist wohl die von der *deutschen morgenländischen gesellschaft* vorgeschlagene und in deren zeitschrift, sowie in den meisten lehr-

büchern, wie Caspari, Socin, Wahrmunds *Lehrb. der neuarab. spr.*, Hassans *Gramm. der vulgär-arab. spr.*, Wolffs *Arab. dragoman* u. a. angewendete. Dieselbe genügt im ganzen ihrem zwecke, neben dem arabischen stehend das lesen des sogenannten unhareketirten (unvokalisirten) textes zu ermöglichen oder wenigstens zu erleichtern. Bei weiterem studium wird diese hilfe bald entbehrlich. Die strengen arabischen betonungsgesetze lassen kaum eine ungewissheit zu, und wer die formenlehre richtig inne hat, weiss bald, dass das betreffende wort nur so oder so gelesen werden kann. Diese einheitliche durchsichtigkeit fehlt bei der persischen mischsprache, so dass die schwierigkeiten selbst dann noch bestehen bleiben, wenn man — wie es gewöhnlich, wenigstens in den lehranstalten für die orientalischen sprachen, geschieht — mit einigen vorkenntnissen im arabischen an das persische herantritt.

Barbs verfahren ist nun ganz ähnlich dem neuerdings mehrfach für den unterricht in den neueren abendländischen sprachen vorgeschlagenen und versuchten. Der schüler erhält zunächst gar keine texte in persischer schrift, sondern das transskriptionslesebuch, dessen zeichen das lateinische alphabet zu grunde liegt. Nachdem er mit dem lautwert der zeichen und mit dem gesamten lautstand bekannt gemacht ist, wird mit dem lesen begonnen, was schon nach wenigen stunden möglich ist. Neben den lesestücken wird der grammatische stoff schrittweise eingeübt, und so das ganze buch, 122 seiten, durchgenommen und wiederholt, wobei nach bedürfnis andere übungen, wie übertragung deutscher sätze ins persische, vorgenommen werden. In der ersten abteilung des buches ist die betonung bei jedem mehr als einsilbigen worte angegeben. Nachher werden diese angaben immer spärlicher, indem sie zuerst bei den häufigeren und bereits vorgekommenen wörtern, zuletzt gänzlich unterbleiben. Während der wiederholung wird der schüler nach und nach mit der persischen schrift bekannt gemacht und lernt, welche zeichen den transskriptionsbuchstaben entsprechen. Dann wird das parallelesebuch in persischer schrift (welches in drei abteilungen, die einzeln zu haben sind, zu etwas höherem preise erschienen ist) hergenommen, und die entzifferung beginnt. Da ich es selbst mit durchgemacht habe, so kann ich aus erfahrung bestätigen, dass uns diese im letzten drittel des ersten jahreskursus keine schwierigkeit mehr gemacht hat; wir lernten ja bald die alten bekannten im neuen gewande wieder erkennen.

Man muss eben, wie bereits gesagt, die sprache schon kennen, ehe man sie in ihrer eigenen schrift lesen kann.

Barb ist es meiner meinung nach gelungen, auf die natürlichste art die doppelte aufgabe zu lösen, welche das neupersische für eine transskription stellt. Einmal nämlich muss uns die umschrift ermöglichen, den text seinem lautwert nach richtig zu lesen, sie muss also eine phonetische sein; sodann aber muss sie auch eine orthographische sein, welche es gestattet, das in transskription gegebene genau in die arabisch-persische schrift zurückzuschreiben. In lehrbüchern des arabischen reicht eine umschrift aus, welche der ersten aufgabe gerecht wird, denn das arabische erlaubt es den unterricht sogleich mit benutzung arabisch geschriebener wortformen und texte zu beginnen. Es genügt also, wenn die daneben stehende umschrift den lautwert, namentlich die hareketirung (vokalisation) erkennen lässt. Beim persischen dagegen muss die umschrift auch orthographisch-etymologisch genau der urschrift entsprechen, weil sonst der nachherige übergang zur persischen schrift allzusehr erschwert würde. Für den phonetischen teil der aufgabe kommt es sehr zu statten, dass das neupersische ein fest bestimmtes lautsystem hat. Nach Barb besteht die jetzige aussprache schon seit etwa 800 jahren ziemlich unverändert, wie denn im orient alles beständiger ist als bei uns: auch mundartliche ausspracheverschiedenheiten nach landschaften und ständen sollen im persischen sprachgebiete in viel geringerem grade vorhanden sein als anderswo bei denselben raumverhältnissen; der geringste bauer einer entlegenen provinz spricht im wesentlichen ebenso wie die vornehmen kreise Teherâns oder der schâh selber. Wo andere grammatiker von einander oder von Barb abweichende angaben machen, bin ich geneigt, auf die worte meines lehrers zu schwören, nicht weil er mein lehrer war, sondern weil ich mich überzeugt habe, dass er diese dinge sorgfältig darstellen wollte und konnte, während andere in ihren angaben dies nicht immer erkennen lassen. Ich will hier nur die zwei in Deutschland bekanntesten bücher zur vergleichung heranziehen: die *Grammatik der lebenden persischen sprache* von Mirza Mohammed Ibrahim (professor des arabischen und persischen am East-India-College in Haileybury), aus dem englischen übersetzt und bearbeitet von H. L. Fleischer (dem bekannten leipziger arabisisten). Leipzig 1847 (das englische original erschien London 1841; sodann: J. A. Vullers (professor in Giessen und hauptvertreter der

persischen studien in Deutschland) *Institutiones linguae persicae: teil I Grammatica l. p.* Ed. altera. Giessen 1870, also 4 jahre nach Barbs lesebuch.

Vullers hat noch die ansicht, dass das studium einer toten sprache oder entlegenen sprachperiode etwas vornehmeres und ernsthafteres sei als das einer lebenden sprache, p. 19: „Nostrae vero institutiones, quum non inserviant sermoni qualis nunc est, Persarum addiscendo, sed cognatis dialectis comparatis ad *severiora* artis praecepta conscriptae sint, antiquiorem praetulimus pronuntiationem, qualem etiam praebent linguae cognatae“. Danach können wahrhaftig Vullers belehrungen über aussprache nicht besonders vertrauenerweckend erscheinen. Dass die heranziehung der *linguae cognatae* wie sanskrit für die etymologie und manches andre von grösster bedeutung ist, wird ihm niemand bestreiten, wie sie aber zur feststellung der aussprache dienen soll, ist nicht einzusehen. Das wäre geradeso, wie wenn jemand die aussprache Chaucers aus dem angelsächsischen und altfranzösischen, vielleicht auch mit zuhilfenahme des altsächsischen bestimmen wollte. Ellis geht bekanntlich den umgekehrten weg, von der gegenwart rückwärts, und gewinnt so eine kette der überlieferung. Die art, wie Vullers vorgeht, hat jedenfalls den vorzug, dass man nicht kontrolliren kann, wie weit seine bestimmungen richtig sind. Halb mit sich selber und mit dem eben angeführten in widerspruch ist er, wenn er sagt: „Quamquam Persae arabicas literas suis commutarunt, arabicam tamen pronuntiationem, a persicae linguae natura et indole plane alienam omnino recipere non poterant. Difficile autem est sonum quo Persae literam quamque arabicam pronuntiant, accuratius definire, quum vera et perfecta pronuntiatio praeceptis disci non possit sed frequentissimo tantum indigenarum commercio. Attamen adhibitis ipsorum Persarum et virorum doctorum, qui apud Persas degebant, de pronuntiatione praeceptis et comparatione cum zendicis et sanscriticis literis instituta, cum difficiliorem literarum quarundam pronuntiationem, tum singulae cuiusque persicae literae vim et significationem sequentibus accuratius definire conati sumus.“¹

¹ Es kommen bei ihm überhaupt viele ungenauigkeiten und unklarheiten vor; so verwechselt er z. b. elif und hanza, wenn er sagt: „litera elif est spiritus lenis“. Das elif ist oft *träger* des hanza, aber nicht es allein, sondern

Mohammed Ibrahims angaben findet sein deutscher bearbeiter Fleischer selber ungenügend und hat daher die lautlehre zu grösserer genauigkeit umgearbeitet. Das meiste, was er sagt, verdient noch jetzt zustimmung, so in der vorrede: „Die buchstaben ا ع ا ط ت ع ا ط ص ز ذ ص س ث, von denen die zu einer gruppe gehörigen in der persischen aussprache völlig zusammenfliessen, habe ich hier, wo es nur auf die darstellung des lautes ankam, beziehungsweise ebensowenig wie der verfasser unterschieden, was ich jedoch bei der umschreibung ganzer stellen und textstücke des sichern verständnisses wegen und aus andern naheliegenden gründen für unbedingt richtig halte. [Es hat ihm also eine transskription ganz nach barb'scher art vorgeschwebt.] Hinsichtlich des ج ج ش und ش bin ich der mit recht immer allgemeiner werdenden bopp'schen bezeichnung durch $g' \acute{e} \acute{s}$ [d. i. *g' ch sh* in engl. *angel much schilling*] gefolgt, ح und ق habe ich nach Lanes vorgang durch h und k , خ und غ wie Caspari in seiner arabischen grammatik durch h (nach Schleiermacher) und g' , \acute{z} durch \acute{z} [d. i. stimmhaftes *sch*, franz. *j*], و und ی nach deutscher weise durch w und j ausgedrückt. Hoffentlich ist die zeit nicht mehr fern, wo unter mitwirkung der *deutschen morgenländischen gesellschaft* wenigstens die orientalisten deutschen stammes sich über eine feste transskriptionsmethode einigen und dadurch dem wirrwarr, der noch auf diesem felde herrscht, ein ende machen werden. Für das ganze sind ja schon sichere grundlagen gewonnen, und für das einzelne, wenn es nur einmal auf zweckmässige und ansprechende weise durch gemeinsames übereinkommen festgestellt ist, wird sich voraussichtlich auch der gute wille finden, der selbst bei etwaigen abweichungen der individuellen ansicht von der allgemeinen sich dieser letzteren im interesse des ganzen unterordnet.“ Was der berühmte leipziger orientalist hier für die vorderasiatischen sprachen hofft, eine einigung über die transskription, ist nachher wirklich durch die bemühungen der *deutschen morgenländischen gesellschaft* zustande gekommen,

ebensogut \acute{z} und $wân$, alle drei sind noch öfter graphische zeichen für die vokaldehnung. Ich kann mir nichts dabei denken, wenn V. sagt: „litera ا (Barbs \acute{z}) aequae ac litera ص (f) a Persis ut sibilans acuta pronuntiatur et respondet sono sibilantis dentalis س (s). Utramque literam (verwechslung mit *sonus*?) Persae repudiarunt“.

doch nur in der art, welche Fleischer selbst für ungenügend und für einen notbehelf erklärt hat. Es ist zu bedauern, dass er seine eignen richtigen und guten gedanken betreffs einer völlig genügenden umschrift nicht weiter verfolgt hat. So ist es denn Barb vorbehalten gewesen, die einfache und richtige lösung zu finden.

Die heutige persische sprache zählt 34 verschiedene einfache laute, und zwar 6 vokale und 28 konsonanten. Von den 6 vokalen sind 3 kurz und 3 lang, nach Barbs bezeichnung α , y , α ; a , i , u . Den kurzen ist eigentümlich der schnelle, flüchtige anschlag und die mehr oder weniger unentschiedene klangfarbe.

Das kurze $\alpha = \alpha$ lautet wie in engl. *man*. Fleischer bemerkt, dass ein gewisser capt. Anderson, der jahrelang in Persien gelebt habe, diesen laut stets als kurzes a gesprochen habe, und meint, dass im lande selbst schwankungen der vokalaussprache stattfinden, unterliege keinem zweifel, teilt aber sogleich aus den *Principia grammatices neo-persicae* von prof. Geitlin (Helsingfors 1845) mit, dass dieser nach der mündlichen unterweisung des Mirza (dieses wort bedeutet vor dem namen 'herr', nachgestellt 'prinz') Dschafar in St. Petersburg für die wiedergabe des fatha (d. i. des in rede stehenden lautzeichens) den laut eines kurzen \ddot{a} vorschreibe. Chodzko in seiner *Grammaire persane*, Paris 1852, sagt: „Ils n'ont dans leur langue aucun son identique avec celui de notre a “. Weder capt. Anderson noch Chodzko hat recht; der gewöhnliche laut ist, wie auch Dschafar angibt, \ddot{a} , in verbindung mit gewissen konsonanten aber \bar{a} . Da diese konsonanten, von denen unten die rede sein wird, ihren einfluss ganz regelmässig auch auf die beiden andern kurzen vokale ausüben, so unterliess Barb die aufstellung neuer zeichen und begnügte sich mit der angabe, dass und wie diese vokale vor den betr. konsonanten anders lauten.

Das kurze $i = y$ ist dem getrübtten, flüchtigen auslautenden y in engl. *lady* (poln. y) gleich.

Das kurze $u = \alpha$ ist noch o -haltiger als das kurze engl. u in *book*.

Die langen vokale werden gedehnt und volltönend gesprochen, und zwar lautet:

$\bar{a} = a$ wie engl. *aw* oder a in *all*. So lautet der titel der persischen herrscher wie engl. *shaw*. Nur in verbindung mit folgendem n und m wird dieses a diphthongisch in der art des laugen

engl. *o* (*nose*) mit ähnlichem nachschlage eines *u*, nur ist der erste bestandteil genau der vokal des engl. *all*; also *nan* brot zu sprechen *nãⁿ*. Dieser regelmässige nebenlaut wird nicht besonders bezeichnet. Die wiederholte belehrung Barbs war so unzweideutig, dass mir Chodzko der einfachen sache nicht recht auf den grund gekommen zu sein und die beiden schattirungen durcheinander zu mengen scheint, wenn er sagt: „l'élif long (eine sehr ungenaue bezeichnung des *a*, da elif ein konsonant ist) des Persans marque une articulation prolongée et emphatique qui ressemble au *aô* français dans le mot *Saône*. En général les persans se plaisent, en parlant, à faire sentir le son prolongé de cette voyelle. Les natifs de la province de Fars, qui passent pour avoir le mieux conservé la tradition de la vraie prononciation des Iraniens, articulent l'élif long comme *ou*. Aussi prononcent-ils *noûn* pain, *môûhoû* ô lune, que les personnes de la cour de Téhéran prononcent *nân*, *mâhâ*“. Mirza Mohammed Ibrahim gibt für sein *â* (Barbs *a*) *au* in *cause* oder *aw* in *patw* an.

Das lange *i* = *i* ist sehr gedehnt und geschlossen: *fil* elefant wie deutsh *vicl*. Mohammed Ibrahim gibt es durch engl. *ev*.

Das lange *u* = *u* ist gleich den gemeindeutschen *u* in *bruder*, *ruhm*, also *dust* freund, welches die engländer durch *doost* wiedergeben. Von den eigentlichen diphthongen und der einwirkung einiger konsonanten auf benachbarte kurze vokale wird weiter unten gesprochen werden.

Die konsonanten, 28 an der zahl, zerfallen in stimmlose und stimmhafte. Die 11 stimmlosen sind:

1. $\text{ç} = h$, gleich dem deutschen *h*, doch auch im auslaut deutlich hörbar, z. b. *kuh* berg. Es ist schon oben (s. 170) bemerkt worden, dass das zeichen für *h* häufig nur dazu dienen muss, der arabischen orthographischen regel gerecht zu werden, also nur schriftzeichen ohne lautwert ist. Deshalb sagt Fleischer ganz richtig: „*h* ist am anfang und in der mitte, bisweilen auch am ende wurzelhaft und phonetisch (*hc mappicatum* der hebräer), teils am ende graphisch und stumm, d. h. blosses zeichen des dem vorbergehenden konsonanten anzuhängenden kurzen endvokalés (*hc quiescens*). So wird auch die präposition und das verbalpräfix *hy*, statt dass sich das *b* mit dem folgenden worte vereinigt, besonders vor einem andern *b* zur vermeidung des unmittelbaren zusammenstosses zweier identischen buchstaben [wirkung einer ähnlichen arabischen oder

vielmehr semitischen regel wie der oben zum beispiel *ky* erwähnten] als selbständiges wort mit einem h geschrieben“. Dies quieszirende h drückt Barb in seiner transskription nicht aus, schreibt also *by*, *ky* u. s. w.; die richtige rückschrift ergibt sich von selbst, wenn man die einfache orthographische regel kennt.

2. ح = *h*, ein dem arabischen entlehnter kehl laut, welcher wie dort einem mit heiserer stimme gesprochenen h gleicht. Trautmann's *F*, vgl. *Sprachlaute* § 201. In Barbs aussprache klang dieser laut etwa wie das h eines heiseren. Fleischer sagt: „die perser versuchen nicht die arabischen emphatischen laute wie die araber zu sprechen, mit ausnahme von ح , welches mit stärkerem hauche gesprochen wird als ح “. Danach ist die angabe bei Vullers jedenfalls falsch: „litera ح h indicatur aspiratio e gutture procedens et fortior quam litera (!) ح h . Attamen est gutturalis a Persis repudiata et ipsa litera ح suppletur“.

3. خ = *z*, das *ch* in schweizer aussprache oder der *ach*-laut.

4. ك = *k* (das arab. *kâf*), wie unser *k*, nur sehr vorgeschoben, so dass es vor *a* und *y* fast zu *kⁱ* oder *k^j* wird, wie im türkischen, wo z. b. aus arab. *kâschk* ein *kjöschk* d. i. kiosk wird.

5. ق = *q* (das arab. *qâf*), ein den semitischen sprachen eigentümlicher emphatischer kehl laut, unserm *k* verwandt, aber viel tiefer hervorgebracht. Dieser laut ist für den europäer nicht so schwer zu erlernen wie manche behaupten (ich habe ihn sehr bald gelernt); er ist anstrengend wegen der zusammenpressung des kehlkopfs. Akustisch kommt ihm meiner empfindung nach das *g* wie es in franz. *second* meist gehört wird nahe. Selbst manchem araber ist dieser laut unbequem, so dass er in der aussprache häufig in 'ain' (unten nr. 13) übergeht oder gar nicht gesprochen, bezw. im anlaut vor vokalen zu hamza wird, und man z. b. in Syrien und Ägypten oft statt *qanfud* konsul nur *anfud* oder vielmehr *ranfud* hört.

6. Das scharfe oder stimmlosse *s* ist durch drei zeichen vertreten: *s* und (die *s*-ähnlichen) *z* und *f*, welche drei verschiedenen arabischen aber im persischen gleichlautenden schriftzeichen entsprechen. Das *s* vertritt das س , welches auch im arabischen gleich stimmlosem *s* ist. Das *z* = ز soll in sorgfältiger arab. aussprache wie engl. stimmloses *th* oder neugriech. θ lauten, wird aber in den

wörtern wie *t*, in wenigen wie *s* gesprochen. Die perser sprechen es stets *s*, also *zhl2* drittel (arab. *tūlt*, eigentl. *ṭūlṭ*) = *sūls*. — Das *f* ist das arab. ع (*ḡād*), ein emphatischer *s*-laut, welcher mit starker hebung der zunge oder vielmehr zurücklegung des zungenrandes gegen den harten gaumen hervorgebracht wird, wodurch es verständlich wird, dass derselbe benachbarte vokale ebenso beeinflusst wie etwa engl. *l* das *a* in *all*. Barb sprach es auch im persischen etwas höher als gewöhnliches *s*, doch nicht so hoch wie die araber.

7. ش = *ʃ*, unser *sch*.

8. Der stimmlose *t*-laut hat die zeichen *t* und τ, welche sich zu einander verhalten, wie *s* zu *f* (nr. 6). *t* ist = ت, τ = ط. Letzteres im arabischen ein emphatisches an harten gaumen hervorgebrachtes *t*, welches ebenfalls seine dumpfere lautfärbung auf die mit ihm in verbindung tretenden vokale überträgt. (Wohl das *t* bei Trautn. § 210).

9. چ = *č*, unser *tsch* oder ital. *c* vor *e* und *i*; im arabischen nicht vorhanden.

10. ف = *f*, wie unser *f*.

11. پ = *p*, wie unser *p*; im arabischen nicht vorhanden und dort in fremdwörtern durch *b* ersetzt.

Von den 17 stimmhaften konsonanten haben 10 mit 10 stimmlosen (*k* und *q*, *s* und *f*, *t* und τ als je einer gerechnet) dieselbe oder nahezu dieselbe artikulation. Es sind:

12. ه = *h*, ein dem arabischen (*hamza*) entlehnter gelinder kehl laut, eigentlich ein tönendes *h*, welches die geltung des konsonantischen stimmanschlags erhält (griech. spiritus lenis) und seinen starren konsonantischen charakter namentlich in zwei fällen deutlich bewahrt: a) wenn es als silbenanlaut im innern des worts nach einer konsonantisch geschlossenen silbe steht, macht es sich als neuer stimmansatz bemerkbar, also *māsialé* frage lautet *mās—alé* ohne *glide*, nicht *mā—sā—lé*. b) wenn es hinter einem vokal vor einem andern konsonanten steht, macht es sich als tönender (stimmhafter) konsonantischer nachschlag bemerklich, z. b. *rāis* haupt.

13. ع = *ʕ*, ebenfalls dem arabischen entlehnt, der bekannte, den semitischen sprachen eigentümliche kehl laut 'ain, welcher sich vom *h* (nr. 2) durch den hinzutritt der stimme unterscheidet, *jaʕbd* diener. Vgl. Trautmann § 216 f.

14. غ = γ, das arab. *ghain* oder *gain*, gleich dem *r grasseyé* der Franzosen; es ist das stimmhaft gewordene χ (nr. 3), welches sich dem neugriechischen γ nähert. Die europäischen Sprachen geben es durch *r*, *g* oder *gh* wieder, wie in *razzia*, *algarbe*, *magreb*, *ghasi* (der türkische marschallstiel, mit *razzia*, welches stimmhaftes *s* in der mitte haben sollte — *ghasia* — stammverwandt).

15. ج̣ = g, unser *g*; wie nr. 4 vor *e* und *y* meist mit nachklingendem *j*.

16. Der stimmige *s*-laut ist vertreten durch 4 *s*-artige transkriptionszeichen: a) س = s, b) س̣ = s, das arab. *dâl* oder *dsâl*, welches bei den Arabern in sorgfältiger aussprache gleich neugriech. δ oder engl. stimmhaftem *th* ist, in der vulgärsprache aber meist zu *d* wird. c) ض = s, das arab. *dhâd*, ist im arabischen der dem *thâ* oder τ (nr. 8) entsprechende stimmige laut, also ein emphatisches am harten gaumen gesprochenes *d*. Es wird von persern und türken als *s* (stimm. *s*) gesprochen, so dass die aussprache dieses buchstabens als völkerkennzeichen dient, und „alle welche mit dem *dhâd* (d. h. *d* und nicht *s*) sprechen — *kell mæn jætekællæmu bydh-dhad*“ soviel heisst wie die araber, die arabisch sprechende welt. So wird die ableitung vom arab. *dhæbτ* pünktlichkeit *dhæbτjyæ* (*dhæbτjæ*) bei persern und türken zu den aus den zeitungsn bekannten *zaptich* polizeisoldaten oder gendarmen (*dh* soll hier die arab. aussprache des *dâd* andeuten). d) ط = s, verhält sich im arabischen zu τ (nr. 8), wie *z* (nr. 6) zu *t* (nr. 8), oder wie *s* (nr. 16 b) zu *d* (nr. 18). Die perser sprechen es stets als stimmhaftes *s*, z. b. *hafyς* kustos (auch namen des bekannten dichters Hafis).

17. ج̣ = t, das franz. *j* (*zh*).

18. د = d, unser *d*.

19. ج = ç, stimm laut zu *z* (nr. 9) also gleich ital. *g* vor *e* und *i*, z. b. *pænç* fünf, wovon engl. *punch*, punsch, getränk aus fünf bestandteilen; auch *pænç-ab* fünfwasser, von den Engländern auch Punjab (Punjab) geschrieben.

20. و = w; Barb sprach es meinem gehör nach wie bilabiales deutsches *w* und nur im auslaut nach langen vokalen als labiodentalen stimm laut zu nr. 10. Im arabischen ist die aussprache = engl. *w* die richtige (vgl. nr. 22).

21. ب = b, wie das gewöhnliche *b*.

22. Der halbvokal و = v (vgl. nr. 20), gleich gutturolabialem engl. w kommt im persischen nur als silbenauslaut nach a und als inlaut nach einem die silbe beginnenden z (nr. 3) vor. In dem ersteren fälle bildet es mit dem a einen deutschem au (genauer äu) ähnlichen fallenden diphthong (wie engl. now in der cockney-aussprache). Die engländer haben dafür die schreibung ew aufgebracht, z. b. Tewfik spr. twafiq .¹ Im andern fälle bildet v mit nachfolgendem e , a , i verbindungen, welche wohl einst diphthongischen wert gehabt, aber seit undenklichen zeiten ihre ursprüngliche geltung verloren haben, sodass $\text{zewab} = \text{zab}$, $\text{zewi} = \text{zi}$, und nur $\text{zewad} = \text{zad}$ lautet.

23. ع = j . lautet wie deutsches j und bildet als silbenauslaut mit vorhergehendem a einen unserm ai , äi (äi) ähnlichen diphthong, z. b. æjtân satan.

24. ل = l . das deutsche l : gehoben mit dumpferem klange wie engl. l (poln. gestrichenes l) ist es nur in dem (arabischen) worte allâh , gott, Allah.

25. ر = r , wurde von Barb, soviel ich mich crinnere, dental und rollend gesprochen.

26. م = m , und 27. ن = n bieten nichts abweichendes.

28. ن bezeichnet die dem arabischen eigentümliche flexions-

¹ In der schreibung und sprechung orientalischer wörter machen wir uns ganz widersinnig von engländern und franzosen abhängig. Den vizekönig von Ägypten kennen wir nur in der englischen form khedive , welches soviel sein soll wie zhdw (pers. = fürst). wir sollten also chidiw oder chediw schreiben. Das kh (unser ach -laut) hat im deutschen keinen sinn, doch schreiben wir khartum , d. i. zarrûm = elefantenrüssel. Wir lesen und hören neben dem richtigen Massanah seit der englisch-italienischen periode auch Massorah , und ferner Suakin (sawâkyn) und Suaheli (sawâlyli). Einigermassen richtig würden wir sprechen Massanah , Sauâkin . Sauâheli . Lucknow statt Laknau , Punjab statt Pändschâb . Singapore statt -pur u. dgl. fängt an aus unseren geographiebüchern zu verschwinden. Manches dagegen ist eingewurzelteltes lehnwort geworden und lässt sich nicht mehr ändern, wie dschungel , engl. jungle (pers. zengêl wald): moschee von mêszyd , in ägypt. aussprache mêsgyd , woraus die franzosen mosquée , die engländer mosque gemacht haben. Wir schreiben den franzosen nach minaret statt menare (mewârê), ebenso haben wir ihnen zu liebe aus dem persischen dichter Firdausi (fyrdâvsi) einen Firdusi gemacht. Das wunderlichste aber leisten wir mit taifûn , welches wohl meist für chinesisches oder etwas ähnliches gehalten wird, während es das gut altgriechische wort τὸ φων wirbelsturm in englischer aussprache ist.

form der nunation, welche (in der alten schriftsprache) bei substantiven die unbestimmtheit bezeichnet und mit der akkusativendung *-æ* zur bildung von adverbien dient. Es wird gesprochen wie ein schwaches nasalirtes franz. *n*, verschmilzt aber sehr oft mit vorhergehendem *æ* in der aussprache zu *a*, z. b. *ḥalā* statt *ḥalān*.

Durch die unter einfluss des islām erfolgte herübernahme arabischer wendungen und ganzer qor'ân-sätze werden 6 weitere (hilfs-) zeichen nötig, von denen ich nur die wichtigsten anführen will, da eine vollständige erklärung aller ein genaueres eingehen auf arab. grammatik erfordern würde.

Das über einem buchstaben stehende zeichen $\underset{\sim}{\text{ـ}}$ besagt, dass derselbe seinen ursprünglichen lautwert verliert und dem nächstfolgenden konsonanten assimiliert wird; es entspricht dann der sache nach dem arabischen verdoppelungszeichen *teschdûd* nach dem artikel, welcher nach nachfolgendem zahn-, zungen- und zischlaut sich assimiliert; *arrahîm* der barmherzige, d. h. gott, ist also zu lesen *ærrahîm*.

Das vor einem konsonanten stehende zeichen $\overset{\sim}{\text{ـ}}$ entspricht dem arabischen *wawl* und zeigt den ausfall eines *ʾ* an, z. b. *wæ'llâh* für *wæ'llâh* bei gott!

Der hinter einem konsonanten angebrachte apostroph ' deutet den ausfall eines kurzen vokals an, z. b. *pydar't* = *pydêrat* dein vater.

Die bedeutung der übrigen 3 zeichen lässt sich schwer in kurzen worten erklären. Sie werden aus etymologisch-graphischen rücksichten angewendet; ein punkt über *a* = *â* bezeichnet, dass das (lange) *a* entstanden ist aus (kurzem) *æ* mit nachfolgendem *j*, und so zwar geschrieben, aber *a* gesprochen wird, z. b. *jalêj* schreibe *lala*, sprich *jalâ* über; u. s. w.

Es bleibt noch der einfluss zu betrachten, welchen gewisse konsonanten auf benachbarte kurze vokale ausüben. Die veränderung besteht darin dass dann *æ* wie kurzes (italien.) *a*, *y* wie kurzes geschlossenes *e*, *z* wie kurzes geschlossenes *o* gesprochen wird. Diese konsonanten sind zunächst die emphatischen durch ʃ ʈ ʒ bezeichneten laute, welche sich von *s*, *t* u. s. w. besonders durch die höhere zungenstellung unterscheiden, sowie der tiefe kehllaut *q*. Sie übertragen ihre dumpfere klangfarbe auf die mit ihnen in verbindung tretenden kurzen vokale. Dasselbe gilt von den gutturalen ħ , ʁ , ʕ , ʁ . Nur die kurzen vokale werden wegen ihrer flüchtigen aussprache von der kraft des konsonantischen silbenan- und -auslautes beherrscht,

während die langen vokale wegen der sehr gedehnten aussprache nicht merklich berührt werden. So wird ein jeder nun begreiflich finden, warum wir *mahémmued* durch Mohammed, *qorân* durch koran, *ʒabdahætz* (knecht des allmächtigen) durch Abdulaziz wiedergeben.¹

Es möge bei dieser gelegenheit die eigentümliche persische silbenmessung erwähnt werden, nach welcher man drei stufen unterscheidet: a) *Kürze* silben vom werte *einer* zeiteinheit oder mora sind alle offenen auf einen der drei kurzen vokale auslautenden, wie *da* zwei, *sy* drei. b) *Länge* im werte von zwei moren sind die mit langem vokale auslautenden offenen silben (vokalisches lange), und die mit einfachem konsonanten nach kurzem vokale auslautenden einfach geschlossenen silben (konsonantisch lange), wie *si* dreissig, *gal* rose. c) *Überlänge* von drei und vier moren, welche einen oder zwei konsonanten mehr als die lange silbe enthalten, also entweder einfach überlänge wie *bænd* band, *ir* löwe, oder doppelt überlänge wie *dust* freund. Ein wort wie *dust* (sprich *du-s-t*) gilt also soviel wie vier *da* oder vier kurze silben. Die kurzen silben werden freilich so flüchtig gesprochen, dass der kurze vokal undeutlich wird, und *byradér* bruder fast lautet wie *bradér*, so dass ein sorgfältiges aufmerken und längere übung dazu gehört um zu erkennen, dass es nicht *beradér* oder *baradér* heisst; *syphî* soldat, frz. *spahi*, engl. *sepoy* (*se-po-y*).

Wenn man sich also die wenigen besonderen punkte, wie *a* vor *n* und *m*, kurze vokale bei emphatischen und gutturalen konso-

¹ Zu den emphatischen lauten sei noch bemerkt, dass die *z*- und *s*-laute, deren zeichen in Lepsius' alphabet unterstrichen sind, und welche Trautmann nach Lepsius' beschreibung für zusammengesetzt zu halten geneigt ist, einfach sind. Ich habe dieselben hunderte von malen nicht bloss von meinem lehrer, dem arabisten Wahrmond, sondern auch von dem damals gleichfalls an der orient. akademie lehrenden herrn Dallâl, einem europäisch gebildeten syrer und namhaften arabischen lyriker aus Beirût, gehört. Die behauptung Fleischers und Vullers', dass die perser die emphatischen laute überhaupt nicht als solche sprächen, wird durch Barbs beispiel nicht bestätigt. Derselbe sprach wenigstens das *q* stets wie die araber in der sorgfältigen aussprache, *z* und *s* vielleicht mit einer geringeren hebung der zunge, gab auch wiederholte anweisung darüber. Die veränderung der kurzen vokale war bei diesen stets ebenso deutlich zu hören wie bei den gutturalen. Wer mit diesen lauten nicht fertig wird, kann sich immerhin verständlich machen und akustisch eine dem richtigen nahekommende wirkung erzielen, wenn er wenigstens die kurzen vokale in der oben angegebenen weise dazu spricht.

nanten, bedeutung der zeichen \hat{c} u. s. w. gemerkt hat, ist in Barbs transskription alles genau phonetisch bestimmt. Dass er für die eben angedeuteten fälle nicht dem phonetischen prinzip zu liebe neue zeichen eingesetzt hat, war eine weise beschränkung. Die zeichen sind so gewählt, dass z. b. h und \hat{h} , γ und $\hat{\gamma}$, t und \hat{t} , r , ε und $\hat{\varepsilon}$, z und \hat{z} , ε ε ε ε sofort als zusammengehörig, ähnlich oder gleich, erkannt werden; zugleich sind sie so unterschieden, dass eine genaue rückübersetzung in arabische schrift keine schwierigkeit macht.¹

¹ Es sei hier darauf aufmerksam gemacht, dass die barbschen lautzeichen nicht völlig genau typographisch wiedergegeben werden konnten, da die k. k. hof- und staatsdruckerei in Wien nur ganz ausnahmsweise (wie z. b. an die *Brit. and foreign Bible Soc.* für den druck von *The Bible of every land.*) typen aus ihrem reichen vorrat hergibt, die druckerei aber einer zeitschr. wie die *Ph. st.* ohnehin nach der mannigfaltigkeit der lettern hin übermässig belastet ist. — Ich benutze die gelegenheit, auf eine sehr einfache und sinnreiche erfindung des mehrere jahre in Damaskus ansässig gewesenem, jetzt in Morat (Schweiz) lebenden gelehrten hrn. J. Ferrette hinzuweisen, die derselbe in einer arabischen ausgabe des ev. Matthaei (*The gospel of Matthew in Arabic.* London, printed by W. M. Watts, Crown Court, Temple Bar, 1863) bekannt gemacht oder zu machen versucht hat; denn die sache scheint nicht die verdiente beachtung gefunden zu haben. Hr. F. geht von der thatsache aus, dass die übliche vokallösigkeit der in arabischer schrift gedruckten, also der arab., pers., türk., afghan., hindustan. u. s. w. bücher diese für gewöhnliche leser nahezu unverständlich macht, und dass die grossen kosten des vokalisirten druckes die einzige ursache für nichtbeseitigung des hindernisses sind. Die vokale stehen nämlich nicht auf derselben linie mit den konsonanten, sondern theils darüber, theils darunter, was drei genau untereinander fortlaufende druckstufen für jede zeile nötig macht und eine menge von schwierigkeiten im gefolge hat. Indem nun hr. F. auf eine setzung *sämmtlicher* vokal- und sonstigen lesezeichen verzichtet — für die weglassung werden einige sachlich wohlbe gründete regeln aufgestellt — nur die wirklich nötigen setzt, seinen lettern für vokale und lesezeichen die höhe der ganzen zeile gibt und für ihre einfügung die spatien der konsonanten benutzt, ermöglicht er den vokaldruck auf nur *einer* stufe, der von dem üblichen dreistufigen selbst für ein geübtes auge kaum zu unterscheiden ist. Eine so einfache sache, dass man sich wundert, wie nicht schon längst jemand darauf gekommen ist. Da F. für seine erfindung kein eigentumsrecht in anspruch nimmt, so kann jede arabische druckerei mit wenigen neuen typen ohne nennenswerte kosten unter benutzung des bisherigen materials dieselbe anwenden. Durch die erleichterte lesbarkeit würden die der arabischen schrift sich bedienenden völker erst den vollen nutzen aus der buchdruckerkunst ziehen, der jetzt nur einer kleinen schar auserlesener zu gute kommt. Die matrizen für die lettern gibt hr. F. unentgeltlich her. Sie haben die feuerprobe im wahren sinne des worts bestanden. Denn als die durch ihr alter („a dingy hole“) und als einstige arbeitsstätte B. Franklins ehrwürdige druckerei von Watts, die schon der erweiterung von Temple Bar zum offer fallen sollte, abbrannte, fanden sie sich unversehrt in einem keller unter dem schutt.

Als probe gebe ich zum schlusse den anfang aus Barbs lese-
buche mit der ersten kleinen erzählung s. 3. Ich bemerke noch,
dass das (arabische) hamza über elif u. s. w. überall da wo es sich
von selbst versteht, d. h. im anlaut der wörter und zwischen zwei
vokalen, in der umschrift nicht ausgedrückt wird.

zæbdâts 'lhykajât.

býsmy 'lâhy 'lrahmány 'lrahîm!

dær bajány mestajebáty akabýr wæ asajýr

wæ bápsi æz sahanány hæzl.

lhykajât. mæszýni midæwid wæ bångy næmáz migæft. æz u
persidænd ky: zyrá zanín mikæni? zæwáb dad: miɣvahæm, ky awázy
ɣwædra æz dur býynæwæm, zy migujænd ky: awázy tæ æz dur ɣwæ-
téræst ky æz næzdik.

In wörtlicher deutscher übersetzung:

Auswahl der erzählungen.

Im namen gottes des barmherzigen, des erbarmenden!

(Von der) anführung der sinnsprüche der grossen und kleinen
und einige von den worten des witzes.

Erzählung. Ein muezzin (gebetsausrufer) lief und den ruf des
gebets sagte er. Von ihm fragten sie also: warum so thuest du?
Antwort gab er: Ich will dass ich die stimme meiner selbst von
weitem höre, weil sie sagen also: Deine stimme ist von weitem
schöner als aus der nähe.

Zerbst, juni 1889.

KARL FEYERABEND.

MISZELLEN.

VIER QUELLEN ZUR GESCHICHTE DER AUSSPRACHE IM 17. JH. (ENGL., HOLL., FRZ., DEUTSCH).

Herrn Dr. K. Nörrenberg, früher hier, jetzt in Berlin, verdanke ich den nachweis, dass ein kl. 8^o-sammelband im besitze der hiesigen universitäts-bibliothek (V C 11) u. a. die (erst seitdem katalogisirten) beiden grammatiken enthält, welche im folgenden an erster und dritter stelle besprochen sind.

1.

THE DVTCH | SCHOOLE | *Master.* | Wherein is shewed the | true and perfect way to learne the | *Dutch tongue, to the furtherance of* | all those which would glad-|lie learne it. | *Collected by Marten le* : Mayre, professor of the said | *tongue, dwelling in Ab-|church lane.* | AT LONDON | Printed by *George Elde* for *Simon* | *Waterson.* 1606.

Es sei gleich von vornherein gesagt, dass die erwartungen, die eine neue zu lebzeiten Shakespeares in London erschienene zweisprachige grammatik zu erwecken geeignet ist, bei näherem zusehen bald in enttäuschung umschlagen. Die zwei wirklich von der aussprache handelnden seiten liefern nur sehr dürftige und zudem unklare notizen. Das ist auch das urteil des herrn W. S. Logeman in Rock-Ferry, Cheshire, welcher den inhalt dieser beiden seiten einer freundlichen durchsicht unterzogen hat. Gleichwohl halte ich es für das beste, dieselben in anbetracht des geringen umfangs hier ganz zum abdruck zu bringen und so der allgemeinen benutzung zugänglich zu machen.

In der ebenfalls zwei seiten langen, in mangelhaftem englisch abgefassten vorrede „*To the reader*“ geht der vf. davon aus, dass noch kein buch „in the Dutch and English tongues, for to learne the said Languages“ vorliege: er bittet den leser, diese seine schwache leistung gut aufzunehmen. und gibt ihm verschiedene gute ratschläge, so z. b. sich mit einem holländer bekannt zu machen und täglich mit ihm zu üben, mit einer holländischen bibel versehen die holländische kirche zu besuchen, etc.: „And you must prouide your self of a Dutch Dictionary and learne to translate the hardest booke you can finde: And so doing, I

do not doubt but that you shall in tract of time come to the perfection of it, and thus fare you well.“

Hiernach begint sign. A 3 (seitenzählung findet sich nicht) der text mit den erwähnten ausspracheangaben, unter der überschrift:

For the pronouncing of the Diphthonge [sic]
in the Dutch tongue.

*ae*¹

THESE words that this Diphthonge *ae*, Exemple: *baes, claes, maes daer, maer, paer, waer, laet*, and such other words ought to be pronounced broad almost, as more, poore, goare, beware, and such like in the English tongue

ee Exemple, *meer, eer, heere, seer, leeren, teer, ewighen*, and such like, ought to be pronounced, as ye, yeard, early, &c.

ey. ei. Exemple: *maiesteit, wyshey, clemheit, droeuicheit*, must be pronounced as aide, baite, said, laid.

ie. Exemple: *vier, tier, hier,, siele, nier, liere, criecke, dries, vriesen*, sounded as veer, seele, leere, drees, &c.

y Exemple: *hy, my, sy, tyt, myn, zyn, wy, wyn, &c.* sounded as ei, my, myne, heire

ae y Triphoung is pronouced as ay Exemple *wacyt, maeyt, naeyt, saeyt, &c.* sound them if they were written. wayte mayte. &c.

[*v^o*:] *oo* Diphthonge, is pronounced as if it were almost oa. Exemple, *broot, noot, loos, boon &c.* sounded as if it were written *doat, loos &c.*

oe Diphthonge is pronounced as oo. Exemple: *boer, moeder, broeder, croes, &c.* sound it, as *boor, mooder, brooder, croes*, or as good, tooke, rooke, in English.

ou Diphthonge is pronounced as au, exemple: as *cout, smout, sout, vrouwe, mout, bout, &c.*

*Hier vocht die englsche diptonghen
ende worden.*²

BAbe, is maer een sillabe ende niet ba.be: *so is* oock al de rest ende andere ghelyke enckel-sillaben, alwaer .*e*. int eynde vande sillaben is gheen vocael noch consonant, maer is ghelyck de .*u*. die in de francoische worden compt achter .*g*. als in Guerre, ende dier ghelitken, al waer .*u*. is noch vocael noch consonant, maer verdwint inde prononciatie tenemal wech, Inshghelycks oock achter .*e*. ende .*g*. verdwint de .*e*. ende verandert het gheluit vande consonanten, als in ac .*e*. voert het gheluyt een .*k*. maer in ace voert .*e*. het gheluyt van een .*s*.

Euen so isser oock onderscheit tusschen .*ag*. ende *age*, hoe wel .de *e* inde prononciatie verdwint.

¹ Von hier ab steht im text kursiv für die gotische frakturschrift (*black letter*) des originals. Dieses *ae* steht über der grossen initiale T. Auch der druck ist, wie die obige -- ganz genaue -- probe zeigt, recht inkorrekt.

² Kursiv. Der folgende holländische text im original fraktur, die hier kursiven zitate etc. antiqua.

Dock niede achter .s. e maelet dat .s. het gheluyt voert van .z. als, ras, rase, pase, nos, nose: hier pronunceertmen, rase, pase, nose, euen als, raze, paze, noze.

ai. ei. oi. au. eu ou
ay. ey. oy. aw. ew. ow. ea. ee. oo.“

Die folgenden seiten (bis s. 11 des textes, oben) enthalten beispiele für die diphthonge *ai. ay. ei. ey* etc., eigentümlicherwise aber nicht holländische, sondern englische, denen nur die holländische übersetzung beigefügt ist; ferner mehrsilbige wörter, wobei wieder die englischen — nach dem alphabet geordnet: wörter mit A, B etc., — den holländischen vorangehen. Über die aussprache wird nichts weiter gesagt. Der vf. schliesst aber diesen abschnitt mit der tröstlichen bemerkung:

„Hier heby nu. Leersame leser ghenoech om u. int leeren te behelpen al twelck well ghepronouert ende verstaen, en sal v. voordder neit ontbreken dan alleen eyghen selfs oeffening int veel lesen ende spreken. Tspreken insonderheit gautsh vrymoedich onbeschremut: oft goet oft quaet zii. Ziit niet beschaemt, schamte is hier al onnut ende schadelyck, smytet vyt. want versweghen faulten en can men niet ghehelpen. FINIS.“

Der rest des schriftchens wird von listen, paradigmern, englisch-holländischen gesprächen und andern texten gebildet. Es sind im ganzen 106 seiten text.

Fragen wir zum schluss, was sich denn etwa aus den bemerkungen zur aussprache entnehmen lässt, so erhalten wir als sichere gleichungen zunächst holl. *ie* (*i*) = engl. *ee*, holl. *oe* (*ā*) = engl. *oo*, die aber ohnehin nicht zweifelhaft sind. Holl. *ee* = dem vokal in *ye* (doch wohl *yea*). *early* ist nicht auffällig; mit dem beispiel *yard* ist wohl *yard*, ae. *gierd*, gemeint. Bei holl. *oo* = engl. *oa* wird die gleichung durch ein „almost“ eingeschränkt; wahrscheinlich war der englische laut offener. Holl. *ou* soll wie *au* lauten; das engl. *au*, welches doch gemeint sein muss (leider fehlen englische beispiele, und damit auch die sicherung gegen einen druckfehler), wäre hiernach noch diphthongisch. Holl. *y* = engl. *y* in *myne* scheint auf die aussprache *ei* zu deuten. doch könnte auch *ii* (off. und geschl. *i*) gemeint sein. Holl. *ey*, *ei* und daneben holl. *ae*y = engl. *ai*, *ay* sprechen wohl für eine diphthongische aussprache (= *ai*?), nicht für zusammenfall mit l. engl. *a*. Leider steht das einzige beispiel mit letzterem vokal — *beware* — in solcher verbindung, dass für seine aussprache gar nichts zu entnehmen ist: er soll — ebenso wie die in *more*, *poore*, *goare* — beinahe wie holl. *ae* (*ā*) lauten!

Sind schon die worte eines solchen gewährsmanns missdeutig genug, so wird man aus seinem schweigen mit noch grösserer vorsicht schliessen müssen. Doch kann es kaum ein zufall sein, dass er nur die „diphthonge“ des holländischen als einer lautlichen erklärung bedürftig betrachtet, nicht auch die einfachen vokale. Also engl. *ā*, *ē*, *ī*, *ō*, *ū* wie im holländischen und auch engl. *ā* = holl. *ā*, d. h. *ū* — ?

Vor zwei jahren hatte M. Jean Passy in Paris die liebenswürdigkeit, mir ein verzeichniß auf der *bibl. nat.* befindlicher englischer grammatiken aus dem 16., 17. und 18. jh. sowie auszüge aus einigen derselben zugehen zu lassen.¹ Unter diesen grammatiken befindet sich eine anonyme *Grammaire angloise pour facilement et promptement apprendre la langue angloise*, a Paris, chez Pierre Billaire, die in drei ausgaben, von 1625, 1639 (hier gibt M. Passy als verlagsort und verleger an: Rouen, chez Louys Oursel) und 1674 vertreten ist, die mittlere von 1639 versehen mit einem *Appendice sur l'aphabet anglais, contenant la prononciation des lettres*.

M. Passys auszüge aus der ausgabe von 1625 (das kapitel über die aussprache ist in den ausgaben von 1639 und 1674 unverändert) und aus dem appendix von 1639 bezüglich der lautwerte des *a* und des *u* lasse ich hier folgen. Ausgabe von 1625:

„La lettre *A*, se prononce quasi comme le premier *E* du verbe *Estre*, excepté quand elle fait un mot à part soi, et quand elle commence le mot ou la syllabe, et mesme (pour la pluspart) après une consonante.“

Statt der letzten worte: „et mesme“ etc. heisst es in dem *appendice* von 1639: „ou es monosyllabes, comme *what, that, a, an*: ou estant suivy de deux consones, comme *fast, farre*: car alors il sonne *a*, sinon quand l' *A* est suivy d'une *r* et d'une autre consonne, qu'il sonne *ai*, comme *parte, pairte: harpe, hairpe*: ou bien d'un *b*, et d'un *l* comme *fable, faible: stable, staible*.“

Ebenda über *ai, ay* etc.: „*ai, ay, ea, ei, ey* se prononcent comme le premier *e*, du verbe *estre*. *To be*, aucunement long et la bouche à demi ouverte, comme *Pleased*, pleu, ou satisfait. *Affaires, beard, either, they*.“

Zur aussprache des *a* vor *lk* ebenda: „*L* ne se prononce point quand elle

¹ Vielleicht lohnt sich hier die kurze mittheilung der titel (* bedeutet von M. J. Passy exzerpirt):

16. jh.: 1) *An introductorie grammar* (jahr?).

17. jh.: 2) *Gr. angl. pour fac^t. et prompt^t. appr. la l. angl.* *1625, 1639, 1674. — 3) **Appendice sur l'alph. anglais*, in 2) 1639. — 4) Wallis, *Gr. l. angl.* ¹ 1653. ³ 1662. — 5) E. A., *Gr. angl. et fr.* 1670, 1679. — 6) *Miege, *Nouv. meth.* 1685.

18. jh.: 7) Plenus, *Nuova e perf. gr. inglese* 1701. — 8) Ludwigs, *Gr. angl. all.* 1717. — 9) Arnould, *Gr. angl.* 1718. — 10) Pell, *Nouv. gr.* 1735. — 11) Flint, *Pron. de la l. angl.* 1740. — 12) Kraak, *Essay* 1748. — 13) Lavery, *Nouv. gr.* 1752. — 14) König, *Gr. angl.* 1755. — 15) Gautier, *Racines* 1760. — 16) Berry, *Vraie meth.* 1762. — 17) Merezes, *Gr. ingl.* 1762. — 18) Peyton, *El. de l. angl.* 1765, 1785. — 19) *Gr. angl. et lat.* 1765. — 20) *Robinet & Dehaynin, *Nouv. gr. angl.* 1767. — 21) Casho, *A new gr.* 1770. — 22) *El. de la l. angl.* 1773 (= 18?). — 23) Carré, *Traité anal.* 1778. — 24) *Cours de l. angl.* 1788 (= 18?).

Undatirt: 25) J. V***, *Découverte d'une méthode*.

se rencontre entre *a* et *k*, comme *walke*, *wáke* : *talke*, *láke* : en faisant la syllabe longue et la prononçant à la française.“

Über *u* sagt die ausgabe von 1625: „*V* se prononce en l'alphabet *Yu* comme s'y c'étaient deux syllabes. En tout autre lieu il se prononce quasi comme les Français sonnent leur *O*. Example: *up*, *upon*, *upsydorenc*.“

Der *appendicc*: „*V* se prononce quasi comme *o*, comme *up*, *upon* : *op*, *opon*, principalement quand il est suivi de deux consonnes comme *butter*, *botter* : *curse*, *corse* : *cunter*, *conter* : *sunder*, *sonder*. Quelquefois *iou* comme *use*, *iouse* : *abuse*, *abiouse* : *sute*, *sioute*.“

Hieraus ergibt sich folgendes:

- 1) Langes engl. *a* (*fable*, *stable*) lautet wie offenes langes *e*; ebenso *a* vor *r* + kons. (*parte*, *harpe*), nicht aber *a* vor *r*(*r*) (*farre*); ebenso („etwas lang“) *ai* (*ay*), *ea*, *ei* (*ey*) (*affaires*, *beard*, *either*, *they*).
- 2) Kurzes engl. *a* (*a*, *an*, *that*, *what*, *fast*, *farre*) lautet wie kurzes frz. *a*.
- 3) *a* vor *lk* lautet wie langes frz. *a* (*walke*, *talke*).
- 4) Langes engl. *u* lautet wie *yu* = frz. *iou* (*use*, *abuse*, *sute*).
- 5) Kurzes engl. *u* lautet wie oder fast wie frz. *o* (*up*, *upon*, *upsydorene*, *butter*, *cunter*, *sunder*; auch *curse*).

3.

Dem *Dutch Schoole Master* folgt in dem erwähnten sammelband ein durch den titel auf der ersten textseite und die kolumnentitel als solches bezeichnetes (*Breve et accuratum*) *grammaticæ gallicæ compendium*. Das titelblatt fehlt in dem vorliegenden exemplar; ebenso der schluss, indem die jetzige letzte seite 94 mitten im satz abbricht. Erhalten ist die *epistola dedicatoria* mit der überschrift: „Dignissimis almæ matris Cantabrigiæ alumnis, tum verò præcipuè linguæ Gallicæ studiosis.“ Hier lesen wir u. a.: „Quintus jam agitur annus, ex quo me à dulci patriæ sinu Christi causâ recedentem benigno Matris vestræ excepistis in gremio, fovistis, aluistis; & meâ plerique vestrûm quantulacunque in linguæ Gallicæ studio uti dignati sunt operâ: quam quidem, ut ipsis perspectum satis & notum est, diligentissimè præstiti non minùs, quàm lubentissimè: Atque adeò nullis pepercì laboribus, ut ad ipsos instruendos facilem quandam, juxtâ ac brevem methodum invenirem.“ Der vf. erzählt sodann, dass er alle ihm zugänglichen grammatiken mit sorgfalt durchgelesen und nach verdienst benutzt habe, so dass er nunmehr ein kompendium „breve quidem, sed clarum; concisum, non mutilum“ vorlegen könne. Zu ende der widmung steht der name des vfs.: „G. du Gres, Salmuriensis.“

Da die widmung nach Cambridge als mutmasslichem entstehungsort wies, so rief ich zur feststellung namentlich des publikationsjahres die schon vielfach erprobte freundliche hülfe von prof. Skeat daselbst an, indem ich ihm die namen etc. der verfasser der auf die widmung folgenden lobgedichte mitteilte. Aus dem gedruckten verzeichnis der graduirten war nichts zu entnehmen, da es nur bis etwa 1659 zurückreicht. Hingegen war der registrator der universität, Dr. Luard, den prof. Skeat von meinem anliegen gütigst in kenntnis setzte, im stande, die

folgende auskunft zu geben, für die ich ihm wie herrn prof. Skeat zu grossem dank verpflichtet bin.

„The book was by Gabriel du Gres, and was published in 1636. There is no copy in Cambridge University Library, but there is one in the Bodleian. Here are the identifications of the authors of the verses.

Dudley Wyat, A. B. 1631, A. M. 1635, fellow of Trinity [im buche nur die anfangsbuchstaben: D. W. M. A. C T. S.]

Stephen Jones, A. B. 1632, A. M. 1636, St. John's Coll.

Samuel Benedictus [dahinter: Mesopotam. Moravus], A. B. 1634, Sidney Coll.

Robt. Heath, fellow-commoner of Corpus Christi Coll., entered in 1634, but never graduated.

Peter Gunning, A. B. 1632, A. M. 1636, Clare Hall (afterwards Master of Corpus Christi Coll., Bishop of Ely, etc.). [Skeat fügt zu: „A known man“.]

John Saltmarsh, A. B. 1632, A. M. 1636, Magdalene Coll.

Simon Blomfield [hier: Blomfeild], A. B. 1632, A. M. 1636, Emmanuel Coll.

You will see that in 1636, five of these were resident Masters of Arts, one a Bachelor of Arts, and the other an Undergraduate.“

Eine kopie des titels nach dem oxford order exemplar verdanke ich (durch gütige vermittlung von Mr. Macgowan in Cheltenham) herrn prof. Napier in Oxford:

BREVE ET | ACCVRATVM | GRAMMATICÆ GALLICÆ | COM-
PENDIUM. | LV QVO | SUPERFLUA RESCINDUN- | tur, & necessaria non
omittuntur. | Per GABRIELEM DU GRES | Gallum, eandem linguam in celeberrima
CANTABRIGIENSI Academia | edocentem. | CANTABRIGIÆ, Impensis Au-
thoris amicorum gratiã | M DC XXXVI.

Das fast gleichzeitig mit Butlers *English grammar* and *Feminine monarchy* erschienene buch darf in betracht der günstigen umstände, unter welchen es entstanden ist, ein nicht geringes interesse in anspruch nehmen. Aus dem kapitel „De pronunciatione literarum ordine alphabetico, & de iis, quæ ad singulas spectant“ (s. 2 ff.) lasse ich alles wichtigere folgen; zuerst das auf die *vokale* bezügliche.

„A¹ pronunciatur ut apud Latinos, Hispanos, & Italos, non verò ut apud Anglos, quippe quòd ipsi tenuius pronuncient hanc vocalem, quàm aliæ nationes. Sonat igitur *a* ut in istis vocibus, CALL, SHALL²; non autem ut in ABLE, SAME. Duplex *aa* producit syllabam, ut in *aage*; excipe in Hebraicis, & in Chaldaicis vocabulis, ut in *Isaac*, *Aaron*, tunc enim *aa* non producitur.“

[s. 5:] „E clarè sonat ut apud Latinos: Angli molliùs illud efferunt, ferè ut Latinum *i*: sedulò igitur viderint ut discrimen ponant inter *e*, & *i*.

Triplex est *e* in lingua nostra.

Primum appellatur masculinum, non strictè ratione generis, sed accentùs, et masculini cuiusdam, quem obtinet, soni.

¹ Auf dem rande, im hiesigen exemplar zum teil weggeschnitten: „A [son]at inter [a et(?)] au An[glie]um.“

² Im original *black letter* (auch ferner hier durch kapitälchen ersetzt).

E mascul. 1. Quando accentu notatur, ut semper solet in fine dictionum si sit masculinum, ut in *bonté* bonitas, *pitié* misericordia.

2. Si *e* antecedit *r*, vel *s* in fine, ut in *aimer*, *berger*, *aimes*; excipe *mer* mare, *fer* ferrum, in quibus *e* est apertum.

3. Dum duo occurrunt *ee* in fine vocabuli, primum est semper masculinum, ut in *créé* [*sic*] creata, *cheminée* caminus.

4. In primis syllabis, ut in *estimer*: excipe in *estre*, ubi est apertum.

Secundum *e* nuncupatur fœmininum, quia depresso quodam, & humili effertur tono, ut *e* breve Latinorum, vel ut *e* finale Anglorum, cum hac tamen differentia, quòd licèt nostrum *e* fœmininum deprimatur, non prorsus supprimitur ut apud Anglos: inservit enim ad diversam componendam syllabam: res fiet [s. 6:] exemplo illustrior. In hisce vocibus *ame* anima, *trame* tela, duæ sunt syllabæ, & *a* longiusculè pronuntiatur, quàm si deesset *e*, tunc enim breviter, ut faciunt Angli, diceremus *am*, *tram*, planè supprimendo *e*, ut patet in istis vocabulis *come*, *some*.

E Fœminin. 1. Si careat accentu in fine dictionum, *rage* rabies, *flame* flamma.

2. Si *e* præcedat *s* in fine polysyllaborum, ut in *hommes* homines, *merveilles* miracula: attamen *e* est apertum in *exprés* ex consulto, *succés* successus, *auprés* juxta, *accés* accessus, *décés* decessus, *excés* excessus, *procés* lis: hæ voces solent accentu notari, sed superflué.

3. *E* est ut plurimum fœmininum in adverbiiis, vel nominibus terminatis in *ement*, ut in *familierement* familiariter, *ordinairement* ordinariò, &c. Attamen *e* est masculinum in *privément* privatim, *aisément* faciliter, & in aliis si notentur accentu. *E* fœmininum paulò magis sonat in monosyllabis, quàm in aliis, ut in *me*, *te*, *se*, &c.

Tertium *e* dicitur neutrum, seu apertum, quòd apertiori proferatur ore distincto nimirum sono ab eo, quem sibi vendicat, vel masculinum, vel fœmininum. *E* apertum pronuntiatur, ut *e* in istis vocibus Latinis, *apertus*, *æternus*, *patermus*, & similibus; videlicet ut in Anglicis FATHER, MOTHER, hoc est, ut Angli-[s. 7:]cum *a* tenuissimè, & deliatissimè pronuntiatur.

Innotescet tibi *e* apertum. 1. Si antecedit aliquam ex sequentibus consonantibus in eadem syllaba, *b*, *c*, *d*, *l*, *r*, *s*, *t*, ut in *avec* cum, *eternel* æternus, *febve* fava, *guerre* bellum, *mesmes* etiam, *net* tersus.

2. *E* ante *s* in monosyllabis est apertum, excipe in adverbio *tres*, in quo *e* est masculinum.

E ante *m*, vel *n* in eadem syllaba sonat ut *a* Latinum, vel Gallicum, *entendement* intellectus, *commencement* initium.

E non pronuntiatur ut *a* ante *m*, vel *n*, primò, in tertiis personis pluralibus in *ent*, in quibus *n* supprimitur, & *e* remanet fœmininum, ut *furent* fuerunt, *aimèrent* amârunt.

Secundò, quando *i*, vel *y*, præcedit *n*, vel *m*, in eadem syllaba, ut in *bien* bene, *moyen* modus: verùm quia extraneis perdifficile est dignoscere quando sint in eadem syllaba, & quando in diversa, hïc apposui voces omnes, in quibus, ac etiam in iis, quæ ab illis veniunt, *e* sonat ut *a* ante *m* vel *n*, licèt *i* præcedat: *science* scientia, *orient* oriens, *patience* patientia, *expedient* expediens, *ingradient* in-

grediens, *client* cliens, *inconvenient* inconveniens, *sapience* sapientia, *escient* scienter, ut à bon *escient* scienter, studiosè, *fient* steruus.

Tertiò, in *gemme* gemma, *antenne* antenna, [s. 8:] *gshenne* gehenna, *gareme* lagotrophia vel cucularium.“

[s. 10:] „*I* duplex habemus, *i* vocalem, & *j* consonantem: *i* vocalis non dissimili pronuntiatur sono, quàm in Romana lingua; sed differt ab Anglico *i*, & sonat ut ipsorum *ee* in FEET pedes, FLEET classis, &c.“

[s. 13:] „*O* clarè & apertè sonat, ut apud Latinos, ut *o* rotundum, seu apertum Italorum in rosa, ac etiàm ut *o* Anglorum in *dogge* canis, &c.“

Om, & *on* in eadem syllaba sonat ut *oun*, vel *oon* Anglorum: *mon* meus. *comment* quomodo, *houme* homo, sonant *moun* vel MOON Angl. *comment*, vel COOMENT Anglicè, *houme*, vel HOOME juxta Anglos. Si *o* non sit in eadem syllaba cum *m*, vel *n*, plenè sonat; ut in *homicide* homicidium, *domicile* domicilium, &c.

Oo non est diphthongus in lingua nostra, producit tantùm syllabam, ut *roolle* catalogus.“

[s. 20:] „*V*: hujus pronuntiatio literæ parem ferè omnibus peregrinis creat molestiam; vix enim ulla est natio, quæ prope accedat ad germanum illius sonum. Itali, juxta ac Angli, illud pronuntiant ut diphthongum nostram, *ou*, vel ut „ Græcorum. Nos verò hanc literam mediis apertis labris cum tenui quodam, & leni pronuntiamus sibilo, ut in Anglicis istis vocibus LUTE, DUKE, ut in Scotico vocabulo GUD, et ut Germanum W [sic]. Si reperiatur duplex *eu* apud nos, est *v* consonans, & pronuntiat, ac si esset unicum, *vueille* velim, & velit.“

Aus dem folgenden kapitel: „De diphthongis“ (s. 21 f.): „*Ai*, vel *ay* in ipso dictionis initio ante consonantes, & etiàm in fine sonat ut *é* masculinum; *aimay* amavi, pronuncia *émé*: verùm in initio ante vocales, & in medio ante vocales, vel ante consonantes clariùs sonat, ut nostrum *e* apertum, vel ut Anglicum *a* tenuissimè, & delicatissimè pronuntiatum, [s. 22:] ut in *ayons* habeamus, *jamaís* nunquam, *clair* clarus: observa quòd in fœmininis eorum, quæ desinunt in *air*, *ai* non tam clarè sonat, ac in masculinis, ut in *claire*; magis enim sonat ut *é* masc. quàm ut *e* apertum.

Ain, vel *aim*, in fine syllabarum sonat ut *ein*, non omnino rejiciendo *a*, sed illud quasi mutando in *e*, ut in *fain* fames: quod non adeò tenuiter pronuntiat, ut *fin*, subtilis, vel finis: in istis vocabulis, *vay* vado, *tay* taceo, *aigre* acidus, *fay* facio, *aise* lætus, *aisé* facilis, *ai* sonat ut *e* apertum contra regulas.

Au sonat ut *o* Latinum: *Paul* Paulus, pronuncia *Pol*.

Ei sonat ut *é* masculinum: *pleine* plena, pronuncia *plène*: in *vei* vidi, *mei* posui, *fei* feci, *e* omnino supprimitur, & nunc dierum non scribitur: in *obeir*, *reiterer*, ex *ei* duæ fiunt syllabæ per diæresim, *obe-ir* obedire, *rei-terer* [sic] reiterare.

Eu: in hac diphthongo mediis quidam assurgit sonus, è duabus istis vocalibus dimidiò pronuntiatis, ut in *peu* parùm, *lieu* locus; neutra enim planè omittitur, nec plenè etiàm pronuntiat: duas istas sepe numero offendes vocales simul scriptas, sed non eadem conjunctas in syllaba: quamobrem nè tunc in pronuntiationem offendas; quando *e u* diphthongum non componant, paucis accipe.“ [Folgen fälle 1) wie *evader* 2) wie *severer*.]

[s. 23:] „*Je* sonat ut scribitur, si duæ istæ vocales in unam coalescunt syllabam, ut in *soulier*, calceus, *bien* bene.

Excipe *primò*, in line dictionum desinentium in *ie*, in quibus duæ sunt syllabæ, ut in *amiè* amica, *enviè* invidia, quæ sonant *ami-e*, *envi-e*.

Secundò, in verbis terminatis per *ier*, ut in *prier* precari, *nièr* negare, quæ sonant *pri-er*, *ni-er*: nam in nominibus sic terminatis, *ie* est [s. 24:] diphthongus. ut in *mestier* ars, *charpentier* faber lignarius.

Tertiò, *ie* non est diphthongus in vocabulis desinentibus in *ien*, si significant, ejus nationis, aut professionis quispiam sit; ut in *Musici-en* Musicus, *Itali-en* Italus, *Theologi-en* Theologus.

Quartò, *ie* non et diphthongus in *pi-èté*, pietas. *soci-èté* societas. *sobri-èté* sobrietas. *anxi-èté* anxietas, *propri-èté* proprietas. *sati-èté* satietas, *contrari-èté* contrarietas, *vari-èté* varietas, *ebri-èté* ebrietas, *joli-èté*, vel *joliveté* festivitas.

É est semper diphthongus, ut in *pitie* [sic] misericordia, *amitié* amicitia.

Io est propriè tantùm diphthongus in primis personis pluralibus terminatis in *ions*, ut in *aimions* amabamus, *chantions* cantabamus.

Oi, vel *oy*, in initio & in line: peregrinis haud parùm molesta est hujusce diphthongi pronuntiatio. non enim eodem semper pronuciari debet modo: nam si in ipso initio, vel in fine reperiat. tunc sonat ut *oé*, ut in *oyez* audias, *Foy* Fides, *Loy* Lex; secundum Anglicam pronuciationem sic pronuciandum est, *wiez*, *fwé*, *rwé*, dummodo *w* clarè et apertè sonet cum aliquo sono vocalis *o*.

Oi, vel *oy*, in medio: Tum verò præcipuè in infinitivis & in nominibus termi-[s. 25:]natis in *oir*, ut in *voir* videre, *soir* vesper. In imperfectis verborum terminatis in *oy*, *oye*, *oit*, vel *ois*, nec non in nominibus terminatis in *ois*, in *oit*, vel in *oix*, diphthongus *oi* multò clariùs sonat, nimirum, ut *oe* apertum. ut. WA Anglorum. dummodo *w* non plenè sonet, & *a* tenuiter valdè pronucietur. nimirum, ut nostrum *e* apertum. Exemplis res patebit: *vouloir* velle. *parlois* loquebar, *avoie* habebam, *estoiènt* erant. *chantoy* canebam, *courtois* urbanus: hæc secundum Latinorum conceptum sonare debent, *vouloer*, *parloé*, *estòènt*, *chantoé*, *courtoé*; secundum verò captum Anglorum, *voulwar*, *parlwas*, *arwa*, *estwant*, *chantwa*, *courtwas*. Observando semper *w*, juxtà, & *a*, acutè & delicatè esse pronucianda. Nunc dierum aulici pronuciant *oi*, vel *oy*, ut nostrum *é* apertum. vel ut *a* tenue Anglorū, in iis, in quibus cæteri pronuciant, ut *oe* apertum. vel ut WA Anglorum, ut *parlois*. pronuciant *parlés*, vel *parlas*. *Courtois*, *courtés*, vel *courtas* secundum Anglos. *Droit* rectum. *drét*: in desinentibus in *oir*, & in verbis quæ habent *oi* in prima syllaba, aulici retinent aliorum pronuciationem. ut in *concevoir* concipere, *choisir* eligere. non dicunt *concevéèr*. *chèsir*. Grammatici non pauci aulicos stultæ novitatis insinulant, atque adèò [s. 26:] ipsorum pronuciationem explodendam decernunt: mihi verò non adèò displicet aulica ista pronuciatio; videtur enim nostræ linguæ suavitati peraccomoda, & peregrinis ipsi alià longè facilior; ut videre est.

Oin, paulò obscuriùs sonat, ut *soin* sonus, *foin* fœnum.

Oe, vix est diphthongus, nisi in hoc tantùm vocabulo *coëffe* galericulum, & tùm sonat ut *oé* apertum.

Ou, sonat ut apud Latinos, ut *u* Itatorum, & *oo* Anglorum, ut in *tourner* vertere, *oublier* oblivisci, *outrager* injuriam inferre.

Vi, vel *uy*, tenuiter & delicatè sonant, ut *ui* Latinorum. dummodo pronucies

n secundum nostram pronunciationem; *ni*, vel *ny*, secundum Anglos. ut *nee*, ut in *nuire* nocere, *duire* decere [sic], quæ pronuntiabis *nuecre*, *dueere*."

Unter der überschrift „De obsoletis diphthongis“ heisst es dann: „*Ea* sonat ut *a*; *dea*, *da*, ut *oüy dea* sanè quidem. *o* sonat *o*, ut in *Aoust Oust* Augustus. *Faon* Hinnulus, *Paon* Pavo, *tahon* æstrum, sonant *Fan*, *Pan*, *tan*; dicimus tamen etiam *fa-onner*, catulum edere. *Aa* so-[s. 27:]nat ut *a*, *aage*, ætas, *age*. *æ* sonat ut *e* apertum, *paelle* patillum, *pelle* patella, *sartago*.“

Endlich schliessen sich einige bemerkungen „De triphthongis“ an: „Triphthongum appello propriè concursum trium vocalium in eadem syllaba: tunc prima, vel parùm, ut in *beaucoup* multum, *eau* aqua, vel non omnino pronuntiatur, ut in *cœur* cor, quod sonat *keur*. Ab hac regula excepiès primò, quando *i*, vel *y*, sunt primæ vocales, tunc enim plenè sonant, ut in *Dieu* Deus, *yeux* oculi.

Secundò excepiès, quando duæ primæ vocales faciunt diphthongum, tunc enim diphthongus proprium retinet sonum, ut in *boüillir* ebullire, *embrouïller* intricare, &c.“

Die *konsonanten* (der *vf.* hat es viel mit stummen buchstaben zu thun) bieten weniger anlass zu anführungen.

Bei *c* heisst es u. a. [s. 3]: „*C* ante *e i y*, sonat ut *s* durum, nimirum ut apud Latinos *Cicero*n [sic]; perquam diligenter Anglis cavendum est, nè cum pronunciant nostrum *c*, vel etiam *s* ante *e i y*, aliquid immisceant aspirationis *h*, ut ipsi solent in sua vernacula lingua: dum igitur pronunciant *ciel*, *celer*, *icy*, *Colossiens*, viderint ipsi nè pronunciant *shiel*, *sheler*, *ishy*, *Coloshiens*: sed forti quodam, ac veluti stridenti spiritu efferant *celer*, &c.“

[s. 10:] „Quamvis *h* collocetur inter literas, non est propriè litera, sed aspiratio, quam nonnulli sentiunt è lingua nostra prorsus eliminandam; ego verò censeo *h* non omnino pronunciantam in dictionibus à Latinis venientibus, ut in *honneur* honor, *homme* homo: sed in iis. quæ purè sunt Gallicæ, *h* pronuntiatur, non adèò quidem asperè & durè, ut apud Anglos, *honte* pudor, *hanter* frequentare, *hache* securis, &c.“

Mit dem über *frz. om, on* gesagten (s. o. s. 192) vgl. man das folgende:

[s. 12:] „*N* in fine syllabarum ità pronuntiatur, ut vix oris palatum attingas; ità ut peregrini autument. nos pronunciant *g* cum *n*, & re vera leviter attingimus *g*; verbi gratià, pronunciamus *fin* finis, *non* non, ferè ut *fing*, *nong*: si sequens dictio incipiat à vocali, *n* finalis pronuntiatur plenè, & planè rejecto *g*; atque adèò cum sequenti jungitur vocabulo, ut cum dicimus, *Dieu vous gard mon amy*, *Sospi*-[s. 13:]tem te reddat Deus amice mi.“

Für das englische ergeben sich aus dem zitierten u. a. folgende punkte:

1) Engl. *a* in *able*, *same* lautet nicht wie lat., span., it. und *frz. a*, sondern „dünnere“ (tenuius); „tenuissimè & delicatissimè“ ausgesprochen war es = off. *e* in lat. *apertus* etc., in *frz. avec* oder *clair* etc. und, wie du *Gres* behauptet, auch in engl. *father*, *mother*. Es hatte also einen \bar{a} -laut.

2) Engl. *a* in *call*, *shall* [die betonte form, die auch Smith und Bullockar kennen] ist = lat., span., it. und *frz. o*, also = \bar{a} . Die andeutung eines tiefern gutturalen \bar{a} fehlt; leider auch die angabe, ob *au* in *laud* etc. denselben laut hatte, was aber freilich kaum zu bezweifeln ist.

3) Über engl. wie frz. kurzes *a* wird nichts gesagt. Daraus folgt nicht, dass beide gleich lauteten; es kann und wird vielmehr das kurze engl. *a* an der n \ddot{u} ance des engl. *a* (= \bar{a}) in *able*, das kurze frz. *a* an der des frz. langen *a* (= \bar{a}) partizipiren sollen (vgl. auch die engl. transskriptionen bei frz. *oi*, *oy*).

3) Das unbetonte engl. *e* in der endung *er* (*father*, *mother*) hatte, wenn du Gres recht beobachtet hat, noch einen deutlichen offenen *e*-laut (s. o. 1).

4) Engl. *ee* in *feet*, *fleet* wird auch hier als (gleich oder fast gleich) frz. *i* (bzw. *i*) bezeugt, w \ddot{a} hrend frz. *i* vom engl. *i* (*i*) abwich, — wie, ist nicht angegeben.

5) Engl. *o* in *dogge* ist off. *o* wie in it. *rosa* und wie lat. und frz. off. *o*.

6) Engl. *oo* lautet wie lat. und it. *u* oder frz. *ou*.

7) Engl. *u* in *lute*, *duke* wird schott. *u* in *gud*, dt. *w* [lies \ddot{u} ?], frz. *u* gleichgesetzt. Wenn der vf. gleichwohl erkl \ddot{a} rt, die aussprache des frz. *u* mache fast allen ausl \ddot{a} ndern gleiche schwierigkeit, es gebe kaum eine nation, die dem richtigen laut dieses buchstabens nahekomme, und die italiener *wie auch die engl \ddot{a} nder* spr \ddot{a} chen ihm wie frz. *ou* oder griech. α , so muss er hier wohl das kurze engl. *u* in *push*, *but* (f \ddot{u} r kurzes frz. *u*!) im sinne haben.

8) Eigent \ddot{u} nlich ist des vfs. ganz allgemein gehaltene behauptung, dass die engl \ddot{a} nder geneigt seien, f \ddot{u} r *s* (= *c* der schrift) vor *e i y* den laut \acute{s} (= *sh*) zu setzen. Das beispiel *Colossians* w \ddot{u} rde kaum \ddot{u} berraschen, aber *ciel*, *celer*, *icy*?

Was du Gres' lautangaben bez \ddot{u} glich des franz \ddot{u} sischen angeht, so will ich diese f \ddot{u} r sich selbst sprechen lassen.

4.

Durch die freundlichkeit des antiquariats Ludwig Rosensthal in M \ddot{u} nchen wurde ich vor etwa drei jahren in den stand gesetzt, ein bereits nach England verkauftes exemplar des nachstehend besprochenen buches einzusehen und zu exzerpiren. Einige zeit darauf stellte mir Mr. W. H. Widgery, M. A., in London, der bekannte verfechter der reform des sprachunterrichts in England, k \ddot{u} rzere notizen \ddot{u} ber dasselbe werk, das ihm in der kgl. bibliothek zu Berlin zug \ddot{a} nglich gewesen war (Y a 1121), f \ddot{u} r die *Phon. stud.* freundlichst zur verf \ddot{u} gung; daneben die bemerkung: „The Musaeum Minervae, founded by Sir Balthazar Gerbier d'Ouvilly in 1635, published a prospectus in 1649 in which they offered to teach Hebrew, Greek, Latine, French, Italian, Spanish, High Dutch, and Low Dutch, &c. The College collapsed in 1650.“

Der sehr unst \ddot{a} ndliche titel des 253 kl. 8-seiten umfassenden buches lautet folgendermassen.

„Minerva. The HIGH-DUTCH | GRAMMER. | TEACHING | The English-man perfectly, easily | and exactly the neatest Dialect of | the High-German Language. | To which is added | The High-Dutch and English | IDIOMS | Dialogue-wise | both in High-Dutch | and English. LONDON, | Printed for Will. Cooper at the Pel-|lican in Little Britain. 1685.

a: ! | des | E H I C H | hochdeutsche | sprache zuerst | vor di | E N G L I S H | E N . | [r \ddot{o} :] | THE. HIGHDUTCH | MINERVA A-LA-MODE | OR | A. PERFECT. GRAMMAR | never extant before, | whereby | THE. ENGLISH | may both | easily and exactly learne | the Neatest Dialect of the German | MOTHER-LANGUAGE | used throughout. ALL. EUROPE: | most humbly dedicated

TO, HIS. ROYAL. HIGHNESS | PRINCE | RUPERT. | COUNT. PALATINE. OF. THE | RHINE BY | [v^o:] HIS. MOST. ILLUS-|TRIOUS HIGHNESSES | *most humble and most | obedient servant,* | the Author. | LONDON, printed in L. BRITAIN, and | to be sold at the Rabbets and Harrow in Jack-sons court Blackfrayer. 1680.“

Der druck fällt ohne zweifel in das letztere jahr; der erste titel mit der jahreszahl 1685 ist später vorgesetzt. Der verfasser, offenbar ein in England (London) wohnender niederdeutscher, nennt sich nirgends.

Ich theile die wichtigeren angaben über die aussprache des deutschen und englischen mit.

S. 2 handelt *Sect. 2* „of the Vowels and their Sound“ im deutschen. „Several of these letters“, heisst es hier, „are otherwise pronounced than in English; as

A long is pronounced broad, as *A* before *LL* in all i. *alle*; or as *AU* and *AW* in aul or awl i. *ale*.

A short as the English short *O* in hot, pot &c.

E obscure [*sic*] as the first *E* in better or never; but *E* clear [*sic*], as the last of the same words: and standing in the end of a syllable is onely half expressed and half mute, as in French, or as in English after *L* and *R*; e. g. fire-scuffle i. *feyer-shaufel*, &c. but over *A*, *O*, *U* not at all, being for it self quite mute, which seems to be the reason why the High-dutch do not separately set this *E* either before (as the English in their *ea*, *co*, *eu*) or after (as some of the Latins in their *ae*, *oe*) the said vowels, but right over them, as some other Latines [der vf. ergeht sich noch weiter in solchen betrachtungen].

[s. 4:] *O* long as the English *OA* in throat, oak, to groan, etc. or as *O* in alone, sore, dore, store, etc.

O short as the English *O* in oven, over, love, etc. never as in fore, soft, oft, not, etc.

I long as the English *EE*, e. g. to feel i. *filen*, wee i. *wir*, heer i. *hir*, beer i. *bir*, etc.

I short as *I* of the word in i. *inn*, still i. *stille*, finger i. *finger*, is i. *ist*, etc.

U long as the English *OO*, e. g. too i. *zu*, booth i. *bude*, tooth i. *zan*, etc.

U short as *OO* or *OU* (considered in themselves, without the mixt sound received from a consonant following) in blood or bloud i. *blutt*, good i. *gutt*, stood i. *stuyde*, could i. *kuute*, foot i. *fuss*, etc.

E long as the English long *A*, e. g. to shame i. *shæmen*, to lame i. *læmen*, to share i. *sheren*, to tame i. *zæmen*, to lean i. *lænen*. but *læneu* signifies to lend, etc.

E short as the English *iA*, e. g. to learn i. *lærnen*, to earn i. *ærnen* or *ærnden*, heart i. *herz*, etc. or as *A* short in March i. *Merz*, starch i. *sterke*, smart i. *smerz*, had i. *hætte*, etc. [Der vf. bemerkt hierbei, „clear *E*“ sei derselbe laut, weshalb auch *sheren*, *lænen*, *lærneu*, *herz*, *smerz*, etc. geschrieben werde.]

[s. 5:] *a* both long and short like the English *I*, e. g. bird, shirt, first, etc.

û both short and long as *Y* in Caubro-British or Welch, or as the long *U* in French; but by some it is commonly pronounced as the English *E* long

or *I* short in, evill or ill i. *übel*, sin i. *sünde*, mill i. *müle*, hill i. *higel* or *higel*, to fill i. *füllen*, to kiss i. *küssen*, etc.

AU or *AW* as *OU* or *OW* in English: e. g. house i. *haus*, louse i. *laus*, mouse i. *maus*, shower i. *shower*, sow i. *sawe*, etc.

AEI, *AEU*, *EI*, *EU*, *AEY*, *AEW*, *EY*, *EW*, sound almost all alike as *I* long and *Y* final in English: e. g. thine or thy i. *dein*, island i. *eiland*, fire i. *feyer* or *fewer*, etc.

[s. 6:] *B* after a vowel in the same syllable, especially before a half-mute *e*, is pronounced as an initial *W* in English . . . [beispiele: *bube*, *beben*, *bleibe* = *bu-we*, *be-wen*, *blei-we*].

V is pronounced by us just as by the English, that is to say, softer than an *F*; and harder than *V* in French, where it sounds like our initial *W*.

H (that most abused letter of all) in the beginning of a syllable is a single aspiration . . . [folgen längere auseinandersetzen].

[s. 8:] but *H* the double or hard aspiration standing after a letter in the same syllable (used now by us [d. h. dem vf.] instead of *CH*, the Greek words excepted, if you will or must make use of 'em, e. g. *Christus*, *Chrysostomus*, &c.) is pronounced as the English *GH* in, right i. *recht*, sight i. *gesicht*, flight i. *flucht*, &c. yet somewhat harder and in the throat, just as the Welchmen their *CH*, or as the Hebrews their \aleph , and the Grecians their χ , which is (but no more than our letter here) a double consonant. see *C*.

J, *j* consonant, onely initial, sounds without all aspiration as the English *Y* in the beginning of words: e. g. *jar* . . . , *Jesus*, *Joseph*, *jung* . . . &c. read as if they were written thus in English, *yaur*, *Yesus*, *Yoseph*, *yoong*.

G is pronounced by some as it is in English before *A*, *O*, *U*, and particularly before *e* or *i*, as it is in these English words that come from ours: e. g. to give i. *geben*, to begin i. *beginnen*, gasts or guests i. *gäste*, gost or ghost i. *geist*, a gift or guift given to a bride by her parents or a dowry i. *ein braut-gift* or *mit-gift* etc. and always after *N*: e. g. to singe i. *singen*, [s. 9:] hungry i. *hungerig*, etc. where it sounds without all aspiration, and yet harder than our *J* or the English *Y*; but by some it is pronounced with a small aspiration, to make it differ from our *J*, and the double aspiration *H*; and yet we do not pronounce it here neither with the hissing tone of the English in *gentle*, *general*, *giant*, *geometry*, or the like words coming from the Latin, Greek, or other tongues.*

Von *C* wird s. 10 bemerkt, dass es teils wie *ts*, teils wie *k* laute; dann heisst es weiter:

[s. 11:] „but *C* standing before the double aspiration *II*, shall henceforward be quite omitted by us [dem vf.], as it was formerly by the old Saxonians every where, and is still to this very day by the English after an *S*: e. g. a fish, fresh, to wash, to wish, &c.

and immediately after an *S* the letter *H* (followed by any other consonant but *R* in the same syllable) shall as well as its *C*, and so both together be left out here, as it is done not onely in the forementioned dialects, but in the Low-Saxonick also and the Belgick, to lessen the tedious, and more than jewish and snakish hissing sound of the Swabish pronunciation, slipt by degrees from thence

as into some others. so likewise into that of ours: e. g. *slafen* i. to sleep, *sporren* i. spur, *slipferig* i. slippery, *stall* i. stall, *smusig* i. smutty, *smaragd* i. smaragd a precious stone, *smetsen* i. to smite, *stille* i. still, *snorren* i. to snort, *steif* i. stiff, *spreiten* i. to spread, *swan* i. swan, *slav* i. slave, *splitter* i. splitter, *shrapen* i. to shrape, &c. not *schlafen*, *schporren*, *schlipferig*, *schtall*, *schmusig* . . . *schlave* or *sklave* Ital. *schiaivo*; . . . as some either in writing or pronouncing love to spell. persuading themselves, that their words will be the fuller of no lesser mysteries than grace and emphasis, the fuller they take their mouth and their pen.

[s. 12:] Those good men both in schools and chanceries, that have the lot to make their whole study, onely business, and daily practice, in nothing else but in spelling letters, and are therefore looked upon by some as Grand-masters of Orthography, most commonly use to write thus: e. g. *schnaacke*, *vieh* or *viehe*, *schwaartz*, *schnee* *schneh* or *schnehe*, &c. instead of *snake* i. snail, *vi* (of old *fio*) i. cattel, *swartz* i. swarthy or black, *sne* i. snow: where every one may see, that almost the moiety of letters is as needless to the good pronunciation, as the fifth wheel would be to a waggon.*

Bemerkenswert ist unter diesen lautangaben für das englische insbesondere die gleichsetzung von dt. *ā* mit engl. *a* in *all* oder *au*, *aw* in *awol*; von dt. *ā* mit engl. *o* in *hot*; von dt. *ö* mit engl. *o* in *oven* (jetzt gleich *u* in *but*; doch wird *blood* noch ausdrücklich *ü*-laut zugeschrieben); von dt. *ā* mit engl. *a* in *shame*; von dt. *ä* (*e*) mit engl. *ea* in *learn* oder engl. *a* in *March*; endlich die späte bezeugung des palatalen reibelauts in *right*, *sight*, *flight*. — In bezug auf das deutsche fällt auf: die erwähnung des *i*-lautes für *ü* als einer vom vf. nicht geradezu verworfenen aussprache,¹ ferner das zusammenfallen des *eu-äu*-diphthongs mit *ei*. Die beiden lautwerte des *g*, welche der vf. beschreibt, sind verschluss-*g* und, wie es scheint, palatales reibe-*j* (im unterschied von unsilbigem *j*). Die verteidigung der niederdeutschen *sl-, sp-* etc. im anlaut habe ich der unverkürzten mitteilung wert erachtet.

Da im grossen und ganzen die deutschen lautwerte feststehen, so gewinnen die zu ende der *grammatologia* s. 43 ff. gegebenen proben der wieder-gabe von deutschen stücken vermittelt einer englischen umschrift eine nicht geringe bedeutung für die aussprache des englischen. Ich lasse die transskriptionsproben hier folgen, indem ich nur, wo es bei einzelnen worten nötig scheint, die orthographie des deutschen textes in klammern beifüge.

„Here followeth a Pattern of the German Pronunciation . . . Pronounce after the English expression thus:

ig glöu-wey aun Gut dane väuter, oll-maght-e-ghen shöpf-er das him-mels und dare ar-den. ig glibe [*glieub*'] am yèi-sus Chreost [*sic*] sy-nen ine-e-ghen soan, ün-tern herrn, dare em-pfäng-en ist voan dame hy-lee-ghen ghistey, ghey-boaren voan dare yöong-frow-en mau-rée-en, ghe-lit-ten ün-ter Pun-tsee-en Pee-law-ten, ghei-crytsee-ghet, ghei-stür-wen und bei-gräu-wen, needer-ghei-fau-ren tsur hël-len, aun drit-ten täughey wèeder-um ouf-er-ston-den [s. 44:] voan dame toadey öuf-ghei-fauren ghan him-le sits-and tsoor rächt-en haund güt-tes das oll-

¹ Im englischen kommt kennt er den *ü*-laut nicht mehr, sondern muss zur erklärung das (ähnliche) wall. *y* und das frz. *u* heranziehen.

māgh-tee-ghen vāu-ter, voan don-nen are cūm-man wīrd tsoo rīg-ten dee lā-wen-dee-ghen und dee tōa-den. īg glou-wey aun den hy-lee-ghen ghyst. iney hy-lee-ghey kréostlee-ghey [*Christl.*] keorghey ghey-mine-shauft dare hy-lee-ghen, ver-ghābe-oung deir sīn-den, ōuf-ar-stey-oung des fly-shes und naug dame toadey ine ei-wee-ghes lā-wen.

doo sult [*soll*] den hār-ren dīne-en Gutt lee-wen voan gaunt-sem hārt-sen. voan gaunt-ser seil-en and voan gaunt-sem ghey-méetey. dis ist daus ārst [*erst-*] und græstey ghey-bōat; das on-derey āu-wer ist dee-sem glighe: doo sulst [*sulst*] dy [s. 45:] nen nāghs-ten lee-wen als dig sel-west [*selb-est*], aun dēe-sen tswy-en ghei-bōaten hāung-et daus gāunt-sey ghei-sāts und dee Pro-phēi-ten.

un-ser vāu-ter, dare doo bist im him-le, ghei-hy-lee-ghet wēir-dey dīne naum; tsoo uns cūm-mey dīne rīghe: dīne wīll ghey-shā-ey wee im him-le. ōll-so oug ouf ār-den: ūn-ser tåg-lee-ghes broat gib uns hītey und ver-ghib uns ūn-sey-rey shōol-den, ols weer ver-gā-wen ūn-sern schōol-dee-ghern: und fēe-rey uns neoght in ver-sōo-ghoong. zūn-dern er-læ-sey uns voam ē-well; denn dīne ist daus rīghe, dee eroft und dee herr-līg-kite voan ēi-wīg-kite tsoo ei-wīg-kite āu-man.¹

Marburg.

W. VIETOR.

L'ACCENT TONIQUE ET L'ÉCRITURE.

L'accent est, dans le sens dont il doit s'agir dans les observations suivantes, une élévation de la voix sur certains corps phonétiques ou syllabes.

Les corps phonétiques dont se compose le mot sont donc différents de valeur comme de nature. Les corps phonétiques rehaussés par l'accent ont à la fois de la sonorité et une certaine longueur.

L'accent une fois ainsi défini, on voit qu'il ne peut s'agir ici des signes d'écriture appelés aussi de la sorte et marquant tantôt la hauteur d'une voyelle, tantôt sa longueur, tantôt ne marquant ni l'une ni l'autre, mais servant uniquement à différencier dans l'écriture des sons équivalents d'ailleurs pour l'oreille.

C'est l'accent tonique que nous considérons ici.

¹ Bei dieser gelegenheit sei darauf hingewiesen, dass J. Meyer in Birlingers *Alemannia* XVII, 2. s. 137 ff. das erste auf die aussprache bezügliche kapitel des von den jansenisten zu Port-Royal Paris 1673 veröffentlichten und Zürich 1687 von neuem herausgegebenen lehrbuchs der deutschen sprache nach der züricher ausgabe mitgeteilt hat. Der titel des buches lautet: „*Nouvelle méthode pour apprendre facilement et en peu de temps la langue allemande.*“ Accompagnée d'une table des principales racines allemandes. Nouvelle édition revue & corrigée. Imprimé à Zurich chez David Gesner 1687 in-12^o.“ Aus dem inhalt erwähne ich: offenes *e* in *reden, wer*, wie in *herr*; „*e* muet“ in der vorletzten silbe von *regen*, *zitteren* und der drittletzten von *regenete, zitterete*; *nichts* = *nix*; *gegeben, gewülke* („des nuages“) = *yegeben, yewülke*, ebenso *g* = *y* in *schweigen, lilge* („fleur de lys“). *pilger*, oder *lg* in diesen wörtern = frz. *ll* in *fille*; *n* vor *g* und *k* (*hangen, trenken* etc.) wie in frz. *sanglant, encore*; *quartier* = *cōuarter* etc.: *ist fast* = *ischt* (wie *stall fast* = *schtall*).

Pour nous pénétrer de son importance, examinons-le dans les groupes d'abord les plus simples, dans les mots, et parmi ceux-ci, dans les mots les plus simples, les monosyllabiques, et en particulier encore les diphthongues.

De même qu'on accentue la fin des mots en français, on y accentue aussi la fin des diphthongues: *out, ouais, bien, lion*, etc. Le français reste donc par tradition la contre-partie des langues germaniques, au moins des modernes, qui accentuent avant tout le radical des mots, et ce radical étant au commencement, l'une des premières syllabes des mots. Dans le plus simple de ces groupes phonétiques, la diphthongue, c'est la première partie du corps phonétique que l'on accentue, en allemand comme en anglais: *ei, I*.

Des syllabes simples on passe au groupe phonétique le plus simple, les dissyllabiques. *Le vase, la vase, l'ami, l'amie* nous mènent un pas plus loin, le polysyllabique s'unissant lui-même à un monosyllabique, les deux mots constituant un groupe d'ordre supérieur à éléments d'ailleurs de valeur différente à un degré analogue dans les deux cas. La seconde partie du groupe, le substantif, qu'il soit masculin ou féminin, est rehaussée par l'accent, tandis que la première partie, l'article, ne l'est pas. *Le héros* est accentué un peu d'autre façon que: *le vase*, la prononciation impliquant un arrêt devant l'aspiration de *h*.

Ce groupe à deux membres peut s'enrichir d'un troisième, d'une préposition: *de, à*. Préposition, article et substantif, nous voici arrivés à la déclinaison. La préposition se trouve vis-à-vis du substantif dans une situation analogue à celle de l'article lui-même, dans un rapport de dépendance phonétique.

Cette dépendance de l'article se trahit non seulement par le manque d'accent tonique, mais par la faculté de s'élider. Mais l'élision n'est qu'une des formes de son vasselage. A côté de la disparition de la voyelle devant la voyelle, figure aussi la disparition de la consonne après la voyelle, à côté de l'élision, l'aphérèse. *De l'ami* conduit à *del héros, del vase*, comme à *l'amie* est le dernier terme de la série: à *la héroïne, à la vase*. De là on arrive par une vocalisation de l' *l* aux formes modernes: *du, au, des, aux*.

Dans ce groupe si simple de la déclinaison, nous voyons donc bien clairement la différence entre *corps phonétiques indépendants* et *corps phonétiques dépendants* ou *enclitiques*. (Par enclitiques j'entends ici aussi bien les enclitiques proprement dits que les proclitiques.) L'enclitique s'attelle ici à son grand voisin, c'est un client dans la cité grammaticale.

La langue dans laquelle est écrit ce travail m'impose le devoir de faire du français l'objet principal de mon examen. Mais l'intérêt de l'enseignement dans les écoles publiques fera accepter quelques rapprochements avec les deux autres langues surtout représentées dans les écoles réales, l'anglais et l'allemand.

L'article défini anglais a une valeur d'enclitique à côté du substantif et sa valeur intrinsèque varie suivant la nature du son initial de son voisin, tout comme en français: *the man, the house, the eve* forment une série ascendante où la seule influence différentielle est phonétique, la fonction logique de l'enclitique restant d'ailleurs constante. Du reste, point de coalescence des éléments divers, à l'époque actuelle et dans le parler soutenu.

L'allemand nous présente au contraire davantage, si l'on fait entrer ici les groupements d'article et de préposition avec le substantif: *ans haus, aufs*

eis, durchs feuer, fürs vaterland, ins wasser, nebns fenster: zum freunde, zur kirche, im hause, vom baum.

La dépendance de l'article se traduit ici par des altérations analogues à celles observées en français; pas d'élision, il est vrai, mais des cas répétés d'apocope et d'aphérèse.

On parle avec le moins d'effort possible, comme on vit au meilleur marché possible; ce qui n'est ni un principe de paresseux, ni un principe d'avare. La plus grande différenciation possible par des combinaisons aussi multiples que possibles avec des matériaux aussi peu nombreux que possible. C'est dans le choix d'éléments capables de se prêter à ces différenciations que consiste la richesse de la langue, de même que le génie de l'artiste ou du poète consiste dans le choix d'un thème facile à féconder par des variations. Et dans le domaine des êtres vivants n'est-ce pas quelque chose d'analogue à la loi si bien exposée dans le règne animal par le Professeur Milne-Edwards, la loi d'adaptation par division du travail physiologique?

Malheureusement la richesse du capital déposé, pour ainsi dire, me paraît en voie de perte continuelle dans les langues vivantes, d'une part en ce que les différenciations organiques fixées deviennent de plus en plus rares, à mesure que nos langues deviennent de plus en plus analytiques par la perte de leurs désinences; d'autre part, en ce que, par le fait même de l'imprimerie, l'écriture reste toujours de beaucoup en retard sur la prononciation, que les livres durent plus longtemps que ne dure la prononciation qu'ils ont fixée et qu'ils portent ainsi une prononciation au-delà du domaine auquel elle répond exactement dans le temps et l'espace. Qu'avons-nous à opposer à l'alphabet sanscrit, ou même au grec? Que nos conjugaisons et nos déclinaisons actuelles sont pauvres, comparées aux périodes antérieures de nos langues! Quelle difficulté nous trouvons à reproduire les onze voyelles russes! Avons-nous autre chose qu'un haussement d'épaules pour les consonnes et les voyelles de valeur moyenne de nos dialectes? Le physiologiste est moins dédaigneux, ou plutôt, il est plus juste.

Au siècle de l'histoire naturelle, il faudrait réagir contre ce déplorable nivellement. Le nivellement du langage, comme celui des idées et des caractères, est un danger pour une époque comme pour un peuple.

On tient de moins en moins compte de la langue parlée. On veut entendre partout la même chose, là où l'on retrouve le même signe d'écriture et l'écriture elle-même est souvent absolument fautive dans ce qu'elle montre.

Les mots eux-mêmes sont mal représentés, tant pour les voyelles que pour les consonnes. *Aime, aimons* montrent le même signe *ai* pour les sons différents *ê* et *é*. *Prête* et *prêter* traduisent par *ê* une demi-longue et une longue. Ni la quantité, ni la qualité des voyelles ne sont bien indiquées. C'est qu'on néglige de tenir compte de l'influence de l'accent tonique qui, en se déplaçant, entraîne un changement de valeur la voyelle.

Les consonnes prononcées sont souvent aussi mal traduites à l'œil. On écrit *second* comme *secundus*, tandis qu'on prononce, *segond*. Que dire de *cerfs*, *beufs* et autres? Ceux qui apprennent à parler par l'écriture estropient à la fois la voyelle et la consonne finale.

Si les sons simples, les éléments du langage, les mots isolés sont mal figurés dans l'écriture, leur groupement l'est tout aussi mal, ou ne l'est pas du tout. Dans *chef-d'œuvre*, je vois bien que *d'œuvre* se prononce d'une émission de voix avec *chef*, mais qui me dit que *è* est devenu *é* et que *f* est muet? De même de *pot au feu* pour la voyelle *o*. De même *tu as* et *as-tu*, *tu aimes* et *aimes-tu*, où les sons *a* et *ai* sont pleins dans le premier membre, atténués dans l'autre.

Il faudrait établir la loi: *l'accent tonique renforce dans la langue parlée les syllabes qui le portent*. Il faudrait que l'écriture accusât exactement dans tous les cas ce renforcement, tandis qu'elle ne le fait que dans certains cas, et pas toujours de la même manière, ce qui est aussi une sorte d'inexactitude.

Dans les verbes *geler*, *jeter*, *appeler* comparés à *gèle*, *jette*, *appelle*, le changement de valeur de la voyelle *e*, quand elle porte l'accent et devient *e ouvert* est marqué nettement, mais dans un cas par l'accent grave, dans les autres cas par le redoublement de la consonne. Dans: *bonnet*, *bonnetier*, et autres, rien dans l'écriture ne marque que *è* est devenu *e muet*.

Les dérivations populaires d'un certain âge montrent au contraire une observation rigoureuse et constante de la loi de renforcement dans les toniques.

Coin, *cogner*; *poing*, *poignée*; *neuf*, *nouveau*: *bœuf*, *bovier*: *pleure*, *déplorer*. En vieux français, l'application de cette loi phonétique était poussée à l'extrême. La conjugaison faible donnait par exemple: *aime*, *amons*: *pleure*, *plorons*. Il nous est resté quelque chose dans: *amant* à côté du nouvel intrus *aimant*, *Amable* à côté de l'adjectif *aimable*. Mais c'est surtout dans la conjugaison forte que nous sommes restées les formes exactes les plus nombreuses.

Ainsi: *crois*, *créant* à côté de *croyant*; *doive*, *devant*. L'*e* latin s'élève à la diphtongue sous l'influence de l'accent tonique, tandis que sans cela il se réduit à *é* ou *e*, ou s'efface complètement devant les désinences puissantes du passé défini et du participe passé: *crus*, *cru*; *dus*, *dû*.

Mourir, *mouvoir* donnent à leur tour les formes transformées accentuées: *meurs*, *meure*; *meus*, *meuve*, à côté des formes non accentuées *mourous*, *mouvons*. L'*o* latin est devenu tour à tour *eu* et *ou*. Il a disparu au contraire dans: *mus*, *pus*. La transformation de la voyelle sous l'influence de l'accent tonique atteint de nouveau ici, et la quantité et la qualité du son.

On trouve ainsi vérifiée dans les verbes la loi de renforcement de la voyelle devant une consonne muette elle-même. *Peux*, *voux*, *meus* ont le son plein *eu* long, tandis que *peuvent*, *veulent*, *meuvent* ont le son bref, aigu d'*eu* dans *heure*. *Meurs* et *meurent* ont le même son au contraire, l'*s* n'assourdisant pas l'*r*.

Ce sont là autant d'exemples d'influence rétroactive de l'accent sur les voyelles ou les consonnes qui le précèdent.

Pour le français c'est la loi d'accentuation qui domine toutes les transformations du mot depuis le latin jusqu'au français moderne; les voyelles s'affaiblissent ou disparaissent loin de la tonique, les consonnes aussi.

Voyons comment cette loi fonctionne dans les groupes de mots, maintenant que nous avons vu son application aux mots isolés. Mais la liaison des mots se réglant d'après l'accent tonique examinons tout d'abord la liaison des mots.

Ce lien se règle avant tout d'après le sens. On lie ensemble les mots qui par le sens se tiennent étroitement. Mais la liaison a des tendances toutes particulières. Elle a un caractère essentiellement conservateur. C'est elle qui montre le mieux la loi du renforcement des consonnes finales: *un grand homme* ($d = t$), *un rang élevé* ($g = k$). C'est elle qui a sauvé la plupart des désinences de déclinaison et de conjugaison. *At-il* pour *at-il*; *vas-y*, à côté de *il a, va voir, donne-en* à côté de *donne-la*. Les formes puissantes de l'impératif ont fait triompher la tradition populaire et nous ont épargné les traits d'union et les *s* euphoniques.

Le travail de nivellement parallèle au développement analytique des langues modernes et à celui du français tout particulièrement rendait plus nécessaire que dans d'autres langues la conservation des désinences de cas, de nombre, de temps, de personne, et c'est là la raison d'être de la liaison.

Le renforcement de la consonne finale n'est pourtant pas constant dans le cas de liaison. Si le rapport logique devient un rapport de subordination absolue, la consonne finale conserve sa forme ou même il se reproduit quelque chose d'analogue à la défaillance des enclitiques au contact des corps phonétiques puissants. Dès que le premier mot s'unit au suivant d'une façon plus intime jusqu'à exprimer une notion simple, l'accent se déplaçant pour se porter sur la dernière syllabe de l'ensemble, la voix perd de sa force dans les syllabes maintenant plus éloignées de la tonique, et la finale du premier mot s'adoucit, se transforme ou s'assourdit: c'est ainsi qu'on dit: *vif-argent*, comme on dit *neuf enfants* (*v*), tandis qu'on dit: *un intérêt vif, il y en a neuf. Reine-claude* (*g*) montre pour le groupe *ce* que *second* (*g*) montrait pour le mot. Ici encore, l'écriture nous laisse complètement en défaut sur ces transformations de son. L'absence de signes exacts pour le même son, l'inconséquence dans l'emploi des signes de liaison, le trait d'union, rendent l'étude des sons d'après l'écriture, chose des plus difficiles et des plus longues.

Les sons à résonnance nasale: *on, an, in* sont aussi représentés d'une façon inégale dans le cas de liaison ou de composition. *Bonhomme, vinaigre*, où le son nasal a disparu complètement, sont écrits en un seul mot. *Bon ami*, qui se prononce aussi avec *o* ouvert et *n* pure, s'écrit en deux sans signe de liaison. *Un ami*, où le son nasal persiste avec l'*n* de liaison, se confond dans l'écriture avec *bon ami*, qui se prononce *bo-nami*. Les Parisiens disent, il est vrai, *n-nami*, mais la prononciation des capitales ne peut être un modèle que pour ceux qui n'y ont pas été, sans en excepter ni Londres, ni Berlin. *Bonhomme, vinaigre, u-nomme* représentent, à mon avis, la prononciation nouvelle du son nasal en liaison, tandis que *un-nomme* est un compromis entre l'avenir où les nasales reprendront en liaison leur caractère pur de voyelles et un passé où peut-être les nasales restaient autant de terminaisons incapables de se lier. *On-na* et *o-na* présentent une transition d'un type de liaison à l'autre.

Un autre exemple du caractère conservateur de la liaison se trouve dans les adjectifs et les adverbes. *Grand'mère, grand'route, grand'place, grand'peine; constamment, prudemment* nous montrent que le peuple sentait encore la différence entre adjectifs à deux terminaisons et ceux à une seule, et que la prononciation

des dérivés était soumise aux mêmes règles que celle des groupes de mots, le son nasal *an* de *prudemment, constamment* devait nécessairement aboutir à *a*, comme *han, hanal, vin, vinaigre, bon, bonhomme*. Il ne lui restait plus qu'à se débarrasser de son lest, du *t* devenu muet. Les savants barbares de la Renaissance, qui ne savaient pas réserver à leur langue maternelle autant de loisirs qu'aux langues anciennes, n'y voyaient plus clair, ils mettaient des *e* partout, écrivaient; *grande, grandement. Bel, mol, fol* à côté de *beau, mou, fou* témoignent aussi que la loi d'accommodation des finales aux initiales suivantes auxquelles elles se lient en parlant, était encore comprise du peuple. On conservait *bel, fol, mol* devant une voyelle comme on conservait à *l'* à côté de *au, del* à côté de *du*. Les formes *fou, mou, beau*, comme *aux, chevaux*, montrent que nos ancêtres savaient reconnaître aussi dans la langue la loi que *rien ne se perd dans la nature, ni substance, ni force; il n'y a que transformation*. C'est à l'oreille, cette balance de l'esprit pour les choses du son, de reconnaître que l'assourdissement des consonnes finales va renforcer la voyelle qui précède, *o* bref devient *ou, e* ouvert *au: mol, mou; bel beau*. C'est un renforcement de voyelle analogue à celui des pluriels: *œufs, œufs, cerfs, os* en regard des voyelles brèves des singuliers *auf, bœuf, cerf, os* où la consonne finale se prononce. C'est aussi comparable aux formes verbales sourdes et longues: *veux, meus, peux*, en face des brèves et ouvertes: *veulent, meurent, peuvent*.

Pour ce qui est de la tendance conservatrice de la liaison en faveur des désinences grammaticales, qui ne voit immédiatement que, en confondant dans une même liaison avec le son de *z* les finales *x, z* et *s*, la liaison rétablit l'harmonie troublée par des esprits novateurs et brouillons, et cela pour les substantifs comme pour les verbes? La liaison, grande dame à seize quartiers de noblesse, rejette ces intrus du seizième siècle, *x* ou non, et n'admet que *l's* à l'exercice de ses privilèges.

Autre part, elle prend généreusement le parti d'une finale prise en grippe par quelques grammairiens de ce temps-là. Elle défend le *t* du singulier des verbes et elle dit: *at-il, aime-t-il*, comme le peuple chante encore aujourd'hui: *Malbrou s'en vat en guerre*. La forme interrogative, si importante logiquement, si fréquente d'emploi, a fixé ces combinaisons du verbe avec les pronoms *il, elle, on*, avec le *t* de flexion: *at-il, at-elle, at-on*. Cette sorte de pétrification grammaticale ne pouvait manquer d'exciter plus tard un naïf étonnement chez les Vadius et Trissotin du temps. Elle faillit même fournir la matière d'une mystification analogue à celle subie par le mot *grand'mère* où l'apostrophe, selon ces messieurs, doit tenir place d'un *e* muet qui n'a jamais existé au féminin. Ils arrachèrent le *t* du verbe dont il constituait le complément pour le sens et pour l'oreille pour en faire un appendice euphonique, un mot savant pour couvrir l'ignorance.

Que dire de *m'amie* dont ils ont façonné *ma mie* qui nous fait l'impression d'un mauvais jeu de mots? Il a fallu que Molière et Lafontaine nous conservassent la forme élidée d'une façon naturelle *m'amie*, pour faire ressortir dans toute leur laideur ces formes de fabrication relativement moderne: *mon amie, son habitude*.

La liaison nous a aussi conservé la vieille forme masculine de l'adjectif démonstratif *cel* à côté de *ce*. Le *t* a persisté dans l'écriture là où il persistait

dans la prononciation, c'est-à-dire devant un mot commençant pour l'oreille par une voyelle.

C'est à la liaison que nous devons d'avoir conservé certaines désinences verbales. Mais tandis qu'autrefois on n'écrivait que les consonnes finales prononcées, et, le cas échéant, avec leur valeur de transformation, nous écrivons aujourd'hui ce que nous ne prononçons plus, ou bien, autrement que nous ne le prononçons (*rends, prends, sors; rend, rompt, sort*). Tantôt la finale *s, d, t* se lie, tantôt pas.

La liaison montre aussi à l'œuvre, la loi d'adaptation, la consonne liée au mot suivant réagissant presque toujours sur sa précédente pour la faire passer à la série correspondante à la sienne: *faites attention = fêd-zattâtið*.

La liaison nous ramène à la distinction constatée au commencement entre corps phonétiques dépendants et corps phonétiques indépendants: les articles appartiennent à la première classe, les noms et les verbes à la seconde. Les autres mots appartiennent tantôt à l'une, tantôt à l'autre.

En général, les enclitiques ont comme tels des traits effacés, leur voyelle accentuée est brève et peu sonore, leur consonne finale sujette à disparaître, quand le mot suivant ne lui permet pas de se faire entendre. Mais un mot généralement employé comme enclitique phonétique peut aussi sortir de ce rôle modeste.

Dans les expressions: *j'ai faim, j'ai envie*, le rapport logique d'union du verbe *ai* et des substantifs *faim, envie*, est constant; la variable est ici dépendante du son, l'hiatus de *ai envie* confère à *ai* une certaine longueur qu'il n'a pas dans l'autre cas. Dans: *ai-je droit?* cet *é* tendant vers *è* devient *e* bien ouvert. Dans d'autres cas de formes interrogatives, ce renforcement est même marqué dans l'écriture: *trouvé-je*. Le pronom *je* qui augmente de valeur logique ne peut accepter d'accent pour lui-même; trop faible pour le porter, il le passe à son voisin de file dont la voyelle se renforce, comme dans *ai-je, ai* avait du son *é* passé à *è*.

C'est à cette substitution dans le renforcement phonétique que j'attribue la répugnance qu'on éprouve à former cette sorte d'interrogation pour *dors, mens, pars*, etc. Ces verbes à voyelle pleinement accentuée sont incapables de se renforcer encore par l'adossement du pronom *je*, et on ne peut pas dire: *dors-je, mens-je, pars-je*.

Dans: *nous parlions de vous, nous* n'est pas accentué, *vous* au contraire l'est. Dans: *nous vous écrivons*, ni l'un ni l'autre des pronoms n'est accentué; ni le sujet, ni le régime.

Ainsi le même mot, selon sa fonction logique ou le caractère phonétique de celui qui lui est associé, est susceptible ou non d'être accentué. En combinaison avec le verbe, le pronom personnel n'est pas accentué, et c'est pour cela que, comme régime, il prend la place modeste des enclitiques, devant le mot porteur de l'accent de phrase.

Au contraire, en combinaison avec les prépositions, mots d'un caractère logique et généralement phonétique bien moins considérable, les nains de tout à l'heure grandissent de toute la petitesse de leurs voisins et reçoivent l'accent. Pour cela, la plupart d'entre eux doivent se transformer, se renforcer; *moi, toi, lui, eux, soi* remplacent *me, te, le, ils, se*. Le latin ne suffit pas à expliquer la

différence des formes des pronoms personnels français dans les cas: *me vidit*, et: *post me venit*. Que le latin ait d'ailleurs donné le rang principal au pronom à côté de la préposition, c'est ce que prouvent les combinaisons de pronoms personnels avec la préposition *cum*: *meum, nobiscum*, etc.

Certains pronoms du moins trahissent aussi leur rôle d'enclitiques à l'égard du mot précédent; dans: *si quis dixit*, *quis* est enclitique de *si*.

Dans la locution: *un au après*, *après* est accentué, tandis que dans: *il vint après lui*, il ne l'est pas.

Un adjectif placé devant un substantif, forme avec lui un groupe simple, pour le sens comme pour le langage parlé; dans: *grand homme*, *grand-père*, *grand-mère*, *petit-fils*, *beau-frère*, *mon frère*, *cet ami*, le substantif porte l'accent, l'adjectif fait corps avec lui.

Mais dans: *un homme grand*, *le livre est beau*, l'adjectif est accentué, qu'il soit qualificatif ou attributif.

Même les adjectifs exprimant une couleur se placent devant leur substantif, quand ils forment avec lui une notion simple, comme: *Noirmoutier*, *Gris-nez*.

L'adjectif placé en avant, exprimant d'ordinaire une qualité essentielle de son substantif, ne se distingue, pour ainsi dire, pas de lui; la voix ne s'y arrête pas et sa forme tend même à s'effacer, comme le prouve *vif-argent* ($f = \sigma$).

Dans: *un enfant bien élevé*, *un homme bien fait*, l'adverbe est enclitique; dans: *l'ouvrage est bien*, il est accentué. C'est le sens qui encore ici motive la place: *bien fait*, *bien élevé* forment une notion simple et prennent l'accentuation de groupe, un seul accent pour l'ensemble. Loin de la tonique, ce *bien* tend à redescendre à la simple nasale, comme le montrent certains patois actuels et le vieux français: *Kar de vos sus ai* BENvenget les nos. (*Chans. de Rol*, 1951).

Un autre exemple de balancement ou compensation phonétique, c'est-à-dire d'affaiblissement de valeur loin de la tonique, nous est offert par la double forme de l'article partitif: *des hommes énergiques*, *d'énergiques hommes*. *Des hommes* présente l'article à forme pleine, tandis que le groupe plus complexe: *d'énergiques hommes* ayant l'accent de groupe sur *hommes*, l'enclitique initial s'affaiblit au point de ne pouvoir marquer le genre, ni le nombre.

J'ai vu cet homme, et: *J'ai ce livre*, contiennent à leur tour le verbe *j'ai* avec deux valeurs différentes; dans la seconde expression, comme verbe attributif, il est accentué, tandis que dans la première (*j'ai vu*) où il n'apparaît que comme auxiliaire, il ne l'est pas.

Dans tous ces cas, nous devons reconnaître, comme venant agir sur l'accentuation du groupe ou du mot, deux facteurs de puissance d'ailleurs très inégale: l'un interne, subjectif, lié à la volonté ou à la sensibilité de celui qui parle, c'est l'*élément logique*; l'autre externe, objectif, dépendant de la forme des mots à employer, c'est l'*élément phonétique*.

La même syllabe, le même mot sont capables d'atténuation ou de renforcement dans leur voyelle ou leur consonne, selon le sens à exprimer, suivant le caractère phonétique des autres syllabes ou mots auxquels ils sont associés.

Toutes choses égales d'ailleurs, les particules grammaticales sont des encli-

tiques phonétiques, parce qu'elles sont des enclitiques logiques: le rapport logique est, en effet, le dominant des deux.

Les articles, adjectifs démonstratifs et possessifs, les pronoms personnels conjoints, en tant que sujets ou régimes de verbe, les adjectifs qualificatifs, certains adverbes, les prépositions, les verbes auxiliaires, sont des enclitiques.

Les substantifs, soit sujets, soit compléments, les adjectifs et les verbes attributifs, les conjonctions reliant des propositions entre elles, les pronoms possessifs et démonstratifs, les pronoms personnels disjoints, sont des corps phonétiques indépendants.

L'accent de groupe a, dans chaque langue, la même tendance que dans le mot, dans la syllabe.

Le français accentue les finales, les langues germaniques les radicaux. C'est ainsi que les finales expriment en français les rapports logiques, le nombre, le cas, la personne, le temps, tandis que les radicaux allemands par l'*ablaut* et l'*umlaut* expriment déjà ces mêmes rapports pour la plus grande partie et les finales deviennent presque explétives.

Mais le français présente dans l'accent de groupe une variété toute particulière.

Tantôt l'enclitique se lie au mot suivant: *un homme grand et beau, il vient*: c'est là le cas le plus fréquent. Tantôt il s'adosse au mot précédent, notamment quand celui-ci est lui-même un enclitique: *je le dis, je et le* s'unissent. Dans: *le frère de mon ami est malade*; *frère, ami, malade* supportent les enclitiques *le, de mon, est*, qui les précèdent.

Le voisinage de corps phonétiques analogues ou semblables nécessite leur séparation, pour les maintenir distincts, et cette influence *dissimilatrice* renforcée chacun d'eux, c'est ce que nous avons vu: *ai envie, la héroïne*.

L'hiatus en est un cas particulier. Cette rencontre de voyelles a, en anglais, dans l'intérieur d'un mot, l'effet d'allonger la première: *create, liable, fuel*; *the eye, the eve*. Elle allonge aussi la voyelle dans un groupe de mots séparés, comme nous l'avons dit au commencement: *j'ai envie*.

En français, l'hiatus mène à l'élision: *L'ami, l'innocence. S'il veut, pour qu'il vienne*. Quand le mot a une importance logique considérable, il n'y a pas d'élision et il reçoit une forme pleine, dont le renforcement implique cette incapacité de se subordonner.

Cette différenciation à la fois phonétique et logique nous fournit une explication de la double forme du pronom relatif, une pour le nominatif, une pour l'accusatif, coïncidant avec une forme unique pour le pronom interrogatif (*qui*).

Le latin serait impuissant à expliquer cette différence dans le traitement des deux pronoms.

Le pronom interrogatif est toujours un élément de premier ordre, c'est pourquoi il constitue un corps phonétique indépendant.

Le relatif en fonction explétive, supprimable par contre, peut, même au nominatif, reprendre la forme atténuée de l'enclitique, *que*.

Fous QUE vous êtes = vous êtes fous; que n'est pas accentué.

L'homme QUI est là, l'oiseau QUI vole, présentent *qui* en fonction active de

sujet. Le pronom relatif sujet est accentué, comme le serait un substantif. Les pronoms possessifs sont accentués, diphthongués; leurs adjectifs ne le sont pas. Le latin ne fournit pas non plus d'explication pour ces formes dédoublées d'un mot unique.

Les pronoms conjoints sujets sont incapables, pour la plupart, de remplir ce rôle; ils sont remplacés par les disjoints, dérivés d'un cas oblique du latin, avec ou sans pronom conjoint explétif: TOI, *tu dis oui*, LUI (*il*) *dît non*.

Les pronoms démonstratifs sont des renforcements de même nature de l'adjectif démonstratif avec un pronom personnel conjoint ou un adverbe. *Celui* = *ce* + *lui*; *celle* = *ce* + *elle*, *cela* = *ce* + *là*, *ceci* = *ce* + *ci* (*ici*). Aussi peuvent-ils servir de sujets accentués, tandis que *ce*, *cette*, ne le peuvent pas. Dans les contrastes, on relève encore le pronom démonstratif par un deuxième suffixe, alors adverbial: *celui-ci*, *celui-là*.

Je jette se prononce comme deux syllabes, *je ne jette pas* comme trois; *je le sais* comme deux, *je le lis* comme trois. Ici l'enclitique *je* reste deux fois indépendants, dans *je jette* et dans *je le lis*; il s'unit à la négation dans *je ne jette pas* et au pronom régime dans *je le sais*. Ces différences du langage parlé ne sont point exprimées par l'écriture.

Elle ne montre pas non plus la différence de valeur de *le* dans: *rends-LE*, *je LE sais*, *appelle LE domestique*. L'article et le pronom sont traités de la même manière dans les deux phrases impératives, malgré leur différence logique; c'est la nature des sons qui les entourent qui différencie leur traitement. On ne peut pas dire d'un seul coup *appelle le*, comme on dit *JE LE sais* (*jel*). Même différence entre *appelle-la* et *appelle-moi*.

De deux enclitiques consécutifs, c'est d'ordinaire le premier qui reçoit l'accent *tu le sais*, *nous le savons*, *je ne pense pas*, *tu ne le crois pas*.

L'écriture actuelle ne montre rien de l'accent de groupe, ni de la valeur de combinaison des enclitiques. Elle confond les mots diversement accentués dans: *NOUS serons* et *serons-NOUS*, *ELLE voit* et *elle lit*; comme elle confond des sons différents dans une même écriture: *Aime* et *Aimons*, *j'AI* et *AI-je*. Elle ne tient compte que de la valeur moyenne, intrinsèque, si l'on veut, du mot, et néglige les valeurs diverses, supérieures ou inférieures, du coefficient de combinaison qui viennent affecter le type primitif.

Elle se borne à conserver réunies certaines combinaisons d'un usage tellement fréquent que le parler leur a conféré une sorte d'individualité particulière.

a) <i>Ilormis</i>	b) <i>plutôt</i>	c) <i>beaucoup</i>	d) <i>de mi</i>
<i>nonobstant</i>	<i>néanmoins</i>	<i>toutefois</i>	<i>davantage</i>
<i>voici</i>	<i>combien</i>	<i>antrefois</i>	<i>dorénavant</i>
<i>naguères</i>	<i>sitôt</i>		<i>dehors</i>
	<i>aussitôt</i>		<i>dedans</i>
	<i>jamais</i>		<i>dessus</i>
	<i>jadis</i>		

e) <i>cependant</i>	f) <i>auparavant</i>	g) <i>presque</i>	h) <i>celui, ceux, ceci</i>
<i>pourtant</i>	<i>autant</i>	<i>lorsqu'</i>	<i>celle, celles, cela</i>
<i>pourquoi</i>	<i>alentour</i>	<i>puisqu'</i>	<i>chacun.</i>
<i>partout</i>	<i>autour</i>	<i>quoiqu'</i>	
<i>parmi</i>	<i>aujourd'hui</i>		
<i>atout</i>			
<i>adieu</i>			
<i>afin</i>			
<i>après</i>			

Sans nous arrêter aux cas de son nasal inégalement supprimé par la liaison des syllabes au contact (*nonobstant, néanmoins*). voyons la place occupée par les différents éléments en combinaison.

a) Les participes *mis, obstant*, supportent les adverbes enclitiques *hors, non*; l'impératif *voilà* est au contraire l'enclitique des adverbes *ci* et *là*; dans *naguères*, l'adverbe *guères* entraîne négation et verbe comme satellites dont il clôt la marche, comme le plus important.

b) Les adverbes *tôt, bien, moins*, la particule adverbiale *ment*, jouent le même rôle prédominant vis-à-vis des adverbes *plus, si, aussi, comme*, et du substantif *néant*; *ja* est enclitique dans *jamaïs, jadis*, il est accentué dans *déjà*.

c) Dans les trois membres, les substantifs *coup* et *fois* sont accentués. l'adjectif ou le pronom pas.

d) La préposition *de* est enclitique dans les six cas. L'adjectif (*mi*), le substantif (*avantage*), la préposition (*hors, dans, sus = sur*), l'expression adverbiale (*enavant*), conservent l'accent.

e) Le groupe suivant montre une préposition (*pendant*) accentuée avec un adjectif démonstratif enclitique, une autre (*pour*) enclitique devant un adverbe (*tant*) ou un pronom interrogatif (*quoi*), une autre encore (*par*) également enclitique devant un pronom indéfini ou un adjectif (*tout, mi*), enfin une dernière à aussi enclitique devant un pronom (*tout*), un substantif (*dieu, fin*) ou une préposition (*près*). La préposition sonore *pendant* prend le pas sur le pronom faible *ce*; c'est l'inverse pour les prépositions *pour, par* et *à* avec d'autres pronoms, un adjectif ou un autre mot en général sonore.

f) Le groupe d'ensuite montre la préposition *à* et l'article devant une expression adverbiale, un adverbe ou un substantif.

L'accent grave disparaît dans ces divers cas, dans l'intérieur du mot nouveau (*ja* au lieu de *jà*, *a* au lieu de *à*).

g) Dans les compositions suivantes, l'adverbe ou préposition sonore supporte la conjonction *que*.

h) Le démonstratif *ce* joue de nouveau son rôle modeste d'enclitique avec les pronoms absolus et les adverbes *ci* et *là*.

Ces bons vieux mots nous montrent que, autrefois comme aujourd'hui, on distinguait entre enclitiques et mots indépendants. La valeur d'un mot dépendait d'abord de son rôle logique, puis de sa forme sonore ou non, enfin de la nature des mots voisins. L'écriture d'alors réunissait ensemble en un groupe les mots en rapport logique, le dernier venu étant chargé de l'accent de groupe, comme la dernière syllabe sonore d'un mot est chargée de l'accent tonique de ce mot.

Rien de nos jours ne trahit au dehors dans la plupart des cas cette variabilité de valeur du même mot dans diverses combinaisons, rien que la ponctuation. Mais les ondulations de ce groupement du langage parlé sont bien plus nombreuses que les signes de ponctuation ne le laisseraient supposer.

Cet accent de combinaison est cependant si vivace dans la langue qu'il forme dans la prosodie française une loi plus impérieuse encore que celle de la rime ou du compte exact des syllabes à *e* muet. Le vers alexandrin, par exemple, doit avoir une tonique à la césure et une autre à la rime; deux autres toniques variables de position mais constamment séparées des toniques fixes par une syllabe non accentuée, rompent par leur mobilité même la monotonie du rythme. *Cet accent tonique ne doit pas porter sur une particule.* Voltaire en a fourni une démonstration à l'absurde dans :

Adieu; je m'en vais à Paris pour mes affaires.

Toute césure contraire à la liaison des mots dans le langage parlé est blâmable.

Ainsi les vers suivants sont mauvais :

Tout a fui: tous SE SONT | SÉPARÉS sans retour (Racine).

Eh bien! mes soins vous ONT | RENDU votre conquête (Racine).

Et je brûle QU'UN NOEUD | D'AMITIÉ nous unisse (Molière).

Jupiter et LE PEUPLE | IMMORTEL rit aussi (Lafontaine).

Ma foi, j'étais UN FRANC | PORTIER de comédie (Racine).

Une succession d'enclitiques sourds rompt la cadence, le langage parlé réduisant, nous l'avons vu, leur nombre de moitié en les réunissant par couples. Ainsi Corneille a péché contre cette règle en écrivant :

Vous le mieux révéler | qu'il NE ME LE révèle,

CE QUE JE vais vous être | et CE QUE JE vous suis.

Mais des enclitiques employés absolument sont, nous l'avons vu, accentués, et ils peuvent alors se trouver à la césure, comme dans :

Et n'employons APRES | que nous à notre mort (Corneille).

Il avait dans la terre une somme enfouie,

Son cœur AVEC, | n'ayant d'autre réduit

Que d'y ruminer jour et nuit (Lafontaine).

Maint d'entre vous souvent juge au hasard,

Sans que pour CE tire à la courte-paille (Lafontaine).

S'écrie: Epargnez-LE: | nous n'avons plus que lui (Florian).

Une dernière question. L'insuffisance de l'écriture actuelle à retracer la marche de la voix dans les groupes de mots est-elle organique, est-elle seulement d'ancienne date? Quelques vétérans de composition ancienne indiqués p. 209, 210, nous ont déjà prouvé que non.

Les vieilles chansons des Francs nous montrent dans l'écriture exactement les mêmes groupements que nous offre encore la langue parlée de nos jours. Depuis les *Serments de Strasbourg*, la *Prose de St^e Eulalie* et la *Passion du Christ*, jusqu'à la *Chanson de Roland*.¹

¹ *Serments de Strash.*: *sisalwaraicō; abluther; desno part; lostanit; neiso ne neuls.*

St^e Eulalie: *nlui, denos, acels; lafaire, laveintre; quepornos.*

Dès le IX^{ème} siècle et probablement plus tôt déjà, les pronoms conjoints, sujets et régimes, étaient enclitiques du verbe ou d'une conjonction, excepté là où le son requiert la dissociation. Les pronoms personnels absolus au contraire avaient les prépositions pour enclitiques.

L'adverbe de lieu *Y* (*i*) est enclitique du verbe, excepté là où l'accent oratoire ou le son requiert une dissociation *io e vos i irum*.

Le vieux français séparait donc par associations phonétiques et logiques dans l'écriture. Que ne faisons-nous de même pour marquer tous les cas d'accent de groupe? Grouper l'écriture comme la langue parlée, le chant populaire le font, ce serait revenir à la magnifique époque où la poésie, le chant et l'éloquence populaires abondaient dans mille centres provinciaux. La vie intellectuelle offrait une moyenne égale au moins à la moyenne générale actuelle des centres correspondants.

On parle toujours de l'exemple des anciens. S'ils étaient si grands, c'est qu'aussi eux, et surtout les Grecs et les Hindous, attachaient à l'observation de leur langue et tout spécialement de la langue parlée plus d'importance que nous ne le faisons. Leur morphologie, leur étymologie montrent la scrupuleuse exactitude phonétique de leurs langues.

Suivons donc comme eux par l'écriture les variations du langage parlé au lieu d'aller quelque jour peut-être en suivre par la parole les fausses représentations graphiques; et alors, au lieu d'imposer à la mémoire les combinaisons du langage estropiées par un moule imparfait devant les recevoir toutes également, nous aurons toujours immédiatement avec le signe l'image exacte du son. *Un signe pour chaque son et un seul, et toujours le même.* Nos règles auront alors la forme bien plus simple: tel mot se prononce dans telle position de telle façon, dans telle autre, son importance logique ou la nature phonétique de son voisin apporte telle ou telle modification de son. Que de temps, que de force gaspillée à l'étude d'une orthographe vicieuse, surannée ou faussement réformée! En voulant remonter à l'original grec ou latin, les grammairiens de la Renaissance ne pouvaient heureusement faire remonter avec eux la langue vers sa source.

La poésie, en devenant classique, c'est-à-dire, en se proposant avant tout de refléter le langage des classes supérieures, en se soumettant à leurs modes, à leurs caprices, renonçait à agir profondément et d'une façon durable sur la langue. L'écart existant déjà depuis longtemps entre la langue littéraire et les patois devenait un abîme, une muraille de Chine entre deux parties considérables de la population. Si la langue a gagné depuis, c'est en régularité, mais c'est la régu-

Promesse du Christ: euto promet, illi respondent, illi non erident.

Chans. de Rol.: jesuis, tu as; joves durrai, jel sivrrai, jol ousse amenet, jol sai, jol pert; jol ocirai, joves flevis, illes plurt, illor lancent; jol vos recument, jel vos dis; jolvos parduins; litend sun guant, lerecombret, il lidunat sespee, lidit, litrenchet le vermeil, etc.; ELE LE veit: JOLAI lesset, ILLEVIT, ILLABAT mort; JOIFERRAI. JO I puis aler. nus IAVUM, vos IMURREZ, e jo e vos i irum. 881.

larité des plantations de Le Nôtre, de l'architecture de Perrault et de Mansard, grande, lourde et froide.

Le réveil des études par l'influence des sciences naturelles et historiques, la revendication des droits individuels pour la langue comme pour l'individu et les nations, a ouvert aux philologues modernes un nouveau champ d'activité.

Leur tâche doit consister à l'avenir à enseigner *ce qui est plutôt que ce qui a été, ce qu'on entend* (on ne peut pas entendre de beaucoup de manières différentes, quand on entend bien) *plutôt que ce qu'on lit ou ce qu'on écrit*. La divergence entre l'orthographe ancienne et la prononciation actuelle est, comme le savent tous les gens du métier, bien moindre qu'entre le parler et l'orthographe de nos jours.

Ne pourrions-nous pas, en face des prosélytes, j'allais dire, des fanatiques de l'orthographe soi-disant historique et de la grammaire par voie exclusive ou prédominante d'exercices écrits, rappeler les noms de quelques grands esprits incapables de retenir cette orthographe inconséquente et peu naturelle? Leurs idées, leurs victoires, leurs règlements, leurs institutions nouvelles avaient de l'orthographe, et ils parlaient aussi bien qu'ils agissaient. Renversons ce rapport. Retournons à l'ironie socratique, à la méthode du grand accoucheur des esprits, à la méthode inductive de Bacon et autres. Habitons nos élèves à entendre, ils sauront bientôt voir; ils feront eux-mêmes les règles que nous faisons maintenant pour eux, et celles-là ils ne les oublieront pas, ou si par hasard ils venaient encore à les oublier, ils auraient déjà, par la méthode acquise maintenant, appris à les retrouver bien vite.

Francfort-sur-le-Main.

CH. LEVÊQUE (D'OISY).

Lorsqu'il y a deux ans j'écrivais ce travail, je ne connaissais pas encore *Le français parlé* du Professeur Paul Passy. J'y ai trouvé accomplie l'œuvre que j'appelais de tous mes vœux, une représentation presque toujours exacte des mots avec leurs différentes valeurs d'association en groupes dans la langue parlée. Une autre réforme que je réclamais aussi se trouve depuis peu en voie de réalisation. Grâce aux efforts intelligents et désintéressés de Monsieur P. Passy, la réforme de l'orthographe est aujourd'hui à l'ordre du jour dans le monde savant et la presse. Une pétition rédigée par le Professeur Havet du Collège de France et déjà couverte d'adhésions d'hommes considérables dans la science, les lettres et l'enseignement public circule en ce moment et va être soumise à la décision de l'Académie française. Dans le programme de notre école (Humboldtshule) je traite *in extenso* la question de la réforme orthographique en faisant ressortir son urgence au point de vue du développement de la langue.

SPRECHS A A L.

ZU DEN VORSCHLÄGEN FÜR EINE EINHEITLICHE SCHULLAUTSCHRIFT.

Es hat wohl jeder lehrer, dem es mit der phonetik und der phonetischen methode ernst ist, den nachtheil der ungleichheit in den transskriptionen der verschiedenen sprachen und der verschiedenen transskribenten empfunden. Der mangel an einigkeit in dieser hinsicht ist es, der der neuen wissenschaft und ihrer verbreitung den grössten schaden thut. Mit freude wird also jeder die vorschläge des herrn Kühn begrüssen und hoffen, dass sie zum ziele führen mögen.

Zu den vorgeschlagenen zeichen möchte ich nur folgendes bemerken:

In \bar{e} (*pain*), \bar{o} (*bon*), \bar{u} (*un*) stehen die zirkumflexe über e (*donné*), o (*mot*¹), $ö$ (*feu*). Dies ist natürlich unrichtig und zweifelsohne nur so gemacht wegen der sonstigen sehr unerwünschten häufung diakritischer zeichen. Es ist aber meines erachtens ein grosser fehler, und — wenn es nicht anders sein kann — dann noch lieber \tilde{e} , \tilde{a} , $\tilde{ö}$ als etwas unwahres. Für das *ou* in *bon* ist aber weder o noch $ò$ mit zirkumflex das richtige. Wer o in *mot* oder in *tort* nasalirt, bekommt noch lange kein (*b*)*ou*. Ich habe in meiner *Darstellung des niederländischen lautsystems*, *Phon. stud.* III, s. 28 ff., sub no. 4 einiges über diesen laut gesagt, und wenn ich dort recht habe, muss das o in *bon* u. s. w. ein eigenes zeichen, etwa das dort gebrauchte ρ haben.

Wenn man die anhäufung der diakritischen zeichen vermeiden will — und ich glaube, dass dies eine bedingung ist, deren vernachlässigung für jede schrift verhängnisvoll sein würde — so kann dies ohne grosse mühe¹ geschehen, indem $\bar{e} = e$ fermé, $\bar{e} = e$ ouvert, $\bar{u} = u$ fermé, $\bar{u} = u$ ouvert, $\bar{o} = o$ fermé, $\bar{o} = o$ ouvert gesetzt wird.

Die nasale werden dann \bar{e} , \bar{a} , $\bar{ö}$, \bar{u} .

Für das i in *bien* möchte ich lieber, wegen englischer gewohnheit, das y behalten; für u in *lui* wäre dann irgend ein anderes zeichen, etwa \tilde{u} , zu stellen.

Auch in *jour* und *chasse* können wir leicht das ungewöhnliche \tilde{z} und \tilde{f} vermeiden. z und f sind bekannte buchstaben.

\bar{n} für *gn* in *signe* u. s. w. ist unbedingt dem als alternative vorgeschlagenen \bar{g} vorzuziehen; letzteres hat sich so ziemlich als *ng* (englisch *king*) festgesetzt.

Rock Ferry, oktober 1880.

WILLEM S. LOGEMAN.

¹ Ich fürchte, der setzer wird anderer ansicht sein!

REZENSIONEN.

P. KOORDA. *De klankleer en hare practische toepassing*, vooral met het oog op de studie der nieuwe talen. Gröningen, J. B. Wolters. 1889. Pr. M. 2.50.

Dieses 160 oktavseiten zählende buch, dessen übersetzter titel lauten würde: „Die lautlehre und deren praktische anwendung zumal auf das studium der modernen sprachen“ ist der erste in Holland gemachte versuch, die grossartigen ergebnisse der historischen grammatik auf phonetischem gebiet zu verwerten und dieselben dem fertigen lehrer näher zu bringen und zugänglich zu machen. Dies ist augenscheinlich die hauptabsicht des verfassers gewesen. Er scheint der ganz berechtigten meinung zu sein, dass die meisten bücher, welche dem durchschnittlichen schullehrer nicht nur eine richtige aussprache beizubringen, sondern auch die lautgesetze deutlich zu machen sich bestreben. überhaupt den gebraucher allzusehr nötigen. sich zuerst durch eingehende studien in dem historischen sprachmaterial den zugang zur phonetik zu eröffnen. Der verfasser hat den glücklichen gedanken gehegt, sowohl die laute an, und für sich genau zu beschreiben und ihre entstehungsweise möglichst klar darzulegen, wie auch den übergang von einem laut zum andern unter dem einflusse benachbarter vokale und konsonanten dem gebildeten leser verständlich zu machen.

Solch ein werk that uns schon längst not. Ich für meine person kenne wenigstens in keiner modernen sprache ein so anspruchsloses buch, das auf gleich knappe, deutliche und sorgfältige weise dem nicht historisch geschulten lehrer soviel intellektuellen genuss bieten könnte.

Neben dieser hauptabsicht ist aber ein zweiter wichtiger zweck nicht zu verkennen. Bis jetzt wuchsen die laute der holländischen sprache unsystematisirt auf dem heimatischen boden. Zwar hatten Donders und Land sich bemüht, den wert derselben zu bestimmen und darzustellen, aber keiner hatte bis jetzt versucht, die sprachlaute unsres kleinen volkes in ein gewisses system einzupassen, und für dieselben zu thun, was für die laute der andern kulturvölker schon längst geschehen war. Gerade der umstand, dass die *fremden* modernen sprachen bei unsrem volke einen so überaus wichtigen teil und soviel zeit des unterrichts in anspruch nehmen, mag bis jetzt einer systematischen und selbständigen bearbeitung der einheimischen laute im wege gestanden haben.

Roorda hat diesem mangel abhelfen wollen. Er hat versucht, eine ideell-gemeinsprache herzustellen. Es versteht sich, dass ein solches betreiben nur rein subjektiv und persönlich sein kann. Es ist ihm aber durch einen hohen grad verständiger behutsamkeit gelungen, eine aussprache des holländischen vorzuschlagen, die sich weder in die einseitige aussprache der westlichen provinzen (namentlich Nord- und Südholland) verliert, noch zuviel dem kleinstädtischen dünnkel der östlichen provinzen opfert, deren bewohner nur allzu geneigt sind, auf die aussprache eines „*Hagenaars*“ oder „*Amsterdammers*“ aus selbstbewusster höhe als „vulgär“ herabzusehen. Während Roorda im grossen und ganzen die aussprache der gebildeten in den nord-östlichen provinzen aufrecht erhält, verhilft er in seinem buche der westlichen neigung auch zu ihrem recht, indem er die unterschiede genau und richtig in sein werk aufgenommen hat. Bei der behandlung der einzelnen abteilungen werde ich ein näheres darüber zu sagen gelegenheit haben.

Es ist schade für den verlasser und den verleger, dass das werk in holländischer sprache geschrieben ist, weil dies die verbreitung desselben unter den phonetikern in Frankreich, Deutschland und England wesentlich beeinträchtigen muss. Vielleicht lohnte es sich der mühe, das buch zu übersetzen. Zumal die vierte abteilung ist so schön, dass ich einem übersetzer viel vergnügen von seiner arbeit zu prophezeien wage.

Roordas lautlehre ist auf 4 abteilungen verteilt. Die erste, „die sprachorgane“ (s. 1—8) bietet des neuen natürlich nicht viel, ist aber übersichtlich und klar gehalten. Sie führt den ungeschulten leser unmerklich in den stoff des buches ein.

Die zweite abteilung gewährt eine übersicht über die einzelnen sprachlaute, und erstreckt sich über 55 seiten (s. 8—63). Diese ist, nächst der vierten, die interessanteste abteilung im ganzen buche, weil wir in derselben die einteilung der holländischen sprachlaute finden. Ich gebe dem verlasser einen augenblick das wort (§. 36): „Auf seite 23 findet man die ‘*general table of vowels*’, wie dieselbe von prof. Storm in seine ‘*Englische philologie*’ aufgenommen ist. Der hauptsache nach von Melville Bell aufgestellt, ist sie von Sweet modifizirt worden, während die eingeklammerten beispiele von Storm zugefügt sind. Auf der folgenden seite findet man dieselbe tafel nochmals mit bezeichnung der stelle, wohin meiner meinung nach die holländischen vokale gehören. Die hinzugefügten beispiele zeigen hinreichend, welche vokale gemeint sind.“

Wenn man Roordas bezeichnung der holländischen laute vergleicht mit der weise, wie W. S. Logeman sie dargestellt hat (*Phonetische studien*, III. 1, s. 28—42), so tritt uns ein wesentlicher unterschied entgegen. Gerade das individuelle von eines jeden aussprache macht es unmöglich, in dieser sache sich zu irgend einer bezeichnung zu bekennen. Dennoch mögen mir folgende bemerkungen erlaubt sein.

Logemans vergleichende tabelle (s. 30) scheint mir nicht immer das richtige zu treffen. Ich würde der letzte sein, etwas auszusetzen an einer vergleichung von lauten, die einen nur geringen unterschied unter sich darbieten. Wo aber der unterschied so stark in die augen fällt, wie dies bei einigen, von Logeman als vollkommen gleich behandelten lauten der fall ist, möchte ich mich auf

Roordas seite schlagen. Beispielsweise wänte ich Logemans fünfzehnten vokal, wo das holländische *dun*, das deutsche *götter* und das englische *dun* in derselben reihe stehen. Mit den zwei letzten mag das sein bewenden haben, obwohl immerhin ein deutlicher unterschied zwischen dem *ö* von *götter* und dem *u* von engl. *dun* unverkennbar vorliegt. Mit diesen beiden liesse sich aber unmöglich das *u* des holl. *dun* vergleichen. Roorda setzt richtig das letztere als *low-front-narrow-round* an, während das *u* im engl. *dun* als *mid-back-narrow* bezeichnet wird, und das *ö* in *götter* oder *völker* unter *mid-front-wide-round* aufgeführt ist. Der lehrer des englischen in Holland muss unaufhörlich und unverwandelt auf seiner hut sein gegen die neigung der schüler, den vokal im engl. *mud* wie den im holl. *mud* (= ein mass) auszusprechen. Die beiden vokale sind in ihrer aussprache durchaus verschieden, und können nicht in dieselbe reihe geordnet werden.

Der unterschied zwischen den beiden phonetikern wird aber am deutlichsten bei der behandlung der diphthonge. Roorda steht hier auf östlichem oder allgemein *niederländischem*, Logeman auf rein westlichem oder *holländischem* standpunkte. Offenbar ist der letztere in so weit den beispiele Sweets gefolgt, dass er den mittelpunkt des sprachlichen verkehrs für die aussprache als massgebend angenommen hat, und gleichwie der englische phonetiker London gewählt, das geschichtlich und geographisch seit jahrhunderten der mittelpunkt der sprachlichen bewegung, folglich des vorzüglichsten englischen dialekts gewesen ist, so hat Logeman die gegend von Amsterdam bis 's-Gravenhage (also die städte Amsterdam, Haarlem, Leiden und Haag) als massgebend für die aussprache des holländischen hauptdialekts aufgestellt. An dem ist natürlich nichts auszusetzen. Es will mir aber scheinen, als ob Logeman sich bisweilen zu sehr vom haagschen oder amsterdamschen dialekt habe beeinflussen und verführen lassen. Die weise, wie er in seiner tabelle (s. 30) namentlich die laute in *steil* (16) und *huis* (27) in phonetischer umschrift gibt, ist meines erachtens weder korrekt, noch allgemein gültig, sogar im holländischen teile der Niederlande. Das holländische *steil* als *stol* anzusetzen und den diphthong *ei* nur im auslaut (etwa in worten wie *mei*; siehe seite 30, no. 23) zuzulassen, wird von vielen echten holländern als durchaus „vulgär“ betrachtet; ich glaube, dass kein aus Nord- oder Südholland gebürtiges mitglied der zweiten kammer z. b. diese aussprache im fluss der rede hören lassen würde. Und das muss entscheiden. Massgebend für die aussprache kann nicht die weise sein, wie ein sänger oder eine sängerin irgend einen laut hervorbringen würde beim vortrage eines liedes. Es kommen bei der gesungenen sprache so viele umstände ins spiel, welche die gesprochene nicht zu beachten braucht, dass dieselbe gar nicht zur geltung kommen sollte, wo von der reinen gemeinsprache die rede ist. Ebenso ist *huis* mit *ui* als *öu* meiner ansicht nach entschieden lokal, aber noch schlimmer sieht *zuil* mit *ui* als *ö* aus. Ich habe in verschiedenen gegenden meines vaterlandes gewohnt. Abgesehen von meinem östlichen geburtsort, habe ich zwei jahre in Ansterdam, anderthalb jahre in Gröningen, anderthalb jahre in Tilburg (Nord-Brabant) und elf jahre in Leeuwarden zugebracht: ich habe meine ohren gut gebraucht und bin es nie müde geworden, sogar kleine differenzen mir zu merken. Nirgends aber bin ich je einem kollegen oder andern gebildeten manne begegnet, und die zahl meiner be-

kantten ist gross, der *huis* als *hous*, *steil* als *stvl* und *zuil* als *zöl* gesprochen hätte. Weiter bezweifle ich, ob es irgend einen gebildeten deutschen gibt, der sein *leu* (= *lève*) spricht wie das holländische *lui*, welches letztere richtig als *loi* umgeschrieben ist. Einige dialekte mögen sich an einer solchen aussprache verübigen, die gemischsprache (man nehme z. b. alle schulmänner aus allen gegenden Deutschlands) widerspricht Logemans behauptung.

Es liesse sich noch manches über Logemans interessanten aufsatz sagen, aber ich muss darauf verzichten, weil es meine absicht nicht sein kann, in meiner besprechung von Koordas buch der polemik zu viel raum zu gestatten. Nur eines möchte ich noch hervorheben. Logemans *ee* in *mec* ist, dünkt mich, richtig als *ei* angesetzt. Die aussprache eines *e* ohne übergang zum *i* ist in dergleichen wörtern rein provinziell. Die bewohner der nördlichen provinzen versuchen zwar, ein reines *e* ohne beimischung von folgendem *i* auszusprechen, es will ihnen aber nicht gelingen, und namentlich in Friesland wird das *e* in worten wie *lezen*, *geven*, *nemen* so verdünnt, dass es einem *e* nichts weniger als ähnlich sieht, und ungeübte ohren eine längere aussprache des *i* im deutschen *kind* oder engl. *in* zu hören glauben. Ich halte das *e* mit Logeman für entschieden diphthongisch, und es freut mich, dass er diesen vokal mit *ei* umgeschrieben hat.

Der interessanten bemerkungen bietet auch diese zweite abteilung viele: ich hebe nur eine heraus, welche (§ 41, s. 31) über die tonhöhe der geflüsterten vokale handelt: „Wenn man einen vokal flüstert, fällt die *stimme* fort. Man behält also nur den laut übrig, der durch die in schwingungen versetzte luft im sprechrohre verursacht wird. Jeder geflüsterte vokal wird deshalb nur *eine* bestimmte tonhöhe haben. Man kann sich hiervon leicht überzeugen durch die thatsache, dass man unmöglich flüsternd singen kann. Wie leicht es jemand, der singen kann, auch fällt, die ganze tonleiter auf einen [*gesprochenen*] vokal hören zu lassen, so ist dies auf einen geflüsterten vokal rein unmöglich. Wenn man sich also über die unterschiede zwischen den verschiedenen vokalen rechenschaft geben will, so muss man dieselben *flüstern*, da sie ja mit *stimme* alle dieselbe tonhöhe haben können.“

Koordas besprechung von Trautmanns vokalsystem (s. 33–s. 41) ist ebenso eingehend als vortrefflich. Während er diesem systeme alles ihm gebührende lob zollt, macht er auf s. 41 in der fussnote eine feinsinnige bemerkung, die ich hier mitteilen möchte: „Es ist mir unbegreiflich, wie ein gelehrter, der sein system auf die tonhöhe der vokale baut, sich einen so in die augen fallenden fehler zu schulden kommen lassen kann: ‘Da der abstand zwischen je zwei benachbarten grundvokalen der nämlichen reihe eine terze beträgt, so liegt zwischen je zwei der nämlichen reihe angehörigen nachbarn des erweiterten systems [also z. b. zwischen *u* und *u^o* oder *ò* und *ò^o* ein ganzer ton | wie zwischen *a* und *à*. Die tonhöhe der zwischen grundvokalen verschiedener reihen liegenden vokale, z. b. *ui^u* oder *e^e*, ist das mittel aus den tonhöhen der beiden grundvokale? (Trautmann, *Die sprachlaute*). Weiss denn aber Dr. Trautmann nicht, dass es grosse und kleine terzen gibt, dass zwischen *g* und *h* zwei ganze töne liegen, und zwischen *h* und *d*, *d* und *f* nur anderthalb? Welche tonhöhe hat demnach der vokal zwischen *o* und *ò*? Angeblich liegt er zwischen *c₃* und *cis₃*, also $3\frac{1}{4}$ ton von den zwei grundvokalen. Der vokal zwischen *u* und *ui* ist gerade das mittel zwischen

g_2 und d_4 , liegt also zwischen e_3 und f_3 . Wo bleibt nun die so hochgepriesene regelmässigkeit dieses systems? Wie soll mittels der tonhöhe der richtige vokal getroffen werden?"

Die dritte abteilung: „die sprachlaute in der zusammensetzung“ enthält (s. 63 — s. 87) eine fülle von reichhaltigen bemerkungen, deren studium eine tiefere einsicht in die gesetze, denen die laute in der zusammensetzung unterworfen sind, zweifelsohne vorbereiten und gewähren wird.

Die vierte und letzte abteilung des buches aber (s. 87 — ende), schon vorher hatte ich gelegenheit dies anzudeuten, ist die lohnendste und wichtigste des ganzen buches und bewegt sich auf allgemein phonetischem gebiet. Die ungeheuren und massenhaften resultate der neuern sprachforschung sind hier auf eine weise verwertet worden, die ich zugleich rein wissenschaftlich und gesund populär nennen möchte. Ich wüsste in der that nicht, was hier an erster stelle hervorzuheben wäre. Die wahl aus dem interessanten stoffe wird einem rezensenten schwer. Mein rat an den fachgenossen ist, diesem teile seine besondere aufmerksamkeit zuzuwenden. Man wird sich kaum einer lohnendern arbeit unterziehen können. Die wenigen bemerkungen, welche ich mir hier mitzuteilen die freiheit nehmen werde, sind natürlich als freundliche winke, nicht als gerügte fehler aufzunehmen.

Roordas behauptung, in den zusammengesetzten worten *loodlijn*, *leesles*, *hoefnagel* und *reislust* (s. 94) sei der *stimmlose* schlusskonsonant des ersten teiles *stimmhaft* geworden unter dem einflusse des folgenden *l* oder *n*, dürfte kaum begründet sein. Es scheint mir, dass seine eigene friesische aussprache (er ist von der insel Ameland gebürtig) ihn zu dieser, nach meiner erfahrung im holländischen unbekanntem aussprache verführt hat. Ich habe mich bei verschiedenen friesen danach erkundigt, und sie sprechen alle, wie Roorda, die betreffenden konsonanten *stimmhaft*, während ein holländer das *d* in *loodlijn*, das ein mir bekannter friesischer mathematiker immer *stimmhaft* spricht, stets unveränderlich als *t* (also *stimmlos*) sprechen würde. Erwähnter mathematiker, der selbst jahre lang in dem holländischen teile der Niederlande gelebt, war sich seiner fehlerhaften aussprache des betreffenden wortes sehr gut bewusst, hatte sich dieselbe aber noch nicht abgewöhnen können.

Zu § 176 möchte ich bemerken, dass ein unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen konsonanten (bezw. *s* und *z*) ohne weiteres nicht ausreicht. Wenn man den laut des *s* im engl. *rise* vergleicht mit den lauten des *s* im substantiv *rise* („*the rise of the Dutch republic*“) und des *z* im zeitwort *to rise*, so ersehen wir, dass nur die laute im *ersten* und *dritten* wort resp. als *stimmlos* und *stimmhaft* anzusetzen sind, während man das *s* im *zweiten* wort ein stimmloses *z*, oder weiches *s*, nennen könnte. Viëtor (*Elemente der phonetik*) hat über diese drei *s*-laute treffende bemerkungen gemacht, die nicht nur in einigen süddeutschen dialekten, sondern auch in dergleichen fällen wie dem obigen ihre anwendung finden möchten (Viëtor § 85, anm. 1, s. 119 — 120).

Ein gutes beispiel von der veränderung eines *a* in *o* (§ 180 in Roorda) gewährt u. a. das neuhochd. *monat*, das bekanntlich althochd. *mānôd* hiess.

Roordas bemerkungen über den übergang von *u* zu *o*, und *e* zu *i* (s. 110) dürften in hüsicht auf den jetzigen stand der sprachwissenschaft einer veränderung

zu unterziehen sein, so wie auch die behauptung (s. 113), dass *alle* kausativa den umgelauteten *imperfekt*vokal des starken intr. zeitworts haben. Formen wie *hängen*, *fällen* und *sich wälzen* können auf diese weise nicht erklärt werden.

An dem letzten teile von § 191 und dem anfang von § 192 (s. 114) wäre auch noch einiges zu ändern, bezw. zu verbessern.

Aus § 204 soll der leser wohl den schluss ziehen, dass *iu* im mittelhochdeutschen *u* gesprochen wurde. Dies ist aber bekanntlich nicht der fall.

In § 240 wird die richtige erklärung der orthographie von worten wie *spielen*, *stehen* gegenüber *schneiden* etc. vergebens angestrebt. Bekanntlich wird *s(ch)* vor *l, m, n, p, t*, ob nun die orthographie *s* oder *sch* sein möge, immer, aber nur im anlaut, *sch* gesprochen: *schpielen*, *schtehen*, *schneiden*. Weshalb *sp* und *st* nicht der orthographie von *sl*, *sm* und *sn* gefolgt, möchte in dem umstand seine erledigung finden, dass die letztern drei nie im auslaut geschrieben oder gehört werden, die erstern zwei aber wohl. Es konnte also für *sl*, *sm* und *sn* kein grund vorliegen, sie nicht durch einschaltung eines *ch* mit der aussprache in übereinstimmung zu bringen. Hätte man das aber auch bei *sp* und *st* gethan, so wäre man genötigt gewesen, das *sp* und *st*, der aussprache gemäss, im in- und auslaute unverändert zu behalten, und also zwei schreibweisen: *schp* und *schst* im anlaut, *sp* und *st* im in- und auslaute, einzuführen. Dieser umstand mag bei *sp* und *st* die alte orthographie geschützt haben.

Auf s. 155 (vorletztes alinea) wird das bestehen eines kehlkopfverschlusses in deutschen worten wie *ver'ein* verneint. Dies scheint dem wirklichen sachtbestand zu widersprechen. Vietor (§ 29, s. 15 und § 70, s. 79) behauptet mit recht: „Der kehlkopfverschluss geht im deutschen regelrecht dem vokalanlaut voraus, auch in zusammensetzungen, die noch als solche gefühlt werden“. Man höre einen deutschen das holl. wort *vereeniging* aussprechen, und — das resultat wird Vietors lehre bestätigen.

Hiermit nehme ich abschied von Koordas buch. Es ist für den anfänger zwar ein wenig schwierig durch allzu grosse knappheit, für den sachverständigen aber ein dankbares und nützlichtes werk, welches verdiente, in eine sprache übersetzt zu werden, die demselben eine grössere zahl leser sicherte, als dies mit einem in holländischer sprache geschriebenen werke der fall sein kann. Denn es verdient, dies möge aus meiner besprechung erhellen, mehr als einen blossen „*succès d'estime*“.

Leeuwarden, Holland, im januar 1890.

K. TEN BRUGGENCATE.

De uitspraak van het Hoogduitsch. Voor Nederlanders bewerkt door W. VIETOR, hoogleeraar te Marburg, en T. G. G. VALETTE, leeraar a. h. gymnasium en de R. H. S. te Gouda. Haarlem. De Erven F. Bohn. 1889. Pr. 50 cents.¹

Dieses büchelchen ist, wie die verfasser uns mitteilen, für lehrer bestimmt, und ohne zweifel werden nicht nur diejenigen, welche sich für das examen „*lager onderwijs*“ vorbereiten, sondern auch viele, die schon beim unterricht thätig sind,

¹ Ich darf hier wohl gleich bemerken, dass ich bei meiner sehr ober-

es zur hand nehmen, um sich rat zu erholen, wo irgend etwas sie an der richtigkeit ihrer aussprache zweifeln lässt. Ein guter gedanke war es, ein kapitel über die betongung beizufügen, einen gegenstand, der bisher in den deutschen grammatiken für niederländer beinah völlig vernachlässigt ist. Ich glaube also, dass eine zweite auflage wohl nicht gar zu lange auf sich wird warten lassen; weil ich aber nicht gerne alles, was hier gelehrt wird, unterschreiben möchte, will ich versuchen, anzugeben, was nach meiner ansicht der ergänzung oder berichtigung bedarf. Dabei werde ich natürlich das niederländische als norm betrachten, das ich von gebildeten zu hören glaube, und dem ich meine aussprache anzupassen versucht habe. Weiter haben meine schüler, unter denen einige aus verschiedenen teilen des landes sind, mir den stoff für meine beobachtungen geliefert. Ich selbst bin aus der provinz Nord-Holland gebürtig, und wohne seit acht jahren in Nijmegen (prov. Gelderland).

Was mir zuerst in der vorliegenden arbeit auffiel, war das fehlen einer begriffsbestimmung von *offen* und *geschlossen*, von *lang* und *kurz*. Wenn ich einen niederländischen schüler frage, was heisst *offen*, was *geschlossen*, stellt sich gleich heraus, dass er diesen terminus nicht versteht und an einen vokal in offener und geschlossener silbe denkt. Vergebens sucht er auf seite 1 auskunft über die bedeutung der wörter. *Lang* und *kurz* scheint einfach genug; aber trotzdem wäre eine bemerkung über diesen punkt wohl angebracht. Das gebildete niederländisch unterscheidet unvollkommne, vollkommne und gedehnte vokale (die beiden letzteren zusammen auch helle genannt: *ɔAg* (unvollk.), *ɔAgen* (vollk.), *ɔAags* (gedehnt); der unterschied zwischen lang und kurz ist verloren gegangen, und der vollkommne vokal wird ebensowohl wie der unvollkommne in bezug auf die dauer auf das deutsche ohr den eindruck einer kürze machen; selbst die gedehnten vokale sind nicht bestimmt lang. Es dürfte also angezeigt sein, darauf aufmerksam zu machen, dass die deutschen längen gedehnter gesprochen werden als die hellen vokale im niederländischen.

Meine eigentlichen bedenken gelten aber der artikulation. Freilich lässt sich hier noch weniger etwas genau bestimmtes angeben als bei dem vorigen punkte, aber ein unterschied in der artikulationsweise zwischen dem niederländischen und deutschen lässt sich nicht leugnen, und es will mich bedünken, dass dies nicht genügend beachtet worden ist. Wir stehen in dieser hinsicht dem englischen näher als dem deutschen (s. *Elemente der phonetik* von Vietor § 138), unsre artikulation ist träger, weniger energisch als die deutsche, was sich sehr bemerkbar macht in der aussprache unserer hellen vokale und der stimmlosen verschlusslaute, die alle weniger eng gebildet werden. Man vergleiche auch einmal die vokaltabellen in Sweets *Handbook of phonetics* s. 132 u. 139, wo für das d, kein einziger, für das n, fünf niedrige vokale verzeichnet sind; der tiefe zungenstand wie die neigung zum diphthongiren sind folgen dieser schwachen artikulation.

Nehmen wir das helle *e*. Wenn ich dieses spreche, setze ich mit einem

flächlichen kenntnis des nld. lautstandes in allen hierauf bezüghchen bestim- mungen meinem herrn mitarbeiter die entscheidung und die verantwortung einfach überlassen habe.

W. V.

etwa halboffene e ein, runde allmählich die zunge inden teil sie zu gleicher zeit erhebe, bis beinahe die rundung und höhe des deutschen e erreicht ist und der laut folglich immer noch etwas offener bleibt als dieses; indem also beim deutschen e die zunge sogleich in die erwünschte lage kommt und ein einheitlicher laut erzeugt wird, ist das nied. e eine reihe von lauten, von denen wir nur des ersten und letzten bei langsamer aussprache und genauer beobachtung uns bewusst werden; den eindruck auf das deutsche ohr drückte ein nicht phonetisch geschulter deutscher aus, als er mir sagte: Sie brechen den laut. Die zunge bewegt sich also während der bildung des vokals. Wird nicht zeitig halt gemacht, setzt sich die bewegung zu weit fort, so wird ein freilich nicht immer deutliches i erzeugt und ein diphthong gebildet, wie man ihn stark ausgeprägt in einigen holländischen dialekten, z. b. in Amsterdam, hören kann; der aber, obgleich weniger deutlich, auch in gebildeter aussprache wohl einmal vorkommt; besonders im auslaut /prof. Donders kann als beweis dafür gelten, siehe seine *Physiologie der spraakklanken*).¹ Bisweilen wird bei dieser bewegung der vorderzunge ein schwacher verschluss, ein f -laut erzeugt.

Ähnlich verhält es sich mit dem hellen o : einatz etwa mittleres o , darauf hebung des zungenrückens und fortgesetzte rundung der lippen (die aber schwächer ist als im d.), bis beinahe das deutsche o erreicht ist (das gefühl der spannung ist schwächer). Wird die bewegung der zunge und der lippen zu weit fortgesetzt, so entsteht nach dem o noch ein u , was wir wieder in den oben erwähnten dialekten finden, und was, obgleich schwach, vereinzelt auch bei gebildeten begegnet, namentlich am wortende: *zoo*.

Die obenbeschriebenen e und o , welche ich mit e^1 und o^1 bezeichne, werden gewöhnlich nicht vor r gesprochen; hier, sehr oft auch in *ceu* und *oai*, ist der zungenstand beim einsetzen noch etwas tiefer als bei e^1 und o^1 , die spannung in der zunge ist äusserst gering (Sweet nennt sie offen), und letztere bleibt in ruhe. Als ich zuerst das deutsche e und o beobachtete, hielt ich sie mit diesen lauten, die ich mit e^2 und o^2 bezeichnen will, für identisch.

Meine beobachtung über den gebrauch stimmt mit dem was Sweet § 139 bemerkt: „Those who do not diphthongise these vowels widen them before r “, und wo ich e^1 und o^1 vor r fand, *steen* und *boom* aber nicht diphthongirt wurde, war die person doch aus einer gegend der diphthonge, z. b. Amsterdam.

Wodurch erhält sich diese ungebrochene aussprache, die, wenn ich nicht irre, früher allgemeiner war, vor r , warum oft in *ceu* und *oai*? Nach meiner ansicht durch das streben nach bequemlichkeit. Das zungen- r spricht sich leichter, wenn die zunge sich beinah in der ruhelage befindet, wie bei e^2 und o^2 , als wenn durch anspannung der muskeln die freie bewegung der zungenspitze gehindert ist, wie im letzten moment des e^1 und o^1 . Das u erfordert senkung der vorderzunge, und die vermeidung der hebung des e^1 vor der senkung erleichtert also die aussprache. Ein o mit hebung der hinterzunge und darauf folgender hebung der vorderzunge für die bildung des i spricht sich weniger leicht, als wenn die erste

¹ Man wird bemerken, dass e^1 eigentlich auch schon ein diphthong ist: ich muss dies zugeben; wo aber bis jetzt in niederländischen büchern von einer diphthongirten aussprache die rede war, hielt man e^1 für einen einheitlichen laut.

hebung unterbleiben kann. Doch, wie bemerkt, sind $æ^2u$ und oo^2i weniger verbreitet als $æ^2r$ und oo^2r .¹

Nach dieser erörterung wird es deutlich sein, dass ich „deutsches geschlossenes langes e wie niederl. e in *leden*“ (s. 3) nicht kann gelten lassen, eben so wenig wie auf s. 6 „deutsches geschlossenes langes o wie o im niederl. *zoo*“. Man lasse nur einmal einen deutschen die wörter *zee* und *zoo* sprechen, um sogleich den unterschied zu hören

Der einfluss dieser trägen artikulation wird sich natürlich bei allen engen vokalen empfinden lassen. Nur wird es für die praxis kaum in betracht kommen, wenn der von dem zungenrücken zurückgelegte weg sehr klein ist, wie bei i : man setzt ein mit halboffenem i , und der endpunkt, das geschlossene, liegt immer noch etwas tiefer als im d. Ähnliches gilt von $ü$. Bildung eines neuen vokals kommt hier nicht vor, weil i und u die äussersten vokale sind. Nach i habe ich wohl einmal in der volkssprache ein j (verschlusslaut) zu hören geglaubt.

Das a wird im gegensatz zum norddeutschen immer ziemlich *tief* gebildet, so dass dies ausser betracht bleibt.

Das $ö$ im gegenteil ist bedeutend offener als im d. Vor r bleibt der laut einheitlich, vor anderen konsonanten aber und im auslaut hebt sich der zungenrücken allmählich beinah bis zur höhe des d. \bar{o} . Bisweilen wird die bewegung fortgesetzt und ziehen sich die lippen zurück, wodurch ein undeutliches i gebildet wird, namentlich im auslaut. Dieses zweite $ö$ wird von einigen auch vor r gesprochen.

S. 2 finde ich: „das niederl. i in *dit* ist soviel offener (als deutsches offenes kurzes i), dass es vielmehr dem deutschen e in *fest* entspricht“: und s. 4: „deutsches *offenes kurzes e* ungefähr = niederl. e in *pet*“. Ich begreife natürlich wohl, wie dies aufzufassen ist, aber wer es nicht weiss, wird es schwerlich finden. Er wird die gleichungen bilden:

nied. \tilde{i} = d. \tilde{e}

nied. \acute{e} = d. \acute{e} ,

aber weiter wird er wohl nicht kommen.

Das niederl. unvollkommene i bekommt man, wenn man das oben besprochene e^2 kurz ausspricht; nur muss es bei dieser verkürzung etwas offener werden. (Sweet gibt e^1 , wo das 1 eine erhöhte zungenlage bezeichnet. So kann ich freilich das i bilden, thue es aber nie)

Beim niederl. unvollk. e liegt die zunge *tiefer* als beim deutschen kurzen e . (Sweet nennt es *low-narrowe*, nur das *low* kann ich zugeben.) Ich kenne im n. nur ein e .

S. 6 finde ich: „offenes kurzes o ungefähr wie das franz. o in *poste*. Niederl. o in *op*“. Das franz. o in *poste* und das n. in *op* sind aber verschieden. Wie nun? Der studierende wird sich an das o in *op* halten und — fehlgehen. Es gibt im n. zweierlei unvollkommene o : das erste lautet wie das deutsche kurze o , wird

¹ Donders bemerkt, dass vor r kein diphthong gesprochen wird, also nach ihm (der $æe^i$, $öö^u$ spricht) *hæ^r*, *möö^r*. In Amsterdam habe ich aber in der platten sprache oft *hæ^ir*, *möö^ur* gehört.

aber wieder mit tieferer zungenstellung gebildet, z. b. *top, jot*; das zweite ist das kurze *o*?, und dieses kommt in *op* vor. Es sollte also heißen „nicht wie in *op*“.

Der stimmhafte vordergaumen-reibelaut *j* wird ohne weiteres dem nied. *j* gleichgestellt. Dies ist, wenn man bedenkt, wie schwierig dieser laut in wörtern wie *siege, schläge* dem niederländer vorkommt, nicht unbedenklich. Es sollte darauf aufmerksam gemacht werden, dass das *j* weder als *t*, noch als explosivlaut gesprochen werden darf, sondern deutlich reibelaut ist, und die stelle, wo der laut sich bildet, etwas mehr nach vorn liegt als beim niederl. *j*. Zu s. 10 möchte ich bemerken, dass ich *ze* nur im auslaut mit den lippen bilde, sonst mit unterlippen und oberzähnen, und es sich im letztern fall von *z* dadurch unterscheidet, dass es verschlusslaut ist.

Hiernit habe ich ausgesprochen, was ich bei einer zu erwartenden neuen aufgabe zur berücksichtigung empfehlen möchte. Das kapitel über die betongung sollte sodann nach meiner ansicht nicht un erheblich erweitert werden, wenn die verfasser wenigstens nicht an einen bestimmten raum gebunden sind. Aber auch so schon haben sie durch ihre arbeit die niederländischen lehrer zum dank verpflichtet.

Nijmegen im januar 1890.

CH. ALTENA.

S. SKOCROE, *Horvedreglerne for den tyske udtale*. Kjøbenhavn: Carl Larsens forlag, 1887. 20 s. 12^o. Pr. 40 ore.

Ein anspruchsloses aber recht nützlichcs schriftchen. Dem verfasser stand bei der ausführung O. Jespersens sachkundiger rat zur verfügung, und bei seinen thatsächlichen mitteilungen und aufstellungen hält er sich streng an Viectors *Elemente*. Die einschlägigen phonetischen anschauungen und gesichtspunkte sind ihm durchaus geläufig. Das heftchen kann jedem dänen als klar, verlässlich und praktisch nachdrücklich empfohlen werden.

Nur wenige kleinigkeiten sind zu bemerken. So kommen in dem sonst ganz vortrefflichen abschnitte über „lautbildung“ (§§ 1–2) die sog. nasal-konsonanten, die ich indes lieber nasalvokale mit mundresonanz nennen möchte, nämlich *m, n, ŋ*, in ihrer unterscheidenden eigenart nicht recht zur geltung. Auch ist es unklar ausgedrückt, zu sagen, dass man bei der aussprache von vokalen „das dieselben begleitende summen“ leicht hören könne, wenn man sich die ohren zuhalte. Das klingt, als ob das „summen“ den zur mundöffnung auströmenden vokalischen tönen mitfolge etwa wie die obertöne neben dem grundtone hergehen. Da die natur der erscheinung nicht genügend oft besprochen worden ist, um als allgemein bekannt angesehen werden und eine ungenauere bezeichnung vertragen zu können, so hätte verl. präziser sagen sollen: „die dieselben begleitende schädelresonanz“. § 8 anm. 3 bedarf einer korrektur: *g* ist im deutschen ebensowohl das zeichen für den *i*-verwandten, wie für den *n*-verwandten stimmhaften *ch*-laut (*biegen, hogen*)“, vgl. s. 17. Auch darf es ebenda nicht heißen: „*g* (weich) ist der stimmhafte laut“ etc., sondern: „*g* (weich) bezeichnet“ etc. Seite 8 oben ist die erste zeile aus versehen nicht eingerückt, und *ä, e* sind irrtümlich in die zweite zeile verschoben. § 3 anm. ist das *y* in der zweiten

phonetischen vokalreihe nicht verständlich, und *ü, ö* waren in parenthese neben *i, e* zu setzen, nicht in gleichen abständen der reihe *i-e-ä* einzuordnen.

Reichenbach i. Schles., oktober 1889.

II, KLINGHARDT.

FICK, DR. W., *Materialien für den anfangsunterricht im englischen nach lautlicher methode*, I. teil (zur einübung der laute). Hamburg, Gustav W. Seitz nachf. Besthorn gebr., 1888. Preis kart. M. —,85.

Dieses kleine büchlein enthält 15 englische gedichte, welche sowohl in phonetischer umschrift als auch in historischer orthographie gegeben sind, in der absicht, dem nach phonetischer methode unterrichtenden lehrer das zeitraubende umschreiben an der schulwandtafel zu ersparen. Die bisherigen zur veröffentlichung gelangten versuche mit der „neuen“ methode hatten alle mit dem mangel geeigneter lehrmittel zu kämpfen, so dass die erzielten resultate nicht das reine ergebnis darstellen, das erzielt werden könnte ohne das minus, welches auf kalligraphische übungen auf der tafel entfällt. Ficks arbeit muss also willkommen sein. Der unterricht mit diesem lehrmittel wird in der weise erteilt, wie ihn Walter in dieser zeitschrift skizzirt hat. Eine methodische abweichung liegt nur darin, dass sich die schüler ihre lautlehre selbst niederschreiben können. Zu diesem zwecke gehen den texten 6 leergelassene linierte blätter voran, auf welchen der schüler unter den vorgedruckten lautzeichen aus dem texte gewonnene „kennwörter“ eintragen soll. Dieser vorgang ist schon darum zu billigen, da dadurch das kleine lesebuch wirklich in den mittelpunkt des unterrichts gestellt wird — unter der voraussetzung, dass die aufschreibungen vom lehrer stets kontrollirt werden. Es wird sich deshalb empfehlen, sie *nur* in der schule vornehmen zu lassen, da der raum dafür doch zu eng bemessen ist, um zahlreiche korrekturen zuzulassen. Auch werden sich aus naheliegenden gründen nur einsilbige als „kennwörter“ eignen. Ob chorübungen damit vorgenommen werden können, hängt zumeist von der schülerzahl der klasse ab. Diese gedichte werden nun anfangs durch mehrere wochen nur nach der lautlichen seite durchgenommen, und damit des lernenden aufmerksamkeit von der lautschrift nicht abgelenkt werde, sind die entsprechungen in historischer orthographie nicht *neben* die phonetischen, sondern auf der andern seite gedruckt: ein ganz gutes auskunftsmittel. Erst nach lautlicher durchnahme folgt die grammatische besprechung, über die sich der verfasser nicht weiter auslässt. Durch die sorgfältige behandlung des fremden lautes dürften die so falsch angewendeten ausdrücke „gute“ oder „schlechte aussprache“ endlich richtig gestellt werden. Das englische verb *mispronounce* wird freilich im deutschen durch „falsch aussprechen“ wiedergegeben, aber der ausdruck hat mit rücksicht auf die englische sprache für den engländer eine engere bedeutung als für den deutschen. Es kann ein- oder das andere mal auch dem gebildeten engländer passieren, dass er *mispronounces*, besonders *scientific terms* oder namen, indem er entweder durch falsche setzung des wortakzents einem andern als dem gehörigen vokal den vollen lautwert gibt (vgl. bei Ellis *iksplikəbl* gegen *eksplikəbl*; *kəmpəʊsənt* g. *kəmpəʊsənt*), oder dadurch, dass er einem akzentuirten vokal einen andern als den rezipierten laut gibt etc. (bei Ellis *puls* statt *pals* (*pulse*): er hat „falsch

ausgesprochen“: aber die laute, die er hervorgebracht, sind doch echt englisch, und er kann gleichwol eine sehr „gute“ aussprache haben. Der *deutsche*, der englisch lernt hat aber gegen *dreierlei* zu kämpfen: falsche akzentsetzung, gegen einsetzung falscher laute für englische buchstaben und hauptsächlich gegen die einsetzung muttersprachlicher laute für englische. So hat für ihn das *mispronounce* natürlich eine weitere bedeutung als für den engländer. Die für den engländer selbstverständliche richtige hervorbringung englischer laute ist eine voraussetzung, die für den deutschen gerade am schwersten zu erfüllen ist. Ältere lehrer des englischen fassten das *mispronounce* zu eng: sie bekämpften die beiden ersten schwierigkeiten, vertrösteten aber bezüglich der „nationalen“ aussprache auf einen späteren aufenthalt in England etc. Daher sah man auch bei prüfungen hauptsächlich auf richtige setzung des wortakzents und die einsetzung der annähernd beschriebenen laute für die schriftzeichen. Wenn also ein abiturient *heart* anstatt *haat* für *heart*; *juath* anst. *juuth* für *youth*; *distaind* st. *destind* sprach, so fiel er durch; aber *poll* mit deutschem *o* für *bottle*; *testint* für *destined* liess man passieren. Wehe auch dem lehramtskandidaten, der einen historischen oder mythologischen namen bei Shaksperc, einen biblischen namen bei Milton „falsch“ aussprach: zensuren wie „mangelhafte unsichere aussprache“ u. ähnl. besiegelten sein schicksal. Diese urteile mögen daher von schulleitern und unterrichtsbehörden mit vorsicht aufgenommen werden. Auch das publikum betrachtet es als den grössten misserfolg, wenn ein junger mensch, der englisch gelernt hat, irgend einen obkuren englischen eigennamen nicht aussprechen kann, d. h. bescheiden genug ist und nicht mit kecker stirn einen „*shot at random*“ riskirt. Die neuere methode auf lautlicher grundlage fasst die sache anders auf. Was der älteren schule nebensache war, nämlich die richtige bildung und aussprache des *einzelnen* lautes, macht sie zur hauptsache und grundlage, auf welcher sie dann erst durch fleissige lektüre und übung die erfüllung auch der beiden andern anforderungen einer guten und sichern aussprache anstrebt. So hat das wort *mispronounce* (falsch aussprechen) für einen phonetisch gebildeten und auf lautlicher grundlage unterrichtenden lehrer eine wesentlich andere und richtigere bedeutung als für jene deutschen lehrer des englischen, die sich mit einer bloss ungefähren wiedergabe englischer laute durch ähnliche deutsche begnügten und leider noch begnügen. Daher müssen auch lehrmittel wie das vorliegende willkommen sein, die das ihrige zu einer richtigeren auffassung der sache beitragen. Wenn wir nun nach dieser digression, die vielleicht nicht überflüssig war, um ähnliche lehrmittel richtig würdigen zu können, zu unserem buche zurückkehren, finden wir, dass Fricks transskriptionsmethode mit Victors im ganzen und grossen übereinstimmt. Kleinere abweichungen sind: „das englische *r* (*point-trill*) wird mit *ṛ* bezeichnet, um die schüler stets daran zu erinnern, dass ein vom deutschen abweichendes *r* zu sprechen sei“; in den diphthongen wird das diakritische zeichen ' über den ersten bestandteil gesetzt und die phonetische eigentümlichkeit des zweiten bestandteils durch einen unter die linie gesetzten punkt angedeutet (*ái, áu, éi, óu*). Der wortakzent und die silbenkontraktion zu akzentgruppen (*stress groups*) werden nicht markirt. Wenn ich nun hiezu einige bemerkungen mache, so will ich keinen tadel aussprechen, sondern bloss die sache diskutieren. Die hauptfordernisse eines lautlichen unterrichts sind m. e. genaue, dem fassungsvermögen des lernenden entsprechende beschreibung

des lautes, richtige hervorbringung, sorgfältige einübung und endlich bezeichnung durch ein möglichst einfaches zeichen, welches dem gewöhnlichen alphabet entnommen oder durch eine geringe modifikation aus demselben gewonnen ist, wie z. b. *z*. Besonders vorsichtig und sparsam muss man mit diakritischen zeichen sein. So halte ich das zeichen \checkmark über *r* nach sorgfältiger beschreibung und einübung des lautes nicht mehr für notwendig. Dieses engl. *r* geradezu einen „deutschen *r*“ (wobei an das zäpfchen-*r* gedacht ist) entgegenzustellen, geht auch nicht an, da ja viele schüler das zungenspitzen-*r* ohnehin sprechen. Für slavische schüler würde \checkmark einen ganz anderen laut bedeuten, den sie z. b. in *řeka* (fluss), *řepa* (rübe), *řekla* (sie sprach) sprechen. Das zeichen ' im diphthong halte ich für deutsche schüler für überflüssig und in wörtern wie *pillou* (*pillow*) wegen seiner assoziation mit dem akzent für bedenklich; ferner scheint es nicht konsequent das *i* in *ii* mit \checkmark , in *pretty* mit \checkmark , in *is*, *whispering* gar nicht zu bezeichnen. Die setzung des wortakzents mag vielleicht in rhythmischer rede entbehrlich sein, die silbenkontraktion zu sprechtakten hätte vielleicht durch bindezeichen (·) angedeutet werden können. Der verfasser wollte aber, wie ich mir denke, den text für anfänger nicht überladen und scheute auch den druckfehlerteufel. Nicht billigen kann ich die transkription s. 23 *wirj* und *driri* für *weary* und *dreary* st. *wiřij* und *diriřj*, dass für *darkness*, *fortress*—*däknes* u. s. w. statt *däknis*, *kämpenjen* gegen *radis* (*ruddier*) u. dgł. geschrieben sind. Warum steht s. 13 *bulvárks* statt *bulwoks*; *standt* st. *stendat*; 27 *minstel* für *minstril*; 35 *onwäd* gegen *onwöd*; *flaěd* st. *flaět*? s. 3, v. 10 sollte wegen des versmasses *wisprij* st. *wisprijj*, ebenso s. 23, 8 *móuldrij* stehen. Warum ist s. 6, v. 10 *kođ*, s. 5, z. 3 *kud* = *could*, da beide in der senkung stehen? Ebenso hätte ich z. b. s. 23, v. 15 „*some days must be dark and dreary*“ das *be* mit *bi* statt *bij* angesetzt; dagegen hätte ich in „*to pair on the stow*“ und „*they had had fought so well*“ *án* resp. *sén* statt *zu* und *si* geschrieben.

Phonetische texte haben, wie mancher aus erfahrung weiss, mit dem schon oben zitierten druckfehlerteufel zu kämpfen, so dass es sehr ratsam ist, zur korrektur fachkollegen herbeizuziehen. Auch in Ficks texten sind mir einige aufgefallen: s. 9, v. 18 *omang* st. *oman*, v. 19 *akras* st. *akrás* wie v. 26 richtig steht s. 11, letzter vers *calo* für *kalo* (*colour*); s. 13, v. 3 u. 13, s. 13, v. 12 *pleez* st. *pléez*; s. 21, 7 *strángist* st. *strángist*, s. 27, 2 *řenkš* st. *řenkšj*; *kämpenjenz* st. *kam-* oder *kom-*; s. 35, v. 8 *six* st. *siks*.

Das ist das wenige, was ich zu sagen hätte. Alles in allem genommen, ist aber die ganze arbeit Ficks bei guter ausstattung und deutlichkeit des druck wie auch trefflicher auswahl der gebotenen poetischen stücke für den anfangsunterricht des englischen auf lautlicher grundlage empfehlenswert.

DR. RUDOLF SONNENBURG und DR. JUL. BAUDISCH, *Grammatik der englischen sprache nebst methodischem übungsbuche*. Ausgabe für Österreich. Berlin, Springer, und Wien, Gerold & Komp. 304 ss. Preis II 1/50.

Da die englische grammatik von Sonnenburg schon 1864 erschienen und vermöge gewisser relativer vorzüge als schulbuch weite verbreitung geniesst, daher den meisten lesern dieser zeitschrift ohnehin bekannt sein dürfte, so kann sich eine besprechung dieser ausgabe um so kürzer fassen, als ja die an Sonnenburgs buch vorgenommenen änderungen nicht wesentlicher art sind, und das buch, wie wir sehen werden, sich in der methode von hundert andern die-er art zu wenig unterscheidet, um auf eine ausführliche kritische behandlung anspruch erheben zu können. Daneben kann es, wie oben gesagt, noch eines der bessern bücher nach alter methode sein. Ich werde daher der tendenz der *Phonetischen studien* gemäss näher nur auf die darstellung der aussprache eingehen, die methode der grammatik bloss durch beispiele charakterisiren und schliesslich einige worte über die eignung des buches für die drei oberen klassen der österreichischen realschulen zu nutz und frommen meiner kollegen beifügen.

1. Die *aussprachelehre* geht vom buchstaben aus und lehrt die schüler hauptsächlich englische laute für englische schriftzeichen einsetzen. Die beschreibung und hervorbringung der englischen laute bleibt zum grossen theile dem lehrer überlassen, wogegen weiter nichts einzuwenden wäre, wenn es nur konsequent geschähe. So aber sind doch bei den einzelnen lauten die bekannten metaphorischen adjektive („hell“, „weich“, „hart“ etc.) zu finden, die den schüler theils schlecht belehren, theils irreführen, indem sie sich auch stellenweise widersprechen. Gegen das ausgehen vom buchstaben will ich gar nichts sagen, um nicht noch einmal das zu wiederholen, was dagegen schon gesagt wurde. Ich begreife nur nicht, wie man die höchst inkonsequente, verballhornte historische orthographie zum führer in den höchst einfachen englischen lautbestand benützen kann und immer wieder benützt, um dadurch das alte vorurteil von den „unüberwindlichen schwierigkeiten“ der englischen „aussprache“ neue nahrung zu geben, ein vorurteil, das der verbreitung der englischen sprache mehr geschadet hat, als jedes andere. Man könnte denken, dass die österreichischen „instruktionen“ für den unterricht in englischen etwa strikt diesen veralteten vorgang vorschreiben. Aber diese anweisungen lassen dem lehrer bezüglich der aussprachelehre freien spielraum; ich selbst bin hierin nie irgendwie beeinflusst oder behindert worden; das österreichische unterrichtsministerium hat auch das *Elementarbuch der englischen sprache* von Nader und Würzner, das vom laute ausgeht, approbirt; es ist daher zu verwundern, dass ein tüchtiger lehrer wie prof. Baudisch bei dem alten schimmel verbleiben konnte. Ich kann unmöglich glauben, dass er sich auf dem rücken eines so hockbeinigen gauls behaglich fühlt.

Eine böse konsequenz des ausgehens vom buchstaben ist auch die, dass man gezwungen ist, orthographische regeln mit der lautlehre zu mischen; deren allgemeingiltigkeit sehr zweifelhaft ist, wie z. b. „ausser *I* = *i* gibt es kein wort, in dem nicht dem auslautenden *i* ein stummes *e* folgt“; z. B. *banditi* etc. Die vermengung von orthographie und aussprache rächt sich auch in der terminologie. Unter *vokalen* versteht man doch gewisse laute, so heisst also die regel: „die kurzen laute der betonten *vokale* . . .“ „die kurzen laute gewisser laute“. Die

qualität der kute wird zu gunsten der *quantität* vernachlässigt, wenn es z. b. heisst § 3, anm.: „im zusammenhange der rede ist (*a* art.) unbetont, und wird daher in der aussprache *verkürzt*“. Manche regeln widersprechen sich oder sind schwer miteinander zu vereinigen, z. b. § 5, 3 „vor *r* wird das *o* etwas verlängert und verschmilzt (?) mit dem *r*“. § 6, 4 „*oo* lautet wie *langes o* in *door* (spr. *dör*), *floor*, *brooch*“. dagegen § 7, anm. 1: „langes *o* vor *r* lautet ebenfalls nicht diphthongisch“; wie kann also der vokal in *door* dem in *brooch* gleichgesetzt werden? Und § 16: „*o* vor *ll*, *ld*, *zuweilen* vor *st*, *rd*, *rt*, lautet lang“: nicht auch vor *rs* etc.: *horse*? Was hat der dem *r* folgende konsonant mit der „längung“ des *o* zu thun? Die regel in § 8: „geht den endsilben *ble*, *dle*, *fle* etc. in zweisilbigen wörtern unmittelbar ein *vokal* vorher, so ist er lang“ ist zu eng, denn dies ist auch vor gewissen kons. + *r* und vor *st* (*haste*) der fall. In einzelнем zeigt sich etwas geringe sorgfalt der umarbeitung, z. b. § 18: „der vokal *a* hat . . . noch einen breiten dunklen laut . . . , wie er ähnlich in *plattdeutschen* gesprochen wird“. Das buch ist doch für österreichische schüler, und auf das *österr.* *ä* in *ja* etc. hätte hier verwiesen werden müssen. In demselben § (laut *ä* in *law*) als beispiele: *malt*, *salt*. § 27: . . . „*l* zwischen *a-k*, *a-m*, *a-f* sind stamm“; wie denn *alkali*, *alkoran*; *almost*; *Alfred*? Es müsste wenigstens hier (wenn es nicht schon in § 2: „offene und geschlossene silben, wo der rechte platz dafür gewesen wäre, gesagt worden ist) bemerkt werden, dass diese regel nur für einsilbige wörter gilt, dass aber in zweisilbigen von zwei konsonanten i. d. r. der zweite zur folgenden silbe gehört, daher dann das *l* eigentlich nicht zwischen *a-k* etc. steht, sondern die silbe schliesst und lautet. § 29: „*sc* vor *e*, *i*, *y* ist = *e* od. *s*“; wie *sceptic*? § 40: „*w* lautet ähnlich wie *ou* in dem französ. worte *oui* ja“; also *w* = oder ähnlich wie *oui*? § 43, 7, wie ungerneimt ist die regel: „*d* nimmt den zischlaut des *j* (*dž*) in: *a soldier* (*sol-je*)“! Wie viel gewisse regeln wert sind, zeigen die folgenden § 52: 1. „in der *drittletzten* (und *viertletzten*) betonten silbe sind die vokale *a*, *e*, *i*, *y*, *o* gewöhnlich kurz, z. b.“ . . . folgen 10 zeilen belege, 7 zeilen ausnahmen, und 2. „in der *vorletzten* betonten silbe sind die vokale *a*, *e*, *i*, *y*, *o* *sehr oft* lang“ . . . folgen 7 zeilen belege und 15 zeilen ausnahmen. S. 21: *cleanly* ist *klenli*, nicht *klijpli*. S. 25: *worry* = *wari*, nicht *weri*. S. 27: *herb* wird jetzt mit *h* gesprochen. In der transskription herrscht keine konsequenz, einmal wird *antiqua*, das anderemal deutsche schrift verwendet; z. b. s. 15: *scissors* (spr. *sizzors*); s. 23: *so* = *šö*; das einmal wird die umschrift phonetisch gegeben, das anderemal das wort so umgeschrieben, dass man es nach der regel aussprechen kann; z. b. s. 29: *caoutchouc* (kutschuk), dagegen *comb* (*köme*), *cap-a-pic* (*capapic*); deshalb sind auch solche umwege notwendig: *acknowledge* (*aknoledj*, *j* = *dž*). Diese ungleichmässigkeiten der transskription können leicht zu missverständnissen führen, z. b. in dem falle von s. 25: „*worsted* (spr. *worsted*) . . . ; *worsted*, von *to worst* überwältigen, lautet *würsted*“ dürfte es recht heiter sein. Zum glück kann der schüler lange lesen, bis ihm dieses wort unterkommt! Aus diesen bemerkungen geht also hervor, dass die behandlung der aussprache in diesem buche nicht auf der höhe der zeit steht und auch in einzelheiten mangelhaft ist.

2. Auf s. 31 beginnt die „*formenlehre*“ und erstreckt sich bis s. 66. Es werden in der bekannten weise die einzelnen wortarten nach einander behandelt

n. zw. recht ausführlich. Die „syntax“ füllt 72 seiten (67—138); auch diese ist sehr reichhaltig. Beide gehen systematisch vor.

Die wichtigsten änderungen, welche herr Baulisch an Sonnenburgs grammatik vorgenommen hat, um sie für österreichische realschulen geeignet zu machen, sind: „es wurde die k. k. österreichische orthographie durchgeführt; die ersten 10 lektionen wurden bedeutend gekürzt, damit der schüler rascher zu zusammenhängenden stücken gelange und gelegenheit zu *sprechübungen* finde. Die zahl der *zusammenhängenden* stücke ist daher bedeutend *vermehrt* worden; besonders sind *dialoge* hinzugefügt, welche einen leichten anregenden und bildenden stoff bieten und die *trivialen redensarten* über *wetter, essen und trinken, anzug* etc. gänzlich ausschliessen!“ Schade, dass wir nicht so vollkommene wesen sind, um das essen, trinken, anziehen entbehren zu können und unter einem ewig blauen himmel leben, so dass wir über alle diese „trivialen“ dinge nichts zu sagen hätten! Gewiss würde dann auch niemand eine fremde sprache lernen; herr Baulisch würde keinen Sonnenburg umarbeiten, ich hätte keine veranlassung ihn zu rezensiren, und das millenium der glückseligkeit könnte beginnen!

Jede lektion, um fortzufahren, bietet einen solchen stoff, dass der lehrer, *auch wenn er anfänger ist*, einen grossen teil der stunde mit *sprechübungen* ausfüllen kann. Die *deutschen* stücke sind bei den ersten 10 lektionen gestrichen; der grammatische stoff ist gekürzt: ein kurzes kapitel über „wortbildungslehre“ ist gemäss unseren „instruktionen“ beigelegt. Bis auf die „trivialen redensarten“ kann man sich mit allen diesen änderungen einverstanden erklären, welche für die gesundheit der methodischen ansichten des bearbeiters zeugen. Aber leider lässt sich aus einem alten wams kein neuer rock machen, und deshalb hat auch der 2. teil des buches, „übungsbuch“ genannt, das allgemein bekannte verwiterte aussehen. Der lehr- und lesestoff ist in lektionen eingeteilt, die anfangs aus unzusammenhängenden sätzen bestehen. Jeder lektion sind die neuen „vokabeln“ vorgedruckt; jede lektion ist irgend einem § der aussprache, formenlehre oder syntax auf den leib geschrieben, wie angeblich den dramen Shaksperes das donellysche kryptogramm, nur nicht so geschickt. Das beste des ganzen sind noch die ungefähr 50 seiten füllenden zusammenhängenden stücke (168—220). Dann führt das „übungsbuch“ noch 32 seiten material „zum übersetzen aus dem deutschen ins englische“ mit sich, die mindestens zur hälfte aus ebenfalls zusammenhanglosen sätzen bestehen. Alle die bekannten krücken wie klammern, runde und eckige, gleichheitszeichen, grammatische winke etc. finden sich auch hier in den texten. Undeutsche wendungen sind durchaus nicht vermieden. „*Ist etwas wein da? Ja, es ist welcher in jener flasche!*“ (daneben auch eine „triviale“ redensart!) „*Kannst du mir etwas löschpapier leihen?*“ Heitere zusammenstellungen: „22 Sind (irgend welche) fehler in dem extemporale? Es sind welche darin, 23. Weiss jemand, was aus (*of*) ihnen geworden ist?“

3. Bezüglich der eignung des buches für die drei obersten klassen der österreichischen realschulen kann ich mich auch, abgesehen von der behandlung der aussprache und der grammatischen methode der spracherlernung, aus dem grunde nicht günstig aussprechen, als das buch in seinen theoretischen partien für diese schulen trotz der abstriche doch noch viel zu reichhaltig ist. Ich führe sehr, der lehrer wird nicht alles „nehmen“ können. Man wird mir entgegen-

dass ein guter, erfahrener lehrer sich das, was er braucht, herausfinden wird. Ja, aber wozu steht denn das übrige in dem buch? Dann schreibt ja herr Baudisch, wie er selbst an einer o. a. stelle sagt, auch für „anfänger“, die, je gewissenhafter sie sind, sich desto strenger an das buch halten. Der österreichische oberrealschüler hat ja ausser dem englischen auch noch 29 andere stunden wöchentlich für 10 andere gegenstände. Dann sind dem englischen unterricht in der V., VI., VII. klasse der realschule nur je drei stunden zugewiesen, von denen durch ferien und feiertage eine grosse portion wegfällt, so dass jede klasse durchschnittlich jährlich nicht mehr als 100 lektionen hat, also der ganze englische unterricht, wenn gar keine störenden zwischenfälle eintreten, c. 300. Ich fürchte also sehr, dass für die schüler, wenn der lehrer auf der *litera scripta* besteht, bei einföhrung dieses buches überbürdung eintreten wird. Überdies wird neben „grammatik und übungsbuch“ ja auch noch ein englisches *lesebuch* verwendet werden müssen, wodurch die zur verfügung stehende zeit sehr geschmälert wird. Die österreichischen realschulen können nur dann etwas rechtes im englischen unterricht erzielen, wenn die aussprache auf dem möglichst rationellen, dem kürzesten, wege gelehrt, die induktiv betriebene grammatik auf das wirklich notwendige beschränkt wird, das hauptgewicht aber und die meiste zeit auf die lektüre und die sprechübungen fällt. Ich könnte diesem buch auch für den fall der ministeriellen approbation kein günstiges prognostikon stellen, da es an Nader und Würzners *Elementarbuch* und *Grammatik der englischen sprache* überlegene konkurrenten hat.

Graz, jänner 1890.

WILHELM SWOBODA.

VERNER DAHLERUP og OTTO JESPERSEN, *Kortfattet dansk lyd lære* til brug ved undervisningen. Med et forord af Prof. Dr. Vill. Thomsen. Kjøbenhavn, P. G. Philipsens forlag, 1889. 34 s. kl. 8°. Pr. 50 ore.

Deutschen phonetikern verbürgt der name O. Jespersens ohne weiteres eine klare wohlgeordnete und eminent sachkundige arbeit. Bestimmt ist dieselbe („zum gebrauch beim unterricht“) für lehrer und lehrerinnen des dänischen sowie für die zöglinge der lehrerseminarien, und man kann ihr nur von herzen rechte verbreitung wünschen. Denn die zur zeit noch allerorts in den schulen herrschende verwehrung der muttersprache nach der lautlichen seite hin ist nicht nur an sich eine sehr beklagenswerte erscheinung, sondern zwingt auch den fremdsprachlichen unterricht phonetisch dort *ab ovo* anzufangen, wo er von rechtswegen sollte sich auf eine tüchtige vorarbeit stützen können. Auch wir in Deutschland brauchen dringlich ein solches, bündig-instruktives heftchen in den händen der vorschul-lehrer und der inhaber von fakultäten in deutsch.

Das schriftchen zerfällt in folgende abschnitte: vokale; vokalübergänge (ablaut und unlaut); konsonanten; verhältnis gewisser konsonanten zu einander je nach begleitendem oder fehlendem stimmton, vermindernng oder vermehrung des exspirationsdruckes; konsonantenübergänge (vgl. deutsch *hai^hklai^t* aus *hai^hinklai^t*, dial. *ham^f* aus *han[t]fol*), länge der sprachlaute, gestossener akzent, silbenbildung, nachdruck (betonung).

Den deutschen leser interessirt es u. a. s. 23 zu erfahren, dass die dänischen explosivlaute sich, wie die süddeutschen, nicht sowohl durch stimmton bezw. dessen wegfall, sondern durch vermindernng bezw. vermehrung des expirationsdruckes unterscheiden. Besondere aufmerksamkeit aber erregen die §§ 28-30, wo eingehend über den bekannten „gestossenen akzent“ gehandelt wird, der im dänischen eine grosse anzahl worte von sonst völlig gleichlautenden, aber dieses eigenartigen akzentes entbehrenden worten unterscheidet. Ich möchte übrigens bei dieser gelegenheit einmal unseren fachautoritäten die frage vorlegen, ob wir nicht auch im deutschen gelegentlich in dem unterdrückten kichern von kindern etwas dem gestossenen akzente ähnliches finden können, nämlich trennung eines, durch einheitlichen expirationsdruck hervorgebrachten vokalischen lautes durch momentanen glottisverschluss.

Auch in der klaren, anschaulichen darstellung mancher allgemeinen sprachlichen erscheinung wird der deutsche phonetiker manche wertvolle anregung für sich finden. Besonders wirkungsvoll ist das einleitende kapitel über den unterschied von gesprochenen und geschriebener rede ausgearbeitet. Am schluss desselben hätte vielleicht noch kurz auf die gründe der abweichenden klangfarben in der rede der verschiedenen lebensalter, geschlechter und individuen hingewiesen werden können. Die beiden ersten abschnitte von § 8 scheinen mir einer noch übersichtlicheren redaktion fähig zu sein. § 11 dürfte, da er den allgemeinen unterschied der vokale und konsonanten behandelt, besser seinen platz vor den vokalen (§ 6) als hinter denselben gefunden haben. § 10, der vom ablaut und umlaut handelt, gehört wohl, als ein stück historischer linguistik, nicht so recht hierher. Wollten die herren verff. aber einmal die sache berühren, so hätten sie notwendig wenigstens zum umlaut die altnordischen formen angeben sollen, aus denen allein das dem modernen vokalwechsel zu grunde liegende prinzip der assimilation erkenntlich wird. Vielleicht hätten sich aber auch in dialekt oder gemeinsprache moderne beispiele von vokalangleichung auffinden lassen. Die komplizierte frage von der natur des ablauts lag m. e. keinesfalls innerhalb der grenzen des vorliegenden elementaren hilfsmittels. In § 34 konnte der allgemeine ausdruck „nachdruck“ (wortton) noch eine deutlichere physiologische bestimmung erfahren.

Zum schluss möchte ich mein bedauern aussprechen, dass verfassers ihrer „lautgrammatik“ keine „lautexerzitien“ beigefügt haben. Eifrige leser möchten sich lgewiss gern zur transskription von gemeinsprache und dialekt angeleitet sehen, denn erst auf diesem wege geht das theoretische wissen über lautbildung und lautklang in fleisch und blut über.

Das gesamturteil über die vorliegende kleine arbeit kann aber jedenfalls kein anderes als ein sehr günstiges sein.

SCHWAN, E., *Grammatik des altfranzösischen (laut- und formenlehre)*. Leipzig, 1888. Fues's verlag (Reisland). VIII, 172 s. gr. 8^o. M. 3.—.

Vorliegendes werk hilft einem längst empfundenen bedürfnisse ab. Es kann von den dozenten der romanischen philologie mit nutzen ihren übungen und vorlesungen auf dem gebiete der altfranzösischen grammatik zu grunde gelegt werden, wie es insbesondere studirenden als nachschlagebuch und bei wiederholungen von grossem werte sein wird. Der verfasser hat es verstanden, seinen stoff gut zu systematisiren und klar und übersichtlich unter vermeidung zu vieler einzelheiten darzustellen. Nach einer kurzen geschichte der französischen sprache, einer darstellung des verhältnisses von volkslatein zu schriftlatein, sowie der laut-, flexions- und wordbildungslehre des volkslateins, folgt als erster hauptteil die lautlehre des altfranzösischen und zwar zunächst die umbildung der lateinischen laute, alsdann die entwicklung der afr. laute. Wie der erste teil mit seinen zahllosen strittigen punkten, die der verfasser unter vermeidung jeglicher polemik mit geschick und besonnenheit aufzuklären versucht hat, als durchaus gut gelungen zu bezeichnen ist, so zeichnet sich auch der zweite teil, die formenlehre, im grossen und ganzen durch geschickte behandlungsweise aus; nur dürfte in einer zweiten auflage manches kürzer gefasst werden. Im anhang folgt eine erklärung der phonetischen zeichen und der abkürzungen. Aus begreiflichen pädagogischen gründen hat sich Sch. auf die darstellung des französischen dialekts beschränkt; doch eine kurze übersicht über die eigentümlichkeiten der einzelnen dialekte am schlusse des buches würde gewiss den studirenden sehr willkommen sein. Dass der verf. keine litteraturangaben macht, ist zu loben, nicht nur wegen ersparnis an raum, sondern vor allem, weil solche nicht in den rahmen dieses werkes passen. Sch. bestimmt allerdings das buch für anfänger, doch kann er sicherlich darunter nicht solche verstehen, welche eben anfangen, sich mit romanischer philologie zu beschäftigen. Ebensowenig wie heutzutage ein lehrer in der schule die regeln einer neuen lektion einfach zu lernen aufgibt, sondern zuerst durch geschickte leitung die schüler selbst aus dem fremden sprachstoffe heraus die sprachgesetze auffinden lässt, ebensowenig, sage ich, wird wohl der studirende seine studien damit beginnen sollen, dass er die toten regeln einer grammatik auswendig lernt. Das wäre unpraktisch, zeitraubend und unmethodisch; und doch wird sich mancher philologe sagen müssen, dass er aus mangel an sicherer führung selbst seine studien in der einen oder anderen sprache auf diese mühsame weise begonnen hat. Der einzig natürliche weg auch bei wissenschaftlichen sprachstudien ist gewiss der, dass man höchstens unter benutzung einer tabellarischen übersicht über die lautlehre sofort an das studium von texten herantritt und dann die grammatik allmählich aufbaut, erweitert und vertieft. Nur bei solchem betrieb der sprachstudien wird es einem dozenten gelingen, seine zuhörer zu methodischer wissenschaftlicher arbeit anzuleiten und den anforderungen unserer neuen prüfungsordnung zu entsprechen. Zu diesem zweck aber wäre die einrichtung einer grösseren anzahl von übungsstunden besonders für den anfänger wünschenswert. Schreitet alsdann der studirende zunächst unter der leitung seines dozenten immer weiter voran, hat er sich selbst in einzelfragen vertieft, so wird ihm vorliegendes werk bei seinen wiederholungen von unschätzbarem

werte sein. Hierbei wird er literaturangaben wohl nicht vermissen; ihrer bedarf er nur zum zwecke von einzelstudien, und sie zu geben, ist die aufgabe des professors und des kollegienheftes. Für den anfänger aber würden ja überhaupt literaturangaben wertlos sein, da er aus der menge des angegebenen das wichtige doch nicht auszuwählen in stande ist.

Wiesbaden.

PH. ROSSMANN.

BADKE, *Der anfangsunterricht im französischen auf phonetischer grundlage* (programm des realgymnasiums zu Stralsund, Ostern 1888). 36 s. 4^o.

Seitdem sich die phonetische reformbewegung bemüht, die üblichen schulaussprachen des französischen und englischen, die je nach dem deutschen dialekte verschieden sind, durch eine gute, möglichst national-französische bezw. englische aussprache zu ersetzen, sind zur erreichung dieser mannigfache praktische vorschläge gemacht worden. Man sieht immer mehr ein, dass, wie B. sagt, „keine rede davon sein kann, dass wir eine fremde sprache auf grund einer lautbeschreibung, die sich auf unser jetzt gesprochenes hochdeutsch stützt und von ihm ausgeht, richtig erfassen, lehren oder lernen können. Eine sprache, in der viele buchstaben in verschiedenen landschaften ihres gesamtgebiets verschiedene laute bezeichnen, kann nicht als grundlage für die bezeichnung fremder laute benutzt werden.“ So ist man denn dahin gelangt, als grundlage für den unterricht in fremden gesprochenen sprachen die phonetik zu benutzen. Über die art jedoch, wie diese bei unseren schülern von durchschnittlich zehn jahren zu verwerten sei, gehen die ansichten zunächst noch weit auseinander. B. sagt: „Das, was unsere neueren schulgrammatiken, wie z. b. die von Kühn, Ulbrich, Breyman u. a. über diesen gegenstand enthalten, scheint mir immer noch mehr für der phonetik unkundige lehrer, als für schüler geschrieben zu sein. Vor allen dingen aber scheint mir die kluft, die zwischen dem phonetischen anfangsunterricht und der eigentlichen beschäftigung mit dem französischen liegt, noch nicht überbrückt zu sein. Soll die phonetik einmal grundlage des fremdsprachlichen unterrichts sein, so muss man auch auf dieser grundlage konsequent den ganzen unterricht aufbauen.“

Nach ihm soll die phonetik schon deshalb eine stelle im schulunterrichte finden, weil sie allein der rationelle ausgangspunkt für alle sprachlernen und für alles sprachverständnis sei. Er sagt: „Wenn wir einmal von einer so festen grundlage ausgehen können, wenn wir den sprachunterricht aufbauen können auf einer wissenschaft, die in ihrer einfachsten form der jugend in höchstem grade interessant ist, welche die knaben aufklärt über das, was sie täglich in der sprache thun und treiben, sobald sie den mund öffnen, die ferner allein die einzig richtigen erklärungen für eine unendliche reihe der wichtigsten spracherscheinungen zu geben vermag, die dem menschen die sprache und das sprechen zum bewusstsein bringt, und die endlich, wie ich oben andeutete, mannigfach auf die bildung des geistes und die erhebung des gemüts hinwirkt. dabei den schülern aber gar keine neuen schwierigkeiten in den weg legt, sondern vielmehr vorhandene wegräumt, so bleibt wahrlich kein grund mehr dafür übrig, weshalb wir bei dem alten

experimentiren mit buchstaben und buchstabenverbindungen stehen bleiben sollen.“ Hieraus geht hervor, dass B. vor beginn des französischen nicht nur eine gründliche systematische darstellung der französischen lautlehre für nötig hält, sondern sogar unterricht über phonetik in allgemeiner form verlangt. Insbesondere wünscht er das letztere aus rücksicht auf das später zu beginnende englisch, damit „der lehrer des englischen in unter-tertia das gebäude nicht neu aufzuführen., sondern nur auszubauen hat“. Auch soll nach seiner ansicht die phonetik den schüler überhaupt zu einem tieferen. gründlicheren verständnis des sprechens und der sprache (auch seiner muttersprache) befähigen.

Diese forderungen Badkes sind m. e. nicht zu billigen. Für den erwachsenen ist es gewiss von höchstem interesse, sich eingehend über sprechwerkzeuge, über das wesen und über das hervorbringen der verschiedenen sprachlaute, sowie über ihr verhältnis zu einander zu unterrichten — jeder lehrer der neueren sprachen soll auf gründlichem studium beruhende phonetische kenntnisse besitzen — bei quintanern (in realschulen bei sextanern) scheinen mir jedoch belehrungen. wie sie B. geben will, wertlos zu sein, da sie über die fassungskraft der schüler hinausgehen. Welcher schüler wird z. b. nach anweisung des lehrers „wir können einen verschluss im munde weiterhin (es war zuvor von *p* und *t* die rede) dadurch hervorbringen, dass wir nicht nur den vorderen teil, sondern die ganze vordere und mittlere fläche der zunge gegen die obere mundwandung pressen“ auf die frage „welcher laut entsteht durch das lösen dieses verschlusses?“ auf den laut *k* kommen? Und selbst wenn die antwort richtig gegeben würde, was ich sehr bezweifle, welchen wert hat es für den schüler, die bekanntschaft dieses für uns so interessanten lautes gemacht zu haben, der in keiner in der schule zu erlernenden sprache vorkommt? Ein anderes beispiel: Um den schüler mit dem laute *m* bekannt zu machen, verfährt B. folgendermassen: „Man vollzieht die bildung des *b* bis zu dem punkte, wo die lösung des verschlusses, also das ende des ganzen vorganges, eintreten sollte. Statt nun aber den lippenverschluss zu lösen, lässt man die luft durch die nase ausströmen. Das öffnen des den nasenraum vom mundraum abschliessenden verschlusses macht sich den schülern zunächst durch die veränderung des lautes bemerkbar Die lösung dieses verschlusses wird ihnen zunächst vielleicht einige schwierigkeit bereiten, da sie immer dazu geneigt sein werden, die luft aus dem munde zu entlassen. Man muss daher diesen vorgang (übergang von *b* zu *m*) wiederholt vormachen, oft nachbilden lassen und immer darauf aufmerksam machen, dass die lippen nicht geöffnet sein dürfen.“ Nachdem die schüler diesen lautübergang nachbilden können, geht B. über zur erklärung des vorganges: „Welchen weg hat die luft genommen? (Dass die luft aus dem munde geschwunden ist, trotzdem die lippen nicht geöffnet worden sind, merken die schüler sofort an dem einfallen der wangen).“ Dann erkundigt sich B. nach den empfindungen, welche sie bei diesem übergange im munde hatten, worauf „viele von ihnen“, wie er sagt, „das gefühl gehabt haben werden, als ob im hinteren teile des mundes etwas herabfalle in dem augenblick, wo der übergang stattfindet“. Sollte B. in dieser annahme sich nicht täuschen? Und wäre es für die bedürfnisse des schulunterrichts nicht viel einfacher, ein vorgesprochenes *m* einfach nachsprechen zu lassen, oder noch besser, gar keine worte darüber zu verlieren? Wozu all diese erklärungen für einen quintaner?

Wohl nur, um das system möglichst vollständig zu geben; das hiesse ja in den fehler der grammatischen methode zurückverfallen, wo gewissenhaft alle ausnahmen zu einer regel gelernt werden ohne rücksicht darauf, ob sie für die schulpraxis von wert sind. In den oberen klassen nach der art Badkes das system der sprachlaute zusammenzustellen, mag recht lehrreich sein, doch nach quinta (und sexta) gehört ein solcher unterricht nicht. „Der frühere unterricht bescheide sich“, wie Herbart sagt, „das, was man im höheren sinne system nennt, nicht geben zu können; er schaffe dagegen desto mehr klarheit jeder gruppe“. Nach meiner ansicht sollte man sich im französischen anfangsunterricht damit begnügen, die der mundartlichen muttersprache des schülers fremden französischen laute, da wo einfache nachahmung nicht ausreicht, mit hilfe von phonetischen winken und erklärungen einfachster natur einzuüben. Im verlaufe des späteren unterrichts mögen dann gelegentlich einzelne phonetische belehrungen gebracht werden.

Wenn ich die verwertung der phonetik im ersten anfange auf dieses geringe mass herabsetze, so will ich damit aber keineswegs behaupten, dass man geringe ansprüche an die aussprache des quintaners stellen solle. Mit grösster geduld und unerbittlicher strenge muss in den ersten wochen durch fleissiges vor- und nachsprechen, durch lautgymnastische übungen und phonetische winke die aussprache geübt werden. Auch schliessen meine forderungen durchaus nicht die benutzung von einfachen lauttafeln aus; die Badkes sind viel zu gelehrt. Die lauttafeln sollen nur den lautbestand *einer* sprache enthalten, und nach ihnen soll der schüler die laute eines neuen wortes zusammenstellen. Auf diese weise bekommt er ein phonetisch geschriebenes wort. Es wird ihm also nicht zuerst die lautschrift geboten, wornach er die aussprache zu üben hat; die lautschrift soll ihm vielmehr nur eine kontrolle dafür bieten, dass er wirklich richtig gehört hat. Mit ihrer hilfe kann er sich zu hause das in der schule lautlich geübte leicht wieder ins gedächtnis zurückrufen.

Betrachten wir nach diesen bemerkungen den hauptteil von Badkes schrift, seite 5–17 umfassend, etwas genauer. Er behandelt die darstellung der einzellaute in folgender reihenfolge: I. verschlusslaute (stimmlos). II. reibelaute (stimmlos). III. vokale (töne). IV. stimmhafte konsonanten. V. zitterlaute. VI. nasenlaute (a. nasalkonsonanten, b. nasenvokale). Am schlusse dieses abschnittes gibt B. eine zusammenstellung der laute des französischen und je eine lauttafel für vokale und konsonanten. Die erstere ist zwar sehr fein ausgedacht, scheint mir aber für schulzwecke, wie schon erwähnt, zu wenig übersichtlich zu sein.

Die art und weise, wie B. bei der beschreibung der laute verfährt, erhellt aus den oben angeführten beispielen. Er stellt zumeist fragen und knüpft an die antworten der schüler immer wieder neue fragen, um zum schluss selbst noch einzelne belehrungen zu geben. Er leitet die schüler an, über wesen, bildung, benennung und gruppierung der laute sich selbst klarheit zu verschaffen. Bei der besprechung der stimmlosen verschlusslaute unter I. geht er aus von *p* und gelangt durch *t* und *k* hindurch schliesslich zu *h*. Dies gibt ihm veranlassung zur beschreibung der einzelnen teile des mundes. Hierauf lässt er die den verschlusslauten entsprechenden reibelaute *w*, *g*, *χ*, *γ* finden, dann *f*, *s*, *š*, welche zwischen die anderen eingeordnet werden wie folgt: *w*, *f*, *g*, *s*, *š*, *χ*, *γ*. Unter III. folgt eine beschreibung des kehlkopfes, des geräusches *h*, sowie des husten- und knack-

geräusches, woran sich die beschreibung der töne (vokale) anschliesst, bei denen er stets genau die stellung der zunge und der lippen, sowie die kieferweite feststellen lässt. Sehr geschickt führt B. hin auf den unartikulirten stimmton (vgl. auch seine anmerkung 17). Zur einübung der stimmhaften konsonanten gibt er zwei verschiedene wege an, von denen mir der zweite besonders praktisch zu sein scheint. Er spricht in singendem tone ein lang angehaltenes *a* vor und bildet hierauf den lippenverschluss des *p*, ohne jedoch das schwingen der stimmbänder einzustellen. Denverschluss hält er so lange an, bis der mund mit luft gefüllt ist, dann öffnet er den mund wieder und lässt von neuem *a* ertönen, das er wiederum durch einenverschluss unterbricht. Durch fortlassung von *a* entsteht der stimmhafte *b*-laut. Auf gleiche weise werden die übrigen stimmhaften verschluss- und reibelaute aus den entsprechenden stimmlosen lauten entwickelt. Insbesondere weist B. darauf hin, dass die stimmhaften verschlusslaute nicht in dem grade momentane laute sind wie die stimmlosen, dass sie vielmehr in bezug auf ihre dauer zwischen den letzteren und den dauerlauten stehen. Als gut gelungen kann man die beschreibung der nasalvokale bezeichnen. Im ganzen ersten teile, dem hauptteile seiner arbeit, tritt uns B. entgegen als gründlicher kenner der phonetik und als sorgfältiger, selbständiger beobachter. Die aufgabe, die er sich hierin gestellt hat, das system der lautlehre in allgemeiner form vorzuführen, ist ihm abgesehen allerding davon, dass er die durchschnittliche leistungsfähigkeit der quintaner überschätzt hat, mustergiltig gelungen.

Im II. abschnitte behandelt B. die laute im worte und satze. Nachdem den schülern das allgemeine in rücksicht der physiologischen vorgänge bei bildung der hauptlaute klar geworden ist, werden die speziell französischen laute geübt und in ihrer abweichung von den grundlauten erklärt. Schade, dass B. hierzu keine anweisungen gibt; seine abhandlung würde dadurch an wert sehr viel gewonnen haben. Auf die einübung der einzellaute folgt die von einzelwörtern, welche er den später durchzunehmenden lesestücken entnimmt. Dies ist praktisch, doch halte ich es für unpädagogisch, den schüler fremde wörter lernen zu lassen, deren bedeutung er zunächst noch nicht kennen lernt, mit denen er also gar keine vorstellung verbinden kann. Wie wäre es, wenn der verfasser aus seinem ersten lesestücke *Le corps humain* die namen der einzelnen körperteile nach phonetischen gesichtspunkten anordnete und sie unter deuten auf die betreffenden körperteile übte? Dann würde sich mit dem worte ohne mühe auch eine vorstellung verknüpfen, und das interesse der schüler würde wesentlich gesteigert. (Ebenso zweckmässig wie mit dem menschlichen körper könnte man diese wohl auch mit ihrer nächsten umgebung z. b. mit dem klassenzimmer beschäftigen). Jedenfalls aber gehe man möglichst rasch zu dem zusammenhängenden stoffe über, der jedoch, wie auch B. verlangt, nicht allzu viele schwierigkeiten bieten darf und einen einfachen inhalt in einfacher form geben soll. Wie einerseits zur übung der aussprache kurze gedichte kindlichen inhalts vielfach mit gutem erfolge verwertet werden, so kann man andererseits zu baldiger erlangung von sprachfertigkeit mit umgehung des deutschen die nächste umgebung des schülers, und wo die unmittelbare anschauung nicht ausreicht, die anschauung im bilde zu sprechübungen benutzen. Nach dem vorbilde von realschuldirektor Dr. F. Schmidt in Hanau geben jetzt schon eine ganze reihe von lehrern den ersten fremd-

sprachlichen unterricht im anschluss an die hölzel'schen anschauungsbilder „die vier jahreszeiten“. Ein solcher unterricht regt das interesse der schüler in höchstem grade an und hat den vorzug, dass man mit hilfe der bilder die elemente der grammatik sehr bequem und sicher üben und im anschlusse an das auf den bildern angeschaute eine menge von erzählungen und gedichten durchnehmen kann. Es ist hier nicht der ort, auf den betrieb und die vorzüge dieses unterrichts im einzelnen einzugehen.

B. behandelt das erste lesestück in der weise, dass er mit vermeidung der üblichen orthographie und unter zuhilfenahme der lauttafeln und der lautschrift die einzelnen sätze taktweise vorspricht und nachsprechen lässt. Erst nachdem ein satz in sprachtakten zu vollendeter sicherheit geübt ist, werden die takte in worte zerlegt und deren bedeutung eingeprägt. Wie schon oben bemerkt, so bin ich auch hier wieder der ansicht, dass man gleich bei einübung der sprachtakte (wortgruppen) ihre bedeutung geben soll. Die letzteren aber müssen sehr kurz abgemessen sein, wofern man es nicht überhaupt vorzieht, erst das einzelwort in der weise zu üben, dass man es lautiren d. h. in seine einzellaute zerlegen und diese an den lauttafeln zusammenstellen lässt, um dann erst die worte zu wortgruppen zu verbinden. Im anschluss an die einübung des ersten satzes

*lò-kò.r-ümē | s-è-t-a-dì.r | lò-kò.r dḡ-lòm | è-kōpoze¹ | dḡ-trüa-parti. | la-t-t
lḡ-trō | lē-mābr |*

gibt B. grammatische bemerkungen. Er bespricht den ausfall des auslautenden vokals des artikels (*lò, la*), sowie des hinzeigenden fürworts *sḡ* vor folgendem vokalischen anlaut (*lòm* und *s-è*) unter hinweis auf das deutsche „ich sagt ihm das“, ebenso das einschieben von *t* zum zwecke der hiatusstilgung in *s-è-a-dì.r*: zur erklärung des *t* weist er auf lateinisches *est* hin. Zur übung der gegebenen regeln lässt er einerseits *lḡ-ōgl* zu *lōgl* zusammenziehen, andererseits auf *il-à-ale* *il-èt-ale* bilden neben *il-è kōpoze*. In ähnlicher weise behandelt er bei den folgenden sätzen das zusammenziehen von *a lḡ* zu *o*, von *dḡ lḡ* zu *dü*, das verbleiben von *a la, de la* und *a-lòm, dḡ-lòm* und lässt den schüler erkennen, dass das französische keine deklination hat. Zugleich gibt er folgende erklärung: „die präposition *a* bedeutet „zu“ „zu etwas hin“, „nach“, (daraus entwickelt sich hier leicht die bedeutung „mit“), sie bezeichnet also das streben auf, die bewegung nach etwas hin, das ziel der bewegung; die franzosen setzen sie meistens da vor das subst., wo wir den dativ gebrauchen.“ (Entsprechend folgt eine erklärung über *dḡ*). Warum ich die erklärung von *a* hier angeführt habe, wird man schon erraten; es geschah, um im leser die überzeugung zu wecken, dass auch sie die fassungskraft der quintaner übersteigt. Ich gehe aber noch weiter und behaupte, dass alle vom verfasser an die ersten sätze angeknüpften bemerkungen verfrüht sind. Meines erachtens sollte man sich im allerersten anfang des neufremdsprachlichen unterrichts unter sorgfältiger pflege der aussprache darauf beschränken, sprachstoff zu sammeln. Aus diesem lässt man alsdann eine reihe gleichartiger beispiele zusammenstellen, um aus ihnen in induktiver weise ein sprachgesetz ableiten zu lassen. Man unterschätze ja nicht leichtlin den wert der induktion, ohne ernstliche versuche damit gemacht

¹ B. irrthümlich *kōpōse*.

zu haben. Gewiss ist es für den lehrer manchmal mühevoll, seine schüler auf den richtigen weg der erkenntnis hinzuleiten; doch diese mühe wird reichlich gelohnt; er wird freudig sehen, mit welchem interesse die schüler wetteifernd der auffindung des sprachgesetzes zustreben; und ich meine, wie man an mühevoll errungenem gute zähe festhält, so wird auch eine auf diese art errungene regel nicht so leicht wieder in vergessenheit geraten als eine solche, die bei dem ersten vorkommenden beispiel dem schüler einfach mitgeteilt wird, wie es B. thut. Noch etwas habe ich an dessen verfahren auszusetzen: Nachdem festgestellt ist, dass *o-trō* „mit dem rumpf“ heisst, und nachdem die regel erklärt ist, schreitet B. zur übung der regel in der weise, dass er deutsche ausdrücke wie „(mit, zu) dem körper“ ins französische übersetzen lässt. Würde sich die regel nicht viel besser einüben an dem lebendigen französischen stoffe mit vermeidung des deutschen? (Vgl. solche übungen bei Walter, *Der französische klassenunterricht*, Marburg, Elwert, 1888. die das übersetzen aus dem deutschen. an dem auch B. noch festhält, ganz überflüssig machen.)

Zur wiederholung des durchgenommenen ersten stückes stellt B. fragen nach dem inhalte. In gleicher weise sollen noch ein oder zwei lesestücke durchgearbeitet werden. Schreiben lässt er dabei noch gar nichts. Zunächst ist es das wichtigste, dass sich das ohr der schüler an die richtige aussprache der laute und lautverbindungen gewöhnt; mit grösster gewissenhaftigkeit sollen daher die lautlichen erscheinungen geübt, wiederholt und befestigt werden. „Je länger diese sprach- und sprechübungen ohne benutzung des buches fortgesetzt werden, desto weniger werden die schüler nachher, wenn es ans schreiben und lesen geht, durch das auge irre geleitet werden, und desto sicherer werden sie das lautbild festhalten.“ Bevor B. mit den schreibübungen beginnt, macht er die schüler darauf aufmerksam, dass im französischen ebenso wie im deutschen viele wörter anders geschrieben als gesprochen werden; er weist auf die schreibweise verschiedener deutscher wörter hin. Hierauf schreibt er den ersten satz des ersten stückes an die tafel. Obleich er zugibt, dass die orthographie in erster linie mechanisch anzueignen sei, sucht er doch sofort aus dem ersten satze mehrere orthographische regeln zu gewinnen: „Vor lippenlauten wird der nasalvokal immer durch *m* bezeichnet“; „In *homme* zeigt die verdoppelung einmal an, dass das *m* hier seinen ihm zukommenden laut behalten soll, dann aber auch, dass der vorhergehende vokal kurz ist“; „Alle auf einen (oder mehrere, vgl. *membre, lever*) deutlich gesprochenen konsonanten auslautenden worte erhalten hinter demselben in der schrift noch ein (stummies) *e*“. So sollte man auch hier die regeln nicht häufen und erst mehr material zur verarbeitung zusammenkommen lassen; dann lässt sich die vergleichung von laut und schrift viel leichter vornehmen. Eine sehr interessante arbeit für den schüler ist es dann auch, die verschiedenen bezeichnungsweisen der einzelnen laute, besonders der vokale zusammenzustellen. Eine solche zusammenstellung nebst einigen regeln, die der einübung der orthographie förderlich sein können, werden von B. gegeben. Von grosser wichtigkeit halte ich es, dass, wie B. hervorhebt, „niemals ein schüler einen satz lesen soll, der in der schule nicht schon vom lehrer vorgelesen, (ohne zuhelfenahme des buches von seiten des schülers) eingeübt und durchgenommen worden ist. Man muss sich immer ver-

gegenwärtigen, dass es leicht ist, noch nicht gemachte fehler zu verhüten, aber schwer, oft unmöglich, einmal gemachte wieder auszurotten.“

Nicht kann ich meine besprechung abschliessen, ohne wenigstens mit ein paar worten die vorzüglichen wissenschaftlichen anmerkungen zu erwähnen, welche B. als erweiterungen zu einzelnen punkten am ende seiner arbeit abgedruckt hat. Ich möchte besonders die letzten hervorheben: Ann. 30 enthält eine zusammenstellung der verschiedenen mittel (6 an der zahl), welche von einzelnen sprachen angewandt werden, um den hiatus zu tilgen. In ann. 32 erklärt B. lautphysiologisch die möglichkeit der vokalisierung von französischem *l* zu *u*, sowie die entwicklung der so entstandenen diphthongen zu monophthongen. Besonders beherzigen möge jeder lehrer das, was B. in ann. 33 sagt: „Es gibt im französischen keine deklination. Wir schlagen alle erklärungen von spracherscheinungen noch immer ohne not viel zu viel über den lateinischen leisten. Dadurch kann kein wirkliches verständnis für wesentlich verschiedene spracherscheinungen angebahnt werden. Und dabei liegt es so nahe, den schülern aus der muttersprache heraus einzelne grammatische erscheinungen des französischen zu erklären Auf alle französische präpositionen folgt das unveränderte wort (entweder sing. oder plur.). Zwei präpositionen dürfen nie auf einander folgen.“ Ann. 34 enthält die verschiedenen entwicklungsstufen von französischem *r* vor konsonanten bis zu seinem verstummen; ähnliche entwicklung im spanischen, sanskrit, lateinischen und griechischen.

Fasse ich zum schluss mein urteil zusammen, so ist zu sagen:

1) Der erste teil von Badkes abhandlung hat seinen eigentlichen zweck verfehlt. 2) In den ausführungen des zweiten teils hat sich B. nicht immer ganz von den einflüssen der alten methode losringen können. 3) Nichts destoweniger müssen wir in B. einen gründlichen kenner der lautlehre verschiedener sprachen und einen feinen beobachter lautlicher erscheinungen anerkennen, der in seiner abhandlung mannigfache anregung und belehrung gibt. Wer sich über die grundzüge der allgemeinen phonetik unterrichten will, wird gewiss Badkes schrift nicht unbefriedigt aus der hand legen; er wird in natürlicher weise rasch zu sicherer, eigener beobachtung angeleitet.

Wiesbaden.

PH. ROSSMANN.

THEODOR DE BEAUX. *Schulgrammatik der französischen sprache*. Mit besonderer berücksichtigung der phonetik. Leipzig, Hirzel, 1888. VI, 325 s. 8^o. Preis: M. 3.60.

Der durch seine im verein mit Aymeric herausgegebene franz. *elementargrammatik* bestens bekannte verfasser hat im vorigen jahre nun auch eine *schulgrammatik* erscheinen lassen, welche sich vor ihres gleichen, hinsichtlich der methode des franz. unterrichts, vorteilhaft auszeichnet. Das buch will die erlernung der franz. sprache besonders an planmässig geordneten übungsstücken zusammenhängenden inhalts ermöglichen. Der schüler soll auf diese weise alle unentbehrlichen formen der wort- und satzlehre einüben, richtig und sinngemäss aussprechen lernen und sich auch einige stilistische gewandtheit aneignen. Der verf. verwendet im anfange zu seinen übungsstücken absichtlich nicht auszüge

aus franz. schriftstellern, da dieselben der einzuübenden regel zu liebe erst hätten verstümmelt werden müssen und so ihres geistigen inhalts beraubt worden wären. Er gibt texte, die inhaltlich interessant sind und doch, unter veranschaulichung der betr. grammatischen erscheinungen, ein abgeschlossenes ganze bilden. Dieselben sind ihrer mehrzahl nach von herrn Bouvier, lektor der franz. sprache in Berlin, zu diesem zweck eigens angefertigt worden. Erst wenn der schüler die nötige sicherheit und erfahrung erlangt hat, werden auszüge aus franz. schriftstellern (Voltaire, Souvestre) benutzt, um an ihnen syntaktische abschnitte zur anschauung zu bringen.

Das buch zerfällt in I. lautlehre und rechtschreibung, II. wort- und satzlehre, nach wortarten geordnet, III. methodische grammatik. Zwei wörterverzeichnisse bilden den schluss.

Am wenigsten befriedigt die lautlehre, ja sie ist für schüler eigentlich gar nicht zu brauchen. Ganz abgesehen von dem grossen umfang des der phonetik gewidmeten teils (27 seiten), wodurch er sich mehr zum nachschlagen als zum einprägen eignet, vermisse ich eine für den schüler bestimmte einföhrung in das verständniss lautlicher vorgänge und eine klare und verständliche einteilung der laute. Der verf. bietet zu viel phonetik und zu wenig verarbeitung derselben. Schon die erläuterung zur aussprache der vokale (s. 1), welche durchweg an deutsche laute anknüpft, zum teil auch an solche, deren klangfarbe mit den franz. lauten nicht übereinstimmt, lässt viel zu wünschen übrig. So lesen wir z. b.:

u hell, sehr kurz und heller als *u* in *hut, tuch*;

" flüchtig an den konsonanten *w* streifend.

ö offen, lang, wie sehr gedehntes *ö* in *hörner, völlig*.

ö offen, kurz, wie sehr kurzes *ö* in *körper, pfortchen*.

de Beaux unterscheidet auch drei *ü*-laute:

ü hell, halblang oder lang, wie *ü* in *hüte, güte*.

ü hell, sehr kurz, aber heller als *ü* in *hütte, bütte*.

ü hell, flüchtig und sehr kurz in diphthongen.

Mit solchen anweisungen ist weder dem schüler noch dem lehrer gedient, und letzterer wird gut thun, zur einföhrung in die aussprache seinen eigenen weg zu gehen. Auf s. 3 gibt de B. allerdings die einteilung der konsonanten in stimmhafte und stimmlose verschluss- und reibelaute, allein in einer nichts weniger als übersichtlichen weise. Die dann folgende ausführliche besprechung der einzelnen laute (*a*-laut, *e*-laut etc.) befasst sich nur mit der verschiedenen darstellung derselben in der orthographie und ist viel zu eingehend gehalten. Zu rügen ist, dass der verf. zwischen *é* und *ê*, *ò* und *ô*, *ë* und *ê* in der äusseren anordnung der laute nicht hinreichend unterschieden hat. Nach den vokalen folgt die darstellung der konsonanten in der schrift, erst die stimmhaften, dann die stimmlosen. Bei dem buchstaben *h* (s. 25) werden gegen 100 wörter angeführt, die mit *h aspiré* anfangen, darunter viele, welche dem schüler wohl schwerlich bei der lektüre oft vorkommen werden, z. b. *le haras, la hernie, le halo, la haine, le haro, le hobereau, la houle, la houe* etc. Dergleichen ist in einer schulgrammatik durchaus überflüssig.

Weit besser ist der II. teil, die wort- und satzlehre. Jede wortart wird erst der form nach vorgeführt und dann ihr syntaktischer gebrauch erörtert. So

folgt z. b. beim zeitwort nach den regelmässigen und unregelmässigen verben die lehre von der rektion der verben, vom gebrauch der zeiten, gebrauch des *subjonctif*, die syntaktische verwendung der partizipien, die wortstellung.

Die einzelnen abschnitte sind klar und übersichtlich gehalten und zum teil von einer lobenswerten vollständigkeit, z. b. bei der pluralbildung der substantive. Recht anschaulich ist auch die lehre vom gebrauch des artikels (s. 37 ff.). § 90 gefällt mir in dieser fassung nicht. Von den städten, welche immer den artikel haben wie *le Caire*, *le Havre* etc. sind die namen der franz. und ital. dichter und maler, welche den artikel in auszeichnender weise vor sich haben, zu trennen und gesondert zu behandeln. Dass diese namen ursprünglich gattungsnamen waren, ist für den schüler weniger wichtig. Aus der im § 90 gegebenen liste möchte ich namen wie *la Fontaine*, *la Bruyère*, *le Sage*, streichen, da man bei ihnen zuweilen den artikel mit dem namen verschmolzen findet, z. b. *La-fontaine*.

Bei den unregelmässigen verben werden stets passende ergänzungen zum konjugieren in ganzen sätzen gegeben; beispielsweise bei *s'asseoir*:

1. *je m'assieds par terre — sur la chaise — sur ce banc.*
2. *je m'assevais à l'ombre — sur l'herbe — sur le gazon.*
3. *j'assiérai l'enfant sur la chaise — je l'assiérai sur le gazon.*
3. *je m'assiérais près de vous — au jardin — sur l'arbre..*

de B. ist beständig bemüht, unnötige fremdwörter im deutschen zu vermeiden, was gewiss zu loben ist. Allein bei vielen grammatischen *terminis technicis* ist nun einmal das fremdwort so allgemein üblich geworden, dass eine verdeutschung nicht ratsam oder doch gezwungen erscheint. So gebraucht der verf. die ausdrücke „zielend“ und „ziellos“, statt transitiv und intransitiv, ebenso spricht er von „rückzielenden“ verben (§ 235). Für konjugieren sagt er „abwandeln“, statt konjunktiv „möglichkeitsform“ etc. Statt part. präs. und part. perf. braucht er „mittelwort der währenden, resp. vollendeten handlung“. Da die verdeutschung nicht überall möglich war, so sieht sich der verf. oft genötigt, die rein franz. bezeichnungen mitten im deutschen text zu brauchen, was noch schlimmer klingt. So lautet § 255: „Das *adjectif verbal* bezeichnet eine eigenschaft“ etc. oder § 273: „Die *inversion directe* ist unzulässig, wenn . . .“

Gegen die fassung einiger paragraphen liesse sich vielleicht manches einwenden, doch ist das nur unwesentlich. Im allgemeinen enthält der II. teil das nötigste, was die schüler aus der formen- und satzlehre wissen müssen, in übersichtlicher weise zusammengestellt.

Der III. teil, „die methodische grammatik“, umfasst 22 lektionen, wovon 16 zur einübung der unregelmässigen verben bestimmt sind, die übrigen dienen dem gebrauch des konjunktivs und der partizipien, ferner der tempuslehre und der wortfolge. Jede lektion enthält ausserdem einen kleinen abschnitt aus der grammatik und zwar in franz. sprache. Die übungen der einzelnen lektionen bestehen jedesmal aus einer anzahl franz. einzelsätze und franz. zusammenhängender stücke, sodann ein *questionnaire*, in welchem die fragen franz. gestellt, die antworten aber deutsch gegeben und natürlich im anschluss an den gegebenen franz. text zu beantworten sind. Endlich sind in jeder lektion noch eine anzahl deutscher einzelsätze und ein längeres deutsches zusammenhängendes stück zum übersetzen

ins franz. enthalten. Man sieht, dass das übungsmaterial im vergleich zu dem recht knapp bemessenen grammatischen lehrstoff der einzelnen lektionen viel zu umfangreich ausgefallen ist, so dass die zeit nicht ausreichen dürfte, um den ganzen stoff zu verarbeiten, zumal ja noch an den franz. stücken umformungen aller art vorgenommen werden sollen. Es empfiehlt sich daher, das übersetzen aus dem deutschen entweder ganz fallen zu lassen oder doch auf ein minimum zu beschränken, da solche umfangreiche übersetzungen in das franz. zu der aufgewandten mühe in keinem verhältniss stehen. Die kunst, gut in eine fremde sprache zu übersetzen, sich wirklich idiomatisch auszudrücken, ist viel zu schwer, als dass sie auf der schule, zum schaden der schüler, in erfolgreicher weise gepflegt werden könnte.

Bei einer neuen auflage wird der herr verf. gewiss den angeführten mängeln rechnung tragen und so die vorzüge seines buches, zu denen auch besonders ein vortrefflicher druck gehört, vermehren. Dann wird das werk seinen zweck in noch höherem masse erfüllen als jetzt.

Bremen.

DR. A. BEYER.

J. FETTER, *Lehrgang der franz. sprache*. 3 teile. Wien, Bermann und Altmann. 1888—1889. 104, 103 und 141 s. 8°. Preis zusammen M. 3. - .

Nachdem lange zeit hindurch über eine gründliche reform des neusprachlichen unterrichts so viel theoretisch geschrieben worden, ist es erfreulich zu sehen, dass in den letzten jahren mannigfache werke erschienen sind, welche die reformprinzipien praktisch für den schulunterricht zu verwerten sich bemühen. Ohne zweifel haben sie das meiste dazu beigetragen, der reform oder sogenannten „neueren methode“ des fremdsprachlichen unterrichts in immer weiteren kreisen freunde zu verschaffen und ihr in dem kampf gegen die althergebrachte grammatisirende methode, die leider noch viel zu weit verbreitet ist, zum langsamen, aber unaufhaltsamen siege zu verhelfen. Eine reihe vortrefflicher schriften über methodik, sowie lehr- und lesebücher der französischen oder englischen sprache dient bereits diesen zielen.

Für das franz. nenne ich nur namen wie Kühn¹, Bierbaum², Walter³, Quiehl⁴ u. a.; für das englische vor allem Victor und Dörr⁵.

¹ K. Kühn, *Franz. lesebuch*. Unterstufe, 2. aufl. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1889. Derselbe, *Entwurf eines lehrplans für den franz. unterricht am realgymnasium*. II. mittel- und oberstufe. Marburg, Elwert. 1889.

² J. Bierbaum, *Lehrbuch der franz. sprache nach der analytisch-direkten methode*. I. teil. Leipzig, Rosberg. 1889.

³ M. Walter, *Der franz. klassenunterricht*. Unterstufe. Marburg, Elwert. 1888.

⁴ K. Quiehl, *Die einföhrung in die franz. aussprache*. Marburg, Elwert. 1889 [auch als programm-abhandlung der realschule zu Kassel 1889 erschienen].

⁵ W. Victor und F. Dörr, *Englisches lesebuch*. Unterstufe. Leipzig, Teubner. 1887.

Unter den im vorigen jahre erschienenen franz. lehrbüchern, welche die neuere methode zur anschauung bringen wollen, nimmt Fetters *Lehrgang der franz. sprache* eine sehr beachtenswerte stelle ein. Das werk ist vor allem für österreichische schulen bestimmt, dürfte aber auch für unsere anstalten durchaus empfehlenswert sein.

Die art und weise, wie F. seine bücher beim unterrichte gehandhabt wissen will, seine methode des unterrichts, führt er, mit bezug auf den I. teil seines *lehrgangs*, in einer programm-abhandlung der k. k. staats-unterrealschule zu Wien näher aus. Dieselbe führt den titel: *Ein versuch mit der analytischen lehrmethode beim unterricht in der franz. sprache*. Wien 1888. Fetters methode wird freilich den beifall vieler reformer nicht finden, da er zu wenig reformirt, indem er die schüler zu rasch mit dem schriftbild bekannt macht und von einer längeren beschäftigung mit ausschliesslich phonetischen texten absieht.

Der I. teil seines *lehrgangs* zerfällt in 4 abteilungen: 1) lautlehre, 2) übungsbuch, 3) präparationen zu den einzelnen nummern des übungsbuches, 4) formenlehre. Den schluss bildet in allen teilen ein alphabetisch geordnetes französisch-deutsches wörterbuch.

Am wenigsten gefällt mir die 1. abteilung. Sie enthält auf 8 seiten das wichtigste aus der lautphysiologie, die franz. laute und ihre entstehung, sodann 4 lautafeln, im anschluss an Trautmann und Rambeau. Das über das sprechorgan gesagte (s. 1—12) ist für den anfänger, 9—10 jährige knaben, viel zu umfangreich und unverständlich. Einem rezensenten, der aber sonst das buch nur sehr oberflächlich bespricht¹, kommt dieser abschnitt fast vor wie ein medizinisches lehrbuch. Das über die lungen, den bau des kehlkopfes, die stimmbänder u. s. w. gesagte lässt sich in der that für sextaner sehr vereinfachen, resp. durch eine kleine skizze an der wandtafel viel anschaulicher machen. Sehr treffend, sagt Quiéhl, *Die einföhrung in die franz. aussprache*, dass es völlig genüge, wenn man so nebenher im unterricht die hauptsachen über den bau der sprechwerkzeuge, über den weg, den der luftstrom nimmt, über den ort und die art der bildung des stimmtons, über die teile des mundes etc. frage. Der schüler soll nicht die laute nach ihrer art, dem ort ihrer entstehung und dergleichen von anfang an erklären oder der reihe nach aufzählen lernen. Phonetische hilfen müssen sich auf erreichbares erstrecken und werden je nach der beschaffenheit des heimischen dialekts verschieden zu bemessen sein.

Eins der wichtigsten phonetischen hilfsmittel zur erzielung einer guten aussprache ist die lautschrift. Die wenigen lautzeichen, welche die schüler sich zu merken haben, werden ihnen bald geläufig, so dass sie z. b. mit den zeichen *z, s, z* (oder im engl. *z, p*) stets den richtigen laut verbinden werden. Es kann daher die lautschrift, wie es vielfach geschieht, nicht als eine neue überbürdung der schüler angesehen werden. Auch F. benutzt eine phonetische umschrift, jedoch nur in sehr beschränktem masse. Nach durchnahme der lautafeln benutzt er die lautschrift nur dann als behelf, wenn der schüler bei der *häuslichen* wiederholung über die aussprache eines wortes nicht im klaren ist. In der schule selbst wurde sie später fast nie erwähnt.

¹ *Zentralorgan für die interessen des real-schulwesens* 1880, heft IX.

Einige abänderungen in F.s bezeichnungen möchte ich empfehlen.

1) Zur bezeichnung des vokallautes in *le, me, ce* etc. braucht F. das zeichen *ö*, während ich *ɐ* vorziehen möchte, um nicht zu verwechslungen anlass zu geben. Natürlich muss streng auf die dem franz. laut eigentümliche rundung der lippen gehalten werden. In dem vokaldreieck (s. 3) hat F. diesen laut gar nicht aufgenommen. Übrigens möchte ich, mit Walter und Quiehl, der vietorischen vokaltafel den vorzug geben, da dieselbe mehr rücksicht auf die zungenstellung nimmt.

2) F. bezeichnet den stimmhaften labiodentalen reibelaut in der umschrift mit *ɥ*, z. b. *ɥuz-èt, muz-awõ*. Ich möchte indessen, wie auch Kühn thut, aus praktischen gründen das zeichen *v* beibehalten, da der schüler dasselbe schon bei der ersten einteilung der geräuschlaute kennen gelernt hat. *ɥ* neben *v* in der lautschrift zu unterscheiden, wie F. es s. 5 in der tabelle thut, ist durchaus überflüssig und dürfte nur verwirrung anrichten.

3) Nicht konsequent ist F. in der darstellung des *k*-lautes. Neben dem gewöhnlichen zeichen *k* finden wir auch *c*, so z. b. *cõtā, cõtr* (s. 6).

Nachdem nun die schüler in den ersten 8 stunden das wichtigste aus der lautlehre kennen gelernt haben, wird sogleich zu kleinen übungsstücken, die natürlich aus ganz einfachen sätzen bestehen, geschritten. Dieselben sind den verschiedensten gebieten, besonders den erscheinungen des täglichen lebens, entnommen und dem kindlichen auffassungsvermögen so viel wie möglich angepasst, so z. b. *la famille, la maison, l'appartement, l'école, la ville, les parties du corps* etc. Später schliessen sich zusammenhängende erzählungen von mässigem umfange an, die mehr oder weniger zum auswendiglernen bestimmt sind. Die lesestücke sind stets den werken franz. autoren oder franz. schulbüchern entlehnt. Der den schülern gebotene wortvorrat ist jedoch ein viel zu umfangreicher. Wir finden z. b. im I. teil (für sexta) worte wie *le charvre, le colza, la guimauve, la camomille, un essieu, la vesce, le ray-grass, écheniller, les pétales, une étamine* etc., im II. teil (für quinta): *le rabot, l'étai, la varlope, le surreau, l'auge, la taboche, le tournevis, la solive, la tarière, le tombereau* etc., im III. teil: *le brouhaha, le tohu-bohu, le tintamarre* etc. Solche wörter belasten nur unnötigerweise das gedächtnis des schülers und sind wertlos. — Durch zahlreiche mündliche übungen, die meist in vielen franz. fragen und antworten, in diktaten etc. bestanden, wurden die lesestücke zum geistigen eigentum der schüler gemacht, so dass sie schliesslich nach einem jahre gegen 40 übungsstücke eingeübt hatten, die sie aus dem gedächtnis niederschreiben konnten. Es scheint mir auf dieser stufe von 9—10-jährigen schülern etwas zu viel verlangt, eine grössere anzahl von lesestücken (30—40) so einzuprägen, dass sie korrekt aus dem gedächtnis niedergeschrieben werden können.

Als hausaufgabe (*devoirs*), von denen F. monatlich *eine* angefertigt wissen will, ebenso wie *eine* schularbeit, wird die beantwortung franz. fragen verlangt, welche der schüler in seinem buch gedruckt vor sich sieht. Dies hat viel für sich. Dadurch wird vor allem das übersetzen aus dem deutschen vermieden und der schüler von anfang an angeleitet, in der fremden sprache zu denken. Dadurch dass sich die fragen eng an den verarbeiteten lernstoff anschliessen, gelingt die antwort dem schüler viel leichter und macht ihm mehr freude. Aus der

fremden sprache soll der schüler die laute, die worte, die orthographie, die formenlehre und den satzbau kennen lernen. Durch beständiges zurückgreifen auf das bereits behandelte sprachmaterial soll das sprachgefühl geweckt und gestärkt werden. — Es ist ungemein wichtig, dass die schüler ihre arbeiten mit lust und liebe anfertigen, dass unter ihnen bald ein reger wetteifer entsteht, einander in der fremden sprache zu fragen und zu antworten. So wird die freude am können und die lust am lernen erhöht.

Das grammatische pensum, welches F. im I. teil, also innerhalb eines jahres, behandelt und welches er in der 4. abteilung, nach wortarten geordnet, übersichtlich zusammenstellt, ist ein recht anschnliches. Nicht nur lernen die schüler im ersten jahre das wichtigste aus der flexion des substantivs und adjectivs, die hilfsverben *avoir* und *être* und die ganze regelmässige 1. konjugation, sondern auch vieles, was erst höheren stufen zugewiesen werden sollte; so die sämtlichen fürwörter, darunter die betonten persönlichen und demonstrativen fürwörter, gebrauch des genetivs *dont* etc.

Wenn auch, was ja selbstverständlich ist, vieles davon, gleichsam „unterwegs“, in der lektüre begegnet und den schülern klar gemacht werden muss, so genügt dies für die unterste stufe vollkommen, ohne dass besondere grammatische übungen darüber angestellt zu werden brauchen, da auf einer höheren stufe dasselbe doch noch einmal im zusammenhange behandelt wird. So würde ich z. b. auf der untersten stufe das substantiv mit dem teilungsartikel, mit und ohne adjectiv, nicht zum gegenstand von deklinationsübungen machen. Denn was hat es für sextaner wohl für einen wert, wenn man ihm mit mühe beibringt: n. *du vin*, g. *de vin*, d. *à du vin* etc.; ganz abgesehen davon, dass formen wie *à de la viande*, *à du pain* dem anfänger bei seiner lektüre nicht aufstossen werden. Ebenso gehört eine nähere erörterung über das wesen des quantitativgenetivs nicht nach sexta.

Der II. teil des *Lehrgangs* zerfällt ebenfalls in 1) lautlehre, 2) übungsbuch, 3) erklärungen zu den einzelnen nummern des übungsbuches, 4) formenlehre. Die lautlehre enthält nur einen paragraphen, und zwar behandelt F. darin ganz kurz das betonungsgesetz, das verstümmungsgesetz und das lautvermittlungsgesetz. Ob in dieser form quintanern sehr damit gedient ist, möchte ich bezweifeln. — Die 2. abteilung enthält eine stattliche zahl grösstenteils recht ansprechender prosaischer und poetischer lesestücke.

Das grammatische pensum des 2. jahres bilden die regelmässigen konjugationen. Neben den verben der 2. konjugation ohne stammerweiterung bringt F. aber schon eine grosse menge unregelmässiger verben, wie *venir*, *courir*, *mourir*, *faire*, *boire*, *conduire*, *écrire*, *connaître*, *lire*, *mettre*, *prendre*, *falloir*, *pouvoir*, *savoir*, *vouloir*, *voir*. Dass man schon im 2. unterrichtsjahr, bei dem ausgedehnten betriebe der lektüre, eine anzahl unregelmässiger verben behandeln wird, ist natürlich. Ob man aber in den masse, wie es F. will, eine gründliche formenkenntniss der regelmässigen und unregelmässigen verben erzielen wird, scheint mir wenig wahrscheinlich.

Der III. teil enthält ein übungsbuch und ein lesebuch. Die stücke des ersteren sollen in der schule sorgfältig durchgenommen und dem gedächtniss des schülers nach inhalt und form eingepägt werden. Sie sind daher auch inhaltlich

mit besonderer sorgfalt ausgewählt worden und bieten dem schüler eine gesunde geistige kost. Die stücke des lesebuchs sind zur *häuslichen* lektüre bestimmt. Sie sollen in der schule mündlich wiedererzählt werden, um zu prüfen, wie weit der schüler, ohne mitwirkung des lehrers, in das verständniß des textes eingedrungen ist. Das lesebuch soll durch anziehenden inhalt den schüler zu eigenem, genussreichen lesen franz. texte anspornen.

An der hand der eingehenden lektüre der übungsstücke wird auch im III. teil ein bestimmtes gebiet der grammatik durchgenommen, und zwar ausser der vervollständigung der unregelmässigen verben noch die wortstellung, die lehre vom einfachen und zusammengesetzten satze, das substantiv und adjektiv, steigerung des adjektivs, adverbien, zahlwörter und fürwörter.

In diesem teil gibt F. auch eine anzahl deutscher zusammenhängender stücke zum übersetzen ins französische. Während er für die ersten beiden jahre das übersetzen aus dem deutschen ins französische vollständig ausgeschlossen sehen will, will er im dritten jahre wöchentlich einmal ein sehr leichtes, zusammenhängendes stück in die fremde sprache übersetzen lassen, da die forderung im abiturientenexamen, ein stück aus dem deutschen ins französische zu übertragen, nun einmal besteht. Obwohl F. von der dritten klasse an die grammatik eingehender im zusammenhange behandelt wissen will, da die schüler ein ansehnliches sprachmaterial an den lesestücken kennen gelernt haben, so widmet er doch noch zwei drittel der zeit der lektüre und den sich anschliessenden übungen. Von der 4. klasse an will er eine längere erzählung von Ereckmann-Chartrian oder Souvestre lesen lassen.

Recht beachtenswert sind die von F. mit der neuen methode im ersten jahre des franz. unterrichts erzielten erfolge: 1) eine viel reinere und bessere aussprache, 2) ein weitaus fließenderes und leichteres lesen. 3) die fähigkeit, auf einfache fragen mit verständnis in der fremden sprache zu antworten und leichte lesestücke verständig wiederzugeben. (S. 18 der programmabhandlung.)

Überall erkennen wir, mit welcher sorgfalt F. es sich angelegen sein lässt, die schüler in den geist der franz. sprache einzuführen, wie er beständig bemüht ist, sie zum selbständigen denken in dem fremden idiom hinzuleiten und aus dem lesestoff auf induktive weise die sprachgesetze finden zu lassen. In jeder beziehung ist er ein eifriger und energischer vertreter der neueren methode des fremdsprachlichen unterrichts in Österreich. Möchte sein *lehrgang der franz. sprache*, dessen fortsetzung wir baldigst erhoffen (F. will noch einen IV. teil und eine systematische grammatik nachfolgen lassen), recht oft in gemeinsamer arbeit von lehrern und schülern erprobt werden, damit die vorzüge des werkes immer mehr hervortreten. Dann wird das werk als ein vollkommenes hilfsmittel für eine gesündere pflege der franz. sprache überall anerkannt und geschätzt werden.

Bremen.

DR. A. BEYER.

NOTIZEN.

ENGLISCHER LEHRERTAG IN CHELTENHAM (APRIL 1890).

„*The Teachers' Guild of Great Britain and Ireland*“, eine sehr einflussreiche körperschaft, hat beschlossen, den unterricht in den neueren sprachen (einschliesslich der praktisch-phonetischen fragen) auf der am 10., 11. und 12. april d. j. in Cheltenham stattfindenden versammlung zum hauptgegenstand der verhandlungen zu machen. Die beteiligung verspricht eine sehr rege zu werden; eine reihe von vorträgen ist bereits angemeldet. Auch auswärtige besucher werden willkommen sein. Die organisirung der neusprachlichen abteilung hat Mr. W. Stuart Macgowan, B. A., Cheltenham College, übernommen, an den etwaige anfragen oder anmeldungen zu richten wären.

Das vorläufige programm der verhandlungen ist das folgende:

Wednesday, April 9th.—Conference of the Council of the Association with Hon. Branch Officers and Local Correspondents, at the Kindergarten School, Ladies' College, 4—6.

Thursday, April 10th.—General Conference, 10.30 to 1.30, and 2.30 to 5.30, at the Cheltenham College. In the evening. Conversazione in the Great Hall, Ladies' College, 8—11.

Friday, April 11th.—General Conference continued, 10.30 to 1.30, at Cheltenham College. Conference on the Teaching of Modern Languages (Grammatical Society, Mr. Macgowan and the Teachers' Guild), 2.30 to 5.30, at Cheltenham College.

Saturday, April 12th.—Continuation of Modern Language Conference (if necessary), 10.30 to 1.30. Excursions to places of interest near Cheltenham.

Throughout the Conference.—Exhibition of School-books and apparatus, at Cheltenham College, in a Hall immediately adjacent to the Conference Hall. Visits to schools of different grades that may be open.

RUNDSCHREIBEN UND FRAGEBOGEN IN SACHEN DER „REFORM“.

Der herausgeber ds. zs. hat vor kurzem das nachstehende rundschreiben nebst fragebogen an eine grössere zahl von neusprachlichen kollegen versenden lassen, die als solche durch Mushackes schulkalender zu ermitteln waren. Er bittet diejenigen, welchen diese schriftstücke nur durch den vorliegenden abdruck zu gesicht kommen, sie als auch an sich gerichtet zu betrachten.

„Hochgeehrter herr kollege! Die von mir seit ostern 1887 herausgegebene zeitschrift *Phonetische studien* hat von vornherein nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die praktische phonetik und ganz besonders den unterricht in der aussprache berücksichtigt. Gerade von dem letztgenannten punkte aus haben nun bekanntlich die bestrebungen zur reform des sprachunterrichts ihren ausgang genommen, und es hat sich immer deutlicher gezeigt, dass eine trennung der auf den aussprache-unterricht bezüglichen fragen von der methodik des sprachunterrichts überhaupt weder im interesse der sache noch im interesse derer, die sich ihr widmen, liegt. Die *Phonetischen studien* sehen es daher hinfort als ihre aufgabe an, das ganze vom widerstreit der „alten“ und „neuen“ methode des sprachunterrichts berührte gebiet in ihren rahmen einzuschliessen.

Die zahl der „reformer“ nimmt stetig zu; ja sogar die anhänger des seitherigen verfahrens haben sich manche ihrer errungenschaften zu eigen gemacht, indem sie dem laut vor dem buchstaben, oder dem zusammenhängenden stück vor den einzelsätzen, oder gar — in grundsätzlicher billigung der reformidee — der verarbeitung des sprachstoffes vor dem betrieb der grammatik den vorrang zugestehen. Der von jeher unberechtigte vorwurf, dass die neue methode eine blosser theorie sei, hat vollends den boden verloren, seit mehrere aus der praxis erwachsene schriften gezeigt haben, dass sich die neue lehrweise unter den bestehenden verhältnissen mit erfolg durchführen lässt.

Zum ausbau der methode im einzelnen freilich bedarf es noch weiterer, möglichst vielfältiger versuche, und die gewonnenen erfahrungen müssen ausgetauscht, erörtert und geklärt werden. Für diesen zweck stelle ich Ihnen den in den *Phonetischen studien* eröffneten „sprechsaal“ zur verfügung und bin auch gerne bereit, ausführlichere abhandlungen über die mit der neuen methode angestellten versuche in meiner zeitschrift zu veröffentlichen.¹ Zugleich nehme ich mir die freiheit, Ihnen den angefügten fragebogen zur gütigen beantwortung und rücksendung zu empfehlen.

Sehr erwünscht wäre mir auch die freundliche mittheilung der adressen aller herren kollegen, welche Ihres wissens schon nach der neuen methode unterrichtet haben, ev. unter kurzer angabe der von denselben gemachten erfahrungen.

Mit dem besten dank für Ihre freundlichen bemühungen, die ich um der

¹ Alle beiträge, auch solche für den „sprechsaal“, werden vom verleger mit M. 20 pro bogen honorirt; es ist aber eine erhöhung des honorars in aussicht gestellt.

vervollkommnung der im sprachunterricht angewandten methode willen angelegentlich erbitte. bin ich, hochgeehrter herr kollege, Ihr ganz ergebenster

DR. WILHELM VIETOR,
ao. professor d. engl. phil. a. d. universitat Marburg.

FRAGEBOGEN
zur methodik des sprachunterrichts,
insbesondere im frz. und engl.¹

1.

Gehen Sie beim aussprache-unterricht vom laute aus oder von der schrift?

2.

Unterstützen Sie den unterricht durch a) lauttafeln, b) lautschrift?

3.

Welcher lautschrift bedienen Sie sich für das französische und englische?

4.

Wann erfolgt der übergang zur gewöhnlichen orthographie?

5.

Haben sich missstände dabei ergeben, und ev. welcher art?

6.

Erfolgte der erste aussprache-unterricht an der hand von gedichten, lesestücken oder anschauungsbildern? Welche anschauungsbilder benutzen Sie?

7.

Verwerten Sie ausschliesslich zusammenhängenden lesestoff oder auch einzelsätze?

8.

Lassen Sie aus dem deutschen in die fremde sprache übersetzen, und zwar einzelsätze oder zusammenhängende stücke?

9.

In welcher klasse fangen Sie mit dem übersetzen an?

10.

In wie weit verwerten Sie anschauungsbilder?

11.

In welcher weise und in welchem umfange stellen Sie sprechübungen an?

12.

Lassen Sie die grammatik auf induktivem wege oder durch übersetzen von einzelsätzen gewinnen?

¹ [Die aufstellung dieser fragen verdanke ich der feundlichkeit eines in der praxis stehenden kollegen. W. V.]

13.

Worin bestehen die schriftlichen arbeiten auf den verschiedenen stufen, und wie oft werden sie angefertigt?

14.

Wie sind Sie mit dem bisherigen ergebnis der methode im ganzen zufrieden?

15.

Welche vorzüge finden Sie gegenüber dem früheren verfahren?

16.

Welche mängel haben sich gezeigt?

17.

Wie steht es mit der kenntnis der wichtigsten gesetze der grammatik?

Sonstige ergänzende bemerkungen (wenn der raum nicht ausreicht, ev. unter beifügung eines beiblatts): —.

Name und stellung: —.

Anstalt: —.

Ort: —.

Datum: —.“



SPEECH SOUNDS: THEIR NATURE AND CAUSATION.

§ 1. *Introductory.*

The phoneticians of the present day are divided somewhat sharply into two schools, whose working principles are not only different but sometimes even seem to be hostile. The one school seeks to investigate speech on the side of sound, and the other on that of articulation: the one cares little how the sound is produced, so long as it can clearly estimate and register its acoustic value and affinities, whilst the other thinks that, if the conditions of articulation are all accurately observed, the sound will thereby be more exactly determined than it can possibly be by the other method. But it is very evident to a dispassionate observer that there is here no true place for partisanship, that neither line of investigation ought rightly to exclude or overlook the other, but that each is necessary to the other's completeness. It is perhaps true enough that in the life of any individual man the history of his speech-sounds is summed up in a series of oscillations and gradual displacements in his habitual modes of *articulation*: but the moment speech has to be transmitted to new individuals it is no longer its mechanical but its acoustic side which assumes the first importance. There may possibly be some slight hereditary predisposition in the child to articulate in the same way as its progenitors, but the ease with which such predispositions disappear amid foreign surroundings shews conclusively that their influence is of little practical weight. It may be assumed, without

tangible error, that all the more recondite (which are also the more numerous) elements of speech are transmitted from one generation of men to another *by the ear alone*.

Both lines of investigation, therefore, are of precisely equal importance to the scientific study of language and of its history. The two views are in fact complementary to each other; and it will be as fatal to a proper understanding of the process of sound-change in the individual to neglect the one, as it will be inimical to a right conception of the changes which take place in transmission to ignore the other. The trouble hitherto has been that there has been no means of reconciling the classification according to ear with the classification according to articulatory shape and position. The terms of each classification have been mutually untranslatable: and in the impossibility of using both systems concurrently the students of language have been led to an unwilling and unprofitable separation of methods.

There is here then evidently an opening for an *Eirenikon* of notable practical value. Any investigation which tends to establish lateral links between the two modes of classification will help forward that unification of the subjective and objective sides of phonetic science which is the condition of its further progress. Let us only succeed in shewing, from the ascertained laws of acoustics, *why* certain dissimilar articulations are found to produce very similar sounds, or *why*, on the contrary, certain small changes in articulation have a great effect upon the quality of sound, and the rivalry and repugnance of system which otherwise subsists will be smoothed entirely away.

It is the aim of the present discourse to establish some links of this kind, and to make at least a beginning towards a completer reconciliation. Nothing is clearer, to the student who reads both sides, than that phonetic science has hitherto suffered severely from the neglect of one school to read and ponder the works of the other. If Helmholtz, for example, had read "*Visible Speech*" he would never have described the wasp-waisted configuration of the *u*-vowel as being "like a bottle without a neck" (*Sensations of Tone*, p. 106 a, London 1885): and if Bell had carefully considered Helmholtz, he would hardly have tried to range the vowels in an exact order of absolute pitch.

It is true that Helmholtz (*op. cit.* p. 105 b) gives some coun-

tenance to such an attempt by saying that "the proper tones of the cavity of the mouth are nearly independent of age and sex", but this utterance seems to have been pressed much further by later writers than strict acoustic principles will permit it to go. Behnke, for example, in his excellent little treatise on the *Mechanism of the Human Voice*, (London 1882) p. 70, says, "Each one of the whispered vowels has, as first ascertained by Helmholtz, its exact pitch, whether uttered by a little child or an old man." And Trautmann (*Sprachlaute*, Leipzig 1886) has more recently followed out the same idea with extreme industry and care, in an effort to determine what this exact pitch is, for every individual vowel.

But I hope to shew in the end that that idea is scientifically untenable, that the context of Helmholtz himself shews that there is no such fixed relation in nature between vowel-quality and absolute pitch, and that Trautmann has succeeded rather in recording what *may*, than what *must*, be the pitch of the resonances which he has enquired into. It will be seen indeed that *in one and the same organism* vowel-pitch is practically absolute, but the cause will be found to lie not so much in the nature of the sound as in the dimensions of the organism, and the rigidity of habitual articulations.

The determination of the essential nature of vowel-sounds is the prime question of phonetics. For that reason it will here form the chief and earliest subject of enquiry, and it may as well at once be stated briefly that the first aim of this essay is to shew that vowel quality is determined, not so much by the absolute pitch of one principal resonance, as by the *relative* pitch of two or more resonances, which though perhaps not equally strong are all equally necessary to the tone-mixture which produces and in fact constitutes the vowel. But before proceeding to vindicate the applicability of this view to each of the principal vowels one by one it seems desirable to say a few words about vowels in general.

§ 2. *Of Vowels.*

There is a certain ambiguity in the term vowel, as employed by various modern phonetic writers. There are at least four different ways in which that term is now understood, and two or more of them are often used indiscriminately by the same writer. The

orthoepist and the lexicographer understand a vowel to be something of a very fixed and prescribed acoustic type, and they make it their business to ordain very strictly, in the languages with which they are respectively conversant, what the sound of each vowel shall be. The descriptive phonetician on the other hand, less concerned with what language ought to be than with what it actually is, recognises freely that in no language or dialect are the sounds which pass current for one and the same vowel absolutely identical. They vary perceptibly in individual use: and hence to him a vowel is not one single definite sound, but a group of more or less closely resembling sounds which in a given speaking community pass current as one vowel. There seems to be no practical limit to the range of this wandering so long as the sounds employed do not actually *overlap* those of any other vowel which happens to be used in the same language. In that case the two vowels generally become confused and in time coalesce. As a rule therefore the groups are not absolutely adjacent but have a measurable hiatus between them.

But when the descriptive phonetician wishes to speak more definitely about the respective characters of these groups of sounds which he calls vowels he is compelled in practice to indicate them each by a more definite and central type, — a fair average of sound, from which, in actual speech, they vary or oscillate in many different directions. These more definite types of the descriptive phonetician have, by reason of their definiteness, a certain resemblance to those of the orthoepist, but they are seldom quite identical: the nation which speaks exactly as its orthoepists say it ought to speak remains to be discovered.

But the theoretical phonetician again, as distinguished from the practical phonetic observer, looks beyond the boundaries of any single language; he endeavours to catalogue every distinguishable shade of vowel sound which human organs ever have produced, or ever can: and each of these is to him a vowel. It is needless to say that his so-called vowels are many times more numerous than the dozen or score of groups or types which constitute the stock-in-trade of any actual language, as laid down either by its orthoepists or by its phonetic transcribers. The truth is that distinctions which are barely audible to a trained phonetician are quite too delicate to be concurrently employed to mark distinct and separate

vowels in any actual language. The rough and ready uses of current speech can only be fulfilled by wide and tangible distinctions, many times broader than those which are barely apprehensible by a trained and delicate ear. Hence it is that in practice every real vowel embraces and includes several theoretical shades of sound, and is usually also separated from all other vowels of the same language by a space several times wider than the barely perceptible intervals which are mapped out by the scientific phonetician.

And yet this last kind of classification is that which, in principle, most closely interests us here, because we are about to attempt an investigation of speech-sounds in general, and not, primarily at least, of those of any language in particular. But we find ourselves at first embarrassed, not only by the unmanageable multitude of the theoretical vowels, but by the existence, already noticed, of two very different systems of classification. The one, *i. e.* the organic system, may be called classification according to origin, and the other the acoustic system, may be called classification according to essence. It seems clear that, in any inquiry into the essential nature of speech-sounds, the latter classification would be our more natural guide: and in addition to this primary recommendation there is one feature of it which fits it peculiarly to point the way in this investigation.

It may be said with equal truth of both classifications that they establish a chain of barely sensible distinctions between each and every vowel sound that exists or can exist: but whilst, on the one hand, there is nothing in the organic system which marks off any one, or any few, of the links of this chain as being more worthy of attention than the rest, there are in the acoustic system certain points in the chain where a more distinct and impressive effect is subjectively realized, and it is in reference to these comparatively strong and cardinal vowel-perceptions that all the rest are classified and arranged. It is possible, for example, to pass by barely sensible gradations of sound from *i* to *a*, and from *a* to *u* (for the benefit of English readers it may be well to say that the vowels of Eng. *pea*, *pa*, *pooh*, are approximately those here meant), but at no point in the chain do we encounter any vowel sound which makes so sharp and well-defined an impression on the ear as *i*, *a* and *u* themselves. The sounds which come nearest to them in clear-cut

quality are those which are found about midway between each pair, viz. *e* between *i* and *a*, and *o* between *a* and *u* (the Eng. *say* and *so* serve as approximate illustrations of the vowels intended). These when added to the former three, complete the series of five sounds, *i, e, a, o, u*, which are usually known as the cardinal vowels.

And on further scrutiny we find that next to these again in the order of acoustic individuality there are four less marked but very identifiable vowel-sounds, which, following Winteler and Sievers we may call i^2 , e^2 , o^2 , and u^2 , and which respectively exhibit an acoustic quality about midway between that of the successive pairs of the cardinal vowels: thus i^2 is about equally removed in quality from *i* and *e*, e^2 from *e* and *a*, o^2 from *a* and *o*, and u^2 from *o* and *u* (the Eng. words *kin*, *care*, *caw* and *full* contain vowels resembling the four here intended). When these are added to the former five we have what may be called a natural gamut of nine vowels *i, i², e, e², a, o², o, u², u*, each possessing in a greater or less degree a certain superior acoustic distinctness and individuality: and it does not seem unnatural to anticipate that here as elsewhere definiteness of acoustic quality will be found associated with arithmetically assignable conditions of vibration.

Now if there be a natural gamut of this kind in vowels, it serves to indicate at once the particular sounds with which this investigation ought first and chiefly to concern itself. No investigation could be considered satisfactory which did not succeed in unfolding the characteristic difference in physical nature between the respective members of this series.

But here, as in some other departments of physics, there is always a personal element to be noticed and discounted in the observations made. It is impossible to doubt the real objective existence of the three-vowel, the five-vowel and the nine-vowel scales, as sketched above: it is easy, in fact, to see that the history of language is largely dominated on the acoustic side by a tendency to realize these types in actual speech; and that this tendency is strongest and earliest with respect to the three vowels, that then it is extended to the five vowels, and that now finally in some languages, such as German and English, it seems to be bent on realizing the nine-vowel scale. But language is not dominated by acoustic considerations solely, and, in spite of the tendency just delineated, it may

be doubted whether the actual vowel-scale of any language ever coincided precisely with any of the natural acoustic scales just sketched. The organic and mechanical tendencies of speech are often, and indeed generally, opposed to acoustic perfection and symmetry: nor is it possible for vowel-sounds to pursue their historical development by leaping from one place in the gamut to another: they can only do it by a process of very slow and gradual sliding; and they are often therefore found to be, at any given moment, in a state of progression through intermediate and less definite shades of vowel-sound towards some new location in the gamut.

Whilst, therefore, it is fortunate for a German or English observer that vowel-sounds closely resembling all these nine leading types are current in his own language, it is important to observe that their resemblance is by no means absolute, and that their very proximity creates a palpable risk of imperfect observations. The criterion of absolute clearness and impressiveness by which we are to recognize our nine typical vowels needs to be sharply distinguished from the empirical facility of discriminating familiar sounds which springs from inveterate use and habit. Our sense of what is in itself clear and impressive in articulate speech is everywhere encrusted and overlaid by our sense of what is habitual or invariable to our own experience. It is inevitable therefore that to a German or an Englishman the German or English vowels will possess an acquired clearness and naturalness, which further study shews to be in some degree illusory: and it is even doubtful whether any amount of study will ever eradicate from the observer the finer traces of these inveterate prepossessions.

It will be well therefore for the instructed reader, even after the present writer has pointed out the main particulars in which he conceives the English vowels to diverge from the natural acoustic standard, to remember that the writer is an Englishman, and even to know that his English is more of the national conservative type embodied in Bell and Murray than of the metropolitan colloquial description recently popularized in Germany by Mr. Sweet in his "*Gesprochenes Englisch*."

The first defect noticeable in our English vowel-types is the impure termination of most of our long vowels. The vowels of Eng. *say* and *so* are *e* and *o* to begin with, but they do not end with

the same sound, as may be easily discovered by prolonging them: they are then found to end on i^2 and u^2 respectively. The same observation applies, though less forcibly, to the long i and u vowels as heard, for example, in the pronouns *he* and *you*. When they are prolonged they also are found to end, not in the same sound with which they began, but in a close consonantal j (= Eng. initial y) and ɹ sound respectively. Slighter phenomena of the same class may also be observed in the English representatives of the central long vowels e^2 , a , o^2 (of which *pair*, *pa*, *paw* may here be cited as keywords).

There is therefore nothing whimsical about this peculiarity: it affects all our long vowels in regularly proportionate degrees, — the middle ones least, the extremes next, and the intermediate e and o most of all: and it clearly points to some habit of enunciation which pervades the English production of all long vowels and regularly mars their purity. It is less important here to discuss the exact nature of that habit than to insist on the absolute necessity of getting rid of it for all the purposes of this investigation. To secure this end it is sufficient to take care that the first or chief sound of the vowel is studied in its purity, and that, when prolonged, it is not suffered to depart therefrom.

The second drawback to an Englishman's study of the nine-vowel series is that two of its members, i^2 and u^2 (note again their symmetrical situation in the gamut) are unknown to English in that long form which is most favourable to phonetic scrutiny. Some practice is required to enable the student to lengthen these vowels without at the same time altering their quality. The attempt will be best made at first by *singing* some syllable like *fill* or *full* to a long note.

A third drawback applies specifically to the vowel e^2 , which enjoys but a very partial and imperfect existence in educated English, because it does not occur freely in all positions, like the other vowels, but always in stated conjunction with a following r . It hence always exhibits a certain "*point-modification*" (See Sweet, *English Sounds*, p. 5.) in quality which is no essential part of the e^2 vowel. This point will receive further elucidation when the e^2 vowel is reached.

§ 3. *Of the Essential Acoustic Quality of Vowels.*

Helmholtz's researches (*Sens. Tone* ch. 5 and 6) entitle us to conclude that vowel-quality is of a nature very analogous to the *timbre* of musical instruments. We readily discriminate the tone of a violin from that of a flute although both may be playing exactly the same notes: and if a human voice were to sing the same tune to a prolonged *i*, *a*, or *u* vowel, we should perceive and know that it was being sung to these respective vowels exactly in the same way that we previously perceived the notes to be played on a violin and on a flute respectively.

Helmholtz has very beautifully shewn that in the case of musical instruments this characteristic difference of quality is due to a special series of accompanying or subsidiary tones (mostly overtones) which each respective kind of instrument tends to give forth, along with its prime or principal tones, in various degrees of intensity. He has also determined, with more or less accuracy, for many musical instruments, what these concomitant tones are: and he has endeavoured to extend the same analytic process to the German vowels, but hardly with the same conspicuous success. The reason no doubt is partly that the task is in itself more intricate and arduous, and partly that Helmholtz had not bent his unrivalled powers with the same minuteness to the study of the facts of speech as he had done to those connected with hearing. Had he done so, the present attempt would probably be now superfluous. But he has nevertheless placed on record a memorable series of observations, especially his attempted analysis of German vowels (*Sens. Tone* p. 110) and his two attempted syntheses (p. 124), to which it will be necessary to make very frequent reference, and from which the leading ideas of the following investigation have indirectly had their birth.

The contrast between the analysis and the syntheses just mentioned is very instructive, because it seems to shew that Helmholtz continued to realize more fully as he advanced in his researches the essentially composite nature of vowel quality. In endeavouring to analyse his own *o* and *a* he fixed upon b^{\flat} and b''^{\flat} as their respective characteristic concomitant tones: but he is unable to reconstruct *o* and an *a* by the mere help of b^{\flat} and b''^{\flat} . His synthesis of *o* contains a strong undertone of B^{\flat} , while that of *a* contains marked concomitant tones of b^{\flat} , b'^{\flat} , f'' and d'' .

Other passages from Helmholtz might easily be adduced to prove (see *Sens. Tone* p. 51, 60, 69) that the general drift of his evidence is to shew, not that vowel-quality is differentiated by concomitant tones of a certain absolute pitch, but rather by a plurality of tones, whose absolute pitch we shall find to be much less important than their relation in pitch one to another. It is needless however to quote these passages here because they will need to be adduced again in connexion with the special vowels to which they refer. It is worth noting, however, that Bell and Ellis have both been impressed with the composite nature of vowel-timbre, and the latter gives particulars in a note to his translation of Helmholtz (p. 107) of an interesting experiment by which Mr. Graham Bell, the son of the phonetician, was accustomed to illustrate the fact that *all* the vowels of the Bell scheme possessed at any rate *two* distinct concomitant tones. In that experiment these tones are elicited by *tapping* the vocal cavities externally in appropriate places; it is hence possible that the results may contain vibrations which are really due, not to the cavities themselves but to the substance enclosing the cavities. It has therefore not seemed possible to use these results as a starting point in the determination of the real composition of the various vowel-timbres: and it may be that this is the reason that they have remained fruitless in the hands of their first observers.

It has been necessary to look round for some more unexceptionable method of investigation: and it has seemed best to proceed from a consideration of the size and shape of the respective cavities by which various vowel sounds are produced, estimating first of all by calculation what admixture of concomitant tones would thereby probably be generated, and then checking the results by observation and by experimental attempts at imitation. It is obvious that if, as is here supposed, vowel quality is essentially produced, not by one single definite concomitant tone, but by a characteristic *mixture* of such tones, there will be four things necessary to a satisfactory determination of the nature of any such mixture. These are

- a. An enumeration of its essentially component tones.
- β. The relative force of these tones.
- γ. Their relative pitch.
- δ. The absolute pitch of the whole.

The absolute pitch is placed last because, though hardly negligible, it is also far from fixed, and will be found free to wander very considerably so long as the relative pitch of the component tones is fairly preserved. This fact is easily illustrated from the pages of Helmholtz himself, for we find him constructing an *u*-vowel in one place with a principal tone of B⁷ (*Sens. Tone* p. 124), in another with one of *f* (p. 110) and in a third with one of b⁷ (p. 124), — a range of an octave. It is clear then that if the resonances of the human vowels have any absolute pitch it is not from any necessity imposed upon them from the acoustic side: and we trust to shew also that no such necessity is to be traced in the conditions of their organic production. Much rather shall we find that these impose a necessity of difference.

The concomitant tones which confer vowel quality of various kinds upon the simple stream of vibrations issuing from the glottis are altogether the results of *resonance*. Every cavity has, as shewn abundantly by Helmholtz, a proper tone of its own to which and to its appropriate overtones it is always ready to resound. It has no power to begin sounding of itself, but it needs only a feeble stream of vibrations, if only they are about the appropriate frequency or pitch, to set it vibrating powerfully and loudly. And if the cavity in question is distinguished by any eccentricity of shape it is often found to possess *more than one* proper tone, to *each* of which and to their overtones it is always ready to respond. "When a bottle with a long narrow neck," says Helmholtz (p. 107, b), "is used as a resonance chamber, two simple tones are readily discovered of which one can be regarded as the proper tone of the *belly*, and the other as that of the *neck* of the bottle". The latter part of this dictum needs qualification, as will shortly be seen: but the main assertion, that a cavity of eccentric shape, such as a bottle with its neck, will have more than one radical resonance, is of high importance to the study of speech-sounds. The term „radical resonance“ is here used to distinguish these more primary resonances from those which are merely overtones or undertones of them.

Now the cavities of very various shape which are created, in the space which stretches from the lips to the glottis, by the various vowel articulations, are *always* of this latter description, and may therefore be confidently expected always to possess more than one

radical resonance. The only constant thing about these various vowel positions or configurations is the possession of an inner cavity or *chamber*, beginning at the glottis and extending outwardly to a varying distance and volume. The remainder of the space constituting any given vowel configuration is always disposed in a more or less excrescent form so as to constitute a kind of porch to this chamber; and the differentiation of the vowel is due chiefly to the varying form of this porch. It is clear that, just as the existence of a neck always creates an additional radical resonance in a bottle, so must such a protuberant outlet always render vowel configurations responsive to more than one radical resonance: and hence we again conclude that every vowel has, not one, but at least two concomitant tones determining its timbre.

But we should be quite wrong in assuming that these two tones were identical with the separate proper tones of the chamber and of the porch respectively. Objection has just been taken, in the very similar case of a bottle, to its two radical resonances being severally described as those of the "neck" and of the "belly": and a discussion of that simple case will be closely applicable also to the "porch" and "chamber" of any vowel articulation. Let us imagine the neck and the belly of the bottle to be disjoined: each would possess a proper tone of its own, discoverable either by actual trial or by arithmetical methods hereafter to be explained. But the moment that we tack anything in the shape of a prolongation upon either the neck or the belly its tone instantly begins to change into a lower key. We need in fact only to "shade" the orifice of either of them with the hand to produce an immediate flattening of tone. It follows *à fortiori* that when the neck and belly are once more conjoined there will still indeed be two radical resonances, but each of them will have been more or less modified by the junction. In the case of the neck-note the change will not be so large as in the other, because the neck will still open into free air at one end and into a comparatively large, though enclosed, portion of air at the other (see Helmholtz, *S. T.* p. 107): but the vibrations of the belly-note can no longer reach the outer air at all except through the medium of the neck, and the result is to increase their period (that is, to lower the pitch of the note) in a very rapid ratio. The system of waves which gives rise to them is no longer comprised

in the belly of the bottle only, but animates the whole body of air contained in the bottle up to its contact with the outer air. It is clearly impossible with any fairness to call this resonance the proper tone of the belly of the bottle: it is the proper tone of the bottle itself, in its entirety, neck included. It will be convenient in applying these principles to vowel-articulations to call a resonance of this description, the *resonance of the totality*. It follows as a necessary deduction from what has been already said that the resonance of the totality is deeper than that of any part of the totality, and is therefore always the lowest of the radical resonances to which any given articulation is capable of responding. It will hence sometimes be called the *fundamental radical resonance*.

There is less harm in continuing to call the other radical resonance of a bottle its neck-note, or the proper tone of its neck; but even here it must be remembered in practice that the note is always really lower than the proper note of the neck, considered separately; and in applying the same principles to speech-sounds it will clearly be necessary to make similar allowances in estimating the „porch“ resonance or resonances of a given vowel-configuration.

We say resonance *or resonances*, because it is not every vowel-configuration whose porch is fairly to be described as a simple tube or neck. Configurations will be encountered where the porch itself is of an eccentric figure, and has therefore more than one radical resonance, — in addition to the totality-resonance, which of course still subsists. The simplest case of this kind is that wherein the porch consists of a tube or neck, *plus* a small anterior cavity, by way of mouth-piece. It is easy to see that in this case, on the principles already laid down, we ought to find *three* systems of radical resonance each terminating in the external air, — the first of the mouth-piece, the second of the mouth-piece and neck, and the third of the mouth-piece, neck and inner chamber, *i. e.* of the totality.

The most important vowels will be found to be those possessing a very definite *double* resonance: in fact, the vowels of this class will be found to coincide very nearly with the nine vowels of our gamut, as previously enumerated. But it will have been already noticed that there are vowels of considerable importance which find no place in that gamut. Some of these, such as the *ii* series, will

be found to be distinguished by a very definite *treble* resonance: whilst others, especially those less marked ones which are usually generated in unaccented positions by the organic necessities of rapid or slurred utterance, will be found to be marked by *indefinite* or feebly indicated combinations of resonance (See Sievers on "reduktion" *Phonetik*³ p. 169). Our treatment of vowels will therefore primarily fall under three heads (1) vowels of definite double resonance (2) vowels of definite treble resonance (3) vowels of less definite resonance. We commence with the first named class which is also by far the most important.

§ 4. *Vowels of Definite Double Resonance.*

It is here first of all necessary to call attention to the distinction herein already drawn, whereby every vowel articulation is primarily separable into two portions, one of which we have ventured to call the "porch" and the other the "chamber" of the configuration. On running through the articulations appropriate to the vowel-scale, *i*, *i*², *e*, *e*², *a*, *o*², *o*, *u*², *u*, it is at once noticeable that though the chamber changes considerably, both in size and figure, its changes are slight when compared with those of the porch. For the latter, as it may be seen figured, for example, in Bells *Visible Speech*, undergoes the most radical transformations. And yet the difference between any two *adjacent* articulations in the scale is not of a very radical nature: there is a *gradation* in the successive articulations, roughly corresponding to the observed gradation in the sounds: and wide as is the difference between the porches of the *i*, *a*, and *u* articulations, the intervening members of the series are found to connect them by gradual steps. The figure of the porch remains, it is true, an essentially simple figure all through; for if it did not it would necessarily give rise, not to *one* additional resonance but to a plurality. But within this limit it proceeds *seriatim* through all possible changes. The porch of the *i* vowel is essentially a tube or neck, formed between the tongue and the upper surface of the mouth: so also is that of the *i*² vowel, but much longer: and so too is that of the *e* vowel, but it is very much longer still. The porch of the *e*² vowel, however, can no longer be quite fairly described as a tube or neck. The term tube will be here strictly used to signify a

passage which does not *bulge* in any portion of its length, but is either of even calibre, or widens continuously from one end to the other, or finally widens continuously from some intermediate point towards both ends.

Now the porch of the e' vowel *does* bulge, a little: that of the a vowel bulges more; and that of the o' vowel more decidedly still: that is to say, if the porch of any of these three vowel configurations be conceived to be cut transversely through, the area of section will be found to be largest at some point intermediate between the two orifices, and will diminish continuously from this point in both directions until the inner and outer orifices are reached. But in the case of these three vowel porches there is a marked contrast between the rates of diminution or contraction in the forward and in the backward direction respectively. The diminution from the maximum point backwards is much more considerable than in the other direction, and the result is to produce a sort of tulip shaped cavity or vault, narrower indeed at the outer orifice than at the most bulky part, but still possessing a very large outer opening in proportion to its size. The lips and jaws are in fact maintained during all these three articulations at a very wide stretch, and the modifications necessary to increase the "bulge" of the porch in passing from e^2 to a , and from a to o' , are chiefly effected internally, by retracting and depressing the tongue until its distance from the opposing surface of the hard palate is sufficiently increased. This retraction of the tongue has also an important secondary effect, in progressively diminishing the volume of the chamber, into which it is withdrawn. If, therefore, the porches of the previous vowel-group may be called tubular, these may perhaps be called vaulted.

But neither of these adjectives will properly describe the porches of the remaining vowels, o , u^2 , u . Already in o^2 , the last of the previous group, there is a perceptible, though slight, tendency to help in compassing the more decided concavity which it demands by contracting the lips. And in the three vowels now under consideration the contraction both of the front and back orifices of the porch is carried forward with progressively increasing energy, so that its configuration throughout the series may perhaps best be described as bulbiform or bulbous.

The most striking things, then, about the configurations of the

nine-vowel gamut are (1) that in them that part which we have called the porch is never an eccentric, but always a simple figure and (2) that viewing them in their order there is a progressive gradation in figure running roughly parallel to their gradation in acoustic worth. And now it remains to be noticed that the general drift of this change of figure is such as to indicate unmistakably a certain acoustic aim.

The pitch of a tube is always deepened in proportion to its increase of length, therefore the progressive lengthening of the tubular porch in *i*, *i'*, *e*, indicates, *so far as the resonance of the porch is concerned*, a progressive fall in pitch. Then the progressive *bulging* of the porch in *e*², *a*, *o*², has a precisely similar effect, and must manifestly determine, *ceteris paribus*, a further progressive decline in the pitch of the porch resonance in these vowels too. Finally it is another acoustic law that every diminution of the orifice or orifices of a cavity deepens its pitch; and hence, in the bulbiform porches of the *o*, *u*², *u* group, there is a further progressive decline in the pitch of the porch resonance of the vowel.

Were this all that could be said on the matter it would seem to point most clearly towards some essential distinction between vowels by means of absolute pitch. Considerations, in fact, which are fundamentally the same as the above are urged, in different language but with admirable clearness and force, by Prof. Trautmann in his recent treatise. But the porch-resonance is *never* the sole resonance of a vowel, and if we thus leave out of sight that other inner and unobtrusive, but more fundamental, resonance which is yielded by the totality of the configuration, we shall only be looking at half the facts.

It will be convenient to treat the vowels and articulations of the nine vowel gamut in three groups of three each. It will further be convenient to distinguish the vowels thus divided as the *i* group, the *a* group and the *u* group. The corresponding articulations may be distinguished, according to their porch configuration, as tubular, vaulted and bulbiform. It will sometimes perhaps be conducive to brevity and distinctness if the porches of these several groups are called briefly and descriptively the tube, the vault, and the bulb of their respective configurations.

§ 5. *Methods of Calculation.*

It will probably be best to commence our further investigation with the *i* group, because its configurations lend themselves most easily both to calculation and to objective tests: but the first thing here to be done is to explain how these calculations and observations are intended to be carried out.

The general character of the *i*, *i*², *e* configurations is that of a chamber with a tubular porch or neck, bearing a rude general resemblance to a chemist's retort, but with neck proportionately smaller both in length and thickness. Such being the case, it is interesting to know that there are means of calculating the resonances of such chambers, either with or without necks.

Lord Rayleigh in his *Theory of Sound* (ed. I, vol. II, p. 173) records a most suggestive observation of Liscovius. It is simply that the resonance of a flask partly filled with liquid is not affected in pitch by *tilting* the flask. Simple as the observation is, its importance for the present purpose can hardly be exaggerated; for it shews at once that the resonance of a cavity of constant neck is very largely independent of the *shape* of the cavity so long as its *volume* remains constant. If this be true of the very changeable cavities of half-filled flasks it may be concluded to be generally true of all cavities of similar formation, that is to say, of all necked figures whose cavities have a length of not more than two or three times their breadth and possess a surface which does not present any important inward or re-entering curvature. In that case it will certainly be true, for example, of all the configurations of the *i* group.

The way is thus opened for applying to the said configurations a formula which has been experimentally developed by Sondhauss from observations made upon *long-necked flasks* (see Rayleigh, *loco citato*). It is this —

$$N = 46705 \frac{\sigma^{\frac{1}{2}}}{L^{\frac{1}{2}} S^{\frac{1}{2}}}$$

where S is the volume of the flask, σ the area of its orifice, and L the length of its neck, all in cubic, square, and lineal millimetres respectively. Then N will be the pitch number, expressed in complete (or double) vibrations per second, of the deep resonance generated

by the totality of the flask. This formula will be found to be of immense service in determining the inner and deeper resonance of vowels: for even in those cases where S, σ , and L can only be determined approximately, the result is always close enough to deliver the investigator finally and for ever from mistaking the *octave* in which the observed sound is situated, which is the commonest of all errors in the appreciation of resonances by ear (See Helmholtz and Trautmann, *passim*).

The calculations which determine the resonance of *neckless* cavities are of less immediate interest, firstly because no physical cavity, and still less any speech-cavity, is absolutely and entirely neckless; and secondly because the said calculations are of no use at all for our first task, which is the examination of the *i* series. But they tend greatly to confirm and at the same time slightly to qualify the doctrine just laid down for necked cavities, and are therefore best treated in this connection.

That doctrine, popularly stated, is that the pitch number of the resonance varies directly as the diameter of the orifice, inversely as the square root of the length of the neck, and inversely also as the square root of the volume, irrespective of shape. Close examination of the facts relating to cavities wherein there is hardly any neck to complicate the calculations seems to shew that it is best not entirely to neglect the shape of the cavity, although its influence, within the limits of the problems here interesting us, is relatively slight.

Helmholtz has developed mathematically a formula for the resonance of neckless spheres, viz,

$$N = 56174 \sqrt[4]{\frac{\sigma}{S^2}} \quad (\text{Sens. Tone, Appendix II})$$

where σ , as before, is the area of orifice, and S the volume, — millimetre being again the unit. But he found experimentally that his glass spherical resonators did not rise to this calculation by two or three semitones: and he was compelled in practice to alter the coefficient of his formula from 56174 to 47,000. If the reader will refer, however, to the figure of one of these so-called spherical resonators as shewn in Helmholtz (*Sens. Tone* p. 16) he will there see that they have really two very palpable necks, — quite sufficient to account for the discrepancy.

Fortunately Helmholtz constructed also some pasteboard resonators, which are *not spheres*, but have the advantage of being very nearly neckless. It is a remarkable fact, although it seems to have been unnoticed by Helmholtz himself, that these resonators respond much more closely than the so-called spherical ones to the above-quoted theoretical formula for spheres. The results of its application to them are briefly shewn in the following table:

No.	Length	Diam	Diam. of Mouth	Pitch	Difference
1	425	138	31.5	B^2	nil
2	210	82	23.5	b^2	- .64
3	117	65	16	f_1	+ .70
4	88	55	14.3	b_1^2	+ 1.34
5	58	55	14	d_2	+ 1.72
6	53	44	12.5	f_2	- 1.24
7	50	39	11.2	a_2^2	+ 2.22
8	40	39	11.5	b_2^2	+ 2.34
9	35	30.5	10.3	d_3	+ 1.82
10	36	26	8.5	f_3	+ 1.32

These resonators are all short *cylinders*, entirely closed at one end, but possessing a circular aperture in the middle of the other end. One of them may be seen represented in Helmholtz (Ellis's ed. p. 121 fig. 32): the dimensions and pitch of each, as shewn above, are given at length in Appendix IV of the same work. The last column of the table is intended to shew how they each compare in resonance with neckless spheres of equal volume, calculated according to Helmholtz's theoretical datum. The *plus* sign signifies that the actual resonance is more acute than that calculated for the equal-sized neckless sphere: and the *minus*, that it is less so. The figures indicate in semitones and cents (= hundredths of a semitone) the extent of the difference.

The general result is that the tones of these resonators do not differ half so much from the calculation as did those of the so-called spherical ones: but they differ the other way. They are mostly sharper, not flatter than the calculated tone; and their differences at first sight seem far more irregular than those of the glass spheres. But the key to their irregularity is found in the difference of proportionate length between the several cylinders. Those whose length barely exceeds their diameter, such as No's 8 and 9, are a full tone

above the spherical datum: those which are prolonged in the ratio of 1 to 1.4 or 1.6, like No's 4 and 10, shew about two-thirds of a tone: whilst No's 1, 2, and 3, with an average ratio of prolongation of 1 to 2.5 shew on the average no difference at all.

It seems then that in the case of short neckless cavities there is some, though not much variation in resonance occasioned by variation in shape. If a neckless sphere is recast into a neckless cylinder of identical volume, without disturbing the equality of length and breadth, it will rise a full tone in pitch; but if it be prolonged at the same time in an axial direction, away from the orifice, this elevation of tone will be gradually lost again, until, at a prolongation of about 1 to 2.5 it will disappear altogether. Such a cavity seems in fact to be very closely amenable to the formula for spheres.

The interest of these observations lies in the facts that all speech cavities, whether they constitute the chamber, or the porch, or a portion of the porch of any vocal configuration, possess some degree of prolongation: the various organic conditions are such that they always measure more along the line of propagation than across it. Hence it happens, for example, that the rudely cylindrical inner chambers of the *i*, *i*², and *e* configurations, being thus prolonged, may be submitted with considerable confidence to calculations originally intended for more spherical bodies, because their variations from the sphere are now found to be such as really to neutralize each other in the production of resonance. Similar considerations will be found applicable to the porch cavities of the *a* and *u* groups: and attention will then also be drawn to an important extension of Sondhauss's formula, by which those configurations also are made amenable to it.

Such are the methods available for discovering by calculation the resonance of vocal cavities. There remains the subsidiary task of discovering that of vocal tubes or necks. If these could be treated according to the well-known and very definite laws of narrow open organ pipes, the task would be an exceedingly simple one: we need only divide the velocity of sound by twice the length of the neck, and we should at once obtain as quotient the pitch number of the resonance. But the question at once arises what is the length of any given neck? We know where it begins outwardly, but where does its end inwardly, — where, in short, are we to draw the line

between porch and cavity? This will have to be considered separately for each configuration: it will naturally be easier to determine in cases where the tube comes suddenly to an end, by abruptly expanding into a cavity, than in those where the expansion is more gradual.

Then, after the length is determined, there will generally be an allowance to make for the breadth also, before the formula for *narrow* pipes can be safely applied to them. Vocal tubes are generally broad in proportion to their length, and hence need to be calculated as though they were really somewhat longer. Helmholtz has mathematically determined the necessary addition to be .7854 of the radii of both orifices (see *Sens. Tone*, p. 91), but the average of observed results seems to be more like .6 of the radii (see Ellis's note, *ibidem*).

It might be supposed that there was some danger in applying the formula for tubes of circular section to the tubes of roughly elliptical or rhomboidal section which are formed in the mouth. But the risk of error is here really very small. Sondhaus, in his already mentioned course of experiments on flasks found that the shape of the orifice mattered little until a much more considerable degree of elongation was attained than is found to be actually existent in the flattened or laterally extended mouth tubes of the *i* series.

It is nevertheless fortunate, considering all the difficulties that beset the calculation of the resonance of voice tubes, that it is frequently possible to check the result by *whistling* the resonance, according to a method first practised by Donders. The process consists in fixing the mouth in a given vowel position, and then evoking its tube resonance by an unusually strong current of breath. Other experimental modes of verification will be described in § 6.

One or two minor matters affecting the calculation of both tubes and cavities remain to be named. The temperature of the lungs is about 99° F. or 37° C.: and it would not be safe to set down the average temperature of the body of air engaged in vowel production at much less than 95° F or 35° C. In this heated and rarefied air the velocity of sound, and consequently the pitch of resonances, is subject to some alteration. For our calculation is based on the equation $N = \frac{V}{2L}$; and it is clear that every increase or

decrease in V will increase or decrease N , the pitch number, in exactly the same proportion. The actual increase at 35° C. as compared with a normal temperature of 60° F., or 15.3° C., is nearly 3 percent in velocity, and nearly half a semitone in pitch: see Ellis's note on the subject (*Sens. Tone* p. 90).

But there is another influence, noticed also by Ellis in the same place, which runs counter to that of temperature: it is the retardation of the velocity of sound by friction in very small passages. He there gives results relating to cylindrical tubes of several different calibres: that which seems to have an average calibre least removed from that of a human vowel configuration is the tube of 1.14 in (32 mm) diameter. The retardation in such a tube is almost exactly 1 per cent.

§ 6. *Appliances used for Observation and Experiment.*

It would be superfluous here to speak of the structure and uses of the laryngoscope, but it is perhaps advisable to say that the "search-light" hereinafter spoken of is simply the strong ray proceeding from the lamp and lens of a laryngoscopic apparatus, and that the "throat-mirror" is simply that of the laryngoscope. This may sometimes also be usefully employed in the manner of a probe, to determine, for example, the position of the soft palate when the front articulation is too close to permit its being seen.

These appliances do not provide at all perfectly for the observation of the organic phenomena of speech, yet richly indeed in comparison to the provision for its appreciation on the acoustic side. We have here, in fact, little or nothing to depend upon, except our ears: and it is easy to see how very uncertain is their verdict respecting vowel resonances from the wild chaos of guesses which are faithfully tabulated by Helmholtz (p. 109) and Trautmann (p. 46). One practical hint is perhaps worth giving here: it is that the appreciation of one's own whispered vowel-resonances by ear is greatly aided by closely covering the outer ear with the hand.

In this difficulty Trautmann strongly advises the use of tuning-forks, as the only reliable means of determining the real pitch of these baffling resonances. Every cavity is always ready to respond to its own proper tone. It will also respond to other tones which

are very nearly of the required pitch, or whose rates of vibration are simple multiples or submultiples of that of the given cavity: but to none so forcibly as to its own proper tone. It follows, therefore, that when a certain vowel configuration is *silently* formed in the mouth, and a tuning-fork sounding the proper tone of this cavity is held in front of it, its resonance will at once be kindled or animated, and the vowel itself will be loudly heard, without any further aid from the vocal organs. And conversely, if various vibrating forks be held up before a silent vowel configuration, the fork to which it responds most loudly will give us the true radical resonance of the vowel. For a very clear and interesting account of this experiment see Tyndall, *Sound*, Lect. V. § 17.

But this method of investigation can hardly be held to be entirely satisfactory. Not only have we the somewhat severe criticism of Sievers (*Phonetik*³, p. 89) upon Trautmann's results: but even if the experiments were quite successful, it is doubtful whether they would be conclusive in determining the small differences of two or three semitones which Trautmann assigns, very absolutely and rigidly, as the essential differences between the vowels. If the resonance of the configuration were set going by some casual or weak vibrations like those of the whispering glottis there could be no doubt that the tone evoked would be the genuine, spontaneous and exact resonance of the configuration. But when the exciting cause is the vibration of a comparatively heavy and rigid body like a tuning-fork the case is very much altered.

If two bodies are so constituted as to vibrate exactly to the same note, nothing is ever needed but the free operation of the intervening air to enable one of them, if vibrating, to set up synchronous vibrations in the other. But if, as oftener happens, there is only an approximate agreement in their rate of vibration, resonance can only follow by a kind of compromise, which seems rarely, if ever, to happen unless there is an overpowering disparity in mechanical force between the vibrations of the two-resounding bodies. In that case the two bodies are compelled to approximate their rates of vibration, — the one very slightly indeed, but the other proportionately greatly. — until an agreement is produced. In the case under consideration the vibrations of the tuning fork so far transcend in mechanical force those of the few grains of fluttering air

contained in the vocal configuration that, within the range of possible compromise, the tuning fork practically dictates its own tone to the resonant cavity, and hence renders it impossible, within that range at least, to ascertain by this method what the true resonance of the cavity is. The most that can be done under these circumstances is to select that fork to which a given configuration resounds most loudly, but it will generally even then be extremely difficult to say which of two forks, vibrating adjacent semitones, ought properly to be selected.

In addition to this risk of small errors there is an evident possibility of great ones. Authorities deserving of the highest respect, such as Trautmann and König, differ by whole octaves in their estimate of these resonances by the fork. Nor is it quite unlikely that they should: some vowels, especially those with outwardly divergent aperture, possess, in constant association with their porch resonance, its first overtone also in very great force. Such a porch will respond very strongly to a fork vibrating an octave above the proper tone of the porch. Moreover the same configuration may be kindled into resonance by forks vibrating its fundamental tone, — the note of the totality, which everybody but Helmholtz and Bell seems to have left out of the calculation. It will also respond in some degree to the overtones, or upper partials, of this fundamental: and it is conceivable that in some cases a fork which happened to vibrate a note which was simultaneously an overtone of the fundamental and an undertone of the porch-resonance might evoke a particularly loud result.

Such being the equivocal nature of the best evidence derivable from the direct observation of vocal phenomena, it seemed advisable to study the conditions of their artificial reproduction. But the apparatus employed by Helmholtz, Willis, Preece, Stroh, and others for the synthesis of vowels was in no case found to resemble the human vocal organs at all. None of them, therefore, could give any hints respecting that connection between configuration and timbre which is the great object of the present enquiry. Any apparatus designed to throw light upon such a subject would need to possess some resemblance in its nature and form to actual human organs: and yet not too close a resemblance, because it would then be of little more use to observe the effects of this apparatus than those

of the vocal organs themselves. The desiderated apparatus seemed to be really one which would be rather a caricature than an exact likeness of the vocal organs: it must be capable of reproducing the broad essential features of every vowel configuration, but *not* the details. It was true that the resulting sound might turn out also to be somewhat of a caricature of the vowel intended to be represented: but so long as it was a recognisable caricature the desired result would have been attained; because it would have been demonstrated what were the organic essentials upon which the acoustic essentials of each vowel were based.

In pursuit of these principles an apparatus has here been used for the *i* series consisting of a cylindrical glass bottle with a very thick cork. The bottle is intended to represent, pretty closely in size but only roughly in shape, the inner chamber of an *i* configuration; whilst the cork gives facilities for adjusting porches of different sizes and shapes to this chamber, either by cutting them in the substance of the cork, or by preparing them separately and then fixing them into the cork.

Given these resonant configurations, the next question was how best to evoke or animate their resonance. The most obvious expedient was to establish in the interior of the chamber a reed, which should represent and replace the speaking glottis. But the result was entirely discouraging: the blatant tone and overtones of the reed mixed themselves up with the resonant phenomena, and rendered all attempts at their separate observation futile. The fact is that an investigation of the human vowel resonances, if it is to be of any use whatever, must be made, not upon the spoken, but upon the *whispered* vowels. Trautnam has already insisted on this point with justice and energy, and an earlier knowledge of his work would have here saved time and trouble.

Now the state of the glottis when whispering is strongly to be contrasted in an acoustic point of view with its state when speaking, and still more when singing. The singing glottis is designedly bent to the production of the purest notes of which the organ is capable: every accompanying noise which could interfere with the perfect quality of the note given forth by the vocal chords is reduced to a minimum: the whole aim of the process is to send forth as far as possible one body of synchronizing tones. This body

of tone is not strictly homogeneous, but neither is it heterogeneous: it is rather homogeneous, — being mingled of the proper tone of the chords and its appropriate overtones or proximate harmonics, which in bright, clear voices are often very strong. Nevertheless, in spite of every effort and every perfection of organic endowment, there is always a residue of accompanying irregular noise, which remains unremoved and unblended with the musical note which is sung.

This irregular portion, which is relatively so small an element of the singing voice, as it bursts its way between the tightly drawn chords of the glottis, is every thing in *whisper*. The same chords are then slackly juxtaposed, and the air quietly fizzes out between them, without having any power sufficient to make them vibrate to their proper tones. This fizz is simply a confused medley of heterogeneous vibrations: it is a noise, but not a tone or a note. Nevertheless it has, like all other prolonged noises, a certain vague acoustic colour, derived from the prevalence of certain classes of vibrations, even though these vibrations are not of the perfectly synchronizing kind which go to form a musical note.

The speaking voice occupies a position midway between the singing voice and whisper. It agrees with the former in possessing a strong musical tone, derived from the proper vibration of the chords; but it is unaccompanied by any effort to subdue concomitant noises: in fact, the explanations of Helmholtz (*Sens. Tone* p. 113) tend to shew that there is a purposed exaggeration of these noises, and that their increased presence tends greatly to produce that palpable superiority of the spoken over the sung vowels in distinctness which is a matter of the commonest observation (For details see Ellis, *Pronunciation for Singers*, Curwen, London).

These facts all suggest the conclusions (1) that vowel quality is but accidentally connected with the tones emitted by the vocal chords, because it is equally present whether they are vibrating or not: and (2) that it has a very essential connection with the irregular glottal noises, because the phenomena of both are found to flourish and decline *pari passu*, and are never found apart.

The reason of this is so plain that it might easily have been anticipated *à priori*. Definite and clear musical tones are very ill suited to arouse the resonance of cavities. It is true that, *if* of the right

pitch, nothing arouses it more promptly and strongly; but in any casual instance this can very seldom happen. But a mixed mass of heterogeneous vibrations, on the other hand, has of necessity a very special power of evoking resonances. It is in the nature of resonance to be strongly aroused by very feeble exciting causes, if they are not too momentary in duration. The loud note of the organ pipe is really initiated by a very slender few of the almost inaudible but continuous flutterings of air, created by the wind at its mouth. These few are they which just happen to synchronize with the tube's proper tone, and a powerful note is soon brought forth at their instigation.

Even so the concomitant resonances which create or constitute vowel quality are animated, primarily and essentially, by the irregular noises which issue, *together* with the vocal tone from a speaking or singing glottis, but *without* it from a whispering one. *Some* of these are always found capable of affording just the appropriate impulse, and of kindling the resonances of the configuration. These latter then react in turn on the remaining mass of noises, assimilating the reconcilable and damping the irreconcilable elements; so that, in the result, that which left the glottis as a vague fizz or rustle, quits the mouth with definite musical qualities, stamping a characteristic vowel timbre upon the substantive voice or whisper which they happen to accompany.

It is no doubt sometimes true, as stated by Helmholtz, that the proper tone of the voice happens to cooperate in arousing the vowel resonances, but it can only be in an accidental, irregular, and supererogatory fashion; and Trautmann has well shewn (*Sprachlaute*, p. 33 etc.) into what absurdities a contrary supposition would lead. It is clear, then, that the vowel resonances are best studied, whether by observation or experiment, *apart* from the speaking or singing voice, or from any imitation of them, — that is to say, in *whisper*. "Die geflüsterten vocale", says Trautmann (p. 28), "sind nichts als verschiedene halle des lautrohrs". This statement is perhaps a little too broad; for, notwithstanding the great transformations wrought by the resonant vowel configurations upon the motley elements of the glottal fizz or rustle, there will still remain a residue of unquenched and unassimilated sound, constituting no part of the vowel resonance itself, but forming what may be called the substantive

whisper, to which as in other cases to the singing or speaking tones, the resonances are qualifyingly added, so as to confer the desired vowel timbre. This small correction matters but little for the immediate study of whisper; but it serves to keep in mind the fact, which ought never to be forgotten in dealing with unwhispered forms of speech, that vowel resonances are strictly *concomitant* tones and have generally very little indeed to do with the more purely glottal tones to which they happen to be concomitant.

It follows as a matter of course from what has just been said that the proper thing to animate the resonance of our experimental bottle is some imitation of the whispering rather than the speaking glottis. After trying several different appliances it seemed best of all to use a glass tube whose inner orifice was packed with numerous sharp splinters of glass, wood or metal, but loosely enough to create very numerous air passages, broken by many angular projections. This tube when blown gave a very steady kind of hiss or fizz.

It is pleasant, just before entering on the exposition of results, to notice two observations of the veteran phonetician Bell, contained in his *Vocal Physiology* just published. The one is the implied admission (p. 56) that the pitch of vowel resonances *may* be constant only for the same organism. The other is the observation (p. 55) that from *i* to *e*² at any rate, the inner resonances form a series, which just as regularly rises in pitch as the series of corresponding porch resonances are found to fall (*v. supra* § 4). These observations anticipate in a general way the conclusions which, in greater detail and with a little more precision, are herein shortly to be indicated.

Liverpool.

R. J. LLOYD.

DARSTELLUNG DES NIEDERLÄNDISCHEN LAUTSYSTEMS.

(Fortsetzung.)

31. *g* kommt nur vor als sandhi-konsonant. In der schrift immer mit *k* dargestellt, findet es sich vor den sonanten *d* und *b*; z. b. *bakboord*, *pikdraad*, *ik ben*, welche bei vielen sprechern *bag-bort*, *pig-draat*, *ig-ben* lauten.

Engländer müssen hier aber das lange *g* ihres *bag*, *pig* u. s. w. möglichst kürzen und die abschliessung energischer machen.

Es ist hier die frage zu erörtern, ob nicht in der letzten zeit die artikulationsstärke der verschiedenen konsonanten von unsern phonetikern zu sehr als nicht beachtenswert vernachlässigt wird. Als man fand, dass der unterschied z. b. zwischen *k* und *g* bisher nicht richtig aufgefasst worden war, indem man das hinzukommen der „stimme“ nicht bemerkt oder wenigstens nicht genügend beachtet hatte, wurden statt *tenuis* und *media* die jedenfalls richtigeren namen *surd* und *sonant*, *stimmhaft* und *stimmlos* angenommen. Meines erachtens ist aber dieser gewinn nicht ganz und gar ein reiner, sondern wird zum teil von einem verluste aufgewogen, wenn stimmhaftes *k* einfach dem *g* im englischen *pig*, *bag*, *go* u. s. w. gleichgesetzt wird. Es ist mir keinen augenblick zweifelhaft, dass stimmhaftes *k* bedeutend energischer artikuliert wird als *g* u. s. w. Ich meine also, dass bei ganz genauer transskription nicht *bag-bort*, sondern etwa *bak-bort* stehen müsste, wo *k* stimmhaftes *k* andeutet, wogegen *k* für stimmloses *k* stehen würde. Ebenso müsste ein genauer unterschied gemacht werden zwischen *t* (stimmhaftes *t*) und *d* (stimmhaftes *d*).

Persönlich glaube ich in fließender rede weder *bag-bort* noch *bag-bort* zu sprechen, sondern *bak-bort*, mit stimmhaftem *k* und

stimmhaftem *b*. Bewegungsgefühl und aufmerksamste selbstbeobachtung zeigen zweifelsohne einen bedeutenden unterschied zwischen meinem *k* in dieser umgebung und dem englischen *g* von *go* u. s. w.

32. *g* wird *ng* geschrieben, oder — vor *k* — *n*; z. b. *sing* = *zīg*, *zinken* = *zīnk*.

Auslautendes *n* vor anlautendem *k* und *g* wird in schneller rede und in der komposition gewöhnlich zu *g*: *hij is er in gegaan* = *hvjisarin — jja'n* oder *ijjja'n*; *aankomen* = *a'nkōm*, *a'ŋkōm*, *ankōm*, oder *qkōm*.

33 34. *c* = gutturale spirans ohne stimme,
j = „ „ mit stimme.

Es besteht auch im holländischen der unterschied zwischen *c* nach *i* (z. b. *gezicht*) und *c* nach *a* (z. b. in *gezag*), ist aber SEHR VIEL GERINGER als im deutschen. Obgleich also auch hier genau genommen ebensoviele *c* und *j* bestehen, als es vorhergehende vokale gibt, ist es doch unnötig, dies in der transskription anzudeuten, indem niemals z. b. das *c*, welches gewöhnlich nach *i* steht, auf irgend einen andern vokal folgen kann.

c wird geschrieben mit *ch* oder *g*. *g* steht für *c* im auslaut, wo es im inlaut mit *j* wechselt, z. b. *dag* (= *dac*) wegen *dagen* (= *daʝ*); auch in der konjugation, sogar vor *t* der 3. person von verbis mit *g* (= *j*) im infinitiv, z. b. *hij zegt* (= *zeet*), wegen *zeggen* (= *zeʝ*). *ch* ist immer = *c*¹. (*ch* wird nie doppelt geschrieben; also: *kachel* = *kacɔl*, nicht *kaɔl*.)

So auch: *des daags* (adverbium, *dez darcs*). Die aussprache des *g* in vielen adjektiven auf *clijk* (= *ɔlk*) ist *ɔ*, *walgelijk* = *walɔlk*, *genoegelijk* = *ʝnuɔlk*.

35. *s* stets aus *sj* in diminutiven und sandhi (siehe unten) und in fremdwörtern, in denen auch ein (35 a) *š* (franz. *ge*, *je*) vorkommt: *generen* = *žnerɔ* (fr. *gêner*). *Als 't-u-belieft* (*asjeblijft*) = *qšbliɔt*.

36. *j*. In der reihe der französischen parallelförmigen hätte hier z. b. *bien* stehen sollen. *j* der diminutiva auf *je* (= *jɔ*) macht vorhergehende konsonanten stimmlos; also *broodje* = *brɔtje* (man hüte sich vor dem einschieben eines *s* zwischen *t* und *j*, was z. b. in den Niederlanden die friesen immer thun), *kopje* = *kɔpje* (vulgär —

¹ über *sch* siehe unter *s*.

welches jedoch in die gebildete sprache viel weiter eingedrungen ist, als „gebildete“ leute bekennen und anerkennen wollen — auch *kopî*). Auslautendes *s* mit *j* wird *s. jas — jasje* (= *jas — jās*) *baas — baasje* (= *bas — bās*), *koos — koosje* (= *kos — kōs*), *hals — halsje* (= *hals — hāls*). *t* nach *s* vor *j* fällt aus: *kast — kastje* (= *kast — kās*); so auch *haast je maar niet* = *hāsmārnit*.

37/38. Die holl. dentale sind alveolar. Es zeigt sich hier der oben besprochene unterschied in der artikulationsstärke sogar (bei mir wenigstens) in der form der zungenspitze, welche, indem sie bei *t* stärker angedrückt wird als bei *d*, merklich mehr zurückgebogen wird.

Wie unter 33/34 hinsichtlich *c* und *j* schon bemerkt, so wird auch hier im auslaut *d* immer zu *t*: *moed* (= *murt*), weil *moedje* (*murdje*) u. s. w.

Umgekehrt wird *t* bei manchen sprechern vor stimmhaftem konsonant zu *d* (oder stimmhaftem *t*): *dat niet* = *dāt nīt* oder *dāt nīt* oder *dād-nīt*. Auslautendes *d* wird in der flexion vor *o* in vielen wörtern zu *j*: *goed* = *juot*, aber *hij is een goede vent* = *hwijn juj-vent*. *Dat zeiden ze* = *dātsjōze*; *dat zeide ze* = *dātsvōze*.

Über *s-t-j* siehe oben 36. Ebenso fällt *t* vor *s* sehr oft aus, obwohl dies von den sorgfältigern sprechern gerügt wird. So ist *plaats* = *plāts*, wird jedoch bei manchem zu *plās* besonders in formeln wie *op zijn plaats* = *opsāplāts* oder *plās*, und wenn andere konsonanten folgen. So wird mancher das *t* behalten in *op zijn plaats zetten* (= *opsāplātszēt*), der statt *opsāplātszēt* *opsēplātszēt* sagen würde.

39. Auslautendes *n* vor *p*, *b* wird oft im sandhi zu *m*: *dat heb ik in papas kamer geset* = *dāt hebik impāpās* (oder in *pāpās*)¹ *kāmōrjset*. Auslautendes *n* der plurale, infinitive etc. fällt ab nach *o*; also: *we hebben* = *wō hebō*; *de twee boeken* = *dē twē bukō*. Nur wo ein mit vokal anlautendes wort unmittelbar folgt, bleibt *n* gewöhnlich: *ze hebben hem gezien* = *zō hebōnm jzēn*, obwohl auch *zō hebōm* (zwei hebungen bei *o*) oder *zō hebōm jzēn* vorkommt; auch: *mijn boek* (wo *mijn* unbetont) = *mōn buk* oder *mō buk*.

40/41. *s.* steht nie im auslaut, also *boos* (= *bōs*), obgleich

¹ Auch manchmal *papa* = *pāpā* mit starker betonung der ersten silbe, wogegen gewöhnlich die letzte silbe stark betont wird.

boze mit *z*. In *zestig* und *zeventig* wird *z* immer *s* gesprochen (= *sestac*, *seventac*).

Opzoeken geschrieben mit *z*, wegen des simplex *zoeken*, = *opsuəkə*; u. s. w. *sch* im anlaut der silbe = *sc*, aber im auslaut = *s*; also *mensch* = *mens*, *heusch* = *hūs* etc., aber *schoen* = *scw'n*, *aanschijn* = *awscw'n*; u. s. w. Vor flexionsendungen und suffixen bleibt sonst auslautendes *sch* = *s*; also: *menschen* = *mensə*, *menschelijk* = *mensələk*. *Dwaalen is menschelijk* = *dwa'lwɛz mɛnsələk*. *Hij is te trotsch om je aantekijken* = *Hɛjstətrɔts ɔmpjəntəkɛkə*. *Spreek op een forschen toon* = *sprɛkɔpɔnfɔrsɔtɔn*.

43/44. *r* ist zungenspitzen-*r*, *ɹ* ist zäpfchen-*r*. Vor etwa 30 jahren war letzteres noch ganz gewiss ausnahme, es klang auffällig und war als affektirt oder kindisch verpönt. Es hat sich aber in den letzten jahren in den sogenannten „besseren“ kreisen mit, wie es scheint, zunehmender schnelligkeit ausgebreitet. Die meisten jüngerer holländer (schüler und junge handelsfreunde), die vor kurzer zeit aus Holland hieher gekommen sind, beantworteten meine frage: was halten Sie für das gewöhnliche *r*, *r* oder *ɹ*? ohne das geringste zögern mit *ɹ*.

In Amsterdam fand ich in einer mir bekannten familie, wo weder vater noch mutter das zäpfchen-*r* sprechen, von den 8 kindern, die ich mir einige sätze vorsprechen liess, bei *fünf* ausnahmslos *ɹ*, bei *zwei* ausnahmslos *r*, und ein etwa 10jähriger knabe sprach bald *r* bald *ɹ*! Weder dies noch das überwiegen des *ɹ* unter den kindern war von den eltern je bemerkt worden.

Ich verdanke der güte des herrn P. D. Graaff, direktor einer der gemeindeschulen in Haarlem, folgende höchst interessante statistischen aufstellungen. Dieser herr hat sich die mühe gegeben, etwa 2000—2500 kinder auf ihr *r* zu untersuchen. Indem ich seine angaben hier mitteile, möchte ich ihm noch einmal herzlich für seine güte danken.

	ZUNGENSPIITZE	ZÄPFCHEN	<i>w</i> ¹
<i>Kostelooze school</i> ²	628	136	8
Zwischenschulen	617	92	45
Reichsschule	195	32	3
	1440	260	56

¹ Kinder, die weder *r* noch *ɹ* sagen können, substituiren meistens ein *w*.

² Schule, wo unentgeltlich unterricht erteilt wird (freischule).

	1440	260	56
Vorbereitungsschule für mittleren unterricht	240	168	2
Bürgerschule:			
I. klasse (6— 7 jahre)	12	35	3
II. „ (7— 8 „)	16	21	—
III. „ (8— 9 „)	17	24	—
IV. „ (9—10 „)	37	39	—
V. „ (10—11 „)	7	16	—
VI. „ (11— „)	7	1	—
	1776	564	61

Hieraus ergibt sich, dass von den 1756 kindern aus den ärmsten klassen (no. 1, 2 und 3) 260 λ aussprachen, also etwa 14⁰/₁₀. In der ein wenig mehr begüterten klasse (no. 4) 168 λ von 410, d. h. ca. 41⁰/₁₀, während unter denen, die die bürgerschule besuchen, d. h. wieder eine stufe höher auf der gesellschaftlichen leiter, unter 232 sich 136 λ fanden, d. h. beinahe 60⁰/₁₀. Ich werde nächstens versuchen, solche statistischen angaben auch aus anderen städten und anderen provinzen zu sammeln, und dieselben in dieser zeitschrift mitteilen.

45 46. *p* und *b*. *Ik heb* (= *hep*) mit *b*, wegen *hebben* (= *hebə*); u. s. w. Siehe oben no. 33/34, 37/38.

48 49. *v* im anlaut ist nicht wie im deutschen als *f* zu sprechen: *voor* = *vor*. Nach stimmlosen kons. aber = *f*: *dat is voor hem* = *dat'sfor hem*. *vier* = *vir*, nicht *fir*. *vijf* = *vuf*, aber: *een stuk of vijf* = *onstukofv*. In *veertig* und *vijftig* aber immer *f* (= *fortic*, *fuftic*).

49 50. Holländisches *w* ist, wie das (nord-) deutsche ein stimmhafter labio-dental und klingt einem engländer bekanntlich ganz wie sein *v*. Auch ist es jetzt gebräuchlich, deutsches *w* einfach als *v* zu transskribiren. Es muss davor gewarnt werden, dies *w* = *v* auf das holländische auszudehnen. Es besteht ein sehr merklicher unterschied zwischen *v* und *w*, indem ersteres mit engerer annäherung der unterlippe an die oberzähne gebildet wird als letzteres.

ALLGEMEINES.

Wie schon besprochen, wird auslautendes betontes *e*, *o*, *ö*, *ö*. *n*, diphthongirt zu *ei*, *ou*, *öu*, *öi*, *vi*. Es müssen dann aber *e*, *o*,

o wirklich im auslaut stehen und nicht nur in unserer theoretischen schrifttheilung. Also: *ga je mee* = *ja'jəme'i*, aber *ik ben mee gegaan* = *ikbenme'jəja'n*. *Zoo* — *ben je daar* = *zo'u* — *benjəda'r*, aber *dat mat je zoo doen* = *datmutjə* (oder *mo'tjə*) *zə'durn* (*ö* im auslaut ist höchst selten). *Daar is een kneu* = *da'rizəjknə'u*, aber *ik had een reu gezien* = *ikhatənrə'pzi'n*.

ö steht, genau genommen, nie im auslaut, da das *ui*, welches sonst *ö* vorstellt, am wortende immer *öi* gesprochen wird, welches *i* (oder sogar *j*?) nie verloren geht. *Een ui* = *ədi*. *We hebben een regenbui gehad* = *wəhebnənrə'jənböijəhət*.

Das *v* in der betonten form des pronomen 3. pers. sing. behält sein diphthongirtes *i* wohl immer, auch vor konsonanten. Unbetont wird *hij* proklitisch vor konsonanten zu *hw*, enklitisch zu *i*. *Zij* unbetont *ze* (*zvi*, *zə*). *Mij* (akk. sing.) wird unbetont zu *me* (*mə*), betont aber in der konversation sehr oft zu *mijn*; *ga maar met mij mee* = *ja'ma'rmetmɔmme'i*, oder *metmɔmmme'i*. *Wij* unbetont *wə*. *Gij* ist nur schriftmässig oder oratorisch. In vertraulicher konversation *je*, mehrzahl *jelui* (*jələ'i* oder *jə'li*), höflicher *ijr* mit zeitwort in der 3. person sing. Sonst ist *ci* oder *ij* im wortende immer = *vi*: *de maand mei* = *dəmvntmvi*; *hij is vrij* = *hwijis frvi*.

Ein sehr kurzes *ə* (nie geschrieben, aber immer gesprochen) wird eingeschoben nach *l* vor *k*, *f*, *v*, *m*, *p*: *melk* (= *melək*), *melken* (= *meləkə*), *zelf* (= *zələf*), *delven* (= *dələvə*), *arm* (= *ərm*), *helpen* (= *heləpə*).

Nach *r* vor *s*, *j*, *v*: *merg* (*merəc*), *walgen* (*wələjə*).¹ In den gesellschaftlich niederen schichten des volkes kommt dies *ə* auch vor in manchen wörtern, wo es in gebildeten kreisen auch in schnellstfließender rede verpönt wäre; namentlich vor dem *tje* der diminutiva: *touw* — *touwətje* (= *tau* — *tauwətjə*, *tautjə* oder *tauwətjə*), *bord* — *bordje* (= *bort*, *bortje* oder *borətjə*). Die betonten und die enklitischen oder proklitischen formen der pronomina werden in der schrift viel weniger streng geschieden als in der sprache: „SIE weiss es, aber ER nicht“ = *zij weət het, maar hij niet* = *zvi weət ət, mvr hwɪ nɪt*. *Vraag HAAR maar niet, zij weət het TOCH niet* = *vra:c ha:r* (mit akzent) *ma:r nɪt, sə* (ohne akzent) *we:tət toj nɪt*. *VRAAG haar maar*

¹ Nicht aber in *walgetlijk* (= *wələlələk*), wo sonst drei *ə* zusammenkämen.

niet, neem het zonder vragen = *vrajer mar' nít, ne'm et sonder vrayj*.
Dat heeft hij nooit gezegd = *dát het i' nōit gezet*¹ oder = *dát het hwi* (nicht er, aber wohl ein anderer) *noit gezet* (oder *no'id jzwt*).

In der aufzählung der konsonanten fehlt ein zeichen für den kehlkopf-explosivlaut, welcher bei festem vokaleinsatz gehört wird, etwa 5t x.

Hinsichtlich dieses einsetzes schwankt die aussprache im holländischen, d. h. nicht immer geht einem anlautenden vokal ein x voraus. Meistens jedoch wird x gehört im vokalischen satzanfang, oder bei einigermassen sorgfältiger aussprache im hiatus: *béerven* = *bæxerw* oder (weniger sorgfältig) *bœræw*. Der feste einsetzung ohne x ist regel in langsamerer oder sorgfältiger aussprache von kompositis, wo der zweite teil mit vokal anfängt, bei vorhergehendem auslautkonsonanten, z. b. *leedaanzegger* = *le't-a'nzejər*, wo die teilung *le' - t'nzejər* fehlerhaft wäre. In schnellfließender rede wird aber auch hier der konsonant wohl immer zur nächsten silbe hinübergezogen.

Findet sich (theoretischer) vokalanlaut inmitten eines satzes nach einfachem stimmlosen konsonantenauslaut, so wird entweder der stimmlose konsonant zum stimmhaften mit leisem einsetzung des folgenden vokals, oder der konsonant bleibt stimmlos vor festem einsetzung mit oder ohne x, z. b. *ik heb een man gezien* = *k hep (x)ən mən jzi'n* oder: *'k hebən mən jzi'n* (oder auch: *mən-jzi'n*).

Es ist im allgemeinen geradezu unmöglich, genau und feststehende sandhiregeln zu geben, die jeder holländer als richtig anerkennen würde. Nirgend vielleicht zeigt sich in der aussprache das individuelle und der einfluss der geschriebenen (oder besser: gedruckten) sprache so stark als hier. Und auch nirgend hängt so viel davon ab, ob man die alltägliche leichte konversation, die abgemessene sprache zwischen etwa zwei einander fürs erste mal be-guehenden leuten höheren standes, die aussprache des redners oder die, welche man zum beispiel beim lesen eines gedichtes gebrauchen würde, als normal annimmt. Ich möchte hier betonen, dass ich in allem obigen die leichte schnellfließende rede zu beschreiben versucht habe, und von dieser gilt auch wohl, dass im satzinlaut

¹ Besser mit stimmlosem j; siehe oben. Statt *gezegd* auch SEHR oft: *gezeit* = *jzwt*.

stimmhafter und stimmloser konsonant beim zusammentreffen entweder beide stimmlos oder beide stimmhaft werden. Ersteres bei energischer, letzteres bei schlafferer artikulation.

Ehe wir jetzt zu den proben kommen, soll hier noch bemerkt sein, dass es wohl kaum eine andere sprache gibt, wo die wirklich alltäglich gesprochene sprache und die büchersprache so weit von einander abstehen als im holländischen. Auch wo die schriftsteller sich bemühen, die erstere wiederzugeben, z. b. in erzählungen, wo leute aus dem volke ihre eigene sprache reden sollen, kommt fast immer ein: „das sagt man wohl, aber schreibt (druckt) es nicht“ verderbend dazwischen.

Ich kenne nur *sehr* wenige, die wie z. b. Multatuli und Beets wirklich den mut gehabt, zu schreiben, wie und was man spricht. Die folge ist, dass beim sogenannten „natürlichen lesen“ die un-natur regel ist, und dass manches beim *lesen* „ungebildet“ wäre, was jeder jeden augenblick *spricht*. So sagt fast jedermann statt *nu* (= *nū*) *nou* (= *nauw* oder kurz: *nau*), man druckt aber immer *nu*, und wo auch nur das leiseste streben nach eleganz gezeigt werden soll, sagt man jetzt auch *nū*. So wird beim lesen von prosa manches *n* behalten, welches wie gesagt, im gewöhnlichen sprechen abfällt. Dass fast alle solche flexions-*n* in der poesie lautbar sind, braucht kaum gesagt zu werden.

Weit mehr aber als in der aussprache desselben wortes zeigt sich der unterschied im ganzen stile und in der wahl der ausdrücke, die fast immer etwas gekünsteltes an sich hat, welches sich bei manchen schriftstellern zum widerwärtigen steigert, wenn es mit wirklich volkstümlichen ausdrücken gemischt wird.

PROBEN.

EIN GESPRÄCH ZWISCHEN ZWEI SCHULKNABEN.

A. Zeg, ben je klaar? Het is kwart voor negen en ik heb mijn werk af.

B. Neen, noch niet heelemaal. Ik moet nog — een — twee — drie — vier — vijf — zes — zeven — acht — negen —

A. Zec, benjoklar? stiskwart-
fornejnw enikhepmnwerakaf.

B. Ne nojni the lma l. skmōtuo
— en — twee — dri — vier
— vijf — zes — zevē — aēt
— nejn

tien — elf — twaalf — dertien, nog dertien regels Homerus vertalen en een van mijn sommen maken.

A. Goed, ik ga even naar de post, en als ik dan terugkom, wil je dan een spelletje schaken?

B. Graag, maar je weet wel, je wint het altijd. Je moest me eigenlijk een paar zetten of 't een of ander stuk voor geven.

A. Dat zullen we dan zien; maak nu maar voort, want anders zit je om half tien nog te zeuren aan die vervelende breukenrommel.

B. Ik snap waarachtig niet, waar om ze je zulke onmogelijke kost voorzetten. Die repeteerende breuken zijn heel mooi, en de kerel die dat allemaal bedacht heeft moet heel knap geweest zijn, maar ik wou dat ik hem er eens eventjes hier had.

A. Och, die kon 't niet helpen. Die heeft 't niet gedaan om er jongens mee te plagen, maar erg veel nut — nu, die mij 't nut van „zooveel repetent“ bewijzen kan moet nog komen. Ik geloof dat ze 't je op school alleen maar leeren om iets te hebben waarop ze je op 't examen kunnen laten druipen.

B. Dat zou ik morgen maar eens aan den Directeur vertellen.

tin — əlf — twaalf — dertin. nojdertin rejsls Homerusfortal me wəqməsqməmkə.

A. jurt, ikeə'wəndəpost, enq-zəkəntəruckəm, wəljə (oder: wīj) dənənspləjtə səəkə?

B. jra'e, marjwə'tweel, jwintət-əltvt. jəmōstməwəjəlk ənpər (oder: ənpər) zətə owtə'noəqndərs stək-forjə'wə.

A. Dətsəlbəwədanzi'n; mək'nəuw-mər'wə'ort, wəntəndərsitjəəm həlf-ti'noətszə'rs əndi'wə'wə'ləndə brək-roməl.

B. Iksnəp'wə'rəktə (oder: tū) nīt, wə'romzəjəzələkə qnmə'ələkə kost forzə'tə. Dī'rəpə'tə'rəndəbrəkə zənhə'lmə'ri, endəkə'rəl dī'də'təlbə'məl bədəkt həp (oder: het) mət'hə'lk'nəp-əwə'stə'sən (oder: əwə'sən), mərrik-wə'udə'təkəm (oder: dəkəm) wə'zə-fə'tjə's (oder: ə'wəntjə's) hī'r'hət.

A. Oe, dī kənə'tni'thələpə. Dī hetə'tnī'tədə'n qmərjəjəzə'mətəpləjə. mər — ə'wə'f'əl (oder: ə'wə'f'əl) nūt — nəu dī mənə'tnūt'fən „zə'wə'l rəpə'tənt" bə'wə'zəkən'mətənoəqəm. Ike'lə'f də'tsə (oder: lə'wə'də'tsə) əjə-əp'sə'lə'lə'n'mər'lərənə'mi'stə'hə'bə wə'rəp'səjə'əp'tək'sə'mək'ə'nə (oder: kənə¹) lə'təd'rəpə.

B. Dətsə'wə'əkmə'wəjə'mər'wə's əndi'rəktə'rə'wə'rtələ.

¹ Grammatisch ein fehler, aber *sehr* allgemein.

Misschien toont hij je dan wel bij de volgende gelegenheid dat hij dat doel ook wel zonder repe- teerende breuken bereiken kan.

A. (op dramatischen deftigen toon) Mijn heer! u wordt hate- lijk! Ik ga en spoedig keer ik weer en dan — wacht u voor mijn wraak. Ik zet u spoedig schaak. En —

B. Gauw, voort alsjeblieft, als je begint te rijmen dan . . .

A. (weer op gewonen toon) dan wordt 't flauw. (tragisch) treurig! en maar al te waar!

B. Als je nu niet uit rukt, krijg ik mijn Homerus niet eens af, en dan komt er nog wat mooiers dan breuken. —

A. Nu, ik zal je niet op hou- den. Hadie!

*miscintont hwijsdantwel bvdvovajan-
dijle jnhwt dqtvdadu'lo kwelzondv
rjptevrondbrö'k bvrö'kän.*

*A. (opdramatiss deftig ton)
Mvnhcr, ü wörthattök. Ikä
en spudic ker ik wecr en dan —
wäct ü vor mvn vräk. Ik set
ü spudic sca'k. En —*

*B. jautv — vort -- asjblift
asjbjintromv dan . . .*

*A. (we'ropgewon ton) dan-
wörtotflauw. (trajis) tröric! en
mar al te war.*

*B. Asjonaunivöttrukt, kryjik
(oder: kryök) mnhomarusn'ten-
saf, endan (oder: dan) kpmtr-
nojwätmörzaz¹ brök.*

*A. Nauw! iksaljnitophauwv.
Hadie.*

WAAR EN HOE.

Niet in de scholen, neen, heb ik
gevonden,

En van geleerden, och weinig
geleerd;

Wat ons de wijzen als waarheid
verkonden,

Straks komt een wijzer die 't
wegredeneert.

't Leven alleen is de school van
het leven,

Levenservaring het heilige boek,

Nitindesco'lon ne'n hebikvovonden

Envanjleerden oc weinicler't

*Watonzdewezn alswarhvtförkän-
dän*

Sträkskomtewezvör d'wegrädne'rt

tle'vönäl'en izd'vscö'kwantle'vön

Levensvrv'arig hethlvjpbuk

¹ *as (als)*, für *dan*, nach komparativen hat sich in der gesprochenen sprache fast ausnahmslos festgesetzt.

God! door uw wijzenden vinger geschreven,	<i>jot dorri'wvzandwiger jascreevon</i>
Daar ik niet vruchtloos de waar- heid in zoek.	<i>Da'riknitfructlo's d'wa'rhotinzuk</i>
Zelf moet gij 't zoeken en zelf moet gij 't vinden,	<i>Zelomw'catsukon enzelomw'catfin- don</i>
Mensch, in uw hart, in het Woord, in uw lot,	<i>Mens inü'whart in het wort inü'wlot</i>
Anders zoo spelen de wervende winden	<i>andrs so'spe'len d'werv'landw'indon</i>
Mensch, met uw hart, uw geloof en uw God.	<i>Mens metü'whart ü'w'jlo'fenu'w'jot</i>

DE GENESTET.

Rock Ferry, febr. 1890.

WILLEM S. LOGEMAN.

HUGUENOT ELEMENT IN CHARLESTON'S PRONUNCIATION.

Fortunately there exists a list of the Huguenot names drawn up in the year 1697 (or thereabout) from which we shall take such names for our comparison as are still in existence. The following list comprises enough for our present purpose:

NAME	APPROX. EAR. FR. PR.	PRESENT PRON.	MODIFICATIONS.
Bacot ¹	Bako (or ò)	Bakot	
Benoist	Benüe?		Now Bennet?
Benoit	As above		As above
Bonneau	Bono (or eò?) ²	Bono	
Bonell	Bonel	Bonel	Bónel
Bonetheu	Boneteu	Bónepo	
Bonnetheau	Boneto (or eò?)	As above	
Bordeau	Bordo (or eò?)	Bordo	
Boyd	Boid	Boid	
Carriere	Karie(r)	Karir	
Carrere	Karer	As above	Karer?
Collin	Kolaeq	Kolins	
Collins	As above	As above	
Cordes	Kord	Kords	
Conturier	Kutyrie(r)	Kutrír	
Couterier	Kuterie(r)	As above	

¹ The accent is the same as in French unless otherwise indicated. Sweet's Revised Romic is used.

² Thurot (ii, p. 749) says: "Dans la terminaison *eau* l'*e* féminin se fit entendre longtems. mais on n'entendait plus que *o* dans la plupart des mots." But the pronunciation of *Beaufort* and *Beaufain* (Beufort, Beufain) would lead to the inference that *-eau* was pronounced (*eò*) by the French Huguenots who settled here.

NAME	APPROX. EAR. FR. PR.	PRESENT PRON.	MODIFICATIONS.
De Hay(s)	Dĕai?	Dĕheiz	
De Leiselin	Dĕleizelaeq	Dĕlĕslin?	
De Saussure	Dĕsosyr	Dĕsasur	Desasor (vul.)
Deveaux	Dĕvo (or eò?) ¹	Dĕvo	Dĕvo
Doux-saint	Dusaeq	Dĕu ² sent ²	Daksent (a = u in <i>but</i>)
Dubois	Dybié?	Dĕu ² boz	
Dubose (or q)	Dybōsk?	Dĕu ² boz	Dĕbask (a = u in <i>but</i>)
Dubose	Dyboz	As above	
Dupont	Dypoq	Dĕu ² pont	
Dupree	Dypre	Dĕu ² pri	Dĕu ² pre
Dutarque	Dytark	Dĕu ² tart	
Gabriel (le)	Gabriel(l)	Gebriel	
Gaillard	Gaijar	Geljar	
Gendron	Zhaqdroq	Dzhéndran	Zhaqdroq
Girardeau	Zhirardo (or eò?)	Dzhĕrido	Zherárdo (La.)
Gourdin (ain)	Gurdaeq	Gurdain	Gridain? (vul.)
Guerard	Gerar	Gerard	Gĕred, Gĕret
Guirri (Guerry)	Geri	Geri	
Horry	Hori	Ori	Hori?
Huger	Hyzhe(r)	Judzĕi	
La Roche	La Rosh	Larotsh	
Laurens	Lōraq	Lōrens	
Legaré	Legare	Legri	
Manigault	Manigo	Manigo	
Marie	Mari	Mári (Fr.)	
Marion	Marioq	Márian	Mérian
Mellichamp	Melishaq	Melishamp	
Mercier	Mersie (r)	Mārsir (ā = i in <i>sir</i>)	Mārsr (ā = i in <i>sir</i>)
Mouzon	Muzoq	Miu ² zan	
Neufville	Nevil	Nevĭl	
Normand	Norma	Nórmand	
Peronneau	Perōno (or eò?)	Pĕrōno	
Pereneau	Pereno (or eò?)	As above	
Peyre	Perr	Pĕr	
Prioleau	Priolo (or eò?)	Prĕlo	Prĕlr? (vul.)
Poinset (te)	Poaqset	Pōinset	
Porcher	Porshe(r)	Pōrshĕ	
Postell	Postel	Pōstel	
Poyas	Pueja?	Pājōs	

¹ Thurot (ii, p. 749). Cf. note 2 p. 290.² The sign (u²) represents the sound (u) accompanied by a slight vanish.

NAME	APPROX. EAR. FR. PR.	PRESENT PRON.	MODIFICATIONS.
Ravenel	Ravenel	Ravenel	Ravnel
St. Julien	Saeqzhyliaq	Sânt djü ² lan	
Simons	Simoq	Sâmans	
Tousiger	Tusizhe(r)	Tûsidjer	Tatshi? (a — u in <i>but</i>)
Trézavant	Trézevaq	Trézvânt	

It will be seen that with few exceptions the proper names have retained their French forms, though the pronunciation has been modified in many cases by time and contact with the English. They are still, however, to all intents and purposes French. Here we shall call attention to only a few peculiarities, as the influence of the French vowels and consonants will best be considered after the French extracts from the public documents. The place of the French accent is occasionally changed; compare Bónetheau (Fr. Bonethéau), Cólins (Fr. Collins), Dé Saussure (Fr. De Saussüre), Gíardeau (Fr. Girardéau), Máric (Fr. Marié), Mélichamp (Fr. Mellichämp), Prióleau (Fr. Prioléau), Póyas (Fr. Poyás), Símons (Fr. Simóns), Trézevant (Fr. Trézévânt). In all, less than a dozen out of over sixty — a very small proportion. The changes in the vowels and consonants have not been so great as we might have expected when we consider the influence brought to bear on them. A few transformations surprise us. Compare Couturier (Kutrír), De Saussure (Désosur), Doux-saint (Dû²sent, or Dâksent), Gourdin (Gurdain), Huger (Judzhì), Legaré (Legri), Poyas (Páijos).

The French documents consist of wills and contracts found in the city archives. They all belong to the last decade of the seventeenth century and the first decade of the eighteenth and bear witness of having been written by the persons themselves. There are others which seem to have been written by lawyers, but it was deemed best to use those drawn up by the persons themselves, as containing the language of the people.

Will of Pierre Bertrand, dated the 8th of Sept., 1692:

Au Nom de Dieu

Moy Pierre Bertrand natüve de Ste Martin en L'isle de Ré au Royaume de France agé de uingt quatre ans ou enuiron Estant au Lit malade—Mais Sin

Desprit et entendement et Sachant quil ny a rien plus certain que La Mort Je me suis resolu a faire mon testament et dernier uollanté Comme il sensuit

Premièrement Je remercie dieu de mauior fait naitre dans la veritable religion Reformée et Luy demande pardon de tous mes peches au non et par le meritte de la mort et passion et resurection de No-stre Seigneur, Jesus christ le priant de Nentrer pas en conte Ny en Jugement avecq moy mais me faire grace et Misericorde et me faire part de son paradis.

Will of Pierre Perdriau, dated Nov. 26th, 1692:

Au Nom du pere, du fils, et du St Esprit. Amen.

Jay Pierre Perdriau natif de la Rochelle au royaume de France, tant de present en Caroline détenu au lit de maladie depuis 6 ou 7 jours; mais par la grace de Dieu sain desprit, memoire, jugement et entendement et considerant quil ny a rien de plus certain que la mort ny de plus incertain que l'heure dycelle ne voullant decedder intestat ny sans auoir fait mettre ma derniere volonté par écrit, jay fait écrire mon present testament et ordonnance de derniere volonté sans y auoir été induit, forcé, ny contraint par qui que se soit comme sensuit.

Will of Arnaud Brunau, dated Dec. 30th, 1692:

Je Arnaud Brunau Escuyer S. de la Chaboeiere étant de present en Caroline en l'amerique en nostre habitation de Ouanthee proche Jemston sur la riuere de Santi auquel lieu d'ouenthee nous nous sommes establis Paul Bruneau Esquyer Sieur de Riuedoux mon fils et Henry Bruneau mon petit fils et moy et ou depuis plus de quatre ans nous faisons nostre residence sachant quil nous faut tous mourir et quil nest rien de si certain que l'heure de la mort, me trouuant dautant plus obligé a disposer de mes affaires quil y a trois ans ou enuiron que le fus attaqué dun catherre dont je pensé mourir et qui ma laissé un grand engourdissement sur toute la partie gauche de mon corps qui men a fort afoibly tous les membres me trouuant pourtant graces a dieu dans une assez bonne disposition de mon corps et scint de mon Esprit.

Agreement between Pierre Robert and son (Swiss), dated Jan. 25th, 1701.

Sorte que chacun de nous separément et sans le consentement de l'autre, ne pourra vendre ny engager sa part des terres, ny des Esclaves, mais nous pourrons d'un consentement mutuel, lorsque nous jugerons à propos, vendre conjointement mon dit fils et moy, ou le dit fonds de terre ou les Esclaves, ou partie d'eux.

In discussing the influence of the French element upon the English pronunciation of Charleston we must remember that the Huguenots left France at the period when the fluctuations between the different vowels (*a* and *e*, *o* and *ou*, *eu*, and *ou*, *o* and *e*) had nearly ceased. There were at that time three distinct pronunciations:

the pure pronunciation of the cultured people and scholars, in a certain measure theoretical; both the second and third belong to the so-called vulgar language; the second was that used in reading poetry and in public discourses, and the third was the every-day language of the common people. The Huguenots belonged to the artisan class and must have brought with them to South Carolina the second and third grades. Their ministers and the educated spoke in all probability the more cultured of these; that is, the second, or that used in poetry and public discourses.—A short summary of these sounds will form a basis for our investigation; we shall treat the sounds here in the same order (that is, *i*, *e*, *a*, *A*, *o*, *u*, *ö*, *ü*) as in our former article (cf. *Phonetische Studien*, vol. i, p. 231).

The pronunciation of the vowel (*i*) is very narrow. It exchanges with (*e*), but in the cultured language, however, there was no exchange.—Tonic *e*, whatever its origin, in the language of the cultured class as well as of the vulgar, was pronounced wide, even very wide, consequently near *a*, whenever it was followed by a consonant pronounced in the same syllable. "The German *è* in *der*, would be the back-upper, and probably also the English *a* of *dare*, the French *è* of *père*, *aime*, the front-lower. The *è* of the sixteenth century was likewise the lower" (cf. Lange, *Der vokalische Lautstand*, p. 20). But words in *-ere*, especially *père*, *mère*, *frère*, and words in *-ege*; as, *collège*, *privilege*, continued to be pronounced with an *é-fermé*, that is, narrow.

The *a* had its two sounds of wide *a* (*patte*, *mal*) and narrow *a* (*pâte*, *mâte*). Even the narrow (grave Thurot calls it) retained quite a clear (high) sound and was different from the darker (deep) German *a*. Generally it was very wide.

The digraph *au* probably had the sound of *o*, and may have fluctuated as the English *gaunt*, etc. It exchanges with *o* (*ò* wide? (comp. *pauvre* below), also with *a*.

There were two *o*-sounds, wide and narrow: *ò*, *ó*.

The *u*-sound (*ou*) was simple *u* and no longer a diphthong, but frequently exchanged with *o*; as, *chosc* or *chouse*, etc.

We need mention only one peculiarity of the consonants, the palatalization of *c* and *g* before *i*, *e*, *eu* (see below).

It is always a difficult question to attempt to trace the mutual influence which two languages may have exerted upon each other,

as it is often uncertain just what the native development would have been without the aid of foreign influence. This is especially true of sounds. Similar causes may have produced similar effects independently in each language; or mutual influence, arising from the contact of the sounds of each, especially if the two languages belong to different branches, as the French and the English. The influence of the former upon the development of the vowel system of the latter, has been very great, though difficult to analyse, as the two streams flowed together at such an early date that it would now be impossible to say in most instances whether Romance or Teutonic influences had been most active in producing certain changes. Still much light might be thrown on the two elements upon each other.

It is customary to ascribe Romance influence to the introduction of Romance words at four various periods: 1. the occupation of Britain by the Romans; 2. the conversion of England to the Christian Religion; 3. the Norman Conquest; 4. the Revival of Learning. The real sway of the French tongue, during which it exerted its greatest influence upon the language, forms, according to excellent authority, two periods: the first comprises the time of the Norman Conquest, when French was really at home in England, to the loss of Normandy; the second, when the French was a foreign language in England, extends from the loss of Normandy to the end of the reign of Edward III. The first is often called the Norman, the second the French, period. But we are far from knowing at the present date the exact truth in regard to the mixture and development of the two languages. The frequent and intimate intercourse of the two nations has led to a peculiar development of the English vowel system and to irregular changes in English pronunciation. It is, therefore, doubly difficult to trace out the Huguenot influence upon the pronunciation of Charleston. In the first place, we have the uninterrupted flow for centuries of Romance elements into England. Changes in certain directions appeared in England. The language was transplanted here during the process of change and either became permanent, or, from various influences, was again subject to change. The French Huguenot element brought with it the same influences which had modified the English in England. To which influence, if to either, is the present pronunciation of Charleston due? It is not always possible to tell. We know

approximately the period and can follow up the changes from that time to this. Wherever the pronunciation of Charleston shows peculiarities, we must either trace them back to the English of the time of the first settlement here, or account for them from outside influence. If we find similarities between the present pronunciation of Charleston and the Huguenot pronunciation of the time of their first settlement here, it will be *prima-facie* evidence of influence, though not positive evidence; for the development of sounds is often such as to defy explanation by any known laws. Bearing this in mind, let us examine the pronunciation of Charleston in order to discover whether the Huguenot element has had any influence upon it.

In our comments on the vowel *i* (*ibid.* 232) we mentioned the exchange of *i* for *e* in *if* (in Charleston *ef*). The proper name *Prioleau* is here commonly pronounced *Prelo*. In the sixteenth century these vowels were interchangeable in France and this phenomenon did not disappear altogether in the seventeenth century. However, it is not an uncommon phenomenon as Ellis remarks (*ibid.* 99). The change here is probably due to that tendency in the Charleston pronunciation to retain the older English pronunciation, though the influence of the French may have helped to strengthen that tendency.

The peculiar pronunciation of words like *there, tare, pare*, etc. (p. 232) corresponds quite well to that of the French of the sixteenth century (see above). Thurot (vol. ii, p. 748) remarks that in the seventeenth century words in *-ere*, especially *père, mère, frère*, and words in *-ege*; as, *collège, privilège*, continued to be pronounced with *e-fermé*. But in the last years of the seventeenth and the first years of the eighteenth centuries this *è* of *père, mère, frère, collège, privilège*, became open (*ê*) as at present. The sound which both the English and Huguenots brought with them was nearly alike, so that the mutual influence of the two languages (the surroundings of the vowel being nearly the same) would tend to retain the sound in the present pronunciation. The sound of *a* is difficult to describe. The Italian *a* sounds quite different from the Portuguese, French, English, or German *a*. What is the peculiar shade in each of these sounds? The Danish and English are inclined to the clear (higher) sound (cf. Storm, *Eng. Philol.*, p. 34 ff.), the German to the deeper sound. Storm (*ibid.*) regards the French *â* in *lâche, pâté* (low-back)

as the normal *a*. But this *â* is rather the exception in France; the short, clear French *a* (*a*) is the rule. The Scotch *a* in *father* comes near the French *â* in *pâte*, but is probably less deep (cf. Storm, *ibid.*), while the English *a* in *father* (mid-back) approaches the palatal sound (*æ*). Sweet (*Hist. of Engl. Sounds*, p. 210) says the French *a* of the sixteenth century points to a sound between Swedish *mat* and Eng. *father* on the one side, and Eng. *man* on the other; that is, to Dan. *Mane*, or, more probably, to Eng. *man*, a sound which was fully established in the next century. In Charleston the tendency is rather to this last sound; as in *man*, *cat*, *sad*. No Charlestonian would make the mistake indicated by Thackeray (*Miscell.* i, 58) in his *nong-tong-paw* (*n'entends pas*), but would say *nang-tang-paw* (*a* as in *man*). Perhaps the tendency to this clearer sound may be in a measure due to the influence of this (higher) French sound brought over by the Huguenots; it may have strengthened a tendency already existing.

The *ɔ* (*A* or *ä*) -sound is common enough in Charleston but has never affected words like *gaunt*, *haunt*, *jaunt*, *daunt*, *vaunt*, *aunt*, *vauht*, *haunch*, *launch*, *pauch*, *staunch*, etc., (cf. *grange*, *strange*, *ample*, *grant*, *chant*, which were spelled with an *u* in M. E. and pronounced like those just given). According to ten Brink (*Chaucers Sprache und Verskunst*, p. 50) this *au* (*ā*^u) "denotes the nasalized *ā*, or better the sound which represents in M. E. the Romance nasal *a*. It may have been a darker *a*, as the writing *au*, often interchanging with *a*, seems to indicate. This sound is inseparable from lengthening (*dehnung*), since *au* never appears before *nk*, as in *frank*. It has its place before *mb*, *ng*, *nc*, *nt*." It is an evident attempt to represent the nasal pronunciation of the Anglo-Norman nasal vowel, and von Jagemann (*Trans. of Amer. Philol. Ass.*, vol. XV, p. 83) thinks that "this representation (by *au*) gives us a clue to the phonetic nature of the nasalization: *aun* must have been pronounced somewhat like the Portuguese *ão*, which is an *a*-sound followed by a nasal, and not like the French *an*, which is an *a*-sound itself nasalized. In later English the original sound gradually wore down to a simple long *a*, as in Mod. E. *vaunt*." These words had the *ɔ*-sound in England in the seventeenth century, but had not altogether discarded the (*a*)-sound. The clearer (*a*) changed to *æ* (as in *man*), but it is long in Charleston.

Turning to the French of the sixteenth century we find (Thurot, i, p. 425) that the pronunciation of *au* long fluctuated between *ao* (both vowels pronounced) and long *o* (mid-back-n.-r.), which latter finally prevailed. However, the ancient pronunciation (*ibid.*, 429) of the diphthong *au* existed in Normandy and the south. According to Beza (1534) the Normans still pronounced distinctly the *a* and the *o* in one and the same syllable, *autant*, as if it were *aotant* (cf. Hindret, who makes them say *fra-oude* for *fraude*, *ca-ouse* for *cause*, *cha-oul* for *chaud*). But this *au* interchanged in French with *o* (mid-mixed-w.-r.?) and *a* in some words. We find *pauvre*, *poivre* and *poivre*, but see later. Perhaps the word *balm* and those mentioned on p. 235, *ibid.*, may be in part explained through Huguenot influence. On p. 433, vol. i, Thurot gives *baulsme*, *bame*, *ambamés*, *bausme*, *embasmer*, *embasme*, *baume*, *embaume*, *basme*, *baulme*, etc. The forms *bame*, *ambamés*, *embasmer*, *embasme*, *basme*, indicate an *a*-sound as one pronunciation of these words. From what has already been said of the French *a* of this period (sixteenth century), we can assume the lighter *a*-sound (nearly as in *man*). The M. E. form is *baume*, or *baume* (Chaucer), *baum*, *bame*, *basme*, *balsme*. The form *bame* is in *Aucien Récit*, p. 104. *Psalm* has the same history. Thurot i, page 440, gives *psalme*, *pscalme*, *pscaulme*, *staumes*. Anglo-Saxon has *scalm* and the M. E. probably fluctuated like *balm*, though I have no sources to look it up. The fluctuations were the same in both languages and they undoubtedly mutually influenced each other. Both sounds (ɔ, a) were probably brought over from England. But the lighter *a* of the French must have contributed to the establishment of *â* (long sound of *a* in *man*) in all these words in Charleston. In modern French this sound has become *o*; in English, it has divided into ɔ, a, and æ, as we have already seen.

On p. 236, *ibid.*, it is stated that "the word *poor* sometimes received the sound (poor) instead of (puur)". In the sixteenth century the French shows a variety of spellings: *poivre*, *pauvre*, *pauvre*, *paouvre*, *pouire*, *pauvre* (cf. Thurot, i, p. 430). Inasmuch as *au* exchanges with *o*, and *a*, in some words, and perhaps with *ou*, *u*, *eu* in a few others, we may infer from the various spellings of *pauvre* that usage was divided between *ao* (ao), *a-ou* (ai), *o* (ô?), and *ou* (u). In Chaucer, we find *poivre* and *pouire* (not in rhyme), perhaps from *poivre* (pòvr), the transitional form of O. Fr. *poivre* (cf. above). The

most that can be said is, that this sound must have been brought over from England and was probably prevalent there in the sixteenth century (cf. Ellis, 97). It is also quite probable that the French brought over this same pronunciation of (pòvr). Compare the present pronunciation by some of the French creoles of Louisiana; *chose* (shòz), *rose* (ròz), *pauvre* (pòvr). The preservation of this occasional pronunciation (pòòr) until now, is possibly due to Huguenot influence and partly to the conservative spirit of Charleston.

Exception has been taken to the pronunciation I have indicated (p. 237) for *book*. There the statement was made, that "that shade of the *u*-sound heard in *put*, *book*, *pull*, etc., has passed entirely over to its sound *but*; hence the good majority of Charlestonians pronounce these words (pət), etc., or is it, perhaps, the close Scotch *u* in *come*, *up*, Sweet's low-back-narrow?" The statement is in the main right, though the full *but*-sound is confined to the lower classes. The elegant pronunciation has stopped a shade short of *but*, as we shall presently see.

Let us begin with the vowel sound heard in *but*; Sweet calls it mid-back-narrow and Sievers describes it as "differing from the so-called pure Italian *a* and the *a* of the German stage only by stronger arching of the back tongue toward the soft palate". It is between Italian *a* in *cane* and French *eu* in *leur* (cf. Trautmann, p. 160, 40); Ellis calls it an unrounded *leur*. This sound is peculiar to the English and is a younger (though according to Holtzhaus quite old) acquisition first mentioned by Wallis (1653), though it must be older than that. "The first mediate testimony of its appearance, or better, its rise, is found in the substitution of *o* in *sone*, *onder*, *wonic*, *wolf*, etc., for *sune*, *under*, *wunic*, *wulf*, etc., in the MSS. of the 13th century. To all appearances the projection of the lips in uttering the *u*-sound was omitted, so that Sweet's high-back-narrow arose (Gaelic *laogh*); this became later the present *but*-sound" (Trautmann, p. 164). Ellis (175) calls it "a modern encroachment." He adds that "in general the long Saxon (*oo*), which first became (*uu*) and then fell to (*u*), or (*u*), has resisted the further change into (*o*)." Generally this sound reverts back to the radical Anglo-Saxon *u*, and the change from *u* to *o* explains in a certain measure the present sound of this *u* approaching *o*. It is the *u* deprived of its labial character, but at the same time ac-

accompanied by the enlargement of the angle of the jaws, which latter act is immediately connected with the sinking of the tongue, or in other words (u) is high-back-n.-r. and (a) is mid-back-n. If Trautmann's theory be accepted (*Anglia* iv, 60 ff.; also i, 588—9), then there is a certain inner relation between the series of sounds to which the *u* in *but* belongs and the series *ü, ò, ö*; the latter he describes as arising when we join the lip-position of *u, ò, ó* to the tongue-position of *i, è, é*. We have already seen that the *u* in *but* is the unrounded *leur*, so that there seems at all events to be a certain relation both of articulation and sound existing between these sounds.

If we revert to Palsgrave's pronunciation, we shall find that his *o* in *gost, nose, boke*, does not mean the French unaccented *e*-feminine, but rather the *o* in *tonge, soche (suche), moche*, etc., therefore represents a sound between the *u* in *but* and the sound of the Gaelic *laogh* (Sweet's high-back-narrow Λ : cf. Holthaus, *Anglia*, viii, 140). Sweet's second Word-list (*Hist. of E. Sounds*, 1888, p. 373 f.) proves that out of one hundred and forty words with the modern sound of *u* in *but*, seventy-five are from old *ü*, seventeen are from old *û*, sixteen from old *ò*, eleven from old *ʊ*, six from old *ō*, four from old *â*, and the rest scattering between *ĵ, â, ey, ê, â, i, eo, a*. Thus, over one half are reflections of words in *u*. The question naturally arises why the *u*-sound was abandoned and the *but*-sound received into its place, and through what sound did it pass in its transition from (u) to (a). The age of the *u*-sound is also a question of interest. We will begin with the *u*-sound.

The normal *u*-sound is not a favorite in modern English. In uttering it, the lips are less protruded than in German, and the sound is less rounded. There is also a broadening of the body of the tongue which hinders the formation of the reed-shaped opening of the mouth necessary for producing an intensive normal (u); the massing of the tongue in the opening at the back palate checks the formation of the most intensive (i) possible. This explains in a measure the lack of the pure normal (u)- and (i)-sounds in English. The exchange of *u* and *o* in the transition period from Old to Middle English indicates that the real sound was midway between (o) and (e); hence Trautmann's (*q*), a tolerably dull vowel between the *u* in *but* and the *laogh*; that is, vacillating between both. Both

incline to the *ü*- and *ö*-sounds, though more unrounded; *o* was between the German (back) *a* in *vater* and the open *ö*-sound, that is, already near the *u* in *but*,—*u* was discarding the rounding of the lips, that is, changing to *laogh*. Holthaus (*ibid.*, 141) conjectures that this process began in the twelfth century. The passage was then from (u), high-back-narrow-round, through (ü, as in Norweg. *hus*) to (a) mid-back-narrow; therefore a passage from the articulation farthest back to one uniting the lip-protruding (rounding) of *u* and *o* to the tongue-articulations of the *e*- and *i*-sounds and bearing a close relation to the *ü*- and *ö*-sounds. Any obstruction in producing the *u* which should tend to change the place of the articulation farther forward and at the same time change the labial modification to the lingual, would account for the transition. The Scandinavian *u* lies between (u) and (y), the Swedish nearer (y) than the Norwegian, and essentially identical or at least similar to Fr. *u* in *lui* (cf. Storm, 69). But there is also something of the *o*-element in the sound, so that there must have been an influence at work which tended to produce this effect. The *ö*-sound, to which our *but*-series inclines has in general the tongue-position of the *e*- and the lip-position of the *o*-sounds. In other words, there has been a gradual approach from the lowest towards the highest vowel and at the same time an approach of the *o*- and *i*-positions.

Again we ask what occasioned this change? May it not be consonant influence? The surrounding consonants seem to have played some part in the sound-change. The *n*¹ follows oftener than any other letter, fifty times; *s* twenty-one, *m* fourteen, *t* ten, *f* eight, *c* (or *k*) eight, *d* six, *p* six, *b* and *r* five, and the rest are scattering between *l*, *h*, *g* (afterwards *tch* or *f*). The consonants preceding the vowel are more varied: *l* (simply or in combinations) occurs fifteen times, *r* (simply or in combinations) fourteen, *s* eleven, *m* ten, *b* nine, *h* nine, *d* seven, *c* six, *n* five, *sh* five, *t* five, *st* four, and other consonants less frequently; we find besides *th*, *w*, *sw*, *f*, *g*, *y*, *p*. Six times we have an initial vowel. According to the above, *n* follows the vowel fifty times, and precedes five; *s* follows twenty-one, precedes eleven; *m* follows fourteen, precedes ten; *t* follows ten, precedes nine; *f* follows eight, precedes but once; *c* (or *k*)

¹ This computation is based on Sweet's second Word-list, as above.

follows eight, precedes six; *d* follows six, precedes seven; *b* follows five, precedes nine; *r* follows five, precedes fourteen; *l* follows three, precedes fifteen; *h* follows two, precedes nine; *sh* follows three, precedes five; *p* follows six, precedes four.

It is admitted that those consonants which have a relationship of articulation with certain vowels modify the vowel sound. In estimating the effect produced upon the vowel, both the post- and pre-consonants must be considered. The most prominent post-consonants are *n, s, m, t, f, c (k), d, p*, etc., or those inclined to coronal and dorsal (labial) articulation. The most prominent pre-consonants are *s, m, b, d, t, h, r, sh* etc., partly inclining to coronal and partly to dorsal and labial articulation.

Some of the most common words are *son, ton, won, come, such, honey, love, tongue*, etc. The Anglo-Saxon forms are *sunu, tunne, geveunnen, cuman, sunken, hunig, tungc, lufian*, etc. Most of the consonants have a strong inclination to dorsal (coronal) or labial (labiodental and bilabial) articulation. Both labial and dorsal consonants readily assume the distinctive character of the accompanying vowel and are, at the same time, liable to color or obscure it. That is, the vowel easily loses its distinctive character and assumes the nature of a "mixed vowel". The "mixed vowel", which we know was between *u* and *o*, since these characters exchanged, stands in the good majority of cases (that is, in words now having the sound of *u* in *but*) between consonants with a dorsal element in their articulation, or labial and dorsal, and hence become subject to their influence. This obscuration is more liable to take place in unaccented syllables where the vowel is surrounded by consonants with dorsal or labial articulation, but even accented vowels are also obscured. It has already been observed (*Anglia* vii, 218) that the labials *m, f(v)*, change Anglo-Saxon *û* from (au) to (a); compare *scûm, scum, pûma, thumb, dûfe, dove*, etc.

As we see, these are the very changes which we have considered necessary to produce our (a)-sound when starting from *au, u, or o*. Most of these consonants have a dorsal element and their peculiar English pronunciation intensifies their effect. For instance, *n, m* are post-coronal-alveolar and at the same time antedental-palatal, classed under supradental (that is, coronal-alveolar, or dorsal-alveolar) by Sievers; *s, z, (sh?)* are post-coronal-alveolar; *t, d, p*

are the same as *n*, *m*, that is, postdental or interdental (coronal articulation); *g*, *k*, are however formed on the middle of the soft palate, though *k*² (*g*¹) are farther forward, perhaps guttural-dorsal; *f* and *w* are labiodentals, and *b*, *p*, *m* are bilabials; the English *l* is alveolar, and the *r* is supradental. The influence of most of these consonants, if exerted at all, would be to raise the *u* towards the *o*-position and at the same time to change it more to the *i*-position. They probably exerted such an influence, though it is difficult to say positively just what it was, or whether other unknown influences were not also at work. Scandinavian influence of *u* in *hus* may have helped. It is also probable that the O. E. *ū* of the twelfth century "was spoken with deeper tongue-position, perhaps *ò* (*schòn*, *cux*), at the same time the original *u* unrounded to (*ʌ*, as in *laugh*), or already to *y*" (Holthaus, *Anglia*, viii, 141). "It is difficult to say", he continues p. 143, "when long *o* assumed the sound *y* (*v*) in certain words. Some words had early lost their length and turned immediately with short *o* to *v*, and others may have entered upon this way by analogy, or through some other influences."

There are sixteen examples of long *o* becoming (a): *môther*, *brôther*, *tôh* (*tough*), *glôf* (*glove*), *mônath*, *gôma* (*gum*), *rôther* (*rudder*), *flôd*, *blôd*, *dôm*, *ôther*, *môste* (but *cf. muste*), *genôh* (*enough*), *wudu-rôfe* (*woodruff*), *gedôn* (*done*), *mônandæg* (*Monday*). The consonant-complex here is the same as above, and it only needed a shortening of the vowel to produce the same result. Holthaus' conjecture is probably the correct one, as we find the same shortening of a long vowel in *book*, *look*, *foot*, etc.

The question now arises whether the French exerted any influence on the production of this (a)-sound. Ellis and Sweet say yes, but others are inclined to disbelieve it. The tendency of the English, as we have already mentioned, is to the deeper, duller, fuller sounds, due to the difference in composition and position of the mouth and throat. Sievers (see above) justly remarks that the character of the sounds of the English vocalism rests essentially on the slight participation of the lips in their formation. The tip of the tongue inclines away from the lower front teeth upward, tendencies which have led to divergencies in the final result of this movement from *u* and *o* towards *ü* and *ö*.

The Latin *ô* and *ū* passed into French *o*-fermé. But in the

accented and free syllable this sound passed into French *eu*; as, HÖRAM *heure*, SÖLUM *scul*. "The *o* of *amör*, *raison* was probably in its origin a diphthong holding a position midway between *o* and *ou* and rhyming neither with *u* coming from Latin *û*, nor with *o* coming from Latin *o* or *au*. Very early this *o* became *eu*, *calorem* gave *chaleur*; *saporem*, *saweur*; *nodum*, *naud*" (Bartsch, *Langue et Littérature Françaises*, p. 21). The development of the two sounds (French *eu* and English *u* in *but*) has a certain similarity and a certain disparity. The deeper sounds of the English may have become clearer than they otherwise would have been, had it not been for the contact with the French. But it turned to the unrounded (a), while the French has the rounded *eu* (*leur*). The two languages may have met when the development of this sound in both was nearly at the same stage.

Even this theory would seem to contradict itself, as the modern French *eu* comes mostly from the long or short Latin *o* (Diez, pp. 132, 133, 159; cf. Thurot i, p. 449 ff. for other sources) and none of these words which have developed the *eu* in modern French have the (a) in English (but compare later on for O. French). The Romance words with the (a)-sound in modern English have various sounds in modern French, but never *eu*. A careful comparison of the vocabularies of the two languages with a view to the classification of the sources of the various sounds which have produced (a) in modern English, showing their Latin origin and the French sounds now represented, is very desirable, but would lead me too far from my present subject. In lieu of this, I have carefully compared the vocabulary added to Dietrich Behrens' *Beiträge zur Geschichte der Französischen Sprache in England*, with the following results: The words there having the sound of (a) in modern English represent five modern French sounds: 1. mod. Fr. *u* (y) as in *adjudge*, *buffet* (?), *judge*, *judgment*, *justice*, *justify*, *multiply*, *publish*, *punish*, *supply*, *suppress*, *suspect*; 2. *ou* (ou), as *butcher* (?), *butler*, *color*, *couple*, *coverlet*, *covet*, *culvert*, *double*, *glutton*, *govern*, *governor*, *rut*, *sudden*, *suffer*, *supper*, *supple*, *sustenance*, *touch*, *truss*; 3. *on* (oŋ), as *assumption*, *comfort*, *covet*, (verb, O. French *covoiter*, mod. Fr. *convoyer*), *discomfit*, *juggler*, *number*, *plunge*, *trump*; 4. *o* (ò), as *brush*, *constable*, *nun*, *nunnery*, *sovereign*, *sum*; 5. *e-feminine* (ɔ) in the one word *succor*.

These same words represent seven different Latin sounds, two

O. Fr. words, and three German words. Latin long *ū* is represented by *adjudge*, *judge*, *judgment* (root *JUDIC-*), *glutton* (*GLŪTO*), *punish* (*PŪNIRE*), *govern* (*GŪBERNARE*), *butler* (Low Latin *BŪTICULA*); Latin short *u* furnished *covet* (root is *CŪPIDUS*), *governor* (*GŪBERNATOR*), *sudden* (Low Latin *SŪBITANUS*), *sovereign* (Low Latin *SŪPER--ANUS*), *number*; Latin *u* in position has the largest number: *justice*, *justify*, *multiply*, *publish*, *supply*, *suppress*, *succor*, *double*, *rut* (Fr. *route*, Low Latin *VIA RUPTA*), *suffer*, *supple*, *sustenance*, *assumption*, *plunge* (Low Latin **PLUMBICARE*), *trump* (trump-card, Lat. *TRIUMPHO*), *brush* (Low Latin *BRUSTIA*). *nun* (Low Latin *NUNNA* or *NONNA*), *unnery*, *sum*. Latin long *ō* furnishes *couple*, *culvert* (Lat. root *CŌLARE*, O. Fr. *coulouïre*); Latin short *o* gives *juggler* (*JŌCULATOR*), *color*, *constable* (*CŌMES STABULI*); Latin *o* in position furnishes *truss* (Lat. root *TORTUS*, Low Latin **FORTIARE*, O. Fr. *trusser*, *trosser*), *country* (Low Latin *CONTRADA*). The Latin particle *CON* (*co*) gives *cover*, *coverlet* (Fr. *couvrelit*, from *couvrir* and *lit*; Latin *CO-OPERIRE*), *comfort* (Low Latin *CONFORTARE*), *discomfit*. The O. French furnishes two: *buffet* (origin doubtful), and *butcher* (O. Fr. *boc*, *bouc*, that is, *buckkiller*). From the German we have *supper* (Low German *supen*), and *touch* (O. H. G. *zucchen*), and probably *grudge*.

The sources of the (a)-sound represented by the Romance element of modern English are not so varied as in the Anglo-Saxon element. Still the leading vowels are the same (that is, *ū*, *ō*) as in the Anglo-Saxon element; *ū*, *ō* are also common to both elements. The consonant-complex is the same. We also know that in the sixteenth century these Romance vowels (*u*, *o*, also with *ou*, *eu*) were interchangeable in French. Thus, the conditions are the same as in the Anglo-Saxon element, and as soon as the words became nationalized they would suffer the same fate. Even in French the Latin long and short *u* have melted together and appear as (a) and (ä) in the accented syllable of modern English. If we go back to Chaucer's language, these two *u*'s which produced modern (a) and (ä) still preserved a different sound. The *u* corresponding to French *u* (y) was spoken more like *ö* without lip-rounding than like the short *u* in the Netherland *dus*, *tusschen* (TEN BRINK, *Chaucers Spr. u. Versk.*, p. 53). The unaccented *u* suffered the same fate as the accented. When in a protected position, we have (a) and (ä). In the open syllable it exceptionally appears in modern English as (a);

cf. M. E. *stodie*, *stodienden*, mod. E. *study*, *studied*. In the close syllable, French unaccented *u* (*y*) shared the fate of *u*, and exchanged with *o*, as in *justyce*, *bornyst*, *torkyc*. It was regularly short in M. E., and probably represents exactly the same sound lying midway between *u* in *but* and Gaelic *laogh* described above. As in the Anglo-Saxon element, it developed in different ways according as it stood in an unaccented syllable or one with secondary accent, in open or close syllable. Cf. mod. E. *jealously*, *coverture*, *glutton*, *covet*, *color*, *summons*, *juggler*, *russel*, *buffet*, *company*, *comfort*, *country*, *covenable*, with *journey*, *courtesy*, *burgess*, *conduit*, etc. We not only find an exchange of *u* with *o*, but also in rare cases before a protected nasal *ou* appears; as, *scoumfit* (Cl. 151), *coumfort* (Pt. 223), *countr* (P. 297), etc. This orthography possibly indicates that the vowel was not always short. We also find *trobleth* and *troubleth*, *dobleth* and *doubleth*. This difference of spelling is represented in the modern English *just*, *joust* and *adjust* (all from Low Latin JUXTARE, ADJXTARE). The M. E. spelling *ioustes*, *ioustynade* would possibly indicate a long vowel, but even if some of these vowels still preserved their length in the sixteenth century, they must have become common or short in the period of the transition to the sound in *laogh*.

In the French of the sixteenth century, we find an exchange of both the *u* and the *o* (and also *ou*), with *eu*. The words which more nearly concern us are: *je trouue*, *je treuve*, *je prouue*, *je preuve*, *je espreuve*, *je reprouue*, *je repreuve* (modern French *épreuve*, *preuve*), *je couvre*, *je soeuvre*, *cucuvrechief*, *queuvrechief*, *meuvons*, *que je meuve*, *ie souffers*, *flourir*, *fleurir*, *florissant*, *fleurissant* (Thurot i, p. 454 ff.). If we turn to the English of the same period, we shall find the same exchange. Thus we have *proue*, *preooin*, *preouen*, *preued*, *preue*, *repreue*, *repreue*, *preofunge*, *preef*, *proof*; *controue*, *controeué*, *contreue*, *contreeue*: *I retreue* (cf. O. Fr. *retrouue* and *retreuve*): *couere*, *kuere*, *keouere*, *keuere* (cf. modern *kiver* in Leicestershire); *kercheues*, *keuerchifs*; *couerled*, *couerlite*; *suffre*, *soffre*, but never *soufre*, nor *seufre*. In modern English these words furnish a number of sounds: *prove* (u), *proof* (u), *reprieve* (i), *contrive* (ai), *kerchief* (è), and our (a) in *cover*, *coverlet*, *suffer*. The rhymes are also interesting: *meuen* : *cleuen*, (*cleôfian* : *sawouen*, *sawfen*); *proued* (: *houe*, *bêhôfian*), *preue* (*woze*, *wôgian* : *byhoue* : *loue*); *repreue* (: *loue* : *byhoueth*); *approve* (: *more* : *love*); *preued* (: *heued*, *heafod* : *leued*); *preue* (: *Eue* : *leue*); *repreue* (: *leue* : *greue* : *beleue*); *controue* (: *moue*). By the rhymes *approve* : *more* : *love*,

we see that two distinct mod. E. sounds [u and (a)] were at this period near enough alike to rhyme with each other and the same may be said of all these words. It is difficult to determine just what this sound was, but Prof. ten Brink (*ibid.*, p. 51) has described it as accurately as possible when he says: "The spelling *ew* is also likewise found where the sound *ü* (y) stands before a vowel: *meuwe* beside *muwe* (Fr. *mue*), *remewe*. Both this spelling (*ew*) and the origin of *escheuwe* (O. H. G. *scuhan*), *sewe* (O. H. G. *siuwan*) tend to show that the M. E. *ü*-sound stood nearer the *ö*-sound and perhaps came very near the Alsatian pronunciation of German *u* or Fr. *ou*."

Thus, again, we find ourselves in contact with a sound intermediate between *ü* and *ö* and approaching the sound intermediate between (a) and Gaelic *laogh*. But this particular variety of this still undetermined sound furnished but few words with the (a)-sound in mod. Eng. and very few with the *eu*-sound in mod. Fr. Yet, enough in each case to show that it stood on the same *niveau* with the sound of different origin from which the mod. Eng. (a)-sound was developed and may have been influenced by this undetermined sound, if it did not itself influence it.

We have mentioned the shortening of the long *ō* and its transition to (a). But it rarely took this course. Frequently it passed to (uu), as *sōne*, *soon*; *bōk*, *book*; *fōt*, *foot*. "The passages already cited from Palsgrave and Bullokar show that in their pronunciation M. E. *ō* had not yet been changed completely into (uu), as in the pronunciation of the other first Modern English authorities: Palsgrave and Bullokar probably pronounced *book* exactly as Swedish *bok* (book, Ellis)", Sweet's *Hist. of Engl. Sounds*, p. 239). It is Sweet's mid-mixed-round, short in French *homme*; cf. It. *uomo*. It is also heard in Western New York in *home* (hoom), *stone* (stoon, or perhaps better ston). This is in all probability the identical sound from which the present (a) started in its transition to its present sound. We find isolated instances of its existence (that is of oo or o) in various parts of the country and it is heard in Charleston in such words as *book*, *look*, *shook*, *cook*, *could*, *would*, etc., sometimes long and sometimes short. In the mouth of the vulgar it drops to (a). We can therefore distinguish three shades in the pronunciation of *book*, etc. The first is the standard pronunciation of the cultured (buuk, or buk); it is the learned pronunciation used at the schools and by the few who pride themselves on a classic pronunciation. The second

is heard in older persons and in those who have not been influenced by the more learned pronunciation (book, or bok). Often, however, the lower classes drop to a sound corresponding to the Scotch sound in *come up* and even to (a).

The influence of the earlier French on the pronunciation of *Beaufort* and *Beaufain* has already been noticed in the *Phonetische Studien*, vol. i, p. 238. It is undoubtedly the direct influence of the Huguenot settlement here in the state. They probably brought with them the older pronunciation of *eau* (Dans la terminaison *eau*, l'e féminin se fit entendre longtemps, particulièrement dans les mots en *cau* et *zeau*, *morceau*, *ruisscau*, *muscau*, dans *marteau*, *bateau*, dans *pecaume*, et jusqu'à la fin du siècle dans *eau*: mais on n'entendait plus que *o* dans la plupart des mots. Thurot, ii, p. 747). We can possibly see the influence on the Charleston pronunciation of *due*, etc.

Consonant influence is less marked and of too subtle a nature to be traced back to its origin. The gutturals (g, k) present the greatest similarity in the two languages. On page 241 (*ibid.*) we discussed the palatalization of these letters in words like *garden*, *cart*, etc. The French of the latter part of the seventeenth century and the first part of the eighteenth offers a similar process for our study. Dangeau (1645—1723, cf. Thurot, ii, pp. 197—8), a Parisian, says: "Il faut remarquer qu'en françois devant les *é* fermés, les *è* ouverts et la voyèle *eu*, on prononce ces deus consones un peu mouillées et come s'il y avait un petit *i*: on prononce *guèrir* come s'il y avait *guèrir*, *rigueur* come s'il y avait *riguieur*, *question* come s'il y avait *quèstion*, *vainqueur* come s'il y avait *vainquieur*." Boindin (Paris, 1676—1751) makes the same remark. Dangeau's work was published in 1694 and Boindin's in 1709, the very period in which the Huguenots were emigrating to America. How extensive this palatalization was in France, or to what regions it was confined we are not informed by Thurot. But it was absolutely denied by contemporaries and may be only a fancy of these writers. Still they were accurate in other respects and such a pronunciation may have existed, though not recognized as standard. It would be impossible to say whether it was brought here by them, as the French has disappeared. But it may have strengthened a tendency already existing.

RECHERCHES SUR LA PHONÉTIQUE ESPAGNOLE.

(*Dédiées à la Real Academia Española.*)

INTRODUCTION.

Il y a longtemps que plusieurs savants linguistes étrangers, MM. Storm de Christiania, Raoux de Lausanne, Passy de Paris et Nyrop de Copenhague, parmi d'autres, m'avaient demandé un travail sur la phonétique de la belle langue de Cervantes et de Calderon. Je comprenais parfaitement l'utilité et le besoin de ce travail dans ces temps-ci où l'on accorde aux études phonétiques la large place qui leur est due dans l'enseignement des langues; mais j'ai hésité bien des mois à aborder le problème parce que je savais les difficultés de tout genre dont il était hérissé, en tenant compte surtout du petit nombre de matériaux dont on pouvait disposer pour le résoudre, matériaux qui étaient en outre pour la plupart tout à fait dépourvus de valeur scientifique et de portée pratique. Pressé de plus en plus pour remplir le vide que l'on remarquait dans les études phonétiques de la langue espagnole, je me suis enfin décidé à répondre aux désirs de mes honorables collègues, et surtout à la toute bienveillante invitation de M. Vietor, non sans crainte de ne pas avoir su atteindre le degré de perfection que l'on pourrait souhaiter et que d'autres plus habiles que moi, atteindront assurément. Qu'on excuse ma hardiesse, et qu'on n'oublie pas pour me juger, que la chose la plus difficile dans toutes les nouvelles entreprises c'est de commencer. Tout ce que l'on trouvera dans mon travail, ce sont des recherches et des observations tout à fait personnelles, d'autant plus que, de peur des préjugés et des partis pris, je me

suis attaché à travailler sur les seuls matériaux que ma connaissance de la langue me fournit.

Et d'abord il nous faut nous expliquer sur l'expression „phonétique espagnole“. A proprement parler, il n'y a pas de langue *espagnole*. La langue officielle de la nation est celle que l'on parle en Castille; c'est pourquoi la Grammaire officielle rédigée par l'Académie Royale de la Langue, ne s'appelle pas *Grammaire espagnole*, mais *Grammaire castillane* (*Gramática castellana*). A côté de cette langue, parlée le plus purement, pour la phonétique surtout, dans les deux *Castilles*, dans l'ancien royaume de *Leon*, et dans l'*Aragon* et la *Navarre* (savoir dans les provinces de Burgos, Logroño, Soria, Segovia, Avila, Santander, Madrid, Toledo, Ciudad-Real, Cuença, Guadalajara, Leon, Salamanca, Zamora, Valladolid, Valencia, Zaragoza, Huesca, Teruel et Navarra) et avec moins de pureté dans l'*Andalousie* et dans l'*Estrémadure* (savoir dans les provinces de Sevilla, Cordoba, Jaen, Almeria, Granada, Málaga, Cadiz, Huelva, Cáceres et Badajoz) on trouve au Nord-ouest le *gallego*, très proche parent de son voisin le portugais, parlé dans les quatre provinces de la *Galice*, Coruña, Lugo, Orense et Pontevedra, et le *bable*, parlé dans les *Asturies* ou province d'Oviedo; au Nord-est le *catalan*, parlé dans les quatre provinces de la *Catalogne*, Barcelona, Gerona, Tarragona et Lérida, et dans les îles Baléares; et à l'Est enfin le *Valenciano* très semblable à son voisin le catalan, parlé dans les trois provinces de *Valence*, d'Alicante, de Castellon de la Plana et de Valencia; cela sans compter le *basque*, langue tout à fait différente, dont le domaine diminue d'année en année, parlée dans les trois provinces de son nom, Alava, Vizcaya et Guipuzcoa, et dans quelques contrées de la Navarre.

Mes recherches seront donc consacrées presque exclusivement à la langue castillane: si j'emploie le terme de langue espagnole, c'est parce que cette dénomination est plus connue à l'étranger; mais il faut bien comprendre que, en parlant de langue espagnole, il s'agit de la langue castillane, du dialecte novolatine parlé d'abord en Castille, et reconnu comme langue officielle dès le moment où tous les anciens royaumes que les besoins de la guerre séculaire de la reconquête avaient créés, disparurent et s'effacèrent, fondus dans l'unité nationale accomplie sous le règne

glorieux du roi et de la reine Catholiques Ferdinand V d'Aragon et Isabelle I^{re} de Castille.

J'ai dit que la langue castillane ou espagnole est parlée le plus purement dans les deux Castilles, ainsi que dans les anciens royaumes de Léon, Arragon et Navarre; qu'on ne croie pourtant pas que dans toutes ces contrées on trouve une parfaite uniformité de langage; je répéterai ici une phrase de Darmesteter: "La prononciation — dit-il — change de région à région, de ville à ville; dans une même localité de gens à gens, de sexe à sexe; chez le même individu, avec l'âge, l'humeur du moment". Cela, qui est vrai en général, est exact aussi tout particulièrement pour l'Espagne. Sans parler des différences de ville à ville, et moins encore de région à région, je peux constater le fait que dans la seule province de Salamanca (que je connais mieux que toutes les autres, étant né dans sa capitale) on distingue parfaitement par sa prononciation un *charro* (paysan des environs de la capitale) d'avec un *bejarano* (paysan du canton et chef-lieu de Béjar), un *albense* (paysan d'Albe-sur-Tormes) d'avec un *serrano* (canton de Sequeros), et cela tellement qu'il ne faut pas, pour arriver à cette distinction, de la finesse tant vantée des paysannes athéniennes; un peu d'attention suffit, et l'habitude aidant on ne s'y trompe jamais. Ces différences ne se bornent pas seulement à de petites nuances de prononciation, à l'accent local surtout, elles embrassent, quoique sans fausser le fond de la langue, depuis l'emploi différent de quelques consonnes¹ jusqu'au vocabulaire même, où l'on trouve ici en très petit nombre, il est vrai, des mots qu'on ne connaît pas là,² et des variations, plus ou moins considérables

¹ Comme la consonne *j*, par exemple, qu'on prononce à Béjar et Sequeros (de même qu'en Estrémadure) autrement qu'ailleurs, comme si ce n'était qu'une forte aspiration, et comme l'*h*, qu'on aspire dans beaucoup de mots dans ces mêmes cantons, tandis qu'elle est partout ailleurs muette. Le mot *hijo* (fils) prononcé par un *serrano* ne se confond jamais avec la prononciation de ce mot à Salamanca.

² Chez les *jurdanos* ou *hurdanos* (canton de Sequeros très remarquable, où l'on trouve la vallée si renommée des Batuecas), on emploie comme un des mots les plus courants, le verbe *aguellar*, qu'on n'entend, hors de là, nulle part et qui n'a pas d'équivalent dans la langue officielle; c'est un mot très singulier, formé du démonstratif *aque*l (celui-là) et qui exprime absolument tout, pourvu qu'il s'agisse de quelque chose indéterminée; à Vitigudino j'ai entendu le mot *malingrar* (irriter une piqure) que je n'ai trouvé non plus que là.

dans la structure des mots que parviennent parfois à les faire méconnaître¹.

¹ Il y a quelques années, je me suis plu à réunir un grand nombre de ces mots, les uns restés dans leur état archaïque, les autres corrompus par une prononciation vicieuse (espèces de *doublets* des mots cultes) dans une composition badine qui a eu un grand succès et qui a été plusieurs fois reproduite par les journaux de Madrid et des provinces. Je crois utile de la citer comme un exemple, qui ne manque pas d'intérêt, des variations dont je parle. Tous les mots y mis en italiques sont des mots de *charros*, quoiqu'ils soient aussi employés dans d'autres contrées. La voici :

ENSAYO DE UN CÓDIGO PENAL.

Delito ó falta es la accion	Y en fin, lectores pacientes,
(En materia de lenguaje)	Circunstancias eximentes
De vestir de ajeno traje	Tan solo hay una: ser mudo.
La castellana diccion;	
Lo es tambien toda infraccion	El que dijere <i>fretir</i>
De las leyes del idioma,	<i>Biblioteca, catredal,</i>
Y se juzga (esto no es broma)	<i>Fuente, rótulo, espital,</i>
Sólo persona decente	<i>Melitar, palantre, dir,</i>
Al que las cumple fielmente	<i>Meregildo, recibir,</i>
Sin quitar punto ni coma.	<i>Cátreda, desaminar,</i>
	<i>Naide, asina, gomitar,</i>
	<i>Prencipio y escomenzando</i>
Circunstancias atenuantes	Vaya de un carro tirando
Tienen los que están dementes,	Hasta que <i>deprenda</i> á hablar ⁽¹⁾ .
Los lobos, los escribientes,	
Los borrachos y elegantes:	Al que dijere <i>miñuelo,</i>
Asimismo los amantes	<i>Melicia, gorgas, midir,</i>
(En algunas ocasiones),	<i>Güeno, Alifonso, riñir,</i>
La gente que usa calzones	<i>Rediculo, sede, agüelo,</i>
Si nunca fué á las escuelas.	<i>Güeyes, audencia, gañuelo,</i>
Los salvajes, las abuelas	<i>Centura, abuja, jincar,</i>
Y... ¡basta de atenuaciones!	<i>Documento, debujar,</i>
	<i>Entuences, y catacismos</i> ⁽²⁾
Es circunstancia agravante	Que le pongan sinapismos
Ser maestro ó profesor,	Siempre que nos quiera hablar.
Ser periodista, orador,	
Abogado y estudiante.	Al que ce oiga <i>quison, tuwon,</i>
Circunstancia archiaggravante	<i>Trujon, pudon, esganchar,</i>
Es ser (caso peliagudo)	<i>Rengaero, esparruchar,</i>
Académico sesudo.	<i>Haiga, entadia, contuwon,</i>

¹ Ces mots sont pour *freir, biblioteca, catredal, fuente, rótulo, hospital, militar, para adelante, ir, Hermenegildo, recibir, cátedra, examinar, nadie, asi, vomitar, principio, comenzando.*

⁽²⁾ *Buñuelo, milicia, garganta, medir, bueno, Alfonso, recibir, ridiculo, sed, abuelo, buyes, audencia, tragadero, cintura, aguja, hincar, documento, catecismos*

Cela posé, je dirai que le langage, dont je vais exposer ici les particularités phonétiques, n'est ni le parler quelque peu

Dijon, aluego, detuvon,
Hespicio, somos, implar,
Descipulo, apregonar.
Piejo, velai, ñuca y praza
Que le echen una mordaza
Que le impida rebuznar⁽¹⁾.

Al Carlos que diga *fuendo*,
Bohra, bulras, ensenzario,
Menisterio, calandario.
Pedricar, probe, anduviendo,
Cercustancio, compusiendo.
Nesecidá, premitir,
Pelras, treato, pidir,
Endispuesto y Sabastián,
Indigno de comer pan
Se declara hasta morir⁽²⁾.

Al que diga *trebunal*,
Presona, denguno, drento,
Dicir, Bertolo, estrumento,
Entrépete, prencipal.
Cudiado, güevo, arbañal,
Tiniente, vinon, Grabiél,
Demision, jigo, Zequiel,
Enficultad, grumao, frauta.
Condució, estógamo, estauta,
¡Pronto! ¡A la cuadra con él!⁽³⁾

Al que dijere *escriñar*,
Desimulo, comendante,

Gomisindo, prencipante,
Degolver, güeso, jugar,
Percuuar, empezar,
Endenantes, trompezón,
Presinar y arrempujón.
No le valga su *inociencia*:
Mientras adquiriera *esperencia*,
Se le declara melón⁽⁴⁾.

Al zote que diga *aspcuto*
Párraco, enguila, minuto,
Cerramico, estituto.
Endino, acenoria, esleuto,
Fuimos, intierro, defecto,
Callaios, veisos, lamber.
Dambos, caráuter, golver.
Defunto, escuro y cevil
Que le echeu un *aguacil*,
Y le den pienso hasta ver⁽⁵⁾.

Y el que diga *salgo fuera*,
Bajo abajo, subo arriba,
Entro dentro, y la saliva
Gaste así de tal manera:
Y todo el que cometiera
Arcaísmos, solecismos,
Idiotismos, barbarismos,
Y otras faltas semejantes
Se merece, cuanto antes,
En la lengua sinapismos.

Salamanca, 2 mars 1879.

(1) *Quisieron, tuvieron, trajeron, pudieron, desgarrar, rabadilla, despachurrar, haya, todavía, contravieron, dijeron, luego, detuvieron, hospicio, somos, inflar, discipulo, pregonar, piejo, hé ali, uca, plaza.*

(2) *Carlos, yendo, borla, bulras, incensario, ministerio, calendario, predicar, pobre, andando, circunstancia, componiendo, necesidad, permitir, perlas, teatro, pedir, indispuesto, Sebastían.*

(3) *Tribunal, persona, ninguno, dentro, decir, Bartolo, instrumento, intérprete, principal, cuidado, huvo, arbañal, teniente, vinieron, Grabiél, dimision, higo, Ezequiel, dificultad, abrumado, flauta, condujo, estómago, estáutua.*

(4) *Golpear, disimulo, comandante, Gumersindo, principante, devolver, hueso, jugar, procurador, empezar, antes, tropezón, persignar, empujón, inocencia, experiencia.*

(5) *Aspecto, párraco, anguila, minuto, cernicalo, instituto, indigno, zanañoria, efecto, fuimos, entierro, defecto, callaos, idos, lamer, ambos, caracter, volver, difunto, oscuro, cevil, alguacil.*

à l'andalouse de Madrid, amolli et parfois corrompu, ni le parler d'aucune autre contrée déterminée; mais la langue que parlent tous les gens cultivés, quelle que soit leur provenance, s'ils n'ont pas des traces locales dans leur prononciation. Je tâcherai en même temps de fuir le penchant qu'ont quelques gens pour une prononciation aussi soignée et mesurée qu'elle devient par là même artificielle et prétentieuse. Etant né à Salamanque, je prends ma propre prononciation comme modèle, et je le fais d'autant plus volontiers que Salamanque, centre de culture scientifique et littéraire le plus ancien et le plus justement renommé, est une des villes où l'on trouve le moins de particularités phonétiques locales, et dont la prononciation par conséquent est la plus proche du parler moyen que nous pouvons appeler officiel et national.

CHAPITRE I.

LES SONS ET L'ALPHABET ESPAGNOL.

L'alphabet espagnol se compose, suivant la Grammaire de l'Académie de la Langue, de 28 lettres ou signes :

a, b, c, ch, d, e, f, g, h, i, j, k, l, ll, m, n, ñ, o, p, q, r, s, t, u, v, x, y, z.

La même Académie déclare aussi que les sons dont la langue espagnole fait usage sont 26, classés comme voici :

VOUELLES : <i>a, e, i, o, u</i> ;	
CONSONNES	Gutturales : <i>g, j, k, x</i> ;
	Palatales : <i>y, r, rr</i> ;
	Linguales : <i>l, ll</i> ;
	Dentales : <i>d, t, s, ch, z</i> ;
	Labiales : <i>b, p, f, v, m</i> ;
	Nasales : <i>n, ñ</i> .

Cette énumération des éléments phoniques de notre langue est inexacte, et la classification qu'on en fait — j'en demande humblement pardon à l'Académie, — inexacte aussi.

D'abord nous remarquons dans cet alphabet phonétique le manque du son *v*, que l'on entend dans *lengua* (langue) = *léngrwa*, *hueso* (os) = *wéso*, *agua* (eau) = *ágwa*, *bueno* (bon) = *wéno*, etc. Si on y fait bien attention, on verra aisément qu'en prononçant séparément les deux voyelles de *agua*, *cuida* (soigne) la pronon-

ciation qui en résulté *a-gu-a. cu-i-da*, n'est pas celle qui correspond à *agua, cuida* (*água, kuida*; comparez le substantif *agua* avec le verbe *agua* pour mieux sentir la différence, en outre de l'accent). C'est qu'il y a ici (et toutes les fois qu'on trouve la voyelle *u* comme la prépositive d'une diphtongue) un élément vocalique qui es précisément le même que nous trouvons dans le français *oi* (*trois = trwà*), et qu'on représente généralement en phonétique par le signe *w*.

On remarque aussi le manque d'un son, que nous figurerons par *j*, et qui répond à un fait du même ordre. Qu'on veuille en effet prononcer les mots *cielo* (ciel) = *zjéto*, *pronunciación* (prononciation) = *pronunzjazjón*, *patria* (patrie) = *pátrja*, *niego* (je nie) = *njégo*, et on y trouvera sans difficulté un son spécial, qui n'est pas celui de la voyelle *i*, mais plutôt un son intermédiaire entre l'*i* voyelle et l'*y* consonne de la graphie ordinaire. Prononcez, pour bien saisir cette différence, les mots *impío* (impie) = *impjo*. et *principio* (principe) = *prinzipjo*, et on verra que, tandis que le final *pio* du premier, en deux syllabes *pi-o*, nous fournit un *i* voyelle, le final *pio* du second, en une syllabe *pjo*, nous offre une semi-voyelle; pour *impío* la langue reste dégagée de tout contact avec le palais; mais dans *principio* elle se rapproche beaucoup du palais dur, en produisant un son consonnantique très sensible; qu'on répète cette expérience avec les deux mots *briso* (vigoureux) = *bri-ò-so*, *precioso* (prétieux) = *prézjoso*, et on remarquera la même distinction. On pourrait m'objecter que ce son *j* est précisément celui que l'Académie représente par *y*; mais j'y répondrai sans hésitation qu'il y a tant de différence entre l'*i* et l'*j*, qu'entre l'*y* et l'*j*. Le son que nous représentons par *j* prend de l'*i* ses éléments vocaliques et de l'*y* ses éléments consonnantiques; il se trouve juste au milieu du chemin qu'il faut parcourir pour aller de l'*i* à l'*y*. Si l'on veut s'en convaincre, on n'a qu'à prononcer le mot *yedra* (lierre) = *yédra*, et en le répétant plusieurs fois, lui préposer un *p* en prononçant *pyedra*; en comparant tout de suite le mot artificiel *pyedra*, avec *pjédra* (*piédra*, pierre) on saisira aisément la différence entre l'*j* et l'*y* comme on avait saisi celle entre l'*i* et l'*j*; *y* en effet a un son palatal franchement consonnantique, tellement que pour prononcer *pyédra*, comme le *p* est une explosive, et qu'il y a loin de sa labialité à la palatité de l'*y*, il nous faut,

pour faire la transition, d'interposer un *e* muet entre le *p* et l'*y*, et nous prononçons réellement *p^eyédra*; mais pour prononcer *pyédra*, comme l'*y* est un son semivocalique, nous n'avons pas besoin de sons transitoires, et nous prononçons *pyédra*, c'est-à-dire quelque chose qui tient le milieu entre *pi-c-dra* et *p^e-yé-dra*. Ce son *j* se trouve, de même que le *w*, toutes les fois que l'*i* orthographique figure comme la voyelle prépositive d'une diphtongue quelconque.

En échange du manque de ces deux sons, nous trouvons, dans l'alphabet phonétique de l'Académie espagnole, deux autres signes qui ne répondent à rien, tels que l'Académie les donne, dans le langage parlé; ce sont l'*x* et le *v*. Le signe *x* de l'Académie ne représente que la combinaison *ks* ou le son *s*; dans l'un comme dans l'autre cas il est tout-à-fait superflu et inutile; nous pouvons donc nous en passer, puisque pour représenter les mots *extensión*, *explicar*, nous n'aurons qu'à écrire *estensión*, *esplikár*. Pour le son *v*, dans le sens que l'Académie l'emploie, il n'a aujourd'hui qu'une valeur étymologique: *vivir* (vivre) se prononce *bibir*, *volar* (voler) est l'égal phonétique de *bolar*. Nous avons beau à nous révolter contre cette confusion du *v* et du *b*, le fait n'en existe pas moins, malgré toutes les protestes des gens lettrés.

On devrait cependant faire une distinction parmi les bilabiales et reconnaître l'existence de deux *b*, un fort et un faible: qu'on compare les exclamations *¡bueno!* ; *bueno!* avec *¡bravo!* ; *bravo!* et on saisira sans trop de difficulté cette distinction; tandis que dans le premier cas nous prononçons le *b* sans fermer que les coins des lèvres, en laissant échapper le vent très doucement par le centre, dans le second il nous faut fermer tout-à-fait la bouche pour produire l'explosion, et nous produisons un *b* qui se rapproche du *p* tout autant que le *b* de *bueno* s'approche de la semivoyelle *w*. On sent mieux cette différence en prononçant tout de suite les deux mots *abnegación* (dévouement), *bruto* (brute).

Nous conserverons donc les deux signes *x* et *v*, mais pour représenter le premier le son guttural roulé de notre *j* orthographique¹ et le second le son doux du *b*; nous représenterons donc *caja* (boîte), *jefe* (chef), *girafa* (girafe), *joba* (bosse), *justicia* (jus-

¹ Nous avons pris le signe *j*, comme on l'a vu, pour représenter le son semivocalique de l'*i* prépositive des soidisant diphtongues.

tic) par *káxa, xéfe, xirafa, xoréva, xusti:ja*¹; et *bravo* (brave), *noble* (noble), *barbaro* (barbare) par *brávo, nóble, zúrvaro*.

De la même manière que nous avons trouvé la distinction entre le *v* (*b* doux) et le *b* (*b* fort) nous trouvons aussi une différence entre le *d* fort et le *d* faible. Qu'on prononce les syllabes *da, de, di, do, du*, et on verra que pour produire le son du *d*, on rapproche la pointe de la langue des dents d'en haut en touchant légèrement leur tranchant; mais qu'on prononce *dra, dre, dri, dro, dru*, et on remarquera qu'on applique la pointe de la langue contre l'intérieur des dents; il est vrai qu'on peut produire aussi par ce second procédé *da, de, di, do, du*: mais, outre que le son rendu n'est pas aussi propre ni naturel, il est facile de constater que l'inverse n'a pas lieu, c'est-à-dire qu'on ne peut pas rendre les sons *dra, dre, dri, dro, dru* en employant le premier procédé, ce qui suffit pour justifier pleinement notre distinction. Qu'on prononce *podrido* (pourri), *ladrido* (aboïement), *acendrado* (épuré), et on ne tardera pas à saisir cette nuance, qui marque l'évolution du son dental, en commençant faiblement par *d*, en suivant par *t* (*t* renversé) et en finissant par *t*. Nous représenterons ce son du *d* fort par un *t* renversé (*ɟ*) et nous écrirons donc *mapre* (mère), *Pejro* (Pierre), *laprando* (aboyant) = *mapre, Pejro, lapranɟo*.

Pour les autres signes de l'alphabet de l'Académie nous rejetterons, conformément aux principes phonétiques (un signe pour chaque son, un son pour chaque signe) les doubles lettres *rr, ll, ch*, que nous remplacerons par *r, l* et *c*, en nous conformant aux systèmes graphoniques les plus répandus en Europe.

L'alphabet phonétique espagnol ainsi constitué se compose donc de cinq voyelles: *a, e, i, o, u*; deux semivoyelles: *j, w*, et vingt et une consonnes: *v, b, p, f; d, ɟ, t, s; s, l, r, r; y, c, l; g, k, x; m, n, ñ*; en tout 28 signes, correspondant à autant de sons. Pour faciliter la connaissance de ces sons, et pour mieux faire sentir leur correspondance avec l'orthographe ordinaire, nous

¹ Nous choisissons d'autant mieux l'*x* à cet effet qu'il est le signe qui a servi en Espagne pendant des siècles pour représenter le son de notre *j* (*jota*) actuel. Il y a encore des écrivains qui emploient *Xerxes* pour *Jerjes*.

² Nous pourrions aisément multiplier le nombre des éléments phonétiques de l'espagnol, en descendant à une analyse plus détaillée: mais nous préférons dans cette première étude de nous borner à constater les faits les plus intéressants et remarquables, et surtout les mieux définis.

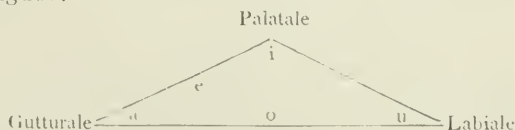
allons présenter un tableau des équivalences de la graphie académicienne avec la nôtre :

ALPHABET PHONÉTIQUE ESPAGNOL.				
<i>Nature des sons.</i>	<i>Signes-sons</i>	<i>Équivalences.</i>	<i>Exemples orthographiques.</i>	<i>Transcription phonétique.</i>
Consonnes	v	{v b	vivir bobo	vivír vóvo
	b	b	broma	bróma
	p	{p b	Pepe subterraneo	Pépe supterráneo
	f	f	fanfarron	fanfarón
	d	d	dedicado	dedikádo
	á	{d t	catedral atlas	kateṛál áṭlas
	t	t	tentación	tentazjón
	z	{z c	zarza	zárza
			cecina	zezína
	l	{d t	bondad	vonáz
			Lola	Lóla
	m	m	momento	moménto
	n	n	ninguno	ningúno
	r	r	perecer	perezér
	s	{s x	desastrosos	desastrósos
			explicar	explikár
	r	{r rr	ratón	ratón
			torre	toṛe
	c	ch	muchacho	mucáco
	ñ	ñ	ñoño	ñoño
	y	y	suyo	súyo
	l	ll	calle	kále
	g	{g gu k	garganta	gargánta
			guerra, guita	geṛa, gita
			kiosco	kjósko
	k	{c qu	cucaña	kukáña
			quinquenio	kinkénjo
	x	{x j	exámen	eksámen
jolgorio			xolgórjo	
	{g	origen	orixen	

ALPHABET PHONÉTIQUE ESPAGNOL.				
Nature des sons	Signes-sons.	Équivalences.	Exemples orthographiques.	Transcription phonétique.
Voyelles	a	a	acacia	akázja
	e	e	temeré	temeré
	i	j	risible	risible
			y, rey	i, réi
	o	o	oloroso	oloróso
u	u	lúgubre	lúgubre	
Semi-voyelles	j	i	paciencia	pazjénzja
	w	u	cuadro	kwáiro

ARTICLE I.
LES VOYELLES.

J'ai très peu de chose à dire sur les voyelles de la langue espagnole. Elles sont en général des sons bien définis et suffisamment distancés les uns des autres pour éviter toute sorte de confusions. Nous ne possédons ni des voyelles obscures comme l'anglais, ni des voyelles nasales comme le français. Si nous prenons comme le type des voyelles gutturales l'*a*, des palatales l'*i* et des labiales l'*u* (*ou* français, *u* allemand) nous n'avons qu'à tracer le triangle orchellien, en plaçant juste au milieu de la ligne guttur-palatale un *e*, et au milieu de la guttur-labiale un *o*, et nous aurons tous les éléments vocaliques du langage espagnol; en voici le schéma. Comme il n'y a pas de sérieux inconvénient à l'emploi du schéma ordinaire, nous nous en servons, quoique celui qui a été proposé par Gaston Paris dans la *Romania* soit d'un emploi plus exact et avantageux pour les autres langues:



Si nous étendions nos recherches aux divers dialectes parlés dans le territoire espagnol, nous trouverions en outre de l'*o* ouvert, le seul que nous ayons en Castille, un *o* fermé, plus la-

bial (semblable à celle que l'on entend dans le français *beau, pot, côté*) en Galice et en Catalogne, et nous trouverions aussi, dans cette dernière contrée un *e* très ouvert, et même un *a* plus profond que notre *a* castillane. Même en Castille on ne peut nier l'existence de plusieurs sortes d'*a*, d'*e*, d'*o* et d'*u*; en prononçant *tráiga, baile*, on entend un *a* influencé par l'*i* suivant, qui n'est pas l'*a* ordinaire; en prononçant la phrase *usté se muere este año de terror*, on entend cinq sortes d'*e*, et nous pourrions parfaitement transcrire ces mots par *usté se muere este año de terór*; en prononçant aussi *hombre de historia*, on entend deux sortes d'*o* (*ombre de istoria*); en disant enfin *pura burla* on entend deux sortes d'*u* (*púra vurla*). Mais ce sont des nuances flottantes, sans fixité, variant d'une personne à l'autre, influencées par mille causes différentes qui rendent impossible ou très difficile la réglementation de ces sons parfois presque insaisissables. C'est pourquoi nous les négligeons pour le moment, sans renoncer pourtant à leur étude, dont nous laisserons les résultats pour une autre occasion.

Mais bornons-nous à la langue officielle et courante. Notre son *a* est le même qu'on entend dans l'allemand *ein, kraft*, ou dans le français *part, travailler*, ou dans l'italien *ancora, aperta*. Ce son se produit sans trop ouvrir la bouche en sorte que l'air ne trouve nul obstacle à son passage, et qu'il sorte doucement et directement, sans se heurter contre les parois de la bouche.

Notre *e*, son égal à celui qu'on entend dans le français *répéter*, se produit en fermant un peu la bouche, mise dans la position de l'*a*, mais en sorte que le vent ne trouve non plus aucun obstacle et qu'il puisse sortir directement du gosier à l'extérieur de la bouche. Ce son est très nuancé et dans un seul mot, *intèrprete*, on trouve trois de ses nuances, que nous pourrions représenter à peu près par *intèrprète*. Peu d'étrangers parviennent à prononcer nos *e* comm'il faut, surtout les *e* terminaux atoniques: *padre, pobre, siempre, pase, cabe*, etc.; il y a presque toujours soit un excès, soit un manque de sonorité; nous ne saurons trop conseiller à ceux qui tiennent à prononcer correctement de s'essayer à dire des mots où l'on trouve un *e* atone de syllabe final, tels que *carnicería, peñetería*, où il leur est plus facile de bien rendre le son de l'*e*, et de s'arrêter à la

syllabe terminée par l'*e* comme si le mot finissait là (*carnice, pele, pelete*) pour bien saisir la valeur juste de l'*e*; puis, on n'aura qu'à donner cette valeur aux *e* de *padre, pobre*, et on aura parfaitement réussi.

Notre *i*, le même sons du français *illisible*, se produit en fermant la bouche plus encore que pour l'*e*, et en relevant quelque peu la langue en sorte que l'air trouve intercepté son passage en allant se heurter contre le palais dur, d'où il est repoussé à l'extérieur.

Notre *o*, égal au son de l'*o* ouvert français dans *port*, (non d'après la prononciation de Paris qui tient de l'*a*) *nord* etc., se produit en conservant la bouche dans la même position que pour l'*i*, mais en baissant la langue quelque peu, tellement que le vent, poussé en plus grande quantité que pour l'*i*, sorte directement du gosier sans se heurter que contre les lèvres. Pour bien rendre l'*o* atone final de mot nous conseillons d'essayer les mêmes expériences et procédés que pour l'*e* de la même espèce.

Notre *u* enfin, tout-à-fait égal à l'*u* allemand ou italien, et au français orthographique *ou* se produit en sortant les lèvres et en les arrondissant de manière qu'elles forment un trou ovoïdal très petit par où le vent s'échappe de la bouche, en parcourant le chemin du gosier à l'extérieur sans trouver aucun obstacle comme s'il passât par un canal formé par la langue et aboutissant au trou des lèvres.

Tous ces sons répondent aux signes de l'orthographe académicienne *a, e, j, o, u*, excepté l'*i* et l'*u* lorsqu'ils représentent des semivoyelles, comme nous verrons tout à l'heure. Le son *i* se trouve aussi représenté par *y* dans la conjonction *y*, et lorsqu'il est la voyelle postpositive d'une diphthongue finale de mot: *ley* (loi) *sey* (je suis) *vey* (je vais) = *léi, sói, vói*.

ARTICLE II.

LES SEMIVOYELLES.

Les deux semivoyelles *j, w* nous arrêteront aussi bien peu. Ce sont, comme nous l'avons déjà dit, des sons qu'on ne peut proprement classer parmi les voyelles parce qu'on y trouve, en les soumettant à une analyse consciencieuse, des éléments consonnantiques bien caractérisés.

Le son *j* se produit en mettant les organes oraux dans la position de l' *i*, et en rapprochant instantanément la langue du palais dur en sorte que le vent se trouve comprimé et qu'il sorte par un très léger frottement d'un si étroit passage; c'est le même son que nous trouvons dans le français *milieu* (miljœ), *Dieu* (djœ), et il se produit en espagnol d'une manière plus ou moins perceptible toutes les fois que l'on rencontre une diphtongue ou une triphthongue (d'après l'Académie) dont la voyelle prépositive est un *i* atone. On le trouve donc dans les positions suivantes:

	<i>Positions.</i>	<i>Exemples orthographiques</i>	<i>Équivalence phonétique</i>
Diphthongues	ia	<i>sabia</i> (savante)	sávja
		<i>copia</i> (copie)	kópja
		<i>diácono</i> (diacre)	djákono
	ie	<i>bién</i> (bien)	vjén
		<i>pié</i> (pied)	pjé
		<i>ciento</i> (cent)	zjénto
	io	<i>diócesis</i> (diocèse)	djózesis
		<i>atención</i> (attention)	atenzjón
		<i>comió</i> (il mangea)	komjó
	iu	<i>viuda</i> (veuve)	vjúda
<i>triumfo</i> (triomphe)		trjúngo	
<i>ciudad</i> (ville)		zjudáz	
Triphthongues	iai	<i>apreciais</i> (vous appréciez)	aprezjáis
		<i>entibiais</i> (vous attiédissiez)	entibjáis
		<i>fastidiais</i> (vous ennuyez)	fastidjáis
	iei	<i>estudieis</i> (vous étudiez)	estudjéis
		<i>desprecieis</i> (vous méprisiez)	desprezjéis
		<i>envidieis</i> (vous enviez)	embidjéis

Qu'on prenne le premier exemple, et qu'on prononce à côté de *sábia* (savante) *sabía* (il savait) et on saisira bien la différence qu'il y a entre *sávja* et *savja*. Qu'on prononce de même *sí ó no* (oui ou non) et *apasionó* (passionna), et on sentira aussi la différence entre *sí-o-no* et *sjó-no*.

Le son *w* se produit en mettant les lèvres comme pour l' *u*, mais au lieu de conserver cette position jusqu'à l'émission du son, on élève le fond de la langue vers le palais dur et on entrouvre en même temps la bouche comme pour passer de l' *u*

à l' *o*; alors on entend un petit frottement, moins sensible que celui du son *j*, mais parfaitement perceptible si on y fait attention; ce frottement est l'élément consonnantique du son *we*, qui est le même qu'on entend dans le français *trois* (trwà), *pois* (pwà), *gloire* (glwar). On le trouve en espagnol toutes les fois qu'on rencontre une diphtongue ou une triphongue (sur la propriété de ces dénominations nous en reparlerons plus loin; pour le moment nous les conservons pour nous conformer à la terminologie courante chez nous) dont la voyelle prépositive est un *u* atone. Voici les diverses positions où il peut se trouver:

	<i>Positions.</i>	<i>Exemples orthographiques</i>	<i>Équivalence phonétique</i>
Diphongues	uá	<i>cual</i> (quel)	kwál
		<i>igual</i> (égal)	igwál
		<i>vestuario</i> (vestiaire)	vestwárjo
	ué	<i>abuela</i> (grand' mère)	awwéla
		<i>escuela</i> (école)	eskwéla
		<i>pues</i> (donc, or)	pwés
	uí	<i>fuí</i> (j'allai)	fwí
		<i>muy</i> (très)	mwi
	uó	<i>cuidado</i> (soin)	kwídado
		<i>cuota</i> (quote-part)	kwóta
<i>evacuo</i> (j'évacue)		evákwo	
Triphongues	uái	<i>aguó</i> (il mit de l'eau)	agwó
		<i>¡guay!</i> (cri de menace)	gwái
		<i>averiguais</i> (vous recherchez)	averigwáis
	uéis	<i>evacuáis</i> (vous évacuez)	evakwáis
		<i>bucy</i> (bœuf)	wwéi
		<i>apacigüéis</i> (vous pacifiez)	apazigwéis
		<i>amortigüéis</i> (vous amollissez)	amortigwéis

La conclusion qu'on peut tirer de l'étude des semi-voyelles c'est qu'il n'y a pas à proprement parler, comme on l'a dit jusqu'ici, des mots qui contiennent de vraies triphongues, puisque le premier élément dont *iai*, *iei*, *uai*, *uei* se composent, n'est pas une voyelle, comme nous venons de voir. Il faut avoir recours aux liaisons de mots pour trouver de ces sortes de combinaisons; nous y reviendrons opportunément, mais nous avertirons ici que

si nous avons parlé de diphtongues et triphongues, c'est pour conserver les dénominations courantes et pour en montrer l'inexactitude.

ARTICLE III.

LES CONSONNES.

Un des problèmes les plus difficiles à résoudre en linguistique c'est la classification exacte des sons d'une langue déterminée. Il faut, pour que ces classifications servent à quelque chose et qu'elles aient une application à la pratique journalière de ceux qui en font l'apprentissage, qu'elles soient suffisamment concrètes, sans s'en tenir aux termes vagues d'une nomenclature qui, en voulant tout exprimer, n'exprime réellement rien. Il faut en outre mettre en rapport toutes les bases de classification qu'on ait adoptées, dont chacune découvre une partie du mystère de la phonétique, et dont l'ensemble seulement peut fournir assez de données pour que chacun, chez soi, puisse trouver la nuance phonétique spéciale de tel ou tel son, en le produisant toutes les fois qu'il en aura l'envie. C'est pourquoi je ne peux nullement me contenter de ces dénominations générales, *dentales*, *labiales*, *palatales* etc., et que je crois qu'on doit être plus précis pour évanouir tous les doutes et pour faire disparaître dans la mesure du possible, tous les à-pen-près. Lorsque je parle de *dentales*, tout le monde comprend aisément qu'il s'agit d'un son produit dans la région des dents; mais les dents ont une partie antérieure et une autre postérieure, un tranchant et une racine, et elles se divisent en outre en dents d'en haut et dents d'en bas; quelle est donc la région où le son dental se produit, voilà un doute que la dénomination de *dental* ne fait point disparaître; tant que le vague de cette appellation restera, le linguiste, s'il n'a pas d'autres moyens, ne saura jamais rendre comme il faut le son voulu, ou du moins il n'aura pas la conscience de l'exactitude de sa prononciation. Pour que les études phonétiques atteignent leur but, il faut donc préciser toujours le plus possible, et classer les sons rigoureusement en tenant compte du plus grand nombre de détails; agir autrement c'est rester dans l'obscurité et dans le vague en dépensant en pure perte le temps et le travail.

Les données, à notre avis les plus intéressantes, dont il faut tenir compte pour bien classer un son et pouvoir le produire

et le reconnaître au besoin, sont *l'origine organique*, la *nature*, la *persistance* et la *force* de ce son; il faut aussi étudier la position gardée par la langue, comme l'organe le plus mobile de la bouche, et savoir où se produit l'expulsion de l'air. C'est à quoi nous nous sommes tenus pour dresser le tableau suivant des consonnes espagnoles:

TABLEAU DES CONSONNES.								
<i>Origine organique.</i>	<i>Position de la langue.</i>	<i>Expulsion de l'air</i>	<i>Persistance du son.</i>	<i>Nature du son.</i>	<i>Force du son.</i>	<i>Sons.</i>		
Labiales	bilabiale	basse	centrale	continu	sonore bourd.	faible	<i>v</i>	
	"	"	"	explosif	sonore	moyen	<i>b</i>	
	"	"	"	"	sourd	fort	<i>p</i>	
	labiodentale	"	"	continu	sourd soufflant	moyen	<i>f</i>	
bilabionasale	"	"	"	sonore bourd.	forte	<i>m</i>		
Linguales	dentales	interdentale	centrale	continu	sonore	faible	<i>d</i>	
		postdentale	"	explosif	"	moyen	<i>t</i>	
	alvéolaires	"	"	"	"	sourd	fort	<i>ñ</i>
		interdentale	"	continu	sourd <i>hétéant</i>	"	<i>z</i>	
		infralvéolaire	"	"	sourd sifflant	moyen	<i>s</i>	
		centralvéolaire	"	explosif	sonore liquide	faible	<i>r</i>	
		supralvéolaire	latérale	continu	"	"	<i>l</i>	
		infralvéolaire (nasale)	centrale	"	"	"	<i>n</i>	
	palatales	supralvéolaire	"	"	sonore roulant	fort	<i>ʃ</i>	
		infrapalatale	"	explosif	" claquant	faible	<i>y</i>	
"		"	"	sourd	fort	<i>ç</i>		
Velaires	gutturale	(nasale)	"	"	sonore	moyen	<i>ñ</i>	
		suprapalatale	bilatérale	continu	"	"	<i>ʎ</i>	
Velaires	lucetale	basse	centrale	continu	sonore bourd.	faible	<i>g</i>	
		"	"	explosif	sourd	moyen	<i>k</i>	
		"	"	continu	sourd roulant	fort	<i>x</i>	

Nous pouvons aussi, pour faciliter les recherches, décomposer ce tableau en lui donnant une autre disposition, et le dresser comme voici:

TABLEAU DES CONSONNES.

Origine organique	Position de la langue			Per- sistance du son	Nature du son		Direction de l'air		Force du son								
					sonores												
	labiales	linguales	velaires	explosives	continues	sourdes	hébantes	bouillonnantes	roulantes	claquantes	liquides	centrales	latérales	bilatérales	faibles	moyennes	fortes
Bilabiales	v, b, p			b, p	v	p		b, v				v, b, p			v	b	p
Labiodentales	f				f	f						f			f		
Dentales		d, t, dz		z, d	d, z	t, l		t, l				d, t, dz			d, t, dz		
Alvéolaires		s, l, r, r'			s, l, r'	s		r				s, l, r'	l		l, r	s	r'
Palatales		y, ç, j			ç	ç		y, ç	y, l			y, ç	l		y, ç	l	ç
Gutturales			g, k, g, k		g, k	k		g				g, k	g, k		g, k	k	
Labiales						x						x					
Naso- alvéolaires palatales	filiales m	n	m	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n	n

§ 1. *Les labiales.*

Le groupe des labiales ne comprend que cinq consonnes: *v, b, p, f* et *m*: la quatrième seulement (*f*) est dentilabiale; toutes les autres sont bilabiales, pures les trois premières (*v, b, p*) et nasale la dernière (*m*).

BILABIALES. — Le son *v* se produit en chassant très doucement l'air entre les deux lèvres qu'on ouvre le moins possible. Ce son est sonore et prolongeable; quand on le prolonge, on perçoit aisément la vibration des cordes vocales qui caractérise — suivant les expériences des modernes phonéticiens — les sons vocaliques ou sonores; cette vibration prolongée produit un bourdonnement très-sensible. On rend en général le son du *v* toutes les fois qu'on veut prononcer les mots où le *b* ou le *v* orthographiques sont suivis d'une voyelle, ou d'une consonne autre que le *l* ou le *r*. Nous lisons donc *valiente* (vaillant) *vecino* (voisin) *vivir* (vivre) *volver* (revenir, retourner) *vulgo* (vulgaire) *batalla* (bataille) *beber* (boire) *biscocho* (biscuit) *bobo* (nigaud) *bula* (bulle) *abnegacion* (dévouement) *absoluto* (absolu) = *valjénte, vecino, vivir, volvér, vulgo, vatala, vecér, vizkóco, vóco, vula, avnegazjón, avsolúto*. Cependant, si l'on parlait vivement irrité, surtout dans le ton du reproche, et qu'on grondât quelqu'un en lui apostrophant par des mots tels que *¡valiente necio!* (grand nigaud!) *¡barbaro!* (barbare) *¡vaya usted al diablo!* (que le diable vous emporte!) on prononcera les premiers *b* ou *v* de ces mots forts et explosifs en disant: *¡baljénte nézjo!*, *¡bárvaro!*, *¡bausteal djáblo!* ou *¡bayaus teal djáblo!*

Le son *b* se produit en fermant d'abord et en ouvrant brusquement après les lèvres. C'est un son explosif, et comme l'air sort brusquement, il faut le chasser plus fortement que pour le *v*. On entend ce son en général toutes les fois que le *b* orthographique est suivi d'un *l* ou d'un *r*. Il faut pourtant remarquer que le son du *b* suivi d'un *l* n'est pas aussi fort que lorsqu'il est suivi d'un *r*, et que si le *b* n'est pas initiale on le rend généralement par *v* (*pobre* = *pôbre* plutôt que *pôbre*). Nous devons donc prononcer *habla* (parle) *noble* (noble) *ombligo* (nombril) *blonda* (blonde) *blusa* (blouse) *brazo* (bras) *nombre* (nom) *brindar* (boire à la santé, porter un toast) *broma* (plaisanterie) *bruja* (sorcière) = *ábla, nóble, ombligo, blónja, blúsa, brázo, nombre, brinjár, bróma, brúxa*.

On doit toutefois remarquer que si le *b* est suivi d'un *r* orthographique qui a le son du *r*, alors le *b* se prononce *v*: ainsi *subrogar*, *subrepticio* se prononcent *suʀogár*, *suʀeptiʒjo*. On doit aussi remarquer que le *b* suivi d'un *v* orthographique, se prononce *v*: ainsi *subvertir*, *subvenzion* se prononcent *suʀvertir*, *suʀvenzjón*, plutôt comme un *v* prolongé que comme deux *v*. On notera en fin que le *b* précédé d'un *m* ou le *v* d'un *n*, est prononcé comme *b*: *imbécil* (imbécile) = *imbéʒil*; *invencible* = *imbenzible*; *convencer* = *kombenzér*.

Le son *p* est le plus fort du groupe, précisément parce qu'il est le plus sourd ou le moins vocalique. On le rend en fermant très fortement les lèvres et en les ouvrant après brusquement en sorte que l'air s'en échappe en produisant une explosion très sensible. On entend ce son dans tous les mots où il figure graphiquement, soit devant les voyelles, soit devant les consonnes; nous prononcerons donc *pavo* (dindon) *peso* (poids) *pintor* (peintre) *pobre* (pauvre) *punto* (point) *plato* (plat) *preso* (emprisonné) *plomo* (plomb) *pronto* (vite) = *pávo*, *péso*, *pintór*, *pôbre*, *púnto*, *pláto*, *préso*, *plómo*, *prónto*. En quelques cas très exceptionnels d'emphase on prononce aussi *p* le *b* orthographique devant les sons *t* ou *x* (*j* orthographique): *subterráneo* (souterrain) *subjetivo* (subjectif) = *supteráneo*, *suptjetivo*; mais ces *b* graphiques se prononcent aussi *v*: *suʀterráneo*, *suʀxjetivo*.

Nous remarquerons sur les sons de ce groupe que parfois on trouve des *b* ou des *p* orthographiques qui sont tout-à-fait muets dans le langage courant et qui ne jouent d'autre rôle que celui de caractères étymologiques. Heureusement le nombre de ces mots est très-réduit, et il est bien dommage que l'Académie de la Langue, qui s'est toujours inspiré. Les principes phonétiques en trouvant partout des sincères et chauds applaudissements n'ait pas persisté dans la bonne voie, en effaçant le peu de lettres inutiles qui embarrassent encore l'orthographe espagnole. Nous donnerons comme un exemple de cet emploi superflu du *b* et du *p* les mots *substancia* (substance) *Septiembre* (Septembre) qui se prononcent partout *sustánzja*, *Setjémbre*, et *subscripción* qui se prononce *suskriʒjón*.

DENTILABIALES. — Il n'y a que le son *f* qui appartienne à ce groupe en espagnol. C'est un son sourd, prolongeable et fricatif. On le produit en appuyant les dents d'en haut contre la lèvre d'en bas très doucement et par un simple contact et en chassant après

l'air à travers les dents, et entre les dents et la lèvre inférieure. Le frottement produit est très sensible. On entend ce son toutes les fois que nous trouvons un *f* orthographique suivi de consonne ou de voyelle; nous prononcerons donc plus ou moins fort, suivant les cas (c'est la position et le ton employé ceux qui déterminent la force de ce son) *facil* (facile) *feliz* (heureux) *fin* (fin) *fósforo* (phosphore) *fusil* (fusil) *flojo* (lâche, mou) *fresa* (fraise) *fruta* (fruit) = *fácil*, *feliz*, *fin*, *fósforo*, *fusil*, *flêxo*, *frêsa*, *frûta*.

BILABIONASALES. — On ne trouve non plus en Espagnol qu'un seul son appartenant à ce groupe: c'est le *m*. C'est un son sonore et prolongeable, et quand on le prolonge, on perçoit aisément un bourdonnement très sensible. C'est — comme le dit M. Passy, en parlant de ce son en français, le plus facile et le plus naturel de tous les sons, car en respirant fortement la bouche fermée, et en faisant vibrer les cordes vocales c'est *m* qu'on prononce. Ce son se produit en fermant la bouche sans fermer les dents (quoiqu'on puisse aussi produire un *m* les dents fermées) et en chassant l'air par le nez; alors on perçoit dans la région des dents une vibration très sensible, et de là le bourdonnement qui accompagne ce son. Si lorsque la bouche est fermée, on se bouche le nez, le bruit produit par le *m* disparaît complètement et on n'entend plus rien; mais si le son *m* est accompagné d'une voyelle quelconque, et qu'on répète *mamá* par exemple, en se bouchant tout à coup le nez, on trouvera *mamá* transformé en *pápá*, c'est à dire la bilabio-nasale *m*, la nasalité perdue, transformée, dans la bilabiale *p*; seulement ce *p* n'est pas tout-à-fait le *p* ordinaire, mais un autre *p* plus fort, ce dont on peut facilement se convaincre en prononçant tout de suite *pápá* et *mamá*, le nez bouché; c'est qu'en effet la position des lèvres n'est pas exactement la même pour le *p* que pour le *m*: dans le *p* on sort un peu les lèvres et le contact se produit en deçà de la ligne extérieure; dans le *m* par le contraire on les rétrécit et le contact est plus complet et s'étend à la ligne extérieure; en outre les dents ne jouent en *p* nul rôle, tandis qu'en *m* les dents d'en haut touchent légèrement la lèvre d'en bas; le *p* enfin est un son explosif et sourd et le *m* prolongeable et sonore. M. Passy dit que pour que ce son soit complet „il faut qu'on ferme la bouche au commencement et qu'on l'ouvre à la fin“¹. Cela sera peut-être

¹ PAUL PASSY: *Les sons du français*. 2^e édit. Paris, 1880.

vrai en français, quoiqu'il nous semble douteux; mais pour l'espagnol du moins on peut laisser la bouche fermée; qu'on prononce en effet *Jérusalem*, et on verra que la prononciation *Xérasalém* en laissant la bouche fermée, est la plus générale et courante, quoiqu'il soit vrai qu'on peut aussi prononcer le *m* en ouvrant la bouche à la fin. On entend le son *m* toutes les fois qu'on le trouve écrit, soit devant les voyelles, soit devant les consonnes: *mamá* (maman) *memoria* (mémoire) *mismo* (même) *momento* (moment) *murmullo* (murmure) *trampa* (tricherie) *solemne* (solennel) *hombro* (épaule) = *mamá*, *memórja*, *mismo*, *momento*, *murmúlo*, *trampa*, *solémne*, *ombro*. Le seul cas où le *m* orthographique ne répond pas au son *m* c'est lorsque dans les phrases latines on le trouve devant un autre *m*: alors on le prononce *n*: ainsi *summum jus*, *summa injuria* se prononce en espagnol *súmmum jús*, *súnma inyúrja* (comparez *inmenso*, *immortal*). On remarquera que devant les labiales *b*, *p*, on prononce et on écrit toujours *m*, même si cette lettre répond à un *n* étymologique comme dans *importuno* (importun) *imberbe* (sans barbe) = *importúno*, *imbérve*; le même arrive s'il est devant un *n*: *alumno* (élève) *himno* (hymne) qu'on prononce *alúmno*, *ímno*; la règle pourtant n'est pas aussi générale pour *n* que pour *b* et *p*, et le *n* des préfixes ne perd pas sa prononciation ni sa figure devant un autre *n*: ainsi nous trouvons *innato* (inne) *innecesario* (innécessaire) *innovar* (innover) *connatural* (connaturel) *connivencia* (connivence) *connubio* (mariage) qui se prononcent en conservant le son des deux *n*: *innáto*, *innecesárjo*, *innovár*, *connaturál*, *connívencja*, *connúbrjo*.

§ 2. Les linguales.

La langue étant l'organe le plus movable de tous ceux qui jouent un rôle plus ou moins considérable dans le langage parlé, il n'est rien d'étonnant que le groupe le plus considérable de sons soit celui des linguales. Sur 21 consonnes espagnoles, 13 en effet appartiennent à ce groupe: *d*, *z*, *t*, *s*, *ʃ*, *l*, *r*, *ʎ*, *y*, *ç*, *l*, *n*, *ñ*. Les quatre premières (*d*, *z*, *t*, *s*) sont en même temps dentales; les quatre autres (*ʃ*, *l*, *r*, *ʎ*) alvéolaires; les trois suivantes (*y*, *ç*, *l*) palatales, et les deux dernières (*n*, *ñ*) nasales.

DENTALES. — Le son *d* se produit en plaçant la pointe de la langue contre le tranchant des dents d'en haut, sans aucun autre contact avec les alvéoles; c'est un son sonore qu'on peut prolonger,

et alors on perçoit un bourdonnement très sensible. On rend en général le son du *d* toutes les fois qu'on trouve un *d* orthographique devant une voyelle, ou même devant les consonnes *m*, *n*, *s*, *r*: nous devons donc prononcer *dedicado* (dédié) *doble* (double) *duda* (doute) *admirar* (admirer) *traedme* (apportez-moi) *llevadnos* (menez-nous) *adscrito* (agrégé) *adverbio* (adverbe) = *dedikádo*, *dóble*, *duda*, *admírár*, *traédme*, *levádnos*, *adskrito*, *advértyo*. Il faut pourtant qu'on ait une prononciation bien soignée pour prononcer *d* devant *m*, *n*, *r*, et non seulement dans les villages et parmi les gens sans culture, mais un peu partout, c'est le plus fréquent d'entendre prononcer les derniers mots: *azmírán*, *traédme*, *levádnos*, *askrito*, *advértyo*. Pour les secondes personnes du pluriel des impératifs rien de plus commun que le changement populaire du *d* final en *r*, ce qui rend ces formes égales aux infinitifs: *id delante* (allez devant) = *ir delante*; *entrad si queréis* (entrez s'il vous plaît) = *entrár si keréis*¹.

Le son *r* (nous employons un *r* renversé par la facilité de transcription qu'il offre, et pour conserver à ce son l'air graphique de la famille dentale), se produit en appuyant la pointe de la langue contre l'intérieur des dents d'en haut, et un peu de la face supérieure contre les alvéoles; si dans cette position on sépare brusquement la langue, on produit une petite explosion qui est précisément le *r*. Nous avons déjà dit qu'on peut rendre aussi le son *d* de cette manière, mais il s'écarte un peu de la prononciation exacte du *d* en étant plus fort, et en outre il n'est pas produit généralement chez nous par ce procédé. Le son *r* au contraire ne peut se produire en employant le procédé du *d*; si on essaie en effet de prononcer le *d* de la syllabe *dra* de la même manière que celui de la syllabe *da*, outre qu'il faut se faire quelque violence, on obtient un son qui n'est pas un *r*, mais presque un *z*. Si l'on prononce le mot *adrede* (fait exprès), où figurent les deux sons, on sentira bien les analogies et les

¹ Le menu peuple change encore le *d* final des secondes personnes du pluriel des impératifs, qu'elles soient ou non suivies d'une enclitique, en *i*, et au lieu de dire *traed*, *llevad* = *traéz*, *leváz*, il dit *traéi*, *levái*. Au lieu de *estáos quietos* (restez cois) = *estáos kjétos*, où le *d* d'*estáed* est disparu, il dit *estáios kjétos*, en transformant le *d* en *i* et en introduisant un *s* euphonique entre le verbe et le pronom *os*.

différences qu'ils ont entre eux. Le son *ɾ* ne s'entend que lorsque le *d* orthographique est suivi d'un *l* ou d'un *r*, ou bien si c'est un *t* qui précède un *l*. Nous prononcerons donc *oidla* (entendez-la) *buscalle* (cherchez-lui) *tomadlo* (prenez-le) *dragón* (dragon) *tendré* (je tiendrai) *ladrillo* (briquet) *dromedario* (dromadaire) *atlas* (atlas) *atleta* (athlète) = *oïpla*, *vuskazle*, *tomáplo*, *pragón*, *tempré*, *laprilo*, *ɾomedárjo*, *áplas*, *apléta*. Nous ferons remarquer qu'ici, de même que dans le son antérieur, il faut avoir une prononciation très soignée pour ne pas tomber dans le défaut de prononcer le *d* qui précède le *l* dans les impératifs (le cas le plus fréquent où cette combinaison, très rare ailleurs, se produise) comme *z* (*oizla*, *vuskázle*) vice de prononciation très répandu. Si le *d* graphique est précédé de *l*, *n*, *s* ou *x*, on entend aussi *ɾ* et non *d*: *espalda* (dos) *rescoldo* (réchaud) *bandido* (bandit) *mundo* (monde) *vendiendo* (en vendant) *has de venir* (tu dois venir) *ex-diputado* (ex-député) se prononcent *espáɾɾa*, *reskólɾo*, *vanɾido*, *múnɾo*, *venɾenɾo*, *asɾvenir*, *eksɾiputado*.

Le son *t* se produit en appuyant la pointe de la langue contre la partie postérieure des dents d'en haut, et la partie antérieure de la face supérieure de la même langue contre les alvéoles. C'est à peu près la même position que pour *ɾ*: il y a pourtant une petite différence: pour *ɾ* la pointe de la langue se place un peu plus bas que pour *t*, et tandis que dans le premier cas la langue reste étendue, dans le second elle se raccourcit un peu; l'explosion en outre est plus sensible pour *t* que pour *ɾ*, *t* étant le son le plus fort rendu par les consonnes dentales. Qu'on prononce les deux mots *ɾagón* (dragon) *tragón* (glouton), et on saisira bien la différence entre *ɾagón* et *tragón*. Le son *t* répond toujours au *t* orthographique partout où il se trouve; c'est ainsi que *tabaco* (tabac) *teja* (tuile) *tiro* (tir) *toro* (taureau) *tunante* (coquin) *tropel* (foule) *destruir* (détruire) se prononcent *tavako*, *téxa*, *tiro*, *tóro*, *tunánte*, *tropél*, *destruir*. Il faut pourtant excepter le cas où le *t* précède un *l*, car pour lors, comme nous l'avons vu, on entend un *ɾ*: *atlas*, *atlante*, *atlético* = *áplas*, *aplánte*, *aplétiko*, de même que s'il précède un *l*, comme nous verrons ci-dessous.

Le son sourd *z*, à peu près le *θ* des Grecs ou le *th* des Anglais (en *think*), se produit en plaçant la pointe de la langue en saillie entre les dents, en sorte qu'elle se colle, pour ainsi dire, contre

les dents d'en haut et qu'elle soit touchée légèrement par les dents d'en bas; l'air poussé par le canal de la langue vient se heurter contre l'angle formé par la pointe de la langue et les dents d'en haut, et il parvient à se frayer un étroit passage en sortant par frottement entre les dents et la langue; si l'on prolonge quelque temps ce frottement, on se sent la langue sèche en haut par l'effet du passage continu du vent. Le son de cette fricative dentale est très fréquent en espagnol et son changement en *s* dans la plupart des cas où il est employé en castillan constitue le trait le plus caractéristique de la prononciation andalouse, où presque tous les *z* sont prononcés *s*, et, au contraire, presque tous les *s* se prononcent *z*, plus doux que le *z* castillan. On entend le son *z* :

1. Toutes les fois que nous trouvons un *z* orthographique: *zalamero* (flatteur) *zequí* (monnaie arabe) *zizaña* (zizanie) *zorro* (renard) *zumo* (suc des plantes) *jazmín* (jasmín) *haz* (fagot) *pez* (pois, poisson) *almizcle* (musc) *hallazgo* (trouvaille) se prononcent *zalaméro*, *zeki*, *zizaña*, *zoro*, *zumo*, *xazmín*, *az*, *pez*, *almizkle*, *alázgo*.
2. Dans tous les mots où le *c* orthographique est suivi des voyelles *e*, *i*, comme *cecina* (viande salée) *cerveza* (bière) *cinta* (ruban) *paciencia* (patience), qui se prononcent *sezina*, *zervéza*, *zinta*, *pezjénzia*.
3. Dans la plupart des mots où l'on trouve un *d* orthographique final du mot ou d'une syllabe suivie de consonne: *entrad* (entrez) *tened* (tenez) *oid* (entendez) *Madrid* (Madrid) *salud* (santé) *adquirir* (acquérir) *adjetivo* (adjectif) *adjunto* (ci-joint) *adviento* (avent) se prononcent généralement *entráz*, *tenéz*, *oíz*, *Mayríz*, *salúz*, *azkirir*, *azxétivo*, *azxúnto*, *azvjéto*: cette prononciation n'est pas correcte, mais elle est la plus suivie par tout le monde; il faut remarquer que, si le mot terminé en *d* est suivi d'un autre mot qui commence par une voyelle, alors le *d* orthographique se prononce *d* (je parle des personnes qui se piquent d'une prononciation correcte, car pour les autres, et c'est le plus grand nombre, le *z* se maintient s'il n'est pas changé en *i*, comme nous l'avons dit plus haut, lorsqu'il appartient à un impératif), et que s'il est suivi d'un mot commençant par *d*, il disparaît: c'est ainsi que *hablad alto* (parlez haut) *entrad ahí* (entrez là) se prononcent *ablá dálto*, *entrá daí* et que *id delante* (allez devant) *venid detrás* (venez derrière, suivez-nous) se prononcent *i delante*, *vení detrás* (et aussi *abláz alto*, *entráz aí*, *iz delante*, *veníz detrás*, et même, par le menu peuple, *ablái alto*,

entrá ai, ir delante, venir detrás. 4. Dans le petit nombre de cas où l'on trouve un *t* orthographique suivi d'un *m*, ou d'un *n*: *atmósfera* (atmosphère) *atmosférico* (atmosphérique) *Etna* (Etna) *etnología* (ethnologie) = *azmósfera*, *azmosférico*, *Ezna*, *eznología*. 5. Dans les voix latines où il figure un *t* précédant un *i* suivi d'une autre voyelle: *initium sapientiae* = *inízjum sapjénzje*; si le *t* latin est précédé d'un *s* ou d'un *x*, c'est-à-dire lorsqu'il conserve le son du *t*, la prononciation espagnole du latin le conserve aussi.

ALVEOLAIRES. — Le son sourd *s* se forme en appuyant une partie du côté gauche de la langue contre les dents et les alvéoles du même côté, et en approchant la pointe du bas des alvéoles du centre, de manière à ce que l'air, poussé du côté droit, le seul qu'il trouve libre, s'échappe par frottement entre les alvéoles du centre et la langue, en produisant un sifflement très marqué. On prononce cette consonne: 1. Partout où elle figure orthographiquement: *sastres* (tailleurs) *sesgos* (biais) *siestas* (siestes) *sosegados* (paisibles) *sustos* (effrois) = *sístres*, *sésgos*, *sjéstas*, *sosegádos*, *sústos*. 2. Dans presque tous les mots du langage courant où figure un *x* orthographique suivi d'une consonne: *excelente* (excellent) *explicar* (expliquer) *exponer* (exposer) = *eszéllénte*, *esplikár*, *esponér*.

Le son sonore *r* se produit par le contact de la pointe de la langue contre la partie saillante des alvéoles du centre, de manière à ce que l'air, arrêté tout à coup par la pointe de la langue, produise par la séparation de celle-ci une petite explosion vibrante; dans ce son, ce n'est pas la force d'explosion de l'air qui cause l'ouverture du passage entre la langue et les alvéoles; c'est la langue même qui, par un mouvement très-rapide, ferme d'abord et ouvre après ce passage produisant une espèce de claquement. On entend le son du *r* toutes les fois que nous trouvons un *r* orthographique à la fin ou au milieu des mots; mais il faut pourtant, dans ce dernier cas, que la lettre *r* ne soit précédé des consonnes *l*, *n*, *s*, car alors elle se prononce *r*, comme nous verrons tout à l'heure: *carcel* (prison) *berza* (chou) *mirlo* (merle) *portero* (portier) *murmurar* (murmurer) *perder* (perdre) *morir* (mourir) *fervor* (ferveur) *albur* (chance) *amarse* (s'aimer) *verse* (se voir) *oírse* (s'entendre) se prononcent *kárcel*, *vérsa*, *mírlo*, *portéro*, *murmurár*, *perdér*, *morír*, *fervor*, *albur*, *amárse*, *vérsa*, *oírse*.

Le son sonore *r* est formé par plusieurs fermetures et ouvertures très rapides du passage de l'air entre la langue et les alvéoles; à proprement parler — comme M. Passy le fait remarquer en parlant des consonnes roulées en français — ce n'est pas un son unique, mais une succession très rapide de petites explosions. La pointe de la langue appuyée contre la partie supérieure des alvéoles (un peu plus haut que pour le *r*) ferme le passage à l'air; mais l'air, violemment poussé, ne trouvant qu'une très faible résistance, parvient à se faire ouvrir un passage qui se referme et se rouvre très rapidement par une série de petites vibrations de la langue, qui joue ici le même rôle que la corde d'un instrument musical. On voit donc que la différence entre les deux sons *r* et *r̄* est bien marquée, et qu'ils ne se distinguent pas seulement par une différence de force ou de quantité, le *r* n'étant pas un *r* multiple, mais aussi par la position de la langue, placée un peu plus haut pour *r̄* que pour *r*, par la persistance du son, le *r* étant un son explosif et le *r̄* continu, et enfin par la nature même du son, roulant ou trémulant pour *r̄* et claquant pour *r*. On entend le *r̄*: 1. Dans tous les mots qui commencent par un *r* orthographique: *rasgar* (déchirer) *reír* (rire) *rifar* (tirer au sort) *robar* (voler) *rugir* (rugir) = *rasgâr, reír, rîfâr, rovâr, rusír*. 2. Dans tous les mots où le *r* orthographique est précédé des consonnes *l, n, s, z*: *malrotar* (dissiper, gaspiller) *honrar* (honorer) *israélite* (israélite) *mizraim* (mizraïm) = *malrotâr, onrâr, israelita, mizraim*. 3. Partout où nous trouvons le double *rr* orthographique: *arrabal* (faubourg) *terreno* (terrein) *irritar* (irriter) *borro* (j'efface) *currutaco* (muscadin) = *aravâl, teréno, iritâr, vóro, kurutáko*.

Le son sonore *l* se forme en appuyant la pointe de la langue contre la partie supérieure des alvéoles du centre; l'air vient du côté droit et parfois des deux côtés se heurte contre le point où la langue s'appuie en produisant une sorte de bourdonnement qui se transforme en *l* toutes les fois que la langue n'arrête pas l'air et qu'elle se sépare brusquement des alvéoles. On entend ce son partout où figure un *l* orthographique: *la* (la) *baile* (bal) *lirio* (lis) *loco* (fou) *lugâr* (lieu) *alma* (âme) *él* (il) *mil* (mille) *español* (espagnol) *gandul* (grand fainéant) se prononcent *la, vaile, lirio, lôko, lugâr, álma, él, mil, españôl, ganûl*. Dans quelques contrées (le canton de Sequeros par exemple) au lieu de *l* on

prononce *l*, et on dit *obréas durzes* (oublies douces) pour *obléas dulzes*.

PALATALES. — Le son sourd *c* se produit en collant la face supérieure de la langue contre le palais dur et les alvéoles; la partie de la langue mise en contact avec le palais dur est très petite, et la pointe, au contraire, un peu relevée, se colle fortement dans toute son étendue contre les alvéoles, en produisant par sa brusque séparation un claquement très sensible. Si, en prononçant le *ch* français, on voulait rendre le son du *c*, il suffirait de s'efforcer de produire un *ch* mélangé d'un *t* en un son unique; notre *c* est le *c* italien et le *tsch* allemand. On entend ce son partout où nous trouvons les *ch* orthographiques: *chúchara* (bavardage) *esca-beche* (poisson en saumure) *chíchón* (bosse à la tête) *chocho* (noyau) *chuchería* (babiole) = *cácará*, *eskavéce*, *cicón*, *cóco*, *cucería*.

Le son sonore *y* se produit en collant aussi la face supérieure de la langue contre le palais dur et les alvéoles, de manière à ce que la pointe descende jusqu'au tranchant des dents d'en haut sans les toucher pourtant; alors on écarte brusquement la langue, et le claquement produit est exactement le *y*; le contact entre la langue et le palais est plus étendu que pour le *c*. On entend ce son dans tous les cas où la consonne *y* orthographique est suivie d'une voyelle: *ya* (déjà) *yegua* (jument) *yo* (je) *yugo* (joug) = *ya*, *yégua*, *yo*, *yúgo*. Dans tout le Midi (Andalousie) et dans quelques villes de la Nouvelle-Castille, comme Madrid et Tolède, et même un peu partout ailleurs, on prononce *y* le son *t*, et au lieu de dire *caballo* (cheval) *gallina* (poule) = *kaválo*, *galína*, on dit *kaváyo*, *gayína*; c'est un défaut de prononciation qu'on doit éviter. L'*y* orthographique que nous trouvons dans la conjonction *y* (et) et celle qui figure à la fin de quelques mots après une voyelle avec laquelle elle forme une diphtongue, n'est qu'un simple *i*, comme nous l'avons vu plus haut; tels sont les cas pour *hay* (il y a) *rey* (roi) *soy* (je suis) *muy* (très) = *ái*, *rái*, *sái*, *mái*.

Le son sonore *l* est le plus palatal de tous; on n'y trouve ni mélange de dentales comme dans le *c*, ni d'alvéolaires comme dans le *y*. On le produit en relevant la partie antérieure de la langue et en la collant fortement contre le palais; puis, on la sépare brusquement et on entend un claquement très sensible; pendant que la langue reste collée au palais, l'air s'échappe des deux

côtés de la bouche en produisant par son frottement un son continu très caractéristique. On rend ce son partout où l'on trouve un double *l* (*ll*): *llama* (flamme) *batalla* (bataille) *llegar* (arriver) *calle* (rue) *alli* (là) *gallina* (poule) *llorar* (pleurer) *murmullo* (murmure) *lluvia* (pluie) *velludo* (velu) se prononcent *líma*, *vatála*, *legár*, *kále*, *áli*, *galína*, *lorár*, *murmúlo*, *lúvja*, *velúdo*. Nous venons de dire que plusieurs personnes prononcent tous ces mots par *y* au lieu de *l*, défaut qu'on doit toujours éviter.

NASALES. — Nous avons déjà étudié le *m* parmi les bilabiales; nous aurions également pu étudier le *ñ* entre les palatales; il nous reste donc à traiter ici du *n* et du *ñ*, linguo-alvéolo-nasal le premier, linguo-palato-nasal le second.

Le son sonore *n* se produit en appuyant la pointe de la langue contre la partie inférieure des alvéoles; si alors on ferme la bouche et on veut rendre un son quelconque, on entend un bourdonnement qui est précisément le *n*. Partout où l'on trouve un *n* orthographique, on le prononcera *n*: *nadie* (personne ne) *pena* (peine) *volcán* (volcan) *negar* (nier) *vienen* (viennent) *andén* (quai d'une gare) *nido* (nid) *venir* (venir) *fin* (fin) *nota* (remarque) *trono* (trône) *melón* (melon) *minuto* (minute) *algún* (quelqu'un) se prononcent *nádjé*, *péna*, *volkán*, *negár*, *vjéne*, *amén*, *nído*, *venir*, *fin*, *nóta*, *tróno*, *melón*, *núnka*, *minúto*, *algún*. Il faut remarquer que toutes les fois que le *n* se trouve devant une gutturale ou luettale, une dentale, une alvéolaire ou une palatale, il perd son caractère d'alvéolaire et se change en vélère, sans qu'il se produise alors aucun contact de la langue contre les alvéoles; si nous prenions pour représenter le *n* vélaire le signe *v* (*v* grec) nous pourrions transcrire *banco*, *ninguno*, *esponja*, *guinda*, *pronto*, *ponlo*, *responso*, *ponche*, par *várko*, *nínvuno*, *espórxa*, *gínda*, *próvto*, *póvlo*, *resporso*, *porce*.

Le son sonore *ñ* se produit en collant la pointe et une petite portion de la face supérieure de la langue contre le palais dur et les alvéoles, puis la séparation, pas trop brusque, de la langue produit un petit frottement et claquement qui est le son *ñ*. On l'entend dans tous les mots où figure un *ñ* orthographique: *niña* (petite enfant) *enseñé* (je montrai) *meñique* (doigt auriculaire) *muñon* (moignon) *moñudo* (à chignons) = *niña*, *enseñé*, *meñique*, *muñon*, *moñudo*. Le *ny* des mots catalans a aussi à peu près le son *ñ*: *Monseny* = *monseñ*.

§ 3. *Les vélères.*

Le groupe des vélères (je préfère l'orthographe *vélère* parce que ce mot n'étant pas encore vulgarisé, on peut l'écrire ainsi sans blesser l'usage reçu) ainsi nommées par le rôle qu'y joue le voile du palais, est le plus réduit de sons de ceux qui forment les consonnes; il ne comprend que trois sons: le *g*, le *k*, et le *x*, dont les deux premiers sont gutturaux et le dernier luetal.

GUTTURALES. — Le son sonore *g* se forme en approchant la partie postéro-supérieure de la langue du fond du palais mou, de manière à produire un passage très étroit par où l'air s'échappe par frottement; le bourdonnement qui résulte du passage de l'air est très sensible. Quelques personnes font explosive cette consonne, mais alors le son du *g* est très rapproché de celui du *k*, et la prononciation qui en résulte a quelque chose de feint et d'artificiel. On entend le son du *g*: 1. Dans tous les mots où figure un *g* orthographique suivi des voyelles *a, o, u*: *gana* (envie) *gozo* (jouissance) *gusto* (goût) *venga* (qu'il vienne) *tengo* (je tiens) *seguro* (sûr) = *gána, gózo, gústo, vènga, téngo, seguro*. 2. Dans tous les mots où figure le *g* suivi des voyelles *e, i* moyennant un *u* muet intercalaire: *guerra* (guerre) *guiñar* (cligner) *pagué* (je payai) *seguí* (je suivis) = *gera, giñar, pagé, segí*. 3. Dans tous les mots où le *g* orthographique est suivi d'un *l* ou d'un *r* liquides: *glande* (gland) *inglés* (anglais) *negligencia* (négligence) *gloria* (gloire) *glutinoso* (gluant) *gracia* (grâce) *sangre* (sang) *griego* (grec) *negro* (noir) *grulla* (grue) = *glânc, inglés, negligéncia, glórja, glutinóso, grázja, sângre, grjégo, négro, grúla*. 4. Dans tous les mots où le *g* orthographique, final d'une syllabe, est suivi d'une consonne quelconque: *Magdalena* (Madeleine) *dogma* (dogme) *repugnar* (répugner) *indigno* (indigne) *magnetismo* (magnétisme) = *Magdaléna, dógma, repugnár, iníigno, magnetismo*. Plusieurs personnes, pour bien marquer la prononciation, donnent dans ce cas au *g* le son du *x* en disant *dóxma, repuxnár, iníxno*; mais on doit éviter ce défaut; le menu peuple omet dans ces mots le *g*, en prononçant *Madaléna, repunár, indino* (*dogma* et *magnetismo* ne sont pas de son vocabulaire).

Le son sourd *k* se forme en appuyant la partie postéro-supérieure de la langue contre le fond du palais mou (plus ou moins en

arrière), mais de manière à ce que le passage de l'air se trouve fermé, et qu'il se produise une petite explosion chaque fois qu'il s'ouvre par l'action de l'air et la séparation de la langue. On entend ce son: 1. Dans tous les mots où le *c* orthographique précède les voyelles *a, o, u*: *cabra* (chèvre) *cola* (queue) *culto* (culte) *Salamanca* (Salamanque) *poco* (peu) *cucurucho* (cornet) = *kabra, kôla, kúlto, Salamánka, póko, kukurúcho*. 2. Dans tous les mots où le *c* orthographique est le final d'une syllabe suivie de consonne: *acceso* (accès) *pacto* (pact) *efecto* (effet) *aspecto* (aspect) = *akzêso, pákto, efêkto, aspêkto*: le menu peuple supprime le son du *k* dans la prononciation de ces mots, tous d'origine savante, ou bien il le change en *u*, en disant *efêto, aspêto*, ou *efêuto, aspêuto*. 3. Dans tous les mots finis en *c* orthographique: *frac* (frac) *coñac* (cognac) *zinc* (zinc) = *frák, koñák, zínk*; le menu peuple, et même plusieurs personnes bien élevées suppriment le *k* et disent *frá, koñá, zin*. 4. Dans tous les mots où figure un *q* orthographique: *que* (que) *quitar* (ôter) *quinquillero* (colporteur) *quisquilloso* (vétilleux) = *ke, kítar, kinkiléro, kiskilóso*. 5. Dans le très petit nombre de mots, étrangers tous, où l'on trouve un *k* orthographique: *kilógramo* (kilogramme) *kiosco* (kiosque) *képis* (képis) = *kilógramo, kjósko, képis*. 6. Dans tous les mots où figure un *x* orthographique suivi d'une voyelle: *examen* (examen) *exento* (exempt) *exigir* (exiger) *exótico* (exotique) *exuberancia* (exubérance) = *eksámen, eksênto, eksixír, eksótiko, eksuweránzja*: l'interposition d'un *k* orthographique, tout à fait muet toujours, ne sert pas d'obstacle à cette prononciation: *exhalar* (exhaler) *exhibición* (exhibition) *exhortar* (exhorter) se prononcent donc *eksalár, eksivízjón, eksortár*; les gens pourtant qui ne se piquent pas de bien parler font dans ces cas de la lettre *x* un simple *s* en prononçant *esámen, esístir, esortár*: on doit éviter de telles négligences.

LUETTALES. — Le son *x*, le seul qui appartienne à ce groupe (et que pour bien le déterminer, je me suis permis de le nommer *luettal* parce que je crois que la plus grande précision en matière linguistique est l'aide la plus puissante pour l'enseignement), se forme par la vibration de la luvette au passage de l'air; la langue conserve sa position basse normale, et l'air frottant rudement la luvette, produit le *x*; nous aurons à répéter ici ce que nous avons déjà dit à propos du *r*: le son *x* n'est pas simple à proprement parler;

c'est plutôt une très rapide succession de sons qu'un son unique. Quand on a quelque difficulté à cracher et qu'en se sentant gêné pour se débarrasser des mucosités qui se trouvent dans le gosier, on fait des efforts pour y parvenir, le son qu'on produit en faisant ces efforts est exactement celui de *x*; la comparaison est certes quelque peu désagréable, mais elle n'en est pas moins exacte, et il faudra par conséquent me la pardonner si elle sert à rendre sensibles mes explications. On entend le son du *x* :

1. Dans tous les mots où l'on trouve un *j* orthographique: *jarabe* (sirop) *jefe* (chef) *jacara* (tasse à chocolat) *joya* (bijou) *jugar* (jouer) *vieja* (vieille) *viaje* (voyage) *dijite* (tu dis) *mojo* (je mouille) *enjugar* (essuyer) = *xarabe*, *xefe*, *xikara*, *xóya*, *xugár*, *xjéxa*, *viáxe*, *dixiste*, *móxo*, *cuxugar*.
2. Dans tous les mots où l'on trouve un *g* orthographique suivi des voyelles *e*, *i*: *general* (general) *girón* (déchirure) *proteger* (protéger) *pingir* (peindre) = *xeneral*, *xirón*, *protexér*, *finxir*.
3. Dans le très petit nombre de mots où figure un *g* final: *Agag*, *Kanisberg*, *Figuig*, *Magog* = *Agax*, *Kenisbérx*, *Figix*, *Magóx*. Comme les personnes qui ont l'occasion d'employer ces noms, tous étrangers, sont toutes lettrées, il se peut qu'elles prononcent *Agágs*, *Kenisbérgs*, *Figigs*, *Magógs*, mais pour peu qu'elles élèvent leur voix (dans une classe d'histoire ou de géographie ou dans un discours), elles obéiront à la tendance naturelle de notre langue et à son penchant pour les sons clairs et pleins, et elles prononceront *Agáx*, *Figix*, *Magóx*.

ARTICLE IV.

LETTRES MUETTES.

Un des traits des plus caractéristiques de la langue espagnole, nous avons déjà eu l'occasion de le remarquer et l'étude que nous venons de faire en fournit une bien éclatante preuve, c'est la prononciation claire et pleine de toutes les lettres qui figurent dans l'écriture; c'est-à-dire que notre orthographe est très voisine, grâce aux efforts de l'Académie, de l'idéal phonétique, et que notre phonétique — M. Storm l'a dit ici même¹ — se distingue par la clarté et la plénitude des sons qui la composent.

Mais quoique cela soit vrai en règle générale, il y a pour-

¹ J. Storm: *Romanische quantität* (*Phonetische studien*. II^e vol. p. 139).

tant quelques cas où l'espagnol s'écarte des principes phonétiques, en faisant emploi de lettres tout à fait muettes et inutiles. Notre exposé des sons espagnols ne serait pas complet si nous ne nous attachions pas à faire ressortir quels sont ces cas-là. Je sais bien que la phonétique proprement dite n'a pas à se préoccuper des représentations graphiques ordinaires, fautives dans toutes les langues; mais après avoir donné tous les éléments phonétiques de l'espagnol et leur correspondance orthographique, ceux qui en voudront faire l'application prononceront par exemple *transcribir* — *transkribrir*, et auront bien droit à me reprocher de ne pas les avoir averti qu'ici le *u* n'a qu'une valeur étymologique. C'est donc pour éviter ces reproches et pour compléter tout ce que je crois nécessaire pour lire et parler l'espagnol que je vais traiter ici des lettres muettes. De cette manière les rapports entre l'orthographe académicienne et le parler courant seront mieux compris, et on ne tombera pas dans le défaut d'employer un langage suranné ou archaïque, plus ou moins prétentieux et même incorrect et blâmable.

Nous avons d'abord deux lettres, dont je pourrais bien ne pas parler, parce que j'en ai déjà assez dit dans les pages qui précèdent; j'en parlerai toutefois pour présenter ici complète la doctrine concernant nos lettres muettes; occupons-nous donc d'abord de l'*u* et de l'*h*.

L'*u* est muette toutes les fois qu'elle suit un *g* ou un *q*, et qu'elle précède un *e* ou un *i*, c'est-à-dire dans les syllabes *gue*, *gui* et *que*, *qui*. Pour les premières, elle joue le rôle d'adoucir la prononciation du *g*, qui autrement (dans l'orthographe courante) aurait le son dur du *x*; c'est la conséquence de la double valeur phonétique du *g* orthographique, tantôt *g* devant *a*, *o*, *u*, etc., tantôt *x* devant *e*, *i*, etc. Pour l'*u* de *que*, *qui*, on n'a nulle raison, hors l'étymologie, qui explique sa présence, car le *q* ayant toujours le son du *k*, on ne voit bien quelle peut être la cause d'écrire *que*, *qui*, ce qui, écrit *qe*, *qi*, aurait toujours sans le moindre doute le son *ke*, *ki*. On lira donc les mots *gnante* (gant) *dengue* (dengue) *guitarra* (guitare) = *gwánte*, *dénge*, *gítira*; et les mots *queque* (coup de toupie) *quiquiriqui* (chant du coq) = *kéke*, *kiki-riki*. Dans le cas où l'*u* de *guc*, *gui* (pour *que*, *qui*, cela n'arrive jamais) soit surmonté d'un tréma, il faut prononcer l'*u*, soit *w*,

s'il forme une diphtongue avec l'*e* ou l'*i*, soit *u*, s'il ne le forme pas: les mots *vergüenza* (honte) *cigüena* (cigogne) *argüir* (arguer) *pingüino* (pingouin) se prononceront *vergwéntza*, *cigwéña*, *arguir*, *pingwéno*.

La lettre *h* est partout muette: *haragan* (fainéant) *hereje* (hérétique) *hijo* (fils) *honor* (honneur) *huevo* (œuf) *alhaja* (bijou) *deshelar* (dégeler) *exhibir* (exhiber) *deshonrar* (deshonorer) *inhumano* (inhumain) se prononcent *aragán*, *eréxe*, *ixo*, *onór*, *wévo*, *aláxa*, *deshelár*, *eksibir*, *desouvar*, *inumano*. Seulement quelques parlars, comme celui d'une partie de l'Estramadure, celui du canton de Sequeros dans la province de Salamanque et d'autres, prononcent cette lettre fortement aspirée, ou pour mieux dire *expirée*, d'une manière très semblable à celle que les andalous emploient pour la prononciation du *x* (*j* orthographique). C'est une espèce de *x* doux où l'on n'entend nul roulement ni vibration de la luette comme dans le *x*, mais seulement l'effet d'une forte poussée d'air contre la voûte du palais.

A proprement parler, il n'y a pas en espagnol aucune autre lettre muette; la rigueur de la règle veut que toutes les lettres aient un son, non précisément le même toujours — nous avons bien vu qu'il y a des lettres à double son — mais le son qui lui corresponde suivant le cas particulier dont il s'agira. Mais si cela est vrai en théorie, et s'il y a des personnes qui se font un devoir de prononcer toutes les lettres écrites, excepté le *h* et l'*u* dans les cas que nous avons exposés, il faut avouer que la pratique générale et courante est loin de s'assujettir tout à fait à cette règle et qu'elle en enfreint les principes.

Nous trouvons en effet, sans parler ici de beaucoup d'autres lettres muettes qui tantôt se prononcent, tantôt non — suivant que ce soit le langage familier de celui qui les emploie, ou qu'elles soient employées dans le ton élevé de la lecture et des discours¹ — en outre des lettres *h* et *u*, les consonnes *b*, *p*, *n*, *d* et *t* qui ne se prononcent pas généralement dans quelques cas, que nous allons signaler.

Pour le *b* il faut remarquer qu'il est muet: 1. Dans le mot

¹ Tous ces faits phonétiques seront exposés dans la suite, leur place se trouvant parfaitement indiquée dans l'étude des *liaisons phonétiques*.

obsuro (obscur) et ses dérivés, *obscuridad*, *obscuramente*; les personnes qui prononcent *obsuro* = *obskuro* sont assurément des pédants ou des prétentieux. 2. Dans les mots *obsceno* (obscène) *obstáculo* (obstacle) *obstar* (empêcher) *obstinarse* (s'opiniâtrer) *obstruir* (obstruer) et leurs dérivés; il faut pourtant remarquer que ces mots n'étant pas très vulgarisés, ils n'ont pas tout à fait subi la perte du *b*, et qu'à côté de la prononciation *oszéno*, *ostákulo*, *ostár*, *ostinarse*, *ostruir*, on entend aussi de même fréquemment *ovszéno*, *ovstákulo*, *ovstár*, *ovstinarse*, *ovstruir*; la tendance toutefois dans le peuple est à omettre ici le *v* (*b* orthographique), et si ces mots étaient aussi vulgarisés que *obscur*, ils seraient déjà parvenus à l'état phonétique de ce dernier mot. 3. Dans les mots *substancia* (substance) *subscribir* (abonner, souscrire) et leurs dérivés qui se prononcent partout *sustánzja*, *suskribir*. Nous remarquerons que pour ces derniers mots et pour *obsuro* l'orthographe la plus courante supprime elle-même les *b* superflus; ce n'est qu'au regrettable retour de l'Académie de la Langue aux principes étymologiques que nous sommes redevables de ces petits désaccords entre l'orthographe et la phonétique. Nous faisons les vœux les plus ardents pour que l'Académie revienne sur ses pas et que, fidèle à ses traditions de perfectionnement phonétique de l'orthographe (qui lui ont conquis tant d'applaudissements aussi chauds que justes et autorisés, en Espagne et à l'étranger), elle s'efforce d'accorder l'orthographe, qui doit être toujours subordonnée, dans son rôle de représentant des sons, avec la phonétique.

Pour le *p*, nous trouvons qu'il n'a aucune valeur: 1. Dans *subscripcion* (abonnement) *subscripto* (abonné) *proscripto* (proscrit), qui se prononcent *suskrizjón*, *suskrito*, *proskrito*. 2. Dans *séptimo* (septième) *septiembre* (septembre), qui se prononcent généralement *sétimo*, *setjembre*. 3. Dans les composés de *pseudo*, comme *pseudónimo* (pseudonyme) = *scudónimo* ou *pscudónimo*. Dans *psicología* (psychologie) = *sikoloxia* ou *psikoloxia*.

Pour le *n*, il est muet dans quelques mots qui ont la particule latine *trans* préfixée; tels sont *transatlantica* (transatlantique) *transcender* (passer au delà de, sentir beaucoup) *transcordar* (oublier) *transcribir* (transcrire) *transcurrir* (courir le temps) *transferir* (transférer) *transfigurarse* (se transfigurer) *transformar* (transformer) *transgresion* (transgression) *translucirse* (être transparent) *transmitir*

(transmettre) *transnochar* (veiller la nuit) *transpapelar* (perdre, mêler un papier avec d'autres) *transparente* (transparent) *transpasar* (transgresser) *transpirar* (transpirer) *transplantar* (transplanter) *trasponearse* (s'assoupir) *transportar* (transporter) *transversal* (transversal) et leurs dérivés et composés, qui se prononcent généralement *trasaplántika*, *traszendér*, *traskovdár*, *traskrivír*, *traskurír*, *trasferír*, *trasfigurárse*, *trasformár*, *trasgresión*, *trasluzírse*, *trasmitír*, *trasnocár*, *traspapelár*, *trasparénte*, *traspasár*, *traspírár*, *trasplantár*, *trasponearse*, *transportár*, *transversál* (ou *transportár*, *transversál*). Tous ces mots s'écrivent aussi assez fréquemment sans *n*.

Pour le *l*, nous ne le trouvons muet que dans les mots *ad-scribir* (agréger une personne à un corps) *adstringir* (resserrer) et *usted* (vous, comme terme de politesse), qui se prononcent *askrivír*, *astrinxír*, *usté* (ou *ustéz*). Le *d* final et celui des mots en *ado*, les participes surtout, est muet dans beaucoup de mots, dans le langage familier; ainsi *ciudad*, *entrado* se prononcent dans ce langage *zjudá*, *entráo*.

Pour le *t* enfin, nous le trouvons muet dans le mot *istmo* (isthme), que nous prononçons (il ne faut pour s'en convaincre que d'aller à une classe de géographie) *ismo*.

Ce sont, comme on le voit, des cas particuliers et rien de plus; mais nous avons cru de notre devoir de les signaler à l'attention de nos lecteurs dans le but de leur fournir toutes les données nécessaires pour pouvoir parler l'espagnol courant et non une langue artificielle. Celui qui prononcera *transnocár*, *suvskrípzjón* ne courra point, il est vrai, nul risque de n'être pas compris, mais il parlera un langage qui choquera l'oreille de tout le monde et qui sera qualifié à juste titre de prétentieux.

(A suivre: II. *Liaisons phonétiques*. III. *Textes*.)

DR FERNANDO ARAUJO

Correspondant de l'Académie royale d'Histoire.

Toledo (Espagne) 1890.

MISZELLEN.

NOTES DE PHONÉTIQUE FRANÇAISE A PROPOS DE LA *FRANZÖSISCHE PHONETIK* DE FR. BEYER.

Avant tout je dois demander l'indulgence du lecteur pour le désordre qu'il trouvera dans les notes suivantes. Elles faisaient partie d'un compte-rendu assez développé de la *Französische phonetik* que j'avais écrit pour une revue allemande, au mois de novembre 1888. Différentes raisons en ont empêché la publication. Mais le directeur des *Phonetische studien* a bien voulu me permettre d'en extraire quelques passages qui avaient un caractère assez général. Le temps m'a manqué pour les refondre complètement, et tout en faisant quelques additions, je n'ai modifié le plan général du compte-rendu primitif que par des coupures. On voudra bien excuser ce qu'il y a dans ce travail de décousu et de disparate, et n'y voir que des notes et remarques sans lien entre elles.

La NOTATION est en gros celle du *Maître phonétique*, du *Français parlé* et des *Sons du français*, qui est familière à la plupart des lecteurs de cette revue. Voici l'indication des points sur lesquels je modifie ce système de transcription. — *a* = *pArt*. — *a* = *pAs*. — *z* = *liENs*. — *é* = *mAlson*: c'est l'*e moyen*, que les *Sons du français* représentent par E. — *û* = *reGNer*. — *ô*: c'est un son intermédiaire entre *o* et *o*, et non pas l'*o mikst*, représenté par *o* dans les *Sons du français*. — Le rond au-dessus ou au-dessous d'une lettre signifie dévocalisation partielle: *o*. l. Je ne le marque pas pour les semi-voyelles (*w, y, j*), les nasales et liquides lorsqu'elles suivent une consonne soufflée, parce qu'alors elles sont toujours plus ou moins dévocalisées. — ' après une lettre signifie dévocalisation complète: *a'*. — Le point signifie coup de glotte: *'a*. — ' précède l'accent. " un accent double. — La virgule indique un arrêt; deux-virgules, un arrêt double, etc. — Quant à la séparation par des blancs, je crains qu'elle ne soit pas toujours conséquente, et j'avoue que je serais embarrassé pour dire au juste sur quoi elle est fondée. Ce qu'il y a de sûr, c'est que les blancs n'indiquent pas un arrêt de la parole. Leur principal avantage est de rendre la lecture plus facile, en coupant le groupe de souffle.

SUR L'ACCENTUATION FRANÇAISE.

Les observations de Beyer sur l'accentuation française, et les conclusions auxquelles il arrive concordent en gros avec celles de Storm, de Paul Passy,

et je crois de Wulff (?). Mais elles manquent de clarté et de précision, et les causes qui, dans certains cas, déplacent l'accent étymologique du français ne sont que vaguement indiquées. C'est une question des plus délicates, parce qu'il n'y a pas de loi générale qui régisse ce déplacement éventuel. On ne peut procéder que par l'étude de cas particuliers. C'est ce que je vais tenter, sans d'ailleurs espérer faire autre chose qu'effleurer une matière aussi vaste.

La plupart des phonéticiens sont d'accord pour reconnaître que l'accent français frappe le plus souvent la dernière syllabe. Le fait suivant me paraît d'ailleurs trancher la question: Beaucoup d'enfants ne prononcent que la dernière syllabe des mots, modifiée d'ailleurs suivant les lois de leur phonétique particulière. Ainsi *nô* veut dire *bouton*; *sô*, *éléphant*. (*a'de di'bigtu'tum 'ma di''sô*, c'est-à-dire: André appelle les éléphants: „big toutou“. Moi je prononce mieux: je dis „son“. Un peu plus âgé, l'enfant disait: *ee'sô*. — La transcription est douteuse, car elle est faite d'après le souvenir déjà ancien conservé par Paul Passy.) Evidemment, si les enfants ne reproduisent que cette syllabe, c'est qu'elle frappe plus fortement leur oreille.

Il n'en est pas moins vrai que dans un très grand nombre de cas, l'accent d'un mot dans une phrase se trouve déplacé. Les causes de ce déplacement peuvent, je crois, se ranger en deux catégories: Causes psychologiques (émotionnelles ou logiques); Causes physiologiques.

¹⁰ *Causes psychologiques.* Si dans une phrase tous les mots ne sont pas également accentués, c'est en partie parce qu'on veut faire entendre davantage ceux qui représentent une idée plus importante. Parfois on renforce considérablement, mais également ou presque également, toutes les syllabes d'un mot. Un amateur de volailles me disait un jour de ses poules: *æ[de'vɔr]*. J'ai entendu dire à M. de M. dans son cours: *læpr̄i'sip sæ'sælyi'si, 'sæ, dan'zæms fædækspozisjō,, 'v''kyn*.

Plus souvent c'est une seule syllabe du mot important qui est renforcée. Je laisse de côté, bien entendu, le cas où cette syllabe est la dernière. Parmi les autres il faut noter, comme on l'a fait souvent déjà, *l'accentuation antithétique*, par exemple „se 'soumettre ou se 'démètre“ (*Fr. phonetik* p. 86.). On a pensé aussi que l'accent tendait à se porter sur „la syllabe la plus importante du mot“¹. c'est-à-dire sur la syllabe radicale. Il me semble que cette tendance est encore bien faible. Il est vrai, dans des mots comme *con'damner*, *in'conceivable in'croyable*, *'grandement*, *'rudement*, *c'excèsivement*, la syllabe accentuée coïncide avec la syllabe radicale. Mais dans *'beaucoup*, *'surtout*, *'toujours*, *'jamais*, *'parfois*, *'souvent*, il ne peut pas être question de syllabe radicale, par la raison que ces mots sont seuls de leur famille. Dans *'sévèrement*, *'joliment*, *'particulièrement*, *a'bsolu*, *a'bsolument*, *'sincèrement*, il y a plusieurs syllabes radicales, et je ne vois pas quelle influence psychologique peut déterminer le choix de l'une plutôt que de l'autre. Aussi, pour certains de ces mots, ce choix est arbitraire et varie suivant les personnes. Ainsi il n'est pas rare d'entendre accentuer *'absolu*. Un professeur de mathématique finissait les démonstrations difficiles en criant à pleins poumons: *'sæ,, ''æksæssivmâ fa'sil*. M. A. M. de l'Institut, dont l'accentuation est très vigoureuse, renforce presque

¹ Paul Passy, *Kürze darstellung des französischen lautsystems*, Phon. st. 1. 2.

toujours la première syllabe du mot important: "apslymã: lezʒi'sje frã'se. "zstriji . . . (par opposition à ceux qui ne le sont pas). Pour d'autres mots, au contraire, l'accentuation rhétorique, quand elle a lieu, frappe toujours une syllabe déterminée: Je n'ai jamais entendu dire *jo'liment, sé've'rement sin'cèrement, particu'lièrement*; et pourtant les racines *jo'li, sé've're, sin'cère, particu'lier* sont en général accentuées sur la dernière syllabe, qu'on peut par conséquent regarder comme leur syllabe radicale: l'accentuation du mot dérivé contredit donc celle du simple.

Je reviendrai tout à l'heure sur ces mots. Pour le moment, nous pouvons je crois, retenir qu'il *suffit, pour attirer l'attention sur un mot, d'en déplacer l'accent d'une façon quelconque, arbitraire, variable suivant les personnes et les phrases.*

2^o *Causes physiologiques.* Ce n'est pas uniquement l'importance relative des mots, qui détermine l'accentuation de la phrase: la preuve, c'est qu'un même mot, également important, dans deux phrases semblables, peut être accentué dans l'une, atone dans l'autre. Beyer en cite quelques exemples (p. 88). Le fait est très sensible dans des phrases comme celles-ci: *z'ery'pʃk.r: z'e'zy lame'zõ; z'e'zy lamezõd'pʃk.r.* C'est qu'il n'est pas commode de prononcer toutes les syllabes avec la même force. Il faut une alternance de temps forts et de temps faibles, un rythme. Et il me semble que cela explique l'accentuation *'joliment, 'particulièrement, 'sévèrement . . .* qui nous avait frappé tout à l'heure parce qu'elle contredit l'accentuation radicale. Ces mots ont et surtout avaient un autre accent, l'accent étymologique, traditionnel, sur leur dernière syllabe. L'accent émotionnel a donc dû éviter la syllabe précédente, afin de permettre la formation de ce rythme nécessaire à une énonciation courante.

A vrai dire, il y a des mots où l'accent frappe l'avant-dernière syllabe, ce qui paraît contredire l'explication précédente. Mais ce sont, pour la très grande majorité, des mots de deux syllabes. Or je crois avoir montrée qu'on attire l'attention sur un mot en renforçant une syllabe autre que la dernière. Il faut donc bien dans des mots de deux syllabes renforcer l'avant-dernière. Mais le besoin du rythme se fait sentir autrement: la dernière syllabe devient atone.

Dans *'surtout, 'beaucoup, 'parfois . . .* nous avons un déplacement d'accent, tandis que pour ces longs adverbes en *-ment*, il serait plus exact de parler d'un second accent, plus fort que l'accent étymologique. Mais je dois reconnaître que la cause qui fait dire *'absolu* m'échappe encore, puisqu'ici l'accent pourrait se placer sur la première syllabe.

Une autre cause physiologique contribue quelquefois au déplacement de l'accent, mais dans une mesure bien moindre. J'ai souvent entendu les cochers et les employés qui roulent les bagages dans les gares s'écrier: [*"at[ãsjõ.* Ici le son le plus sonore attire à lui la plus grande force d'expiration et une certaine élévation musicale de façon à réunir en un seul point tous les éléments d'intensité, et à frapper plus fortement, plus brusquement l'oreille de ceux qu'on veut avertir. Evidemment l'exemple est beaucoup plus gros que ceux qu'on peut trouver dans la conversation, où le déplacement d'accent pour cause de sonorité est bien difficile à saisir. Voici pourtant un cas où il me paraît avoir agi, conjointement avec

l'émotion: J'ai entendu une dame, parlant d'une petite fille qui avait eu la rougeole, répéter plusieurs fois: *«Lay.»*¹

Résumons: accentuation égale, accentuation antithétique, accentuation radicale (?) (ces deux dernières se contredisant directement), déplacement d'accent arbitraire, accentuation initiale, accentuation rythmique, accentuation de sonorité, cette énumération d'exceptions à l'accentuation étymologique ne suffit-elle pas à montrer l'extrême complexité de l'accentuation française? On ne peut, je crois, rien dire de plus précis que ce qui suit:

L'accent du mot isolé, et du plus grand nombre de mots dans la phrase frappe la dernière syllabe. Il peut être modifié quant à son intensité et à sa place par deux causes d'ordre différent et qui agissent tantôt dans le même sens, tantôt en sens contraires: 1^o Quand on veut attirer l'attention sur un mot, on en renforce l'accent et très souvent on le déplace d'une façon parfois arbitraire. Pourtant, s'il y a dans le mot une syllabe particulièrement importante, c'est elle qu'on accentue de préférence (accentuation antithétique et peut-être accentuation radicale). 2^o En même temps on tend à disposer les accents de façon à ce qu'il en résulte un dessin rythmique.

J'ai cherché dans ce qui précède à dégager autant que faire se peut les influences auxquelles est soumise l'accentuation française. Je l'ai fait au moyen d'exemples aussi généraux, aussi dégagés de circonstances particulières, que possible. Je vais maintenant faire précisément le contraire, et présenter au lecteur un certain nombre de phrases notées sur le vif dans lesquelles il pourra voir agir de différentes manières les influences dont j'ai parlé. On remarquera que ce sont les mots exprimant une émotion, une nuance, qui éprouvent le plus souvent un déplacement d'accent: c'est ce qui explique que parmi les exemples qu'on a vus plus haut, et dans beaucoup desquels ce déplacement est presque la règle, j'aie cité surtout des adverbcs, puis quelques verbes auxquels on peut ajouter *'pleurer* (*«l'plœr»*), *'crier*, *'hurler*, *'taper*. On peut citer aussi des interjections, des injures: *'animal*, *'cochon*, *'salaud*, etc.

On remarquera aussi que l'accentuation logique s'entend surtout dans la discussion, la démonstration et l'émotion; lorsqu'on veut persuader un adversaire, instruire des élèves, ou faire partager l'état d'esprit où l'on est².

L'accentuation rythmique et de sonorité augmentent à mesure que l'esprit a moins de part à ce qu'on dit: dans les cris sans cesse rabâchés des marchands

¹ Il peut être intéressant de comparer à l'accentuation |'''a|tās̄jō, une accentuation toute différente: (a)'''tās̄jō. Voici dans quelles circonstances elle s'est produite: Un gamin se jette dans mes jambes; je m'écrie: (a)'''tās̄jō/dō. Il y a eu surprise, de sorte que je n'ai pas eu le temps de renforcer la première syllabe. Dans l'autre exemple, c'est tout le contraire: le mot avec son accentuation, fait partie du vocabulaire professionnel. — On verra plus loin des exemples analogues.

² Par exemple au théâtre. Ce n'est que là qu'on peut entendre dire: «Quoi! tandis que Néron s'abandonne au sommeil, l'aut-il que vous veniez attendre son réveil?» · *Fr. ph.* p. 87.

des rues elles deviennent prépondérantes. Enfin, de même que certaines personnes renforcent la première syllabe du mot important, de même il y en a qui renforcent le premier mot d'une phrase importante. Le lecteur pourra vérifier toutes ces remarques sur les exemples suivants. Ils sont classés autant que possible d'après l'influence qui se fait *le plus* sentir dans la phrase.

1^o *Accentuation logique et émotionnelle.*

M. F. P., orateur, dans la conversation animée: *injax'kās''salmvā'jē* (Il n'y avait qu'un seul moyen.) *izō''v'j'leltRē'tedbr'R'ŭē , ,kjaètes''siñe paRlōRd'solzbt' Re.* (Ils ont violé le traité de Berlin, qui a été signé par lord Salisbury).

M. S. L., professeur, dans son cours: *lapar'ti la''mavzōrizi'nal dīlakōpīla-'sjōdē'fredē''gē.r* (la partie la moins originale de la compilation de Frédégaire . . .) *Grē'gwaē.r nužē'dik yn''katriem 'surs . . .* (Grégoire nous indique une quatrième source . . .).

M. L. G., professeur de paléographie: *'bjē.ly, 'bjē.ly. — 'kālpefær 'kōsā / . . .* (par opposition au cas où il ne consent pas).

M. L. P., Niçois, secrétaire rédacteur à la Chambre: *lōm'ētē napa'dī,* "s.tynkōksal'zī (il a dit seulement que cela peut en être une).

M. de M. dans son cours: „voilà des choses qui sont bien médiocres, j'en conviens, mais voilà des choses qu'on ne sait pas „*malaRoz'mā*“. — *avēki'tablō 'fēdō.vRōds'klāRte, d'bōsā. — 's.almā, si, paRynRēvoly'sjō zēlō'zik z''pōsibl . . . —* „Ce qu'il faut, 'sē „, *dōn'padē'tryR . . .*“ — (Après un silence pendant lequel il regarde ses notes:) *'il'jāyn'fōz . . . — ē'bē s.tyn'fōz kisRētā'fē.R, 'cīnsRik'tū. — injākōs'salmvā'jē'kōsēR'vēc lē'so . . . — dālaklassifika'sjōdlas'ksjō, dālaklasifika'sjō d'y[sēRvīs] dōsēk'sjō puRmjo'di.R . . . — Mē'mē.mānimētā, "b.o.kudaR'zā . . . — 'jāpy'ts.t, 'jāpy'fēf . . .* (il n'y a plus de tête, il n'y a plus de chef).

M. A. G., professeur. En parlant d'une charte: . . . *tā'dik la'pjēs okō'tRē.R, dītū'tēKm, 'klē.R . . .*

M. A. G., pasteur, du Gard. Dans la conversation: *ivōdRē'mjō sēRtēt'mā kēl'tē lakōtabilitē.*

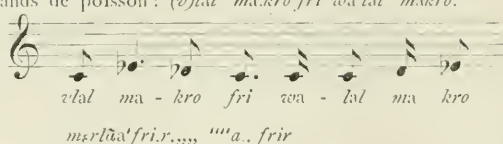
M. Jean Passy: *d'y'Rēsdōpyikē'tū lē'vwa sōdāmō'vē.*

Dans les derniers exemples, l'accent rythmique coïncide avec l'accent logique et l'accent étymologique.

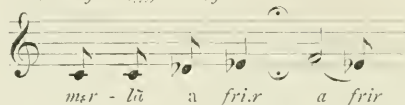
2^o *Accentuation rythmique.*

M. S. L.: *an'no desi'mo kēvar'to reg'ni 'tō, der'i'si.* Quoique latin, cet exemple montre bien l'action des lois françaises. Le professeur relisait pour qu'on copiât, et ne cherchait pas à faire ressortir le sens de la citation. Il est donc naturel que le principe rythmique l'ait emporté sur le principe logique.

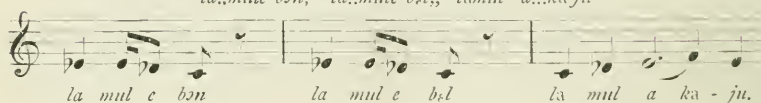
M. L. G.: . . . *"kēsēn'zōrjō'' hγ* (c'est à dire: qu'est-ce que nous aurions eu? Exemple intéressant d'un *h* pour séparer deux voyelles).

3^o Accentuation rythmique et de sonorité.Marchands de poisson: (v)la'l^{'''}ma.kro'fri wa'lal 'makro.

merlāa'fri.r.,, 'a.. frir



'la..mule'bən, 'la..mule'bəl,, 'lāmul''a..ka'ju



'arākī'glas' kī'glas], e'arā[nu'və]

Marchande de violettes: 'dossu 'la.ɔjə'le.t.

On a pu remarquer dans les exemples qui précèdent de fréquents redoublements de la consonne initiale d'un mot accentué sur la première syllabe. De ce fait il faut rapprocher le coup de glotte qui vient souvent renforcer la voyelle initiale d'un mot dans les mêmes circonstances: Ce sont deux façons de donner plus de relief au mot important; elles se rattachent donc à l'accentuation logique. Voici des exemples de redoublement ou allongement de la consonne initiale.

M. Th. M., pasteur, dans un sermon sur ce texte: „Vous êtes le sel de la terre“, a dit plusieurs fois: *lössel*.

M. de M.: *aleta'legal* (à l'état légal). — *ilyal'legalmā*. — *ynjöstKessēpl'* (l'ε qui précède l'ss est raccourci par compensation). — *selas'salkōdisjō*, *selas'sal'ma'njε.R dō'sove lezaR'fi.v.* —

M. T., professeur, dans une définition de la résidence par opposition au domicile: '*r.eziēde*, *sε*, *fāsε're fo'kəm aliky'bi* (résider, c'est „facere focum alicubi“). Un instant après, il répète le mot avec un *r* simple et très peu marqué: „voilà ce qu'il y a à dire sur le domicile et la *rezidūs*.“ *sεlynijs'ε.ε*, *mεsεtipō'ε.ε*, *na. ā'scwa*, '*r.jε*, *apsolyndr'vjε dεpō'sibl*.

Le coup de glotte est fréquent, habituel même, dans la prononciation de M. de M. et surtout de M. A. M. Il avait lieu dans les exemples cités page 347: "*apsolyndr*; — *lezzi'sjε frā'sε* "*εstryi*. — Chez M. de M. il s'entend surtout au commencement d'une phrase: "*ilyan'fōz*. —

RÉDUCTIONS DANS LE LANGAGE PARLÉ.

La conséquence de l'inégale accentuation des différentes syllabes apparaît dans ce que B. appelle „*wirkungen des nachdrucks als reduktionsfaktors*“ (p. 90). Nous voyons ici dans quelques pages remarquables comment les syllabes atones se réduisent de plus en plus, comment leur voyelle s'altère et disparaît souvent

comment les consonnes elles-mêmes s'assimilent ou tombent parfois, dans la rapidité de la conversation. De là des contractions qui peuvent paraître improbables aux observateurs superficiels et surtout aux français, parce que leur habitude de la langue leur permet de retrouver immédiatement sous la forme abrégée la forme pleine. Il en est pour eux à peu près comme pour un homme qui lit une écriture cursive; certaines lettres sont tellement modifiées qu'elles deviennent presque méconnaissables; il n'en reste qu'un tremblotement imperceptible, quelquefois même rien du tout. Pourtant le contexte d'une part, le souvenir d'altération semblables mais moins profondes de l'autre, lui permettent de restituer aussitôt ce qui manque, et si inconsciemment pour celui qui est habitué, qu'il ne remarque pas ces lacunes.

Quoi qu'il en soit, les réductions de B. n'ont rien d'exagéré. Je remarquerai seulement qu'il est fort rare d'entendre dire *si vuzave bezw̄ dkiłkfo.s* (p. 91). Dans la prononciation ordinaire c'est: 'sivuzave'bezw̄dkiłk'foz. La chute de P l est très ancienne. Au 16^e siècle déjà, il semble que, dans la conversation, on ait supprimé habituellement l'l de *quelque*, *quelqu'un* et même l's de *presque*. Sans le désir de *parler comme on écrit*, leur chute serait sans doute consommée. Malgré cette manie, il est rare même aujourd'hui qu'on prononce l'l de *quelque*. Quand on le prononce, on conserve généralement l's et on dit: kɛłkfo.s. De même on dit: vuzave-d'pa. plus souvent que: vuzavedokpa. — L's long de *stane* (pour „cette année“) est sans doute une faute d'impression. Il faut lire *stanc*.

Aux exemples de B. j'en ajoute d'autres dont quelques-uns sont pris dans la conversation tout à fait relâchée. Sauf indication contraire, c'est ma prononciation que je note: 'kɛssé'kɛsə? (Qu'est-ce que c'est que ça). — (n)je'patta'fe. (Il n'y est pas tout à fait. Il s'agit d'un carambolage, au billard.) — 'msũbka'wi 'm'sũmka'wi ou 'psũmka'wi. (Il me semble que oui). — tse'pa. (Je ne sais pas). — pKɛablomũ, pKɛa'Ułomũ ou pKɛa.lmũ (probablement). — 'tjɛ'ulətɔ'paltɔ, ou tjɛ'ulətɔ'pal'w (É) (Tiens, voilà ton paletot). — allezanctwa'jeçg'dy'sa.b(l) (elle les a nettoyé avec du sable) A une vache qui menace mon chien: n'nũmpale'fjɛ'dɔ'twa., 't.ɔwa.j. (Tu n'aimes pas les chiens donc toi; que je te voie!) — 'zag'ɛjɛ'tyɔ'te]. Jacques: jɛ/, sty'di/ (Jacques, viens-tu voter? — Hein, qu'est-ce que tu dis?). —

Jenny: zã'zã wɔdɔgKajmĩ] (Jeanjean, où est donc Grauni [un poney islandais]).

Moi: 'il.dál'fã. (Il est dans le champ).

Jenny: 'ssove]. (Il s'est sauvé, où est-ce qu'il s'est sauvé)¹.

Moi: nã'nũ, tata'fe (Non non, il est attaché).

M. F. P. 'kɛskjɔlekɔfɛ'Rã.s dɔ'leũ'se]. (Qui est-ce qui a les conférences de Léon Say?)

¹ J'avais noté d'abord *s.ove*. Voici comment je me suis aperçu que cette notation était inexacte: Mon frère en lisant mon travail à haute voix prononça comme je l'avais écrit. un *s* long: je sentis aussitôt que ma transcription n'était pas rigoureuse. La nuance d'ailleurs est très faible. Il n'y a qu'une légère diminution, puis une légère augmentation de force: C'est tout ce qui reste des sons qui séparent les *s* de la forme pleine.

M. de M. dans son cours: 'kōse'kū vuvə'je, setədsəvəvəks'ljō dər'zā... (Par conséquent, vous voyez, c'est à la fois une question d'argent...) sapvə'k'ət' ũ'tRəbKə'vəm, mē'fz,,, 'lepakō'ny| (ça pouvait être un très brave homme; mais enfin, je ne l'ai pas connu!)

Un étudiant: *iltə'te'kRə.ze* (Il était écrasé!). Un enfant: 'š.və'ksə. (Oh avec ça! c'est-à-dire: quelle bêtise! ou: quel mensonge!)

Mme P. *tylə'mō.tR?* (as-tu ta montre?).

Dans tous ces exemples, les réductions sont involontaires, et inconscientes pour tout autre qu'un phonéticien. Celui-ci même laisse échapper sans les remarquer une foule de faits semblables s'il n'y applique pas constamment son attention. Cela tient en partie à ce que les sons et syllabes disparues pour l'auditeur ne le sont pas toujours pour celui qui parle. Il en reste souvent des mouvements de langue ou de lèvres: En disant *l.əvə.j.* pour „que je te voie“, il y avait d'abord occlusion ou au moins rapprochement en *k*, puis sans qu'aucun son ait été produit, en *t*. Souvent aussi un son disparu laisse une trace dans les sons qui l'entouraient, comme B. l'a remarqué pour la chute de *ə* (p. 114).

Quelquefois on imite par une sorte d'affectation plaisante des réductions assez fréquentes pour qu'elles aient été remarquées. C'est le cas dans le dialogue suivant: *blā'fət zvefemsjō'mət* — 'f.ātətma'mi (Blanchette, je vais chez M. Motte. Enchanté, mon ami).

ACCENT MUSICAL.

Le chapitre du *lautsystem* intitulé „ton“ est plus intéressant peut-être pour un Français que pour un étranger. Les signes qui marquent la hauteur musicale sont forcément très vagues. Ils notent le sens des écarts musicaux, non la grandeur des intervalles. Puis l'intonation de toutes les syllabes n'est pas marquée: de sorte qu'il faut en général connaître déjà l'intonation qu'a voulu noter l'auteur, pour la retrouver. A ces difficultés vient s'en ajouter une autre: La même phrase, dans des circonstances identiques peut être prononcée de façons très différentes par deux individus, selon des nuances de sens quelquefois à peine appréciables; ou tout simplement parce que l'un a une prononciation plus musicale que l'autre. L'anecdote suivante peut avoir quelque intérêt: B. envoya ses textes à mon frère Paul Passy en le priant d'en noter à sa façon l'accent musical, pour contrôler ainsi sa notation à lui. Celui-ci me demanda d'en faire autant pour pouvoir comparer nos deux versions. Il se trouva que parmi les divergences de nos notations, beaucoup nous parurent également admissibles: elles exprimaient les variantes d'idées que les mots suggéraient chez chacun de nous. Ainsi mon frère avait noté (p. 137, ligne 11) *nō/, tylərfrəpə.r*: et moi: *nō/, tylər[frəpə.r]*: Pour lui, les deux parties de la phrase étaient logiquement liées: „non car tu leur ferais peur“; la seconde était la justification du refus. Pour moi, *non* était un refus pur et simple, et n'avait pas besoin de justification. *Tu leur ferais peur* venait ensuite comme une phrase nouvelle dont l'interlocuteur n'avait pas l'idée en disant *non*. — Si j'ai bonne mémoire, aussi, j'avais noté [atāw'pə], [rtir'ənu], *švjēdra'māze*; et mon frère: *rtirōnu/ švjēdra māze*. Ici encore, il mettait dans l'intonation l'expression d'un lien logique entre les deux

phrases, tandis que pour moi ces phrases étaient simplement juxtaposées sans que la première préparât la seconde. — De même enfin, B. écrit (p. 100, l. 23) : « Je vais faire un tour de promenade/, à moins qu'il ne pleuve. » ; et c'est juste si, avant de commencer à parler, on avait l'idée nette de la restriction qu'on va faire. Mais voici comment les choses peuvent se passer : Quelqu'un se lève avec l'intention de sortir : 'mwa/, *zɛfɛrɛ'tur do'prɔmɔd* „ (regardant par la fenêtre) a'mwɛ kin'pla.v/. Le sens reste douteux, suspendu. L'intonation marquée par Beyer et Paul Passy se trouve plus souvent dans la lecture à haute voix, la récitation, le discours oratoire, et même dans le langage soutenu, où on sait d'avance ce qu'on va dire, où on cherche à préparer l'auditeur à la phrase suivante : la mienne est celle du langage décousu, impulsif, sans transition et sans préparation de la conversation relâchée. Chez les enfants, les phrases se juxtaposent plutôt qu'elles ne s'enchaînent. Le plus souvent ils ignorent, pendant qu'ils finissent une phrase, celle qui suivra.

J'ajoute ici quelques variantes des intonations marquées par B. : (P. 100, § 3). [*Si vous préférez du vin* , vous n'avez qu'à le[dire. — [Bonjour/ messieurs/ | et dames.] — P. 102, l. 1 : 'wi. / [nɛ [pa'mal/. — L. 25. [A [qui donc / ? — L. 34. *Eh bien* , il m'a causé 'tout le temps de toi]. [De moi / ? P. 107 § 97. *Ah ! écoutez, c'est guère 'poli] ga. — Il est très/ bien*, ce jeune homme. — Ces variantes n'ôtent rien à la justesse des notations de B. Mais je crois avec Jespersen qu'il a fait un trop grand usage des intonations montantes ou descendantes. Je le répète d'ailleurs, il est impossible de noter exactement avec les moyens que j'ai employés. Il faudrait noter chaque syllabe, et indiquer la grandeur des intervalles.

ASSIMILATION, HARMONIE VOCALIQUE.

Jespersen a déjà relevé le manque de méthode qu'on observe dans les considérations de B. sur le „sandhi“. Il y a là des observations intéressantes, mais du désordre et des lacunes. Il n'y a rien, par exemple, sur le passage habituel d'une occlusive entre voyelle et consonne nasale, à la nasale correspondante : *prɔŋmi.r* au lieu de *prɔŋ do mi.r* ; *manmwazɛl* pour *mademoiselle* ; *ɣnɛrɛnmi* pour *une heure et demie* ; *amirablɛ* pour *admirable*. Rien non plus sur la disparition, fréquente dans le peuple et même parmi les gens cultivés, d'un *l* ou d'un *r* suivi d'une semivoyelle labiale ; *trois* devient *twa* (seulement dans le peuple) ; *pluie* devient *pyi* ; *plus*, *py*.

Le *ɣ* disparaît souvent devant *i*, en passant par *j* : *pi* pour *puis* est très fréquent (*épi* pour *et puis*), *pisɔ.s* pour *puissance* l'est moins.

Une lacune plus importante, c'est de ne rien avoir dit de l'*harmonie vocalique* ou réfraction, comme on voudra l'appeler ; qui aurait pu rentrer dans le chapitre du *sandhi*. En français, l'harmonie vocalique n'est pas une loi, mais plutôt une tendance individuelle. Elle est assez marquée dans ma prononciation : je dis *sɔlɔnɛl* et non *sɔlanɛl* ; *arɛpɛɛ* et non *arɛpɛɛ* ; *zɛtɛ* et non *zɛtɛ*, et cet exemple est d'autant plus remarquable que je dis *zɛ.tɛ* (j'ai été), *ilɛtɛ*

B. regrette avec raison que l'orthographe du français n'enregistre pas les assimilations les plus anciennes et les plus générales. C'est une remarque qu'on peut étendre à tous les points où notre orthographe n'est pas phonétique. Mais

il y a une chose qu'on ne peut pas trop déplorer: c'est l'influence de l'orthographe sur la prononciation. Il y a des gens qui, dans leur manie ridicule de „prononcer toutes les lettres“, disent *səkō* ou *skō* au lieu de *zğō*; *dōpte* ou même *dōptēr* au lieu de *dōte*; *skylpte* au lieu de *skylle*. Ce ne sont plus guère aujourd'hui que les vieillards et le peuple qui prononcent *fī* (fils) *sē* (cinq) *sā* (sens), *segret.ēr*, *səgrēt.ēr* ou *zgrēt.ēr* (secrétaire), *dādzik* (Dantzick), *fegōde* (féconder) *vzē*, (faisait), *vzjē* (elle vient). Ainsi la tendance si française à l'assimilation et notamment à la vocalisation des consonnes soufflées entre voyelles, tendance qui donnait à notre langue tant d'harmonie et de douceur, est brutalement entravée par le respect stupide de la lettre moulée.

J'ajoute ici quelques variantes et une ou deux rectifications (marquées d'un *) aux mots transcrits par B.: P. 15: *épitre* et *épi* sont également breis. — P. 19: *bugr*; *barō*. — 31: *zğā*. — 32: *enfoui* = **āfai*. — 41: **qil*. — 50: *fa.bl*. — 69: *bag*. — 78: *grasjos*. — 90: *ažjō*. — 91: ajouter *psjo* aux autres formes de *monsieur*. — 97: *i-n-mə-la-pa-di*. — 98: *i-s-det.rmin.ēr a-pōrtē dē-pl.ēt o-kəmādū*. — 107: *barō*. — 117: *kəpō.ēr*; *tazdōkəfē*; *sağğōjō*; *vəgğjyl*; *diddō*. 120: *ptē tr* devient *ptē.t* qui est bref dans *ptēhjē*.

Neuilly près Paris, janvier 1890.

JEAN PASSY.

SPRECHS A A L.

DIE REFORM DES NEUSPRACHLICHEN UNTERRICHTES AN DEN GENFER SCHULEN.

Die im jahre 1886 unter der oberleitung des staatsrates A. Gavard durchgeführte allgemeine reform unseres öffentlichen schulwesens rief natürlich auch in dem neusprachlichen unterrichte bedeutende änderungen hervor. Ja, wäre es nur auf die obersten schulbehörden angekommen, so hätten wir eine vollständige umwälzung durchgeführt; allein, wie es oft geschieht, die hindernisse, die sich aus den ruinen des alten gebäudes erhoben, waren der art, dass auch die eifrigsten förderer der reform im interesse der bewegung sich sagen mussten: *chi va piano va lontano*.

Bis zu diesem jahre des heils war das ideal unserer tonangebenden lehrer der modernen und alten sprachen gewesen, den schülern in erster linie eine möglichst gründliche kenntnis der grammatik und eine grosse übersetzungsgewandtheit zu verschaffen. Die lehrmethode war die gleiche für die von leben strotzenden, täglich wechselnden, modernen sprachen und das in leichenstarre versunkene lateinische und griechische. Alle sprachen mussten sich dem gleichen prokrustesbette anbequemen. Die erwerbung der regeln war eine reine mnemotechnische übung, oft ohne unterstützung eines textes oder vorhergehender, sachlicher erklärungen. Warum sich auch viele mühe geben, um das verständnis zu erleichtern? das gedächtnis gleicht dem magneten, je mehr man es belastet, desto stärker wird es. *Et vive la mémoire!* Selbstverständlich paukte man mit den regeln auch und namentlich die ausnahmen ein. „Sehen Sie, sagte mir eines tages prof. Krauss sel., der gelehrte verfasser der bei uns gebrauchten deutschen grammatiken, dem ich wegen der hier befolgten, verkehrten methode vorstellungen machte, wenn die schüler alle ausnahmen kennen, beherrschen sie die regeln viel besser und dann ist das studium einer fremden sprache eine leichtigkeit.“ Von seinem standpunkte aus hatte der brave mann recht. Er verlangte von dem sprachunterricht in unsern schulen nur eine geistesgymnastik mit regeln, ausnahmen und einigen vokabeln, die mechanisch dem gedächtnis eingepägt wurden. So kam es denn auch, dass unsere abiturienten, die sich doch 7—8 jahre mit dem deutschen herumgeschlagen hatten, wohl ihre grammatik loshatten und recht ordentlich literarische werke übersetzten, aber unfähig waren, sich an einem gewöhnlichen gespräche zu beteiligen.

Die übung im mündlichen ausdruck, die wörter des praktischen lebens, die wendungen der umgangssprache, die wissenschaftlichen ausdrücke fehlten ihnen ganz. Wohl prangte in den programmen der titel: sprechübungen, *exercices de conversation*, allein in wirklichkeit wurden dieselben nicht vorgenommen — weil sie unmöglich waren. Dank gerade der methodisch und stufenweise angeordneten deutschen grammatik lernten die schüler erst im vierten jahre den bau eines ganzen satzes kennen, die zusammengesetzten zeitwörter erst im 6. oder 7. jahre!

Ein anderes hindernis, und nicht das kleinste, war die ungenügende vorbildung einiger lehrer. Früher bekümmerte man sich bei der wahl eines klassenlehrers, namentlich an untern gymnasium, nicht immer in genügender weise darum, ob der kandidat für alle fächer genügende kenntnisse hatte. Namentlich die deutsche sprache litt und leidet noch an den folgen dieses systems. So lange es sich, der alten methode zufolge, nur um übersetzen von *thèmes* und *versions* handelte, ging es noch an. Im notfalle verschaffte sich der lehrer die nötigen korrekten texte auf eine oder andere art! Solchen lehrern aber jetzt sprechübungen aufbürden zu wollen, hiesse unmögliches verlangen. Deshalb wird die durchführung der reform am untern gymnasium noch lange ein frommer wunsch bleiben, wenn nicht der unterricht im deutschen einem oder mehreren fähigen lehrern übertragen wird.

Allein selbst wenn diese zwei hindernisse nicht existirt hätten, wären wirkliche sprechübungen unter dem frühern schulgesetze unmöglich gewesen. Bis zum jahre 1886 hatten wir nämlich noch die landesplage der preise. Diese belohnung wurde aber nicht etwa denjenigen schülern zuerkannt, welche die erste note für fleiss, betragen und fortschritt errungen, sondern denjenigen, welche die besten *schriftlichen* examen gemacht hatten, den *forts en thèmes*. Nach der zahl dieser preise beurteilte nicht nur das publikum, das am schulfeste zur preisverteilung herbeiströmte, sondern selbst die examinatoren und andern schulbehörden sowohl die thätigkeit als auch die fähigkeit der schüler und lehrer. Um die erteilung der preise zu erleichtern, wurden die prüfungsarbeiten mit einer möglichst grossen zahl von regeln und ausnahmen gespickt. Die unvermeidliche folge dieser methode war natürlich folgende: In allen klassen liessen sich die lehrer hauptsächlich von dem wunsche beeinflussen, so viel preise als möglich zu erringen. Aus diesem grunde widmeten sie die meiste zeit der schriftlichen übersetzung und legten grosses gewicht auf das einoclösen der regeln und ausnahmen. Da ferner nur die besten schüler aussicht auf preise haben konnten, so gaben sich die lehrer mit vorliebe mit diesen ab und vernachlässigten, selbst ohne es zu wollen, die grosse mehrzahl der klasse. Alle arbeiten, welche nicht direkt mit den preisen oder examen in beziehung standen, konnten auf den lehrplänen figuriren so lange sie wollten; sie wurden entweder vernachlässigt oder ganz weggelassen. *Mundus vult decipi, ergo decipitur*. Ich gestehe offen, nicht die lehrer verdienten den stein, sie waren mehr oder weniger gutwillige opfer des systems.

Unbegreiflich ist es, dass eine solche lehrmethode so lange beibehalten werden konnte. Wohl klagten eltern, lehrmeister und handelsleute über die sehr mangelhaften kenntnisse, welche die schüler im deutschen besassen. Allein niemand wagte es, auf den rechten busch zu klopfen, weil die schulbehörden, welche doch den wahren sachverhalt kennen mussten, alljährlich ihre zufriedenheit mit dem fortschritt in der deutschen sprache aussprachen. Fand sich dann, nach diesen

amtlichen erklärungen, ein bursche, der nach jahrelangem studium dieser sprache keinen vernünftigen satz aus der kehle herauszubringen vermochte, so wurde einfach die schuld daran ihm zugeschoben. Naehsichtige leute — solche finden sich ja überall — trösteten sich und andere auch mit dem landläufigen urteil: „Dis deutsche ist eine so schwierige sprache; es ist unmöglich, dasselbe in der schule zu erlernen.“

So standen die dinge, als die schulreform durchgeführt wurde und bald darauf der urheber des neuen gesetzes die leitung des erziehungs-departements übernahm. Der neue schulrat, der dem gesetzte zufolge die lehrpläne, lehrmethoden, schulverordnungen etc. zu begutachten hat, ging energisch ans werk. Diese behörde, aus einigen 40 mitgliedern bestehend, zählte in ihrem schosse nicht nur vertreter der verschiedenen schulen, sondern auch eine gewisse anzahl laien. Sie bot also die nötige lürgschaft, dass die wünsche der öffentlichen meinung mit dem erforderlichen nachdruck ausgesprochen und verteidigt werden würde. Bei der ausarbeitung des neuen schulgesetzes hatte sich die gesetzgebende behörde ohne unterschied der parteien entschieden für alle massregeln und bestimmungen ausgesprochen, welche den unterricht in allen schulen so nützlich als möglich gestalteten. Der schulrat arbeitete im gleichen sinne. *Die cur hic* war die hauptfrage, die bei der anordnung der lehrpläne an die einzelnen fächer gestellt wurde. Alles notwendige und nützliche, alles was aufs schnellste zum ziele führte, wurde aufgenommen; das überflüssige fand nur gnade, insofern es den allgemeinen studiengang nicht hinderte. Unter solchen umständen waren die tage der alten methode für den neusprachlichen unterricht gezählt.

Der neue, von prof. Suss ausgearbeitete lehrplan wurde fast einstimmig angenommen. Diesem antrag zufolge wurde der unterricht im deutschen z. b.¹ in drei kreise eingeteilt. Der erste umfasst die primar- und fortbildungsschulen, der zweite das untere gymnasium und die untere gewerbeschule, der dritte endlich die 4 abteilungen des obern gymnasiums: humanistisches gymnasium, realgymnasium, die technische und die lehrerabteilung. In jedem dieser kreise wurde der lehrplan so eingerichtet, dass die austretenden schüler die erworbenen kenntnisse im praktischen leben verwerten und die schüler des folgenden kreises ohne zeitverlust auf der grundlage der frühern studien fortarbeiten können, während bisher das interesse der austretenden schüler, und diese bilden ja in den zwei ersten kreisen die grosse mehrzahl, fast ganz unberücksichtigt blieben. Was die lehrmethode für die neuen sprachen anbetrifft, so wurden folgende grundsätze dafür zur richtschnur angenommen.

1. Der neusprachliche unterricht muss den jeweiligen bedürfnissen der schüler angepasst werden, d. h. praktisch, nützlich sein.

2. In den primarschulen soll der sogen. grammatikalische unterricht fast ganz zurücktreten; am untern gymnasium und an der untern gewerbeschule werden die hauptregeln der grammatik gegeben. das gründliche studium der grammatik (syntax) ist auf den 3. zyklus verschoben. Immer sollen die regeln auf induktivem wege gewonnen, d. h. von vorher erläuterten übungsstücken abgeleitet

¹ Ich lege der ganzen weitem mitteilung das programm für die deutsche sprache zu grunde, weil diese bei uns unter den modernen sprachen weitaus die wichtigste rolle spielt.

werden. Das rein mechanische auswendiglernen von regeln und vokabeln, die sich nicht auf einen text stützen, ist verpönt.

3. In den zwei ersten kreisen soll der lehrstoff so viel möglich dem praktischen leben entnommen werden (*vocabulaire pratique*), für den dritten werden wissenschaftliche und litterarische stoffe vorbehalten (*vocabulaire scientifique et littéraire*). Dem memoriren von poesien soll in der regel, namentlich in den zwei ersten kreisen, das memoriren von prosaischen stücken vorausgehen.

4. Dem sprachunterricht soll so viel möglich der anschauungsunterricht zu grunde gelegt werden.

Am obern gymnasium soll sich der unterricht so viel möglich auf die andern fächer stützen.

5. Der neusprachliche unterricht soll von anfang an vorwiegend mündlich sein und in der zu erlernenden sprache erteilt werden.

6. Die schriftlichen arbeiten sollen in der regel nicht blosse übersetzungen, sondern vielmehr eine wiedergabe des vorher mündlich behandelten stoffes sein. Die sogen. *thèmes* sind als wiederholungsübungen für die regeln zulässig.

In wie weit wurde nun diese neue methode bis jetzt durchgeführt? Da die umstände es den reformern nicht erlaubten, vor anwendung der neuen methode reinen tisch zu machen, da sie vielmehr das neue gebäude unter benutzung des vorhandenen materials aufrichten mussten, so liegt es klar auf der hand, dass diese allgemeinen grundsätze nur allmählich verwirklicht werden konnten. Im interesse einer sichern durchführung der reform mussten übergangsprogramme ausgearbeitet werden. Aus diesen und andern gründen, die ich weiter oben ange-deutet, ist selbst zur stunde die neue methode für den neusprachlichen unterricht noch nicht überall durchgeführt, und ich gestehe offen, es wird meiner überzeugung nach noch viel wasser aus unserm see fließen, bis der kampf zu ende ist. Doch dürfen die reformfreunde mit den bisherigen erfolgen schon zufrieden sein. Was die primarschulen anbetrifft, freut es mich, konstatiren zu können, dass die grosse mehrzahl dieser lehrer entschiedene anhänger der reform waren und sind. Sie hatten eben unter der alten lehrweise am meisten gelitten. Der deutsche unterricht hatte ihnen grosse mühe und anstrengungen verursacht und wenig gewinn gebracht. Ich bin sicher, dass in diesen schulen recht gute erfolge erzielt werden.

Die einföhrung des deutschen in den primarschulen mag einigen von Ihren lesern etwas verfröhlt erscheinen. Wir hatten dafür mehrere gute gründe. Unsere handel- und gewerbetreibende bevölkerung muss so früh als möglich wenigstens die anfangsgründe einer so wichtigen sprache, wie es das deutsche jetzt ist, besitzen. Diese notwendigkeit ist umso dringender, als die mehrzahl der bewohner der Schweiz deutsch sprechen und der verkehr zwischen den welschen und den deutsch-schweizern immer lebhafter wird. Ausser diesen materiellen und patriotischen gründen gab es für uns noch einen dritten, pädagogischen. Es handelte sich nämlich noch um die erledigung der frage, ob der *fremdsprachliche* unterricht mit einer modernen oder mit einer alten sprache beginnen sollte. Diese frage wurde einstimmig zu gunsten des deutschen entschieden, nur stellten die humanisten die bedingung, dass der unterricht des lateinischen mit der ersten klasse des gymnasiums beginne.

An der möglichkeit, den fremdsprachlichen unterricht mit erfolg an den obern klassen der primarschule beginnen zu können, zweifle ich gar nicht mehr, eitedem ich die bisher erlangten erfolge geprüft und selbst einen dreimonatlichen versuch mit solchen jungen schülern gemacht habe. Eine gefahr für die muttersprache besteht nicht, wenn der unterricht richtig erteilt wird. Im gegenteil prägen sich gewisse kapitel, wie deklination, konjugation, satzbau etc. durch das hierdurch notwendig gewordene vergleichende studium besser ein. Aus erfahrung kann ich erklären, dass die grammatikalische methode vollständiges fiasko gemacht hatte, während die neue methode, auf anschauungsunterricht gestützt, die kleinen fesselte. Es können hier sogar recht schöne erfolge erzielt werden. Nur muss der unterricht nicht pedantisch sein. Der lehrer wird am besten tun, wenn er in den sprechübungen die gemachten schmitzer scheinbar gar nicht beachtet, sondern die richtige form wie absichtslos angibt. Getreu dem sprichwort: „Übung macht den meister“, erlaube er den schülern durch lesen eines korrekten textes, durch anhören des lehrers und durch eigene übung das *in der schule* durchzumachen, was jeder durchmachen muss, der eine fremde sprache *in fremden lande* erlernt. Wenn aber bei jedem fehler, sei er klein oder groß, der arme burse, in dessen gehirn ob der ungewohnten übung ja ohnehin schon eine fieberhafte thätigkeit herrscht, unterbrochen oder hart angefahren wird, so tritt unfehlbar entmutigung ein, und dann ist es mit dem sprechen vorbei. Die furcht, einen fehler zu machen, das schreckgespenst der grammatik, lähmt nicht nur kleine, sondern selbst grosse schüler. So wenig wir von jemand, der schwimmen lernt, verlangen können, er solle beim ersten plumps ins wasser kunstgerecht sich tunneln, so wenig dürfen wir lehrer im sprachunterricht zu hohe forderungen stellen. Deshalb gestehe ich offen, dass ich meinen schülern, namentlich im anfange, geradezu erkläre: macht fehler so viel ihr wollt, nur spricht. Es scheint das unpädagogisch, und doch kann ich versichern, dass ich auf diese weise meine schüler dazu gebracht habe, ohne scheu zu sprechen.

Weil wir mit unsern schülern stets wegen fehlerhafter aussprache kämpfen müssen, hätte ich gerne dagegen die hülfe der phonetik in anspruch genommen. Da die reform aber sonst noch mit schwierigkeiten genug zu kämpfen hat und da namentlich diese wissenschaft bei uns noch wenig jünger zählt, verzichtete ich auf einen diesbezüglichen antrag.

Am untern gymnasium machte die reform aus den oben angeführten gründen nur geringe fortschritte.

Am obern gymnasium blieb die humanistische abteilung vom gifte der neuerung verschont und wird es bleiben. Das hauptziel der klassischen studien besteht bekanntlich in der kenntnis der grammatik und in der gewandtheit im mündlichen und schriftlichen übersetzen. Es konnte an dieser abteilung umsoweniger von sprechübungen die rede sein, als das deutsche nur über 3 wochenstunden verfügt. Erst in den zwei obersten klassen bietet das studium der geschichte der deutschen litteratur gelegenheit zu sprechübungen.

Ganz anders verhält es sich mit den drei andern abteilungen. Hier wurde die reform, soweit es die ungenügende vorbereitung erlaubte, ganz durchgeführt. Eine stunde wöchentlich (von 5) wird dem studium der grammatik (syntax) gewidmet. Der lehrgang ist folgender: Alle *thèmes* werden in der schule übersetzt;

von schriftlichen hausaufgaben ist also keine rede. Auf diese weise wird viel zeit gewonnen und die überbürdung verhindert. Das studium der grammatik wird so auch viel intensiver. Sobald ein fehler gemacht wird, erfolgt die erklärung durch einen schüler oder den lehrer. Alle schüler ziehen so vorteil aus den erklärungen. Das studium der grammatik wird auf der grundlage eines textes getrieben, und der lehrer kann sich so jederzeit versichern, dass alle schüler alle erklärungen *begriffen* haben. Eine zweite wochenstunde wird ganz freien sprech- Übungen gewidmet. Während derselben erzählen die schüler, ohne vorbereitung, erlebnisse aller art, spaziergänge, reisen etc., oder sie beschreiben frei oder nach vorherigem diktiren der wörter einen gegenstand, ein haus, die stadt mit allen sehenswürdigkeiten, ein land, dessen produkte etc., die kleider, nahrungsmittel etc. etc. Während dieser freien sprechstunde schreiben die schüler alle unbekanntem ausdrücke auf.

Da die schüler des obern gymnasiums in erster linie die wissenschaftlichen ausdrücke lernen müssen (*vocabulaire scientifique*), so behandelt man mit denselben unter benutzung des vortrefflichen illustrierten lesebuches von Wettstein (Zürich) nach einander mineralogie, botanik, zoologie, physik und chemie. Jedoch ist der deutsche unterricht so eingerichtet, dass diese stoffe erst behandelt werden, nachdem die schüler sie in französischer sprache als unabhängige fächer studirt haben.

Auf diese weise lehnt sich der deutsche unterricht an andere fächer an; er bildet eine willkommene wiederholung derselben und strengt die schüler nicht allzusehr an. In der that haben diese nichts anderes zu tun als die entsprechenden technischen ausdrücke sich anzueignen. Ist dies geschehen, so steht den sprech- Übungen kein hindernis mehr im weg. Der deutsche unterricht gestaltet sich daher folgendermassen: Zuerst wird das gewünschte kapitel übersetzt, die unbekanntem wörter, — deren zahl ist jedoch gering —, werden vom lehrer angegeben. In der folgenden stunde wird der gleiche stoff ohne preparationen wiederholt. In der dritten stunde behandelt man den gleichen stoff noch einmal, jedoch ganz frei, vor einem bilde oder unter vorweisung der gegenstände: pflanzen, tiere, instrumente etc. Sehr oft lasse ich auch die behandelten gegenstände von dem aufgerufenen schüler auf die wandtafel zeichnen und hernach erklären. Man sollte glauben, dass letztere Übung den schülern unangenehm wäre. Bei weitaus den meisten ist das gegenteil der fall. Sehr oft kommt es sogar vor, dass die burschen selbst um die erlaubnis bitten, die zeichnung machen zu dürfen. Während dieser dritten Übung bietet sich eine unglaublich reiche ausbeute für mündliche unterhaltung mit dem aufgerufenen schüler und der ganzen klasse, indem der lehrer natürlich sich nicht mit einfacher wiederholung des textes begnügt, sondern auf alle mögliche weise neue gedanken herbeizieht. Die so erworbenen kenntnisse werden dann auch in aufsätzen verwertet. Es ist unglaublich, welches interesse die meisten schüler an diesem, wie Sie sehen, auf anschauungsunterricht beruhenden sprachunterricht nehmen. Ich brauche desshalb nicht besonders zu betonen, dass die erfolge *sehr* befriedigend sind.

Um den schülern dieser 3 abteilungen möglichst oft gelegenheit zum deutschsprechen zu bieten, mache ich seit einigen jahren während der schönen jahreszeit wöchentlich einen grössern spaziergang mit ihnen. Nachmittags 3 uhr. nach

schluss der lehrstunden, brechen wir auf und bummeln stundenlang im kanton umher; an den ferientagen mache ich auch mit den ältern schülern grössere ausflüge. Natürlich wird auf diesen spaziergängen soviel möglich deutsch gesprochen. An abwechslungs fehlt es selbstverständlich nicht. Trotzdem diese ausflüge ganz frei sind, fehlen die schüler selten ohne gewichtigen grund. Zur beruhigung furchtsamer lehrer erkläre ich ferner, dass ich bisher noch *nie* genötigt war, auf solchen spaziergängen einen schüler wegen unanständigen betragens strafen zu müssen.

In den zwei obersten klassen fällt die grammatik und die freie sprechstunde weg; an ihre stelle tritt lektüre, erklären deutscher und französischer werke. Eine stunde wöchentlich wird auch dem studium der deutschen litteraturgeschichte gewidmet. Auf diese weise erwerben die schüler das *vocabulaire littéraire*.

Das wäre so *grosso modo* der lehrgang für den deutschen unterricht. Ohne zweifel lässt sich noch vieles verbessern. Allein schon jetzt glaube ich mich zu der behauptung berechtigt, dass die erfolge der neuen methode viel besser sind, als die frühern.

Was die andern modernen sprachen anbetrifft, so wurde für dieselben die gleiche methode vorgeschrieben, und auch hier sind die erfolge derart, dass keine gefahr vorhanden ist, man werde je wieder zur frühern lehrmethode zurückkehren.

Genf.

BENJ. SUSS-REVACLIER.

REZENSIONEN.

HUGO HOFFMANN, *Der erste sprach- und sprachunterricht in der taubstummen-
schule*. Marburg, Elwert, 1890 80. 64 s. u. 1 tafel. Preis M. 1,50.

Der verfassung ist mit regem eifer bestrebt, die errungenschaften der phonetik praktisch für den taubstummenunterricht zu verwerten. Jene unglücklichen, denen die natur den zweitwichtigsten sinn versagt hat, müssen auf irgend eine weise dahin gebracht werden, dass sie ihre sonst ja gesunden sprechwerkzeuge gebrauchen lernen. Es leuchtet ein, dass gerade bei ihnen die erkenntnis der entstehung der laute von der grössten wichtigkeit ist. Nun sind die taubstummen kinder selbst natürlich nur auf den beim menschen so stark ausgeprägten glücklichen nachahmungstrieb auch in der hervorbringung der sprachlaute angewiesen, aber um so mehr ist es heilige pflicht für den lehrer solcher kinder, dass er sich eine klare kenntnis von der entstehung der laute verschaffe, damit er auf leichte und natürliche weise diesen kindern die muttersprache übermittele, welche ihren gesunden altersgenossen in den ersten lebensjahren allmählich wie von selbst spielend zugefallen ist. Das edle bewusstsein, diesen unglücklichen das schönste geschenk, die sprache, zu bringen, wird dem lehrer über die schwere seines berufes hinweghelfen, und ein gutes gelingen seiner bemühungen wird ihm selbst die grösste freude sein.

Während die normalen kinder bereits sprechen können, wenn sie in die schule eintreten, müssen die taubstummen es erst lernen. Da ist nun der verfassung der überzeugung, dass bei der rechtschreibung, wie sie zur zeit besteht, das lesen- und sprechenlernen offenbar erschwert wird, wenn gleich im anfang das jetzige schriftbild den kindern vorgeführt wird, und er sagt: „Um diesem übelstande abzuhelfen, bleibt uns nichts übrig, als uns während des ersten sprachunterrichts gänzlich von der üblichen schreibung loszusagen und uns der phonetischen schreibung zu bedienen.“ In der that, jeder unbefangene wird ihm hierin beipflichten. Da den kindern das gehör fehlt, so ist ja das bild des hervorgebrachten lautes das einzige mittel, um zur hervorbringung des einmal erst erweckten lautes einzuladen und denselben vielfach zu üben, bis er zum sicheren eigentum geworden ist. O möchten dies doch alle diejenigen beherzigen, welche den bestrebungen der orthographiereformer gleichgiltig oder gar hemmend gegenüber stehen! Versetzt euch, ihr herren, in die lage der taubstummen kinder und

versucht einmal, wie ihr ihnen eure euch ja liebgewordene altgewohnte rechtschreibung beibringen wollt, wo ihr doch wisst, dass selbst primaner der gymnasien, normale menschen, welche 12 jahre lang auf der schulbank gesessen haben öfter zu keiner völligen sicherheit gelangen!

Dem einwande, dass es unpädagogisch sei, den schülern eine schrift zu lehren, welche sie doch wieder vergessen müssten, begegnet der verfasser durch folgendes: „Man bedenke, dass auch sonst in der schule vieles gelernt wird, was der schüler später nicht braucht, was aber, als es gelehrt wurde, doch zweckdienlich war. So ist es mit der lautumschrift: sie hilft die aussprache bessern und fördern. Somit hat sie einen guten zweck, ist also auch daseinsberechtigt.“ Ich kann diesem nur zustimmen. Ich habe aus eigener erfahrung erkannt, dass das gerede, die kinder — jetzt ist von gesunden die rede — würden durch die lautumschrift im lernen der bestehenden rechtschreibung beeinträchtigt, völlig eitel ist: noch hat sich niemand bemüht, durch die probe den beweis für das absprechende urteil zu bringen.

Indem ich also in diesem punkte mit dem verfasser ganz übereinstimme, bedaure ich anderseits lebhaft, dass er sich die mühe gegeben hat, unsere eckige schrift, die sogenannte deutsche, seiner lautumschrift zu grunde zu legen und für diese, so gut es geht, passende unterscheidungen zu erfinden. Bis jetzt ist jeder, welcher sich mit lautumschrift befasste, zu dem urteil gelangt, dass von allen schriftarten nur der antiqua, also der sogenannten lateinischen, der vorzug zu geben sei. Wenn nun der verfasser abweichend von allen transskriptoren die eckige schrift bevorzugt, so wäre es doch in der ordnung gewesen, die gründe anzugeben, welche ihn zu der änderung veranlasst haben, falls ihm daran gelegen ist, dass seine eigenen vorschläge beachtung finden. Statt dessen findet sich nichts weiter, als s. 10: „Im ersten sprechunterrichte müssen wir auf wiedergabe der lautzeichen in *schreibschrift* bedacht sein.“ — Schreibschrift natürlich, denn drucken thut niemand, wenn er schreibt. S. 11: „Die lautumschrift hat den charakter der *deutschen* schreibschrift“ — ja, warum denn, mein verehrter herr? Warum nicht die *lateinische* schreibschrift? Ist diese nicht weit schöner in ihren runden formen als die schnörkelverirrungen mönchischer schönschreibekunst? Aber mehr. Sie wollen doch den taubstummen kindern das lesen- und schreibenlernen erleichtern. Nun wohl! Kann es eine grössere unähnlichkeit geben, als deutsche druck- und deutsche schreibschrift? Macht nicht jeder lehrer, der den anfangsunterricht erteilt, die erfahrung dass der übergang von deutscher schreibschrift zu deutscher druckschrift den kindern grosse schwierigkeit bereitet? Wie ganz anders, wenn der erste unterricht mit der lateinischen schreibschrift beginnt! Da die formen derselben denen der lateinischen druckschrift sehr ähnlich sind, so machen die kinder den übergang von der schrift zum druck ohne schwierigkeit, ja fast ganz ohne nachhilfe des lehrers. Vielleicht sind Sie nicht überzeugt: nun, so machen Sie den versuch. Der erfolg wird ein so eklatanter sein, dass Sie mit mir übereinstimmen werden in der forderung, dass den kindern zuerst die lateinische schreibschrift zu lehren sei, darauf die lateinische druckschrift, dann die deutsche druckschrift und zuletzt erst die deutsche schreibschrift. Man kann von mir nicht anders erwarten, als dass ich es für einen segen halten würde, wenn wenigstens die deutsche schreibschrift allmählich ganz von der lateinischen

verdrängt würde: da dies aber nur geschehen kann, wenn alle diejenigen, denen der erste lehr- und schreibunterricht obliegt, ihre stimme für diese reform erheben, so bedarf es vielfältiger anregung zu dem vorgeschlagenen versuch. Im schlimmsten falle kann es doch jedem gleich sein, in welcher reihenfolge die vier schriftformen gelehrt werden. Insbesondere die lautumschrift ist bei lateinischen buchstaben ungleich gefälliger und bequemer als bei deutschen; man vergleiche, und es ist nicht zweifelhaft, dass der lateinischen schrift der vorzug gegeben werden muss.

Aber auch den diakritischen zeichen des verfassers in seiner lautumschrift kann ich keinen geschmack abgewinnen. Mit recht trennt er streng die *engen* und *weiten* vokale, oder wie er sie nennt nach *Techmer*, die *geschlossenen* und *offenen* mundöffner. Beiläufig, ich halte die vielfach gebrauchten eigenschaftswörter *geschlossen* und *offen* wenig zweckmäßig und unglücklich gewählt. Was ist denn bei der hervorbringung der vokale geschlossen? Sowohl die bezeichnung *geschlossener mundöffner* wie *offener mundöffner* kommt mir komisch weil widersinnig vor. Da scheint mir die benennung *eng* und *weit* treffender. Nur hat sich in neuerer zeit das wort *engelaut* für das alte *reibungsg Geräusch* mehr und mehr bahn gebrochen, und es möchte für manchen der wunsch nahe liegen, bei den vokalen nicht dasselbe wort verwenden zu müssen. Obgleich ich darin keinen zwingenden grund sehe, so führe ich doch zwei andere benennungen vor, *rund* und *flach*, welche ebenfalls im gegensatz zueinander stehen und das wesen der sache bezeichnen. Während bei *eng* und *weit* das augenfällige *verhalten des mundes* zur bezeichnung gelangt, deuten *rund* und *flach* die *zungenlagen* an, welche sich beim hervorbringen der zweierlei arten vokale bilden. Freilich ist es dann nichts mehr mit der „treffenden“ bemerkung (s. d. fussnote s. 69 des 3. bd. d. *Phon. stud.*), dass es sehr passend sei, einen „offenen laut“ durch ein „offenes zeichen“ auszudrücken; nun eine solche begründung ist wohl nicht haltbar, es müssten dann die „engen laute“ aus demselben grunde „enge zeichen“ erhalten. Die hauptsache bleibt, dass die engen und weiten, oder runden und flachen mundöffner deutlich unterscheidbare zeichen erhalten, und dazu verhelfen uns diakritische zeichen nicht. Insbesondere ist der längsstrich ungeeignet, weil z. b. im deutschen die engen, runden mundöffner sowohl lang wie kurz vorkommen. Beispiele für die kürze sind: *vasall* (erstes *a* eng und kurz, zweites *a* weit und kurz), *kamel*, *paket*, *tapete*, *kanone*, *schafott*, *alawn*, *april*, *Amerika*, *Paris*, *da*, *ja*, *ha*. Ich mache an mir die bemerkung, dass die für kurz *rund a* angegebenen beispiele auch mit kurz *flach a* ganz gut gesprochen werden können; so aber nur bei *a*, nicht bei den übrigen öffnern. *Ukas*, *brutal*, *dudlei*, *juvivaltera*, *hu*, *du*, *zu*; *politik*, *Bolivia*, *nomaden*, *oase*, *obelisk*, *so*, *wo*: *rheostat*, *je*, *hehe*, *medaille*: *militär*, *offizier*, *offiziell*, *flamvi*, *selleri*, *juli*, *juni*, *violine*, *viola*, *Willi*, *violetti*, *bigott*, *biderb*; *ökonom*, *komödiant*, *homöopath*, *föderativ*, *köhlerci*: *füsilier*, *kürassier*, *brünnett*, *büreau*, *bücherei*, *büberei*, *jü*, *hü* u. a. m. Bei den *u*, *e*, *ü*, *ö* sind gar zwei diakritische zeichen, und der längsstrich schwebt überdies hoch in der luft. Langes *f* gar ist stimmlos, *f* mit einem strich oben ist stimmhaft, *f* mit einem haken oben ist = *sch*. Andererseits bleibt das verweilen auf einem konsonanten unbezeichnet, und ich zweifle, dass den tauben kindern die richtige aussprache von wörtern wie *auf-fassen* durch die umschrift *anfassen* klarer wird, zumal der verlasser ein zeichen für den hauch-einsatz nicht verwendet, um dem ähnlichen wort *auf-afsen* zur richtigen aus-

sprache zu verhelfen. Hierin könnte bei verwendung der doppelten schliesser und enger auch in lautumschrift (wenigstens in ligaturform) sich für die kinder nur vorteil im sprechen- und lesenlernen ergeben. Die beispiele s. 11 hätten kursiv gedruckt sein sollen, damit sie als solche besser hervortreten.

In betreff der anleitung für die ersten sprechübungen scheint mir vom verfasser im allgemeinen brauchbares gegeben zu sein: denn obgleich das üben von silben, welche in der muttersprache nicht vorkommen, wenig anmutet und unpädagogisch ist, so darf man doch auch nicht vergessen, dass die sprechorgane der taubstummen kinder erst geschickt gemacht werden sollen: ob der verfasser nicht zu weit darin gegangen ist, wage ich nicht zu äussern.

Landsberg a. d. Warle.

KEWITSCH.

MAX LÖWISCH, *Zur englischen aussprache von 1650 — 1750 nach frühenglischen grammatiken*. Kassel, Theodor Kay 1889. 80 s. Pr. M. 1.—. (Jenenser dissertation.)

Zu den vorliegenden, mit grosser sorgfalt geführten untersuchungen ist der verfasser durch professor Vietors arbeiten angeregt worden. Denselben zeitraum behandelt W. Bohnhardt: *Zur lautlehre der englischen grammatiken des 16 und 17. jahrhunderts* (*Phon. st.* II, s. 64—82 und 186—194). Während sich jedoch Bohnhardt auf eine aufzählung und besprechung der grammatiker-zeugnisse beschränkt, nimmt Löwisch auch auf die geschichtliche entwicklung der laute rücksicht. Er schliesst sich hierbei natürlich an Ellis und Vietor an, über deren resultate der verfasser auch im ganzen nicht hinauskommt. Eine ganz genaue zeitliche und örtliche fixirung der einzelnen lautwandlungen allein nach den angaben der grammatiken wird ja auch dadurch sehr erschwert, dass sie nicht einfach beobachtetes wiedergeben, sondern regeln, oft recht willkürliche, aufstellen, und dass dazu noch immer einer vom andern abschreibt. Dem letztern umstand widmet Löwisch besondere aufmerksamkeit. Vielleicht würden beobachtungen über schwanken in der orthographie bei schrifstellern des 16. und 17. jahrhunderts noch zu bestimmteren ergebnissen in bezug auf ort und zeit der lautentwickelungen führen können. Im ersten teil seiner arbeit (s. 3—21) gibt Löwisch eine übersicht und besprechung der zur verwendung gekommenen werke. Er benutzt deren mehr als zwanzig. Sie reichen von 1650 bis 1780¹. Im zweiten teil, der die vokale hochbetonter silben umfasst, stellt der verfasser die entwicklung des betreffenden lautes seit dem 16. jahrhundert voran und untersucht dann, wie sich die angaben seiner grammatiken dazu stellen. Auf eins nimmt der verfasser nicht genügend rücksicht. In vielen fällen gehen mehrere entwickelungsreihen nebeneinander her. So sicher bei den *a*-lauten, vielleicht

¹ Noch nicht besprochen waren: Cotgrave-Howell 1650; Howell 1662; Hexham-Manly 1672/75; Richardson 1677; Sewell 1708 (*Grammaire flamande* 1744); Ludwig 1705, 1717, 1726; Hassen 1712; Watts 1721; *English-Portuguese grammar* 1731; Pell 1735; Pepin 1774; Wagner 1780.

schon seit m. e. zeit. Ebenso bei *ai*. Für den wandel von *ai* seit 1550 stellt Löwisch die reihe auf: *ai, aī, āī? äī? e.ī, e.ī, ē*. Nach erreichung der stufe *e* soll die entwicklung mit der von *ā* zu dem jetzigen diphthongen zusammenfallen, etwa vom ende des 17. jahrhunderts an. Daneben muss aber auch eine andere entwicklung bestanden haben. Schon Hart 1569 erwähnt *ai* nicht mehr unter den diphthongen, und in der ersten neuenglischen bibelübersetzung 1525 werden nicht selten *a, e, ea* für historisches *ai* und *ei* geschrieben und umgekehrt *ai* für *ā* und den aus m. e. *f* entstandenen laut, ein beweis, dass ihre lautwerte damals nicht mehr deutlich zu unterscheiden waren. Löwisch vermutet, dass der übergang von *ā* zu *ā* eher erfolgt sei, als von *a* zu *ä*. Nach Sweet, *A history of English sounds*, Oxford 1888, ein werk, das der verfasser nicht benutzt zu haben scheint, bestanden helleres und dunkleres *a* seit dem 16. jahrhundert nebeneinander (s. 211). Dass sich *ā* in den grammatiken noch lange hält, nachdem der lauge laut längst als *ā* anerkannt ist, liegt wohl daran, dass das auffassen der lautnünance des *ā* wie in engl. *fat* für ausländer, für engländer das der zunächststehenden kurzen laute anderer sprachen schwieriger ist, als das erfassen der entsprechenden langen laute. (Vergl. Vietor, *Elem. d. phon.* 2. a., s. 71.) Und dass jene grammatiker die laute besser und genauer aufgefasst hätten, als noch heute die meisten, die eine fremde sprache erlernen, haben wir keine ursache anzunehmen. Bei den übrigen lauten werden durchweg die angaben von Vietor und Ellis bestätigt. Im einzelnen bietet die arbeit dagegen noch viele beiträge zur bestimmung der aussprache einzelner wörter für eine bestimmte zeit. Zur bessern übersicht hierüber wäre ein index nach art der *pronouncing vocabularies* von Ellis schr erwünscht. Vielleicht bringt der verfasser einen solchen in dem zweiten teile der arbeit, der den vokalismus unbetonter silben, konsonantismus und akzent behandeln soll.

Marburg.

DR. W. SOPP.

JOHANN DÖLL, *Neues lehrbuch der englischen sprache*. I. teil. Lese-, schreib- und sprechschule. Karlsruhe, J. J. Reiff 1888 Preis ?

J. HAHN, *Praktische englische grammatik nach einer neuen und leicht fasslichen methode*. Freiburg im Breisgau, Herder'sche verlagsbuchhandlung. Preis ?

Dölls grammatik ist für kinder bestimmt, die in die anfangsgründe des englischen eingeführt werden sollen. Wie lernt man englisch? Wie lernt man überhaupt eine andere sprache? D. antwortet: „Ganz auf demselben wege wie die angehörigen der betreffenden nationalitäten ihre sprache auch lernen“. Dann wäre das erste buch, das dem deutschen kinde fürs englische in die hand zu geben wäre, ein englisches abe-buch. Da indessen die schwierigkeiten für das deutsche kind, das englisch lernen soll, andere sind als für das englische kind, das englisch spricht, aber noch nicht lesen und schreiben kann, so wird für das deutsche kind eine eigene bibel nötig. Eine solche „bibel“ soll vorliegendes lehrbuch sein, durch welches der schüler das englische „richtig lesen und schreiben und das gelesene in der unterhaltung auch verwenden lernen soll“.

Es zerfällt in mehr als 100 lektionen, in denen wörter und redensarten, wie sie kinder wohl gebrauchen, verarbeitet werden. Einteilungsprinzip ist die

aussprache. So beginnt nach einer einleitenden lektion, in welcher die zur bildung eines kleinen satzes nötigen wörter vorangeschickt werden, lekt. 2 mit dem kurzen *i*, lekt. 3 fährt mit kurzem *e* fort, lekt. 4 gibt beispiele für *b*, *d*, *g* u. s. w. Erst von lekt. 50 an werden kleine erzählungen eingelegt und zum schluss ein paar gedichte mitgeteilt. Von grammatik ist auf dieser unterstufe noch nicht die rede, und übersetzungen aus dem deutschen ins englische werden nicht verlangt. Der unterrichtsbetrieb ist im wesentlichen ein mündlicher, an schriftlichen arbeiten werden lediglich zur einübung der orthographie einige diktate geliefert.

D. verspricht, einen zweiten teil folgen zu lassen, der die grammatik behandeln und zugleich eine weiterführung des angefangenen bilden soll.

D. ist anscheinend durch eigene erfahrungen zu diesem reformprogramm gekommen. Weitab vom zentrum der reformbewegung, in der Kapstadt, war er früher lehrer des englischen und hat nach jener englischen libel, die ihm als ausgangspunkt für sein „neues“ lehrbuch diente, selbst jahrelang unterrichtet.

Um die einschlägige reformlitteratur hat er sich offenbar wenig gekümmert. So ist ihm denn manches entgangen, was für die vorliegende arbeit von durchschlagender bedeutung gewesen wäre.

Was zunächst die lese- und schreibschule betrifft, so folgt D. einer methode, die heute ganz und gar veraltet ist. Er räumt selbst ein, dass im englischen „gleichsam jedes einzelne wort auswendig gelernt werden muss, um in der aussprache sicher zu gehen“. Dann möchte ich wissen, welchen zweck jene sammlung von wörtern mit der aussprache *i*, *e* u. dgl. hat. Den schülern wäre ein viel besserer dienst geleistet, wenn bei recht zahlreichen wörtern später im text die aussprache angeleitet worden wäre.

Die einübung der orthographie wird zu sehr forcirt, während sie doch für den anfangsunterricht von untergeordneter wichtigkeit ist. Hier kommt alles zunächst auf die richtige wiedergabe des lautes an, wozu manche sich einer eigenen lautschrift — für das englische sicher mit recht — bedienen.

Die englischen laute werden nach Toussaint-Langenscheidt definiert und umschrieben, da die „langenscheidt'sche aussprachebezeichnung als ein meisterwerk, das unübertroffen dasteht, betrachtet werden muss“. Das beweist mir, dass sich D. in den neuesten werken über die englische aussprache gar nicht umgesehen hat, während alte, eingebürgerte grammatiken wie die von K. Degenhardt, die mir eben in ihrer 50. auflage vorliegt, sich eine „zeitgemässe neubearbeitung“ gefallen lassen müssen. Der gebildete engländer spricht heute nicht mehr *no*, *o'ld*, *did* (deed), *si* (sea).

Aus der lese- und schreibschule geht die sprechschule direkt hervor. Die tote vokabel, in den darunter folgenden übungsstücken zu einer phrase erweitert, ist es, die monate lang den gesprächsstoff für lehrer und schüler liefert.

Weshalb ging D. nicht von einer erzählung aus? Er äussert sich darüber folgendermassen: „Das kind“, sagt er, „kennt allerdings den verlauf einer erzählung — den es sich in deutscher sprache zurecht macht, niemals aber kennt es, trotz allen auswendiglernens, den englischen inhalt, noch die englische konstruktion auch nur eines satzes, trotz aller grammatischen behandlung. Das kind lernt nicht englisch denken, wie man glaubt. Fehlt ihm ein einziges glied in der erzählung, so wagt es schon gar nicht, sich zu äussern.“ Aus diesem

grunde würde referent auch das ausgehen von der erzählung nicht empfehlen. Wenn dann aber der herausgeber fortfährt: „während es andererseits hundert und mehr der in diesem buche vorgeführten sätze vergessen kann, und doch noch eine genügende anzahl anderer phrasen behält, die es bei den verschiedensten gelegenheiten anwenden kann“, so sehe ich nicht ein, weshalb das kind nicht auch phrasen, die in einer erzählung vorkommen, behalten kann. Im gegenteil, sie werden besser haften bleiben, weil mehr anknüpfungspunkte vorhanden sind.

Dass D. im vorliegenden teile gar keine grammatik bietet — zur absolvierung desselben dürften bei 8 st. wöchentlich 2 jahre erforderlich sein — halte ich für höchst bedenklich. D. verlangt nur, dass die englischen übungssätze jeder lektion, nachdem sie lange genug durchgesprochen sind, vom lehrer schliesslich deutsch diktirt und vom schüler englisch niedergeschrieben werden. Der schüler wird fehler machen. Wie dann die korrektur eintreten soll, was von grammatik ihm verraten, was verschwiegen werden soll, darüber verliert der herausgeber kein wort. Warten wir in dieser hinsicht den 2. teil ab.

Ausgehen von zusammenhängendem sprachstoff, heranziehung der phonetik (in bescheidenem masse) zur einübung der aussprache, diese beiden punkte besonders vermisse ich in D.s lehrbuch. Vielleicht liesse es sich noch als lesebuch benutzen. Für ein jahr würde das zusammengestellte material ausreichen.

Die grammatik von Hahn leistet nicht, was sie auf ihrem titel verspricht. H.s methode ist weder neu, noch leicht fasslich. H.s werkchen unterscheidet sich nur dadurch von dem bekannten typus hundert anderer grammatiken, dass es keine leseregeln gibt, „die nur verwirrend auf den schüler wirken, ja sogar in vielen fällen ihn von der fortsetzung des studiums abschrecken“; sodann dadurch, dass die vokabeln, die zur bildung der deutschen und englischen sätze verwandt sind, sich nur hinten in einem wörterbuch zusammengestellt finden. So ist das buch für die schule geradezu unbrauchbar.

Feyer.

F. KNIGGE.

Dr. GEORG DUBISLAV und PAUL BOEK, *Elementarbuch der englischen sprache für höhere lehranstalten*. VII und 142 seiten, gr.-8. Berlin, R. Gärtner 1890. Pr. M. 1,30.

Das vorliegende, für das erste unterrichtsjahr bestimmte schulbuch gleicht in seiner einrichtung dem von Ulbrich verfassten *Elementarbuch der französischen sprache*. Es besteht aus übungen (s. 1—41), einem anhang (s. 41—44), lesestücken und gedichten (s. 45—68), einer grammatik (s. 69—100) und wörterverzeichnissen (s. 100—142).

Die übungen zerfallen in 25 abschnitte, von denen jeder ein zusammenhängendes englisches stück und — in der regel — zwei deutsche übungsstücke enthält. Die mit *A* bezeichneten sätze sind eine umformung des englischen textes, die mit *B* bezeichneten sind, soweit sie nicht wiederholungen bilden, der umgangssprache entlehnt. Die wiederholungen (s. 20, 28, 33) bieten neuen inhalt in bekanntem sprachlichen gewande.

Die verfasser legen, wie hieraus ersichtlich, auf das übersetzen ins eng-

lische viel — m. e. zu viel — gewicht. Die vielen einzelsätze hätten wegbleiben können; denn jeder lehrer, der eine grammatische regel mit ihrer hilfe einüben will, kann solche sätzchen leicht selbst bilden. Auch den anhang, zwei längere deutsche stücke: „die Armada“ und „die dänen in England“, halte ich für entbehrlich.

Auf den anhang folgen 13 englische lesestücke und 6 gedichte. An stoff zur lektüre ist somit kein mangel. Dass die verfasser bei der auswahl dieser, wie der oben erwähnten, methodisch geordneten texte die verschiedensten wissensgebiete berücksichtigt haben, verdient anerkennung; nur hätten sie nicht stücke wie *The Gauls in Rome*, *How the Capitol was saved*, *How the Plebeians of Rome got their magistrates*, *The Chinese*, *The Arabs* etc., „die mit England weder direkt noch indirekt etwas zu thun haben“, auf kosten solcher, welche den schüler mit der geographie, litteratur, den sitten, gebräuchen und einrichtungen des englischen volkes, sowie mit dem leben und treiben der englischen jugend bekannt zu machen geeignet sind, in die sammlung aufnehmen sollen. Ein lehrbuch der englischen sprache sollte im allgemeinen „nur spezifisch englisches“ bringen.

Die grammatik entspricht den zu stellenden anforderungen: sie ist kurz, klar und übersichtlich. In der lautlehre haben sich die verfasser an Vietor und Sweet angeschlossen. Die von ihnen benutzte umschrift ist die des vietor-dörrieschen englischen lesebuches. Auf einige mängel, welche dieser teil des vorliegenden buchs enthält, hat bereits Kujack im *Neuphilologischen zentralblatt* (nr. 1, 1890) hingewiesen. Auf weitere ungenauigkeiten, bez. versehen, habe ich die verfasser schon früher aufmerksam gemacht.

Die ausstattung dieses fleissig durchgearbeiteten schulbuchs lässt nichts zu wünschen übrig. Druck und papier sind vorzüglich. Auf die korrektur ist viel sorgfalt verwandt worden. Der preis ist niedrig.

Eisenberg, S.-A.

KIRSCHTEN.

C. HUMBERT, *Die gesetze des französischen verses*. Ein versuch, sie aus dem geiste des volkes zu erklären, mit besonderer rücksicht auf den alexandrin und Molières *Misanthrope*. Leipzig, 1888. Pr. M. 1.50.

Diese schrift ist veranlasst worden durch eine kontroverse Humberts mit Dr. O. Dickmann, unter dessen redaktion die bekannte *Französische und englische schulbibliothek* im renger'schen verlage erscheint. Allen französischen dichtungen dieser sammlung ist ein gleichlautender kurzer abriß der metrik vorgedruckt, in welchem es heisst: „Wenn die natur der vorangehenden und folgenden konsonanten in der prosa ein völliges verstummen des *e muet* zulässt, so tritt dies gewöhnlich auch in der poesie ein; höchstens macht sich das vorhandensein des *e* durch ein längeres austönen des vorhergehenden konsonanten hörbar, wodurch zugleich eine verlängerung der vorhergehenden silbe eintritt.“ — Trotz kräftiger bemühhungen hat Humbert es nicht durchzusetzen vermocht, dass in der von ihm selbst besorgten ausgabe des *Misanthrope* diese stelle seiner eigenen auffassung

gemäss abgeändert würde. In dem uns vorliegenden „versuche“ wehrt er sich dagegen, dass in jenen worten seine eigene ansicht enthalten sei. Aus der vertheidigungsschrift ist ein planmässiger aufbau der gesetze des französischen verses geworden, wie dieselben aus dem „geiste des volkes“ geboren wurden.

In knapper form, zugleich aber mit einer gewissen wärme, führt der ver- fasser seine deduktionen vor, die mit einer, jeden widerspruch von vornherein gurückweisenden sicherheit auftreten. Man hat es mit einer in sich selbst fest zeffügten theorie des französischen versbaues zu thun, die wegen ihrer inneren kohärenz sich selbst genügt und jedes eingehen auf beweisgründe aus der erfahrung, jede rücksichtnahme auf die ansichten anderer verschmäht. — Wir glauben, dass die broschüre grade in folge ihrer klaren darlegung in knapper form auf diejenigen, welche von dem geiste der französischen sprache einen hauch verspürt haben, eine überzeugende wirkung nicht verfehlen wird; sie wird ihren zweck erreichen, der ja offenbar darin besteht, eine korrektere auffassung des französischen verses, vornehmlich des alexandriners, in weiteren kreisen zu verbreiten. Wir heissen von diesem gesichtspunkte aus die arbeit Humberts willkommen und wünschen ihr zahlreiche auflagen.

Leider hat der verfasser die lösung grade der frage, welche seine schrift hervorrief, keineswegs gefördert. Es handelt sich in seiner kontroverse mit Dr. Dickmann um den lautwert des nicht elidirten weiblichen wortausganges innerhalb des verses. Humberts these findet sich auf p. 10 seiner broschüre; sie lautet: „Selbst stummes *e* wird zwischen konsonanten klar und deutlich gehört.“ Er stützt sich dabei auf Quicherat, welcher sagt: *Toute syllabe compte dans le vers, même l'e muet final, à moins qu'il ne soit suivi immédiatement d'une voyelle ou d'un h non aspiré: L'homme vient, les hommes heureux Il faut avoir bien soin de rétablir, en scandant, les syllabes que la rapidité de la prononciation ne fait pas ressortir dans le langage familier: feu-ille-ter, u-ne-pe-ti-te ru-se.* Dass dies *e* als silbe mitzählt, und dass es beim skandiren wiederhergestellt wird, heisst doch nicht, dass es beim sprechen des verses unter allen umständen klar und deutlich gehört werde! Die vorsichtige äusserung Quicherats unterstützt die apodiktische behauptung Humberts in ihrer uneingeschränkten tragweite nicht. Wenn dieser kurzweg behauptet, stummes *e* zwischen konsonanten ist im verse klar und deutlich zu sprechen, so erweckt er den irrthum, als ob alle diese *e* gleiche lautliche geltung hätten. Das heisst doch aber nicht, zur lösung der frage beitragen, die für Humbert selbst von so massgebender bedeutung zu sein scheint, das heisst vielmehr, dieselbe verflachen. — Dass die lautgeltung der weiblichen endung alle möglichen abstufungen zeigen kann, die zwischen dem deutlich wahrnehmbaren laute des *e sourd* (*je, me*) und dem gänzlichen verstummen des *e* liegen, hatte Lubarsch bereits im jahre 1879 in seiner *Französischen verslehre* ausgesprochen; häufig ist das *e* nur in einer verlängerung des artikulationsgeräusches des vorangehenden konsonanten wahrnehmbar.¹ — Den arbeiten

¹ In Gröbers *Grundriss der romanischen philologie*, I, p. 590, sagt H. Suchier: „Das in der prosa stumme *e* ist auch im verse nicht laut.“ Das ist umsoweniger bedingungslos zuzugeben, als das sog. stumme *e* keineswegs in jeder art der prosa dieselbe lautgeltung hat. — Auch seine behauptung: „Ganz stumm ist *e* hinter

von Lubarsch und Mende gegenüber bedeutet Humberts broschüre in diesem punkte einen rückschritt.¹

Noch einige andere erwägungen sind mir beim lesen der humbert'schen broschüre gekommen, denen ich hier in kürze ausdrück geben will.

Der verfassrer leitet seine berechtigung, in dieser frage mitzusprechen, aus dem umstande her, dass er, der sohn eines franzosen, seine jugend in Frankreich zugebracht habe. Die gesetze der rhythmik, die er, von seinem sprachgeföhle geleitet, im alexandriner Molières entdeckt, müssen vom dichter selbst, wenn auch unbewusst, befolgt worden sein. Soweit stimme ich mit Humbert überein.

l, m, n, r, ss, ch,“ ist nicht für alle fälle zutreffend. In den worten: „*Ces larmes me disent,*“ wie ich sie aus dem munde eines predigers vernahm, war das *e* in *larmes* deutlich hörbar. Dieser fall ist genau so zu beurteilen wie die nachfolgenden, die ebenfalls unter meine eigene beobachtung fielen; *ils subsistent toujours,*“ sagte ein arbeiter zu einem anderen in einer weinwirtschaft zu Versailles; „*ils ne s'y trompent pas,*“ hörte ich in einer predigt in St. Germain des Prés; „*toutes tant que nous sommes,*“ sprach der betr. schauspieler des Théâtre-Français (*Femmes savantes*). In allen diesen fällen ist vor und hinter dem weiblichen wortausgang derselbe konsonant hörbar. Lässt man das *e* verstümmen, so verschmelzen die beiden konsonanten: Nur *cinmal* wird der konsonant hörbar, und zwar explosiv. Dadurch entsteht ein verzerrtes lautbild, welches unter umständen den sinn wesentlich entstellen kann, -- Ganz ähnlich ist das lautwerden des *e* der weiblichen endung in den nachfolgenden beispielen zu erklären: „*Il reste donc*“ (Chambre des Députés): „*cette double haie*“ (protestantischer prediger); „*une sorte de réalité*“ (predigt in St. Germain des Prés); „*on est contente du détour*“ (Théâtre-Français). Wenn ein redner im senat sagte: „*toute riche qu'elle est,*“ mit deutlich hörbarem *e sord*, so schliesst sich auch dieses beispiel an die obigen naturgemäss an. Auf die beweisführung kann hier nicht eingegangen werden.

¹ Was Lubarsch über die aussprache der weiblichen endung im verse lehrt, findet sich am ausführlichsten dargestellt und begründet in seiner nachgelassenen broschüre: *Über deklamation und rhythmus der französischen verse*, herausgegeben von E. Koschwitz. Dr. Ad. Mende hat in einer vor kurzem erschienenen schrift: *Die aussprache des französischen unbetonten e im wortauslaut* (Zürich, 1880) die schon früher unter dem titel: *Etude sur la Prononciation de l'E muet à Paris* (London, Trübner & Co., 1880) veröffentlichten beobachtungen über den pariser sprachgebrauch auf historischer grundlage von neuem ediert. - Für Lubarsch sind die ansichten der dichter und verstheoretiker in erster linie massgebend; wenn er auch die sprachlichen gewohnheiten der franzosen beobachtet und auf sie rücksicht nimmt, so sind doch Banville und Legouvé seine grossen meister; der gegenstand, dessen gesetze er studiert, ist der vers, *wie er gesprochen werden sollte*. — Für Mende steht der codex des lebenden sprachgebrauches höher als die theorien der verslehrer. So ist's, sagt er, und so war's schon seit jahrzehnten oder gar jahrhunderten, und dagegen vermögen alle kunsttheorien nichts. — Sorgfalt und objektivität muss beiden zuerkannt werden; auch stimmen sie in vielen und wesentlichen punkten überein.

Sehen wir nun aber einmal von der rhythmischen bewegung ab: Sprechen wir auch *in jeder anderen beziehung* die verse Molières so, wie der dichter und seine zeitgenossen sie gesprochen haben, wenn wir die heutige sprechweise der franzosen, bezw. die *moderne* vortragsweise *moderner* dichtungen zum massstab nehmen? Sind die laute in bezug auf ihre färbung, dehnung, tonhöhe, tonstärke u. s. w. unverändert geblieben? — Was uns bis jetzt fehlt, ist eine geschichte des versbaues, gegründet auf die historische entwicklung des lautstandes.¹ Auch die hauptarbeit von Lubarsch hat mir diesen mangel an mehr als einer steile recht fühlbar werden lassen. In der vorzüglichen arbeit von Tobler: *Vom französischen versbau alter und neuer zeit* — ist bereits ein kapital angesammelt, dessen nutznissung jeder kommende forschler mit dank sich aneignen wird. — Wenn Tobler auf p. 141 des erwähnten werkes sagt, die historische lautlehre des französischen lasse sich von der geschichte der poetischen technik nicht trennen, so haben die neueren metriker leider die in diesen worten liegende mahnung nicht genug beachtet.

Humbert beruft sich also auf das sprachgefühl, das ihm als geborenem franzosen innewohne, wenn er mit selbstbewusster sicherheit seine gesetze aufstellt. — Als ob die franzosen unter sich einig wären über den vortrag der verse! Was den lautwert der weiblichen endungen betrifft, so ist scheinbar F. de Gramont ganz mit Humbert übereinstimmend, welcher fordert: „*on doit les prononcer nettement*“ (*Les vers français et leur prosodie*, Paris, Hetzel & Co.; daselbst p. 29). Aber auch nur scheinbar, denn unmittelbar darauf sagt er: „*Il est bien entendu d'ailleurs, qu'on ne devra appuyer sur ces e muets que tout juste autant qu'il faut pour faire sentir la syllabe et maintenir la mesure du vers.*“ Auf Liegouvé, Banville, Lubarsch kam H. seine apodiktische regel nicht stützen. *viel zweniger* aber auf das theater und die majorität der gebildeten franzosen.

Humbert leitet die rhythmische bewegung und gliederung des französischen alexandriners aus „dem geiste des französischen volkes“ her; er meint den geist der sprache, wie sich herausstellt. Die momente, welche dem alexandriner sein eigenartiges gepräge geben, sind nach ihm „die leichte, dem akzent oder endpunkte zulliegende bewegung, die scheu vor den konsonanten und dem hiatus“. — Von hier aus kommt er nun zu den bekannten gesetzen des klassischen alexandriners. — Damit seine arbeit auf der höhe der zeit stehe, hätte er sich wenigstens mit Beccq de Fouquières und Lubarsch auseinandersetzen müssen.

Nach Humbert ist der französische alexandriner so ganz dem geiste der heutigen sprache gemäss, aus diesem geiste werden alle seine gesetze und forderungen hergeleitet. Und doch, wie viel archaisches klebt dem verse an! Wie manches findet in der *geschichte* des französischen verses allein seine erklärung, nicht in dem gegenwärtigen lautstande der sprache! Von einzelheiten absehend, verweise ich nur auf die trefflichen, überzeugenden bemerkungen Beccq de Fouquières:

¹ Das in aussicht gestellte werk von Suchier: *Die lautentwicklung der französischen sprache von der romanisirung Galliens bis zur gegenwart* (vergl. Gröber, *Grundriss* I, p. 589, unten) wird aller voraussicht nach für die weiteren untersuchungen auf dem gebiete der geschichte der französischen metrik die erforderliche grundlage bieten.

über die grenzen, innerhalb deren das hiatusgesetz einzig und allein für die heutige sprache noch gültigkeit im verse beanspruchen kann. — „Die moderne verstechtil. thut immer noch ein übriges in bezug auf verstumte auslautende konsonanten“, sagt Tobler auf p. 141 des erwähnten werkes. — Auch wäre dem verfasser unserer broschüre zu empfehlen, sich mit den ansichten Théodore de Banvilles (*Petit traité de versification française*, Paris, Charpentier & Co.) über die berechtigung des enjambement und über die hiatusregel bekannt zu machen.

Dass Humbert den früheren lautstand der sprache nicht kennt und der archaischen natur gewisser eigenartigkeiten der poetischen diction nicht rechnung trägt, zeigt sich auf p. 26 seiner schrift.

Wenn der klassische alexandrimeter so vollkommen dem geiste der heutigen sprache Frankreichs angemessen ist, welche berechtigung hat alsdann der alexandrimeter der romantiker? — Dass es einen solchen gibt, erwähnt Humbert gar nicht! Man sieht, die begeisterung für seine überzeugungen hat den verfasser unserer broschüre doch gar zu sehr dem boden der wirklichkeit entrückt.

Dass auch der oratorische akzent beim vortrage der verse zur geltung kommt, ist nirgends gesagt. Freilich berührt auch Lubarsch diesen punkt nur gelegentlich und mit grosser vorsicht.

Besondere beachtung verdient der abschnitt D der humbert'schen arbeit, in welchem der verfasser seine beobachtungen über die technik einzelner molière'scher verse niedergelegt hat. Hier bewegt er sich auf dem boden der wirklichkeit und bewährt sich als scharfsinniger beobachter.

Wir haben oben der broschüre Humberts weite verbreitung gewünscht. Jetzt fügen wir hinzu: Möge er aber zuvörderst dieselbe umarbeiten, mit anschaulichem, überzeugendem beweismaterial versehen — besonders auf p. 25 haben wir solches vermisst — und sie an das, was bisher von franzosen und deutschen auf dem gebiete metrischer forschung geleistet worden ist, anlehnen.

Stettin.

K. BÖDDEKER.

GUSTAV PLOETZ & OTTO KARES, *Sprachlehre auf grund der schulgrammatik von Dr. Karl Ploetz*. Berlin, F. A. Herbig 1888. 117 s. Preis M. 1.—.

Das vorliegende, mit dem nebetitel: *Kurzer lehrgang der französischen sprache* versehene buch unterscheidet sich besonders in dem für die *Phon. stud.* in betracht kommenden teile sehr zu seinem vorteil von den büchern des professors K. Ploetz. Es sucht wesentlich den durch die reformbewegung eingeschlagenen weg zu betreten, worüber die verfasser im vorwort sich folgendermassen äussern: „Unsere sprachlehre stützt sich auf das von Dr. G. Ploetz verfasste, aus 4 heften bestehende übungsbuch, welches nur *zusammenhängende* lese- und übungsstoffe enthält. Der analytisch-induktiven lehrweise entsprechend ruht unsere sprachlehre auf der voraussetzung, dass die spracherscheinungen zuvörderst an der hand jenes übungsbuches *der anschauung vorgeführt*, dass aus den französischen texten die gesetze *gesucht* und *entwickelt* werden, die dann das vorliegende büchlein in möglichst bündiger, knapper form *zusammenfasst* und *überschauen lässt*.“ Der einfluss der wissenschaft ist besonders im ersten teile, der

lautlehre, erkennbar. Auch diese soll nur dazu dienen, das in lebendiger klassenarbeit gewonnene übersichtlich zusammenzufassen. Die verfassers sehen daher im ganzen von lautphysiologischen erklärungen ab; dieselben sollen dem lehrer, soweit derselbe es für geraten hält, überlassen bleiben. In folge dessen werden auch in den vorbemerkungen nur allgemein gehaltene andeutungen gegeben, dahin gehend, dass einige französische laute der deutschen gemeinsprache fehlen, dass der unterschied zwischen den untereinander verwandten lauten im französischen schärfer und bestimmter ist als im deutschen, die lautgebung entschiedener, die zungenbewegungen straffer, die thätigkeit der lippen lebhafter. Diese bemerkungen streifen wenigstens an das phonetische; doch scheinen mir dieselben nicht völlig zweckentsprechend zu sein: soll dem lehrer alles derartige überlassen bleiben, so sind sie überflüssig, im anderen falle unzureichend. So gut wie von straffen zungenbewegungen und dergl. gesprochen wird, konnte auch die vorgeschobene artikulationsbasis erwähnt werden; es dürfte auch der unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen lauten angegeben werden, was sich ohne gelehrte abhandlung machen liess. Wenn vom ausklingen der endkonsonanten die rede ist, so liegt, wenigstens in Mittel-Deutschland, die gefahr nahe, dass die artikulation des vorhergehenden vokals geändert und ein gleitlaut gebildet wird, besonders bei auslautendem *r*.

Die vokale werden eingeteilt in reine, misch-, nasal- und halbvokale. Unter mischvokalen verstehen die verfassers offenes *a*, dumpfes *ê*, geschlossenes *ö* und *ü*, weil sie „zwischen“ zwei anderen vokalen liegen, so *ü* zwischen *u* und *i*. Wenn sie die reinen vokale ordnen „aufsteigend von dunkeln zu hellen lauten“, also von *u* nach *i*, so liegen ja alle vokale „dazwischen“; offenbar meinen sie, dass *ü* mit lippenstellung von *u* und zungenstellung von *i* gebildet wird. Aber auch bei den „reinen“ vokalen kommt die stellung beider organe in betracht, so dass sich die bezeichnung „mischlaute“ nach dieser rücksicht nicht wohl rechtfertigen lässt. Bei den nasalvokalen wird eine lautphysiologische erklärungen gegeben, die zwar recht einfach gehalten ist, sich aber auch nicht durch klarheit und genauigkeit auszeichnet. Dass der halbvokal *i* (*j*) nach stimmlosen konsonanten selbst stimmlos werden kann, ist richtig bemerkt, aber erst bei den reibelauten. Über die behandlung der geräuschlaute ist ausser dem im allgemeinen bemerkten nichts weiter zu sagen, da die bildung derselben nicht angegeben wird; nur bei *r* heisst es: meist mit dem zäpfchen gebildet. Ein kleines versehen ist, dass der laut *ê* in der schrift auch vor *u* durch *qu* ausgedrückt werden soll. Zur transskription benutzen die verfassers die ploetz'schen zeichen oder vielmehr buchstaben, doch haben sie auch hier wesentliche verbesserungen angebracht, z. b. bei den halbvokalen und namentlich bei den nasalvokalen, durch deren jetzige bezeichnung wenigstens die verwechslung mit den deutschen nasalkonsonanten vermieden wird.

Im ganzen bezeichnet dieser teil einen fortschritt gegen die alten ploetz'schen werke und bekundet das ernstliche streben, der „reform“ zu folgen. Weniger in den rahmen den *Phon. stud.* gehört der übrige teil, die formenlehre und syntax; doch soll nicht unerwähnt bleiben, dass, so ähnlich die anlage und behandlung des stoffes der alten grammatik von K. Ploetz ist, auch hier wesentliche verbesserungen platz gegriffen haben, so besonders in der behandlung der sogen.

unregelmässigen oder ungleichförmigen zeitwörter, der pronomina und der propositionen, wenn auch bei letzteren sich einige ungenauigkeiten finden. Die silbenteilung in der schrift ist in einem anhang gegeben, während sie sich besser und ohne unbequemlichkeiten an den ersten teil angeschlossen hätte.

Es ist erfreulich, dass die verfassers, von denen m. w. wenigstens der eine sich lange zeit gegen die „neue methode“ gesträubt hat, wenigstens viele momente der reformbewegung als „gesund und fruchtbar erkannt“ haben, und es ist zu hoffen, dass sie dieselbe in möglichst weitgehender weise in den fortsetzungen des durch vorliegendes buch eröffneten lehrganges *Ploetz-Kares*, zunächst in einem elementaren lese- und übungsbuch, befolgen werden.

Weilburg.

A. GUNDLACH.

H. BERGÈR, *Elementarbuch der französischen sprache zum schul- und selbstunterricht*. Nach anschaulicher induktiver methode. Hanau, G. M. Alberti 1889. Preis ?

Es kann nur wünschenswert sein, dass, nachdem eine notwendige reform des neusprachlichen unterrichts in der theorie durchgekämpft ist, auch die nötigen lehrbücher geschaffen werden, um die neuen grundsätze *in praxi* durchzuführen. Das vorliegende elementarbuch stellt sich als eines der ersten in den dienst der neuen lehre, und wir können uns mit den im vorwort ausgesprochenen grundsätzen vollkommen einverstanden erklären. Leider aber lässt deren praktische durchführung viel zu wünschen übrig. Unzweifelhaft sind für viele freunde der neuen methode, die sie auch gern einmal praktisch versuchen möchten, fingerzeige über deren behandlung sehr willkommen; diese dürfen aber nach unserer ansicht den charakter eines lehrbuchs niemals in den eines sogen. „papierenen lehrers“ umwandeln. Alles darauf bezügliche gehört entweder in ein erweitertes vorwort oder besser in eine art methodischer begleitschrift: jedenfalls sollten sich solche anweisungen nicht in unliebsamer und lästiger weise in dem buche selbst breit machen, wie es in dem vorliegenden geschieht.

Doch auch mit der ganzen anlage und sonstigen behandlungsweise des buches können wir uns nicht einverstanden erklären. Es beginnt zunächst mit einer behandlung der *laute* und *schriftzeichen*, doch soll „der stoff der lautlehre nicht vollständig und der reihe nach durchgenommen werden, sondern es bleibt dem lehrer überlassen, das ihm zur behandlung notwendige auszuwählen“. Demgemäss zieht sich dann auch die lehre von der aussprache durch das ganze buch hindurch. Wir halten diesen standpunkt für ganz verfehlt. Die aussprache ist bei den *neuen* sprachen etwas so wichtiges und wesentliches, dass sie absolut nicht bloss so nebenbei und oberflächlich betrieben werden kann. Wir halten sie in der that für die grundlage des ganzen neusprachlichen unterrichts; und daher muss sie auch von vornherein mit der nötigen gründlichkeit behandelt werden, ehe weiter auf ihr gebaut werden kann. Ist das einmal versäumt, dann wird es überhaupt nie mehr nachgeholt.

Von der unzulänglichkeit einer *gelegentlichen* behandlung der aussprache nur ein beispiel. Erst auf seite 56 des vorliegenden elementarbuchs ist von der aussprache des *c* vor dunklen und hellen vokalen die rede, nachdem schon

unzählige fälle der einen wie der anderen art vorgekommen sind. Wie sind diese nun bisher behandelt worden? — Folge solcher oberflächlichen behandlung der lautlehre ist es denn, dass der lehrer noch bis in die oberste klasse fortwährend aussprachefehler zu bekämpfen hat, die schon in den ersten stunden überwunden sein sollten.

Welcher art sind nun die den unterricht auf schritt und schritt begleitenden ausspracheregeln?

„L wird in *fille* zu *f* erweicht oder mouillirt:

das mouillirte *ng* lautet wie ein weiches *nj*;

g lautet als anlaut in *garçons* wie ein weiches *k*;

g lautet zwischen zwei vokalen in *sages* wie ein weiches *sch*;

sprich *g* in *large* wie ein *g* in *freudig* aus!“ u. s. w.

Wie würde z. b. nach der letzten regel das wort *large* in Süddeutschland wohl klingen? Und was ist ein weiches *k* und ein weiches *sch*? Sollte man ferner wortgebilde wie die folgenden zur erklärung der aussprache in einem buche noch für möglich halten? — „*Pär, boh, tö, puhr, an-sanhl, sö-rän, schu-a, fölöj, gre-nuf, sän-kör, nö-wör*“ etc. Wir glaubten, dass dieser standpunkt glücklich überwunden sei, und sehen ihn jetzt durch ein lehrbuch, das der neuen methode dienen will, wieder ins dasein gerufen. Auf diese fingerzeige oder ausspracheregeln folgen dann regelmässig die in dem lehrstücke enthaltenen wörter, die konsequent in „zeitwörter“ und „wörter“ geschieden sind. Wir sehen in einer solchen scheidung keinen nutzen. Allgemein sprachliche kenntnisse sollen durch den deutschen unterricht vermittelt werden. Entschieden zu missbilligen aber ist überhaupt die unmittelbare anfügung dieser vokabularien.

Als weiterer abschnitt folgt dann stets die „vorbereitung zur grammatischen belehrung“. Diese soll dem lehrenden den weg zeigen, wie er das jeweilige grammatische pensum zu verarbeiten hat. Aus diesem merkwürdigen teile des lehrbuchs führen wir zur illustration nur den anfang zum lesestücke no. 3 an, worin die deklination klar gemacht werden soll:

„Wie viele fälle gibt es im deutschen?

„Bilde den zweiten fall von der lehrer?“

„Was ist aus der, was aus lehrer geworden?“

„Welche wörter sind verändert?“

„Im französischen findet keine biegung (umänderung) des dingwortes statt. Bilde den 4. fall von der lehrer!“

Wir sind der ansicht, dass dergleichen anweisungen aus einem lehrbuche fern bleiben und dem lehrer überlassen werden sollten. *Der lehrer darf durch das buch nicht mundtot gemacht werden.* Welcher selbständige lehrer wird sich überhaupt an solchen krücken fortbewegen? Wird er sie nicht entrüstet bei seite werfen, sollte er zum gebrauche eines solchen leitfadens gezwungen sein?

Den schluss bilden stets die „*questionnaires*“, die sich auch mit ihren übersetzungen bis ans ende des buches ziehen, so dass auch hier nicht einmal den lehrenden gelegenheit geboten wird, selbständig thätig zu sein.

Auch in bezug auf anordnung des ganzen grammatischen stoffes vermissen wir einen klaren, übersichtlichen plan. Die paradigmata des konjunktivs werden überhaupt nur als anhängsel beigelegt.

So gern wir die wohlgemeinte absicht des verfassers anerkennen, den lehrenden, zumal den unselbständigen, alle schwierigkeiten bei anwendung der neuen methode aus dem wege zu räumen und dadurch dieselbe populär zu machen, so müssen wir doch diese viel zu weit gehende zuvorkommenheit entschieden missbilligen, die den lehrer sozusagen in den grossvaterstuhl setzt. Es darf doch vorausgesetzt werden, dass alle diejenigen, die sich für die neue methode interessieren, auch einige von denjenigen werken und schriften studiren, die sich damit beschäftigen. Dann wird auch jeder seinen weg allein finden. Wir zweifeln jedoch nicht, dass auch nach dem vorliegenden büchlein immerhin noch bessere resultate erzielt werden können, als sie bisher nach den büchern eines Ploetz und genossen möglich waren.

Karlsruhe.

J. BIERBAUM.

Revue des patois par L. CLÉDAT. 2^{ème} année, no. 3. Paris, F. Vieweg 1888.

E. Jullien empfiehlt das studium der sprache der lateinischen landwirte: ihre schriften haben aus den dialekten wörter und grammatische formen aufgenommen, deren betrachtung zum richtigen verständnis mancher romanischen dialekte verhelfen würde. So wäre *guéret* aus *veteretum* (*veteractum* L. Cl.), *voie* in der bedeutung von „mass“ aus *vehem* (*veham* L. Cl.), *enter* aus *amitem* oder *amitam*, *serpillière* aus *scirpicula* abzuleiten.

Hingre gibt die fortsetzung der *Grande complainte en vieux patois vosgien sur la vie de frère Joseph, le saint ermite de Ventron*, mit anmerkungen über doppelformen gewisser wörter im dialekt, etymologie anderer wörter oder entsprechende formen aus anderen dialekten und sprachen.

Fr. Bonnardot bringt ein kurzes humoristisches gespräch im dialekt der ebene um Beaune herum (Côte d'Or).

F. Fertiault teilt eine längere erzählung aus der provinz Aunis mit.

E. Philipon setzt eine monographie über den dialekt von St. Genis-les-Ollières fort und handelt von den vokalen vor und nach der tonsilbe.

F. Mistral liefert eine erzählung im dialekt von Maillane.

L. Clédat gibt das lied des armen Hans aus der umgegend von Périgueux mit der dazu gehörigen melodie.

In den bibliographischen notizen wird die liste der dialektischen werke nach gegenden geordnet fortgesetzt.

Revue des patois gallo-romans par G. GILLIÉRON et l'abbé ROUSSELOT. Paris, H. Champion 1888.

Der zweite jahrgang, no. 5 und 6, beginnt mit bemerkungen von J. Psichari über die phonetik der dialekte, und zunächst über die historische im vergleiche mit der prähistorischen forschungsmethode. Der verfasser entnimmt seine beispiele den neugriechischen dialekten und vergleicht die veränderungen der dialekte im raum mit denjenigen in der zeit.

J. Gilliéron stellt in seinen *Mélanges savoyards* mit karte dar, wie die wörter *sec* und *gentiane* sich in den verschiedenen teilen des landes gestaltet haben.

M. Wilmotte zeigt mit hülfe einer karte die variationen und verbreitung des lautes *ê* (*ễ*) (hartes *ch*) (weiches *ch*) auf dem linken moselufer in Belgien.

Abbé Girardot bringt mit bezug auf eine frühere abhandlung von Hornung eine liste von wörtern im dialekt von Thory (Yonne), aus welcher hervorgeht, dass *iss* manchmal zu *î* (deutsches *sch*), manchmal zu *s* (deutsches *ß*), dass *is* manchmal zu *j* (frz.) wird und manchmal auch ausfällt.

Abbé Rabiet setzt die mitteilung über die phonetik des dialekts von Bourberain (Côte d'Or) fort (*ê* in der tonsilbe und vor derselben).

Abbé Fourglaud beginnt eine grammatische monographie des dialekts von Puybarraud (Charente) mit bemerkungen über den artikel, das hauptwort und sein geschlecht, die bildung des feminins bei dem hauptwort und eigenschaftswort.

A. Doutrepont gibt weitere wallonische weihnachtslieder aus Verviers, Stavelot und die melodien von vier derselben. Es folgen dann von: Abbé Girardot ein winzerlied aus Vermenton (Yonne), O. St. Remy vier erzählungen aus der moselgegend, D. Bourchenin ein gespräch im dialekt von Lezay (Deux-Sèvres), J. de Laporterie sprüche im dialekt von St. Sever (Landes). Nach zwei dialektproben aus Ornes — Meuse und Villiers-sur-Tholon (Yonne) — kommt E. Edmond, fortsetzung des idiotikons für St. Pol.

In dem bibliographischen bericht findet man über das unternehmen von Dr. G. Wenker bemerkungen von F. Kauffmann, die geeignet sind, die grossartigkeit seines grundgedankens der französischen gelehrtenwelt darzulegen. Nur werden diesen bemerkungen einige bedenken von Rousselot vorausgeschickt über die unmöglichkeit, ein ähnliches verfahren in Frankreich anzuwenden. Die französischen elementarlehrer seien nicht berufen, eine solche mitarbeiterschaft zu übernehmen, jeder von ihnen wüsste nicht genau, wie sein provinziell gefärbtes französisch sich zu dem allgemein gültigen französisch verhalte, und es wäre auch zu befürchten, dass die von der zentralstelle gewünschte übersetzung einzelner sätze nicht in der unverfälschten mundart des wohnortes des lehrers ausliefe. Endlich sei es kaum möglich, durch etwa 300 wörter in etwa 40 sätzen, so gut sie auch gewählt sein mögen, die interessantesten eigentümlichkeiten jedes dialekts aufzudecken.

Was die echtheit der sprachproben anbelangt, so befindet sich, glaube ich, der elementarlehrer in Frankreich wie in Deutschland in derselben lage wie jeder andere gebildete mann, der den dialekt seiner heimat kennt. Die lehrerseminarien sind wohl die best geeignete zwischenstufe, die leitung solcher dialektstatistik, wenn man will, zu übernehmen. Die seminarlehrer sind doch nicht mehr so unwissend auf dem philologischen gebiet, ihre schüler sind ebenso bildungsfähig wie alle jungen, an leib und seele gesunden menschen, ihr dialekt ist ihnen noch ganz gegenwärtig. Die universitätsprofessoren und ihre zuhörer wären der natürliche generalstab dieser philologischen armee, aber da ihre zahl eine sehr beschränkte ist, und die wenigsten studenten sich mit dialekten, sogar mit französischen dialekten beschäftigen, könnte von dieser seite die arbeit nicht so rasch gefördert werden, wie von der anderen, und hier gilt es mehr als irgendwo: zeit

sparen. Herr Rousselot schreibt ja selbst: „Chaque jour qui s'écoule, enlève une part considérable de notre patrimoine linguistique.“

Was die unzulänglichkeit von 40 sätzen und 300 wörtern zu einem studium der französischen dialekte anbelangt, so scheinen mir dialektproben von ungleicher länge über die verschiedensten stoffe noch unzulänglicher. Wenigstens ist hier das ganze material vergleichbar. Man kann auf grund desselben gewisse grenzlinien gewinnen, gewisse lautzonen abgrenzen. 300 sprachkarten werden gewiss nicht den laut- und formenreichtum aller dialekte erschöpfen, aber sie werden die hauptzüge der mundarten erkennen lassen. Die idiotika einzelner landschaften hätten das übrige zu liefern.

Die siebente lieferung beginnt mit einem vortrag von Gaston Paris über die französischen mundarten. Der gelehrte professor protestirt darin gegen die versuchte einteilung in dialekte und subdialekte, sogar auch die in *langue d'oui* und *langue d'oc*, wenigstens als alleinige grundlage einer scharfen abgrenzung der nördlichen von den südlichen mundarten. Das volkslatein mit einem geringen zusatz keltischer wörter sei der ursprung des französischen. Dieses volkslatein habe sich allmählich nach regionen differenziert. -- In dem studium der mundarten müsse man, wie Gilliéon und Rousselot in ihrer *Revue des patois gallo-romans* und Clédat in seiner *Revue des patois*, von einem beschränkten gebiet ausgehen, dessen laute, formen, ausdrucksweisen erschöpfend untersucht werden. Die philologische arbeit solle sich mit dem *folk-lore* verbinden. Die urkunden, die mundarten in früheren zeiten sollen auch einen wichtigen beitrug zum verständnis der jetzigen mundarten liefern. Die betoning und quantität der vokale habe die entwicklung des volkslateins zum französischen bedingt. Wahrscheinlich habe man dabei zu berücksichtigen, dass dieses volkslatein von kelten gesprochen ward, aber die vergleichung aller neu-lateinischen und keltischen mundarten könnte es erst beweisen. Neben dem studium der mundarten nach regionen wäre noch das vergleichende studium nach einzelnen gesichtspunkten im raum und in der zeit zu betreiben, wie Chabaneau und Joret es versucht haben. Also, sprachliche atlanten, lokale philologische monographien, sammlungen von urkunden in den mundarten, zuverlässige listen von alten personen- und ortsnamen, dies wäre das zunächst auszufüllende programm.

J. Gilliéon spricht dann von dem germanischen *w* in Savoyen, dessen behandlung in 40 ortschaften er an den wörtern *guérir, garder, gagner, grûpe, hannelon*, verglichen mit den romanischen wörtern *deux* und *queue*, darlegt.

Abbé Rabiet setzt eine monographie über die mundart von Bourberain (Côte d'Or) fort und behandelt *è* in der tonsilbe und vor derselben.

Abbé Fourglaud gibt die fortsetzung der abhandlung über den dialekt von Puybarraud (Charente) (geschlecht des substantivs und seine pluralbildung).

Abbé Ondot teilt *Les trois bonnes commères*, ein lied aus St. Loup-sur-Lémouse (Haute-Saône) nebst melodie mit, welches A. Jeanroy mit ähnlichen liedern aus Italien, Gascogne, Gruyère vergleicht.

G. Doncieux gibt *la chanson de St. Jean* aus Bourgoin (Isère) nebst melodie.

Zuletzt bringt E. Edmond eigennamen und ortsnamen, eine neue fortsetzung seiner grossen arbeit über den dialekt von St. Pol.

In dem bibliographischen bericht wird in Koschwitz *Neufranzösischer*

formenlehre die lautliche darstellung *blamriö* gerügt, wie ich früher hier *srîc* bei Kühn und neulich an anderer stelle (*Mädchenschule* von Hessel und Dörr) bei Fetter tadelte.

Die lieferung schliesst mit einem nachruf über den zu früh verstorbenen Darmesteter.

Die achte lieferung beginnt mit dem ersten teil einer abhandlung von D'Arbois de Jubainville über: *Noms de lieux français identiques au masculin singulier de gentilices romains en IUS: Aemilius, Afranius, Anicius, Antonius, Ascius, Braccius, Centulius, Camilius, Caucius, Comarius, Cornelius, Iccius, Ingenius, Lancius, Lucius, Lucanius, Marcius, Matronius.*

Abbé Rabiet erledigt die vokale *i, o* im dialekt von Bourberain.

Abbé Fourgeaud fährt fort mit dem hauptwort im dialekt von Puybarraud.

A. Devaux vermittelt ein gedicht (*Au coin du feu*) im dialekt von St. Jean-de-Bournay (Isère).

Dann kommen dialektproben von: * * * aus la Péruse (Charente), Abbe Pierre aus Athis (Orne), Abbé Larroux aus Abbi (Tarn), Abbé Bertrand aus Buzancy (Ardennes).

E. Edmond setzt seine liste von ortsnamen in der mundart von St. Pol fort.

Der bibliographische bericht behandelt ausführlich: Charles Joret, *Flore populaire de la Normandie*, ein werk, welches sich als eine ergänzung der arbeiten des verfassers über das normannische erweist.

Frankfurt a. M., dezember 1889.

CH. LEVÈQUE (D'OISY).

PHONETISCHE STUDIEN.

ZEITSCHRIFT

FÜR

WISSENSCHAFTLICHE UND PRAKTISCHE PHONETIK

MIT BESONDERER RÜCKSICHT

AUF DIE

REFORM

DES

SPRACHUNTERRICHTS

UNTER MITWIRKUNG

ZAHLREICHER FACHGENOSSEN

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM VIETOR.

VIERTER BAND.

MARBURG IN HESSEN.

VERLAG VON N. G. ELWERT.

1891.

INHALT DES IV. BANDES.

	Seite
<i>Zur geschichte der phonetik.</i> (I.) Von WILHELM SWOBODA in Graz	1
<i>Speech sounds: their nature and causation.</i> (Fortsetzung II.) Von R. J. LLOYD in Liverpool	37
<i>Über die verwendung des grütner-marcy'schen apparats und des phonographen zu phonetischen untersuchungen.</i> Von PH. WAGNER in Reutlingen	68
<i>The reading-book as the centre of instruction in teaching a foreign language</i> Von W. STUART MACGOWAN in Cheltenham	83
<i>Zur geschichte der phonetik</i> (II.) Von WILHELM SWOBODA in Graz	147
<i>Speech sounds: their nature and causation.</i> (Fortsetzung: II.) Von R. J. LLOYD in Liverpool	183
<i>Die reform der höheren schulen.</i> Von KEWITSCH in Landsberg i. d. Wart.	215
<i>Speech sounds: their nature and causation.</i> (Fortsetzung: III.) Von R. J. LLOYD in Liverpool	275
<i>Essai de grammaire phonétique.</i> Von GUSTAV ROLIN in Prag	307
<i>Die verwertung der phonetik beim unterricht.</i> Von ALBERT HARNISCH in Berlin	337

MISZELLEN.

<i>É und È.</i> Von WILLEM S. LOGEMAN	91
<i>Zur reform des deutschen sprachunterrichts in schulen zweisprachigen gebiets.</i> Von HUGO HOFFMANN	350

SPRECHSAMM.

<i>Beantwortungen des fragebogens „Zur methodik des sprachunterrichts“.</i> Von W. VIETOR	91, 235 u. 362
---	----------------

REZENSIONEN.

Alexander Melville Bell, <i>A popular manual of vocal physiology and Visible Speech.</i> Von R. J. LLOYD	114
Lytkens & Wulff, <i>La transcription phonétique.</i> Von GARTNER	117
E. O. Lubarsch, <i>Über deklamation und rythmus der französischen verse.</i> Von K. BÖDDIENER	119
Dr. Julius Bierbaum, <i>Lehrbuch der französischen sprache nach der analytisch-direkten methode für höhere knaben- und mädchenschulen.</i> Von AUGUST LANGE	124
H. Bretschneider, <i>Lectures et exercices français.</i> Von DR. J. BIERBAUM	126
Oskar Schmager, <i>Textausgaben französischer und englischer schriftsteller für den schulgebrauch.</i> Von W. VIETOR	127
A. Tänzer, <i>Die natur unserer sprachlaute mit berücksichtigung des französischen und englischen.</i> Von R. J. LLOYD	247

Henry Sweet, <i>A primer of spoken English</i> . Von A. SCHRÖER	251
Dr. Rudolf Degenhardt, <i>Lehrgang der englischen sprache</i> . Von E. WILKE	255
Dr. Friedrich Glaming, <i>Lehrbuch der englischen sprache</i> . Von L. STURM- FELS	257
C. Humbert, <i>Nochmals das E MUET und der vortrag französischer verse</i> . Von K. BÖDDEKER	259
Dr. Heinrich Löwe, <i>Unterrichtsbriefe zur schnellen und sicheren erlernung fremder sprachen</i> . Von ALBERT HARNISCH	260
Karl Kühn, <i>Französisches lesebuch</i> . 3. aufl. Von W. WANDSCHNEIDER	263
H. Bergér, <i>Zur reform des französischen unterrichts</i> . Von J. BIERBAUM	264
Heinrich Oberländer, <i>Übungen zur erlernung einer dialektfreien aussprache</i> . Von SENFF-GEORGI	265
Henry Sweet, <i>A Primer of Phonetics</i> . Von LAURA SOAMES	309
Zimmermann, <i>Lehrbuch der englischen sprache für real- und mittelschulen</i> . Von L. FALKENHAGEN	379
J. A. H. Günther, <i>Leerboek der Engelsche Taal</i> . — K. Ten Bruggecate. <i>De Hoofd-aken der Engelsche Grammatica; — De Uitspraak van het Engelsch</i> . Von WILLEM S. LOGEMAN	380
J. Fetter, <i>Lehrgang der französischen sprache; — La troisième et la quatrième année de grammaire française</i> . Von A. BEYER	387
R. Foulché-Delbosc, <i>Gieglers Echos der neueren gesprochenen sprachen</i> . Von J. BIERBAUM	390

ERWIDERUNGEN.

J. BAUDISCH-W. SWOBODA	271
----------------------------------	-----

NOTIZEN.

<i>Versammlung von lehrern und lehrerinnen an höheren tüchtereschulen Schwedens in Stockholm</i> . Von O. HOPPE	131
<i>Dritte jahresversammlung der Teachers' Guild und erster englischer neu- philologentag in Cheltenham</i> . Von W. VIETOR	132
<i>Vierter allgemainer deutscher neuphilologentag zu Stuttgart</i> . Von W. VIETOR	138
<i>Charles Levisque (d'Oisy) †</i> . Von W. VIETOR	145
<i>Neusprachliche vorlesungen für lehrer</i> . Von W. BERTRAM	145
<i>Zur orthographie in den englischen schulen</i>	274
<i>Alexander John Ellis †</i>	274
<i>„Bayerns Mundarten“</i>	392
<i>Englische ansichten über die aussprache des englischen</i>	396
<i>The Phonetic Section</i>	400
<i>Alexander John Ellis. (Nekrolog)</i>	400
<i>Todesfille: F. Techmer, F. W. Fricke</i>	402



ZUR GESCHICHTE DER PHONETIK.

I. WOLFGANG VON KEMPELEN.

Vor 100 Jahren erschien in Wien ein buch unter dem titel *Mechanismus der menschlichen sprache nebst der beschreibung seiner sprechenden maschine* (mit 17 kupfertafeln); der verfasser war der k. k. wirkliche hofrat Wolfgang von Kempelen. Dieses buch hat der neueren phonetik in mancher beziehung als grundlage gedient, und diese seine bedeutung ist von den phonetikern der neueren und neuesten zeit gelegentlich gewürdigt worden. Zu der richtigen schätzung der verdienste Kempelens hat ein anderer phonetischer meister, Dr. Ernst v. Brücke, professor der physiologie an der universität in Wien, wohl das meiste gethan. Von Brückes lautphysiologischen arbeiten, die seit 1849 erschienen, müssen wir eine neue epoche der phonetik rechnen, die ich zum unterschiede von der *mechanischen* Kempelens die *streng physiologische* nennen möchte. Dieser gelehrte hat die aufmerksamkeit auf Kempelen gelenkt; das buch wurde wieder aus dem staube der bibliotheken hervorgeholt, und jeder phonetiker von fach wird heute noch vielfache belehrung und anregung daraus schöpfen; es ist eines der wenigen phonetischen werke, die sich eine ewige jugend bewahrt haben und die durch ihr ehrwürdiges alter nicht dem vermodern alter scharteken anheim gefallen sind. Auch Techmer hat in seiner *Internationalen zeitschr. f. allg. sprachwissenschaft* an vielen stellen, insbesondere I. 93, Kempelens buch gerechtigkeit widerfahren lassen, und es wäre ein leichtes, eine schar von zeugen anzuführen, die in das günstige urteil dieser beiden gelehrten einstimmen. Es würde jedoch unserem

zwecke nicht dienen, da sich ja doch aus der zusammenstellung dieser urtheile kein annähernd vollständiges und treues bild von Kempelens resultaten herstellen liesse. Doch musste andererseits dieses anerkennende verhalten der neueren wissenschaft erwähnt werden, damit es nicht scheine, als ob diese kleine studie darauf anspruch erhebe, eine entdeckung zu sein. Der zweck dieser zeilen ist es, dem geneigten leser in grossen strichen den bildungsgang des grossen mechanikus darzustellen, die ihm damals zu gebote stehenden hilfsmittel auf dem gebiete der physik, physiologie und sprachwissenschaft anzugeben, damit man an seine leistungen auf dem gebiete der phonetik, die bei der äussersten dürftigkeit jener hilfsmittel unsere achtung und bewunderung erregen müssen, den richtigen massstab anlege. Dabei wird sich auch gelegenheit bieten, in kürze auf andere seiner mechanischen arbeiten hinzuweisen, die uns den mann auch mit rücksicht auf seine sonstige thätigkeit näher rücken können.

Wolfgang von Kempelen entstammt einer alten österreichischen beamtenfamilie und war am 23. januar 1734 zu Pressburg in Ungarn geboren. Sein vater Engelbrecht, k. k. hofkammerrat, liess seinen sohn zuerst in Raab eine mittelschule besuchen, worauf dieser sich in Wien juridischen und philosophischen studien widmete. So hatte Kempelen gelegenheit, zwei sprachen, die deutsche und die ungarische, von kindheit auf zu hören und zu sprechen. Diese fähigkeit kam ihm bei seinen lautphysiologischen arbeiten nachher sehr zu statten. Schon als jüngling zeigte er grosse fähigkeiten in den rechtswissenschaften, so dass ihm die übersetzung des lateinisch abgefassten gesetzbuches der kaiserin Maria Theresia ins deutsche übertragen wurde.¹ Aber Kempelens Lieblingsstudium war nicht die juristerei, sondern die naturwissenschaften und die mechanik. Die naturwissenschaften erlebten in der zweiten hälfte des 18. jahrhunderts eine wiedergeburt und einen sehr raschen aufschwung; Kempelen folgte dem edlen drang, der in damaliger zeit gerade die besten und strebsamsten fortriss, in die geheimnisse der natur einzudringen, und wurde daher seiner eigentlichen berufswissenschaft, die ihm sein brot

¹ *Annalen der lit. u. kunst in den österr. ländern.* Wien 1804. *Intelligenzblatt* no. 18. s. 141; Gräffer. *Nationalencyklopädie* 1835. s. 180.

und ein ziemlich rasches Fortkommen sicherte, entfremdet. Solche doppelchen, eine vernunftliche und eine andere, geschlossen aus liebe und zuneigung, waren damals nicht selten. Auch Kempelens zeitgenosse Chladni, der berühmte akustiker, war ein studierter jurist, aber „er fühlte einen unwiderstehlichen drang in sich, durch irgend etwas, es sei durch wissenschaftliche entdeckungen, oder durch eine erfindung, oder sonst durch eine von dem gewöhnlichen gange der dinge abweichende unternehmung sich bemerkbar zu machen“. ¹ Dieses schlichte bekenntnis bezeichnet treffend den dunklen aber ahnungsvollen trieb, dem auch Kempelen folgte. Die damaligen unterrichtsverfassungen der österreichischen schulen kamen jedoch der vorliebe für die naturwissenschaften keineswegs entgegen. Bis in die mitte der fünfziger jahre wurde die physik selbst an den universitäten nur mit hilfe einer schwarzen schulwandtafel und eines alten abgegriffenen kollegienheftes gelehrt. ² So war Kempelen gezwungen, autodidakt zu werden, aber ein autodidakt im besten sinne des wortes, denn wie seine schrift beweist, war er ein sehr guter lehrer, besass grosses pädagogisches talent, eine hervorragende mitteilungs-gabe und methodische geschicklichkeit. Der junge justizbeamte benützte die zeit, die ihm seine berufsthätigkeit frei liess, sich mit der freilich recht spärlichen und kritiklosen litteratur vertraut zu machen, hauptsächlich aber durch eigenes probiren und experimentiren zu lernen. Wir hören, dass in seinem vorzimmer haufenweise schmiede- und tischlergeräthe herumlag, ³ und er selbst sagt uns in der entstehungsgeschichte seiner „sprachmaschine“, dass er, alles zusammengenommen, leicht so viel maschinenwerk verworfen habe, als sich mit einem starken pferde kaum fortbringen liesse“. ⁴ Ausser seiner „sprachmaschine“ erfand er eine „feuer- und dunstmaschine“, welche er im wiener stadtgraben beim stubenthor aufstellte und welche bei kanalbauten in Ungarn mit vielem erfolg angewendet wurde; ferner die schöne wasserkunst in dem kaiserlichen lustschloss Schönbrunn bei Wien, „bei welcher durch den druck des vom berge kommenden wassers mit einem horizontal

¹ Chladni, *Akustik* Leipzig 1802, s. XV.

² Vgl. Czermak, *Gesammelte werke*, Springers *Biographie*.

³ *Adler* 1841, no. 155. 157.

⁴ Kemp., *Mechan.* 408.

herumlaufenden zylinder wieder ebensoviel wasser von dem über die kaskade herabgefallenen zurück hinaufgehoben wurde“.¹ Kempelen stand auch mit dem bekannten geistreichen aber blinden fräulein Paradis in anregendem verkehr. Er erzählt gelegentlich von dieser jungen dame, wie sie aus der akustik des widerhalls die grösse eines geschlossenen raumes richtig beurteile. Für sie erfand er einen förmlichen druckereiapparat, eine kleine presse samt den zugehörigen lettern. nachdem er sie vorher an buchstaben aus pappendeckel in der kenntnis des buchstabirens und lesens unterrichtet hatte. In einem rührenden brief, der in den ihr als geschenk verehrten lettern gesetzt war und zwei oktavblätter füllte, stattet sie ihrem lehrer ihren dank ab.² Eine „erfindung“ jedoch, die den namen unseres mechanikers in der ganzen welt berühmt machte, war der „schachtürke“. Die geheimnisvollen kunststücke dieses automaten haben mehr als ein halbes jahrhundert die neugierde von Europa und Amerika in atem gehalten. Die zeitgenössische periodische litteratur zwar hat die wahre bedeutung der werke Kempelens nicht erkannt, wohl aber sind die spalten der österreichischen, deutschen, englischen und französischen zeitschriften voll des lobes von dem schachspielenden automaten des barons von Kempelen, obwohl das ganze nur ein originell durchgeführter schwindel war, dessen leistungen die zeit des mesmerismus und der magnetischen wunderkuren mit bewunderung erfüllten.

Mundus vult decipi! Kempelen, auch hierin ein echter sohn seiner zeit, erfüllte diesen wunsch mit dem *ergo decipiatur* seines schachtürken.³ Man nannte den erfinder einen neuen Prometheus,

¹ Gräffer, ebendas.

² Gräffer, *Wiener lokal fresken*, Linz 1847, s. 40 ff. hat diesen brief abgedruckt.

³ Zur charakteristik des kempelen'schen auditoriums möge folgender vorfall dienen. „In * * * (Wien) kam“, erzählt Kemp. (*Mechan.* 199 f.), „ein vornehmer durch prächtige equipage und ordensbänder ausgezeichnete herr zu mir und bat mich ihm meine sprechende maschine hören zu lassen, besonders verlangte er, dass ich ihm die vokale in der gewöhnlichen ordnung hersagen möchte. Ich entschuldigte mich, und sagte ihm, dass mir noch das *i* fehlte, das ich alles nachforschens ungeachtet noch nicht habe ausfindig machen können. Ei, sagte er, wie können Sie doch in einer stadt wie * * *, wo es an künstlern aller arten wimmelt, hierwegen in verlegenheit sein; sollte Ihnen denn hier nicht jemand gleich ein *i* machen können?“

der das feuer vom himmel geraubt und seinem werke damit leben eingehaucht habe.¹ Wäre Kempelen vor 200 jahren damit aufgetreten, sagt der *Adler* (1841), so hätte man ihn als zauberer verbrannt. Die erfindung wurde durch die vorstellung eines französischen wunderphysikers und magnetiseurs Pelletier (Palletier) am hofe Maria Theresias im jahre 1769 angeregt. Kempelen, schon damals als tausendkünstler bekannt, wurde von der Kaiserin zu diesen vorstellungen zugezogen. Der vorurteilslose und materialistisch angelegte mechaniker durchblickte den hokusfokus des französischen charlatans. Als man ihm aber schadenfroh bedeutete, dass man hierzulande doch nichts ähnliches hervorbringen könne, da beschloss er, sich an der leichtgläubigkeit der zeit zu rächen, und antwortete, er wolle ein kunststück herstellen, wogegen die wunder monsieurs ein reines kinderspiel sein sollten. Er löste sein versprechen binnen jahresfrist. Im jahre 1770 produzierte er seinen schachtürken, einen automaten in türkischer tracht, in dessen leib eine ganze menge von ineinandergreifenden rädern, rädchen und rollen ein unheimliches schnurren verursachte, wenn die maschine aufgezo- gen wurde. An der vorderseite war ein schachbrett angebracht, auf dem es der automat mit jedermann gewöhnlich siegreich aufnahm. — Vor jeder vorstellung öffnete Kempelen die verschiedenen thürchen, die in das innere führten, um die zuschauer zu überzeugen, dass kein menschliches wesen darin versteckt sei. Dennoch war ein guter schachspieler in ziemlich unbequemer stellung darin verborgen und dirigierte von innen aus die bewegungen des türken. Nachdem dieser automat eine glänzende probe seiner geschicklichkeit vor dem grossfürsten Paul von Russland abgelegt, begann seine glanzperiode. Aber dieser beifall machte auf den erfinder einen niederschlagenden eindruck und „mit der wahren genie eigenen gleichgiltigkeit weigerte er sich nicht bloss“, seinen mechanismus „als ein schautstück auszustellen, sondern auch ungeachtet der ihm angebotenen beträchtlichen summe es käuflich abzulassen“.² Aber Kempelen war auch darin ein genie, dass seine vermögensverhältnisse bei zahlreicher familie nicht in bester ordnung waren. Er liess sich daher von seinen freunden endlich über-

¹ *Sammler*, Wien 1837. 21. u. 22. jan. Vgl. die litteratur bei Wurzbach.

² *Konversationsblatt*. Wien 1819. 1. jg.

reden, vom Kaiser Josef II. einen zweijährigen urlaub zu erbitten, um mit seinem automaten die welt zu bereisen. Aber die spekulatiön war doch Kempelen die unvermeidliche nebensache; seinem wissbegierigen geiste war es vielmehr darum zu thun, auf seiner reise im verkehr mit hervorragenden gelehrten neue kenntnisse zu sammeln. Wir finden ihn daher (1783) im verkehr mit Gébélín¹, dem berühmten taubstummenerzieher Abbé de l'Épée² und dem akustiker Chladni.³ Paris insbesondere war der strahlende mittelpunkt naturwissenschaftlicher forschungen, und man kann mit einigem recht vermuten, dass Kempelen schon damals mit dem gedanken, eine sprechende maschine zu erfinden, in Paris auf die später benützten arbeiten Ferreins⁴ und Dodarts⁴ hingewiesen wurde. Kempelen starb im jahre 1804.

Der schachtürke jedoch feierte grosse triumphe: er besiegte Friedrich den Grossen, Napoleon, den sieger von Austerlitz, in Berlin. Dann ging er nach Nordamerika, Kanada, Südamerika, wo sich seine spur verliert (1837). Es gibt nun eine nachricht, dass der schachtürke, wenn er „schah“ bot, einen laut von sich gab, der einem „sch, oder schä“ ähnlich war.⁵ Von Kempelen selbst erfahren wir, dass er die veranlassung, das menschliche sprachorgan nachzuahmen, nicht mehr bestimmt angeben könne, aber er erinnere sich, dass er schon zur nämlichen zeit, als er an seinem schachtürken arbeitete (1769), angefangen habe, verschiedene musikalische instrumente in der absicht zu untersuchen, um irgend eines darunter zu finden, das der menschlichen stimme am nächsten käme. Est ist also möglich, dass Kempelen später seinem türken das von ihm erfundene gedeckte pfeifchen, welches „sch“ hervorbrachte, in den mund steckte, um seine zugkraft zu erhöhen. Die tieferliegende ursache seiner bemühungen, eine sprechende maschine zu erfinden, liegt in dem sichtlichen bemühen seiner zeit, auch die „wunderbarste fähigkeit des menschen, seine gedanken durch laute auszudrücken“, nach mechanischen prinzipien dadurch zu erklären, dass man diese

¹ S. unten.

² *Mech.*, s. 181.

³ Chladni a. a. o., s. 82 ann.

⁴ Vgl. unten.

⁵ *Adler* 1841, s. 992.

fähigkeit einer leblosen maschine mitteilte. Um diesen seinen zweck zu erreichen, musste sich der jurist Kempelen mannigfache kenntnisse in der physik, physiologie und sprachwissenschaft erwerben und diese mechanisch verwerten.

Kempelen gesteht, dass es ihm anfangs gar nicht in den sinn gekommen sei, eine sprechende maschine, die er als einen der verwegenen entwürfe bezeichnet, zu erfinden. Als er im jahre 1769 anfang, versuche zu machen, war es höchstens seine absicht, einige *selbstlauter* (vokale) durch irgend ein instrument nachzunehmen; an die *mitlauter*, die ihm zu schwer schienen, getraute er sich gar nicht zu denken, und sie vollends mit den selbstlautern zu *verbinden*. hielt er für ganz unmöglich. Ja er hatte schon die wichtigsten laute jahrelang fertig, ehe er sah, *es sei möglich, eine alles sprechende maschine zu machen*¹ (s. 388 f.). Er begann mit der untersuchung verschiedener musikalischer instrumente (trompete, waldhorn, maultrommel, hoboë, klarinette, fagott), bis ihm endlich der zufall das rohrpfeifchen eines dudelsackes in die hand spielte. Er verband es mit einem blasbalg, befestigte an das andere ende den trichter einer hoboë. Indem er dann mit der rechten hand den blasebalg drückte, und mit der linken die öffnung des trichters mehr oder weniger verschloss, erhielt er schon einzelne vokale. Das war „der erste grundstein, auf den er in der folge sein ganzes gebäude aufführte und worauf“, wie er hoffte, „mit der zeit vielleicht ein vollständiges system der menschlichen sprache gebaut“ werden könnte. Ehe er aber mit seinen versuchen fortfuhr, war es vor allem nötig, das ehe vollkommen zu kennen, was er nachahmen wollte. „*Ich musste die sprache förmlich studiren, und neben meinen versuchen auch immer die natur zu rat ziehen. Daher ist meine sprachmaschine, und meine theorie von der sprache beständig nebeneinander fortgeschritten, und hat eine der anderen zur wegweiserin gedient*“ (396 f.). Zunächst gelangte er auf seiner „dunklen bahn“ zu dem schluss, dass „die sprache oder artikulation nichts anderes sei, als stimme, die durch ver-

¹ Unser autor wurde auch durch widerspruch zu seinem unternehmen angespornt. „denn, als es bekannt wurde, dass er an einer sprechenden maschine arbeitet, wurde ihm in einer gewissen schritt (?) die möglichkeit einer solchen erfindung abgesprochen“ (148 f.). Andererseits schien eine solche erfindung Euler nicht unmöglich. Vgl. *Phonet. studien* III. 1. 51 f.

schiedene öfhnungen durchgeht“ (397). Erst nach mehrjährigem mühevollen probiren gelang es ihm, 6 laute auf 6 verschiedenen, angeblasenen zungenpfeifen, die mit mundförmig ausgehöhlten gespaltenen holzkugeln versehen waren, hervorzubringen; es waren *a, o, u; l, m, p*. Aber als er diese zu silben und wörtern zusammensetzen wollte, da zeigten sich zwei übelstände. Erstens musste der erste buchstabe schon aufgehört haben zu lauten, wenn der zweite anfangen sollte. Hieraus entstand eine pause, die laute sonderten sich; hielt er aber die pause nicht lange genug aus, so flossen die laute zusammen (406). Er fing an einzusehen, dass sich die *einzelnen* buchstaben zwar erfinden, aber auf die art, wie er es angriff, nimmermehr in silben zusammenbinden liessen, und dass er schlechterdings der natur folgen müsste, die nur *eine* stimmritze, und nur *einen* mund hat, zu dem alle laute herausgehen, und eben nur darum sich miteinander verbinden. Eine arbeit von beinahe zwei jahren musste also schlechterdings verworfen, und alles von vorne angefangen werden (407). Obwohl Kempelen ein sehr tüchtiger mechaniker war, so musste er sich doch auch theoretische kenntnisse zu erwerben suchen. Die ihm zur verfügung stehende litteratur war qualitativ gering, und wir müssen mit recht über die leistungen Kempelens staunen, wenn wir den kleinen wissenschaftlichen apparat betrachten, mit dem er arbeitete. Aber nur ein kleiner teil der bücher, im ganzen noch nicht ein halbes hundert, war brauchbar; vieles dagegen geeignet, ihn auf irrwege zu leiten. Überdies muss hervorgehoben werden, dass er die meisten seiner litterarischen hilfsmittel gerade in den zwei ersten abteilungen seines buches zitiert: „von der sprache überhaupt“ (1 — 28) und „gedanken über den ursprung der sprache“ (28 — 56), welche auf originalität wenig anspruch erheben. Erst in der III. abteilung „von den werkzeugen der sprache und ihren verrichtungen“ betritt er sein eigentliches feld. Ein näheres eingehen auf die anatomie der sprachwerkzeuge lehnt er ab,¹ da er nicht viel physiologische und anatomische schriften ausschreiben wollte, sondern er begnügt sich das „notwendigste von ihrer struktur, bestimmung und wirkung zu sagen“ (58). Er unterscheidet 6 hauptwerkzeuge der sprache :

¹ Merkwürdigerweise mit denselben gründen wie A. M. Bell in *Principles of elocution*. 1887.

1) die stimmritze, 2) die nase, 3) der mund, 4) die zunge, 5) die zähne, 6) die lippen. Seine hauptquelle ist hier Albert von Hallers *Anfangsgründe der physiologie des menschlichen körpers*.

Die *stimme* ist noch nicht sprache, denn man kann einen vokal, ja auch einen konsonanten (*l, m, n*) die ganze tonleiter auf und ab singen, ohne eine silbe oder ein wort hören zu lassen. Sie ist nur zur *lauten* sprache notwendig, nicht jedoch bei der flüstersprache, die Kempelen auf seiner sprechmaschine nachahmte, indem er ein holzstückchen in das stimmrohr einlegte und dadurch die vibration hinderte. Die stimme wird hervorgebracht mittelst der *lunge*, der *luftröhre*, des *luftröhrenkopfes* und der *stimmritze*. Kempelen war der ganz richtigen meinung, „dass jemand, der nicht öfter der wirklichen zergliederung tierischer körper beigewohnt, und dadurch gewisse fertigkeit die inneren teile zu erkennen erlangt hat, aus blossen zeichnungen und kupferstichen sich schwer einen richtigen begriff von allem wird machen können“ (77). Er beschränkte sich daher bei der darstellung der sprachwerkzeuge nicht auf schematische veranschaulichungen, sondern suchte den zweck der verdeutlichung dort, wo es ihm nötig schien, durch versuche mit vorrichtungen, welche dem menschlichen sprachorgane entsprechen und die funktionen der sprachwerkzeuge nachahmen sollen, zu erreichen. Diese methode macht das buch insbesondere für den anfänger in phonetischen dingen so wertvoll, da er alles, was Kempelen ihm in naiver, schlichter und ausführlicher, durch handgreifliche vergleiche illustrirter, weise beschrieben hat, auch vor seinen augen durch ebenso einfache als sinnreiche experimente entstehen lässt und überdies mit phonetischen handgriffen, die seiner reichen erfahrung entnommen sind, nachhilft. Die lungenflügel werden durch zwei blasebälge versinnlicht, die lungenäste sind röhren, die in die luftröhre münden, oben sitzt eine nachbildung des kehlkopfs, der mit dem kehldeckel geschlossen ist; werden nun die blasebälge mit den händen, welche den rippen entsprechen, zusammen gedrückt, so wird der deckel gehoben, worauf die luft ausströmt. Nachdem er über das atemholen und die steuerung beim atmen gesprochen, gelangt er zur *luftröhre*. Zu Kempelens zeit war man noch der alten galen'schen ansicht, dass die luftröhre einen ganz notwendigen anteil an der stimme habe, so dass Kempelen sich die red-

lichste mühe gab, einen solchen zitternden schlauch nachzuahmen, bis ihm endlich Dodarts abhandlung *Sur la formation de la voix* eines besseren belehrte, dass nämlich die luftröhre nichts anderes sei als was die windlade bei einer gewöhnlichen orgel. Nach einer populären beschreibung des kehlkopfes und des kehldeckels behandelt Kempelen in sehr ausführlicher weise die *stimmritze* (s. 80 — 105). Das zustandekommen der stimme versinnlichte er sich folgendermassen. Er nahm einen biegsamen elastischen ring, diesen überspannte er straff mit einer membrane, die er genau in der mitte quer durchschnitt. Wenn man den ring senkrecht auf den schnitt drückt, verkürzt sich sein durchmesser, es entsteht eine elliptische öffnung, und die ränder der ritze erschlaffen; lässt man im drucke nach, so verengert sich diese bis zu einer haarscharfen linie. Auf dieser darstellung fussend, spricht er die ansicht aus, dass stärkere *spannung* der stimmbänder mit *verkleinerung* der stimmritze zusammenfalle und umgekehrt erweiterung derselben jedesmal mit einer gewissen entspannung hand in hand gehe“ (82 f.). Dadurch suchte er die ansichten Dodarts und Ferreins¹ zu vereinigen. Bei seinen versuchen mit musikinstrumenten wählt er stets zungen-, nie flötenpfeifen, wie es die ältere physiologie gethan hat.² Unter den folgenden bemerkungen über die verschiedenen stimmregister, brust- und falsettstimme, die ursachen der heiserkeit u. a. ist eine besonders interessant. Sie handelt von der *inspiration*, die uns zugleich auch als eine probe seiner beobachtungsgabe und darstellungsweise dienen mag (103): „Wenn man unter dem atemholen die stimmritze nicht weit genug offen hält, d. i. wenn man sie nur soviel erweitert wie beim singen oder sprechen, so gibt sie auch während des einsaugens der luft eine stimme. Dem die ränder der kleinen häutchen werden durch die vorbeiziehende luft ebenso gerieben, ebenso zum zittern gebracht, sie mag von innen heraus, oder von aussen hinein ziehen, so, wie der geigenbogen beim hinauf- oder hinabstreifen die saite immer gleich zum tönen bringt. Ich habe unter dem gemeinen haufen manches geschwätzige weib bemerkt, das ihrer nachbarin mit so viel eifer

¹ Grützm. *Die physiologie der stimme* in Hermanns *Physiologie*, 1879 I. 2, s. 73 ff. und die kritik dieser ansichten.

² Ebenda 74. f.

erzählte, dass sie, um ja keinen augenblick zu verlieren, fast immer unter dem atemholen ganze redensarten hineinwärts sprach. Man findet sich in katholischen kirchen, wo ein jeder für sich betet, oft in der gelegenheit dieses zu hören, wenn man da neben jemand zu stehen kömmt, der mit zu heftigem eifer, und mit einer halblauten stimme betet, dabei aber ohne abzusetzen eben so viele worte zum munde hinein als heraus murmelt. Ich selbst kann, wenn ich will, alles hineinwärts verständlich und laut sprechen, aber die stimme hat da etwas gezwungenes, raubes und unangenehmes“ (103 f.). Durch inspiration entstehen die gewissen sprachen eigentümlichen „zungenklatscher“ (schmalzlaute) mittelst zunge und gaumen und auch der lippenlaut des *küssens*. „Wie man küsst, weiss der ganze erdboden, aber wie der dem obre so willkommene laut dabei entsteht, daran dürfte wohl ein grosser teil nicht gedacht haben“ (171). Es gibt aber dreierlei küsse, den „freundschaftlichen hellklatschenden herzenskuss“, den „leisen kuss“ und denjenigen, welchen man mit offenem munde gibt. „Da wird beim einziehen der luft die haut des andern wie mit mit einem schröpfköpfchen aufgezo-gen, und wenn man sie auf einmal wieder fahren lässt, so bleibt nicht selten ein nasser fleck zurück. Allein dieses ist vielmehr ein ekelhafter schmatz, als ein kuss, und sein laut ist ebenso unangenehm als dumpf, und wässrig“ (173).

Zum schlusse seiner auseinandersetzungen über die stimme gibt Kempelen an, in welchen fällen die stimme schweigt: 1. wenn die stimmritze zu weit offen steht, 2. wenn sie zu enge zugeschlossen ist, 3. wenn der druck der lunge unterbrochen wird, 4. wenn die lunge von der luft ganz ausgeleert ist, 5. wenn nase und mund geschlossen sind, 6. wenn der kehldeckel zufällt und die stimmritze bedeckt (105).

Die lunge ahnte Kempelen in seiner maschine durch einen blasebalg (hinten 10“, vorn 4“ breit und 1' 6 $\frac{1}{2}$ “ lang) mit drei ganzen und zwei halben falten nach, der mit dem arm niedergedrückt und mittels eines um eine rolle gehenden gewichts wieder aufgezo-gen wurde. Von der natur wich er nur insofern ab, als dem blasebalg durch die öffnung *von aussen* luft zugeführt wurde, da die stimmritze nur eine ungenügende öffnung gestattete. Deshalb musste Kempelen auch bei der hervorbringung von stimmlosen lauten den „mund *direkt* mit der windlade in

verbindung setzen, weil eben seine stimmritze die weit offene natürliche stimmritze nicht nachahmen konnte. Der luftöhre entsprach eine windlade, ein länglich viereckiges hohles kästchen ($3\frac{1}{2}''$ l., $2\frac{1}{2}''$ w., $1\frac{1}{2}''$ h.) mit einer öffnung auf der rückseite, in welche die schnauze des blasebalges und einer entgegengesetzten auf der vorderseite, in welche das *stimmrohr* hineingeschoben wurde. Das stimmrohr ist ein durchbohrter würfel mit einer schnauze; über der schnauze bewegt sich in einem scharnier ein dünnes bis zur dicke einer spielkarte geschabtes blättchen elfenbein, dessen auf der schnauze aufliegende genau schliessende fläche sowie die ränder der schnauze mit handschuhleder beklebt sind. Mittels eines durch eine kleine obere öffnung geleiteten unten umgebogenen horizontal verschiebbaren drahtes wird das elfenbeinblättchen niedergehalten. Kempelens „stimme“ ist also eine aufschlagende zunge.¹ Durch verschiebung des aufliegenden drahtes konnte das schwingende ende des blättchens verkürzt werden, und wenn es angeblasen wurde, wurde der ton erhöht. Ein willkürliches, der natürlichen modulation der menschlichen stimme entsprechendes steigen und fallen des tones zu erzielen und so einen grossen übelstand aller sprechmaschinen zu beseitigen, gelang Kempelen trotz mancher versuche nicht.

Ebenso klar, populär und richtig beschreibt Kempelen die *nase*, und ihre klappe, das *gaumensegel*, sowie dessen bewegungen. Hiebei macht er eine bemerkung, deren richtigkeit erst mehr als ein halbes jahrhundert später durch beobachtungen am lebenden organismus bestätigt wurde.² „Wem dieses gaumensegel ganz mangelt, oder bei dem es nur in so weit mangelhaft ist, dass es die mündung des nasenkanals nicht ganz bedeckt, der kann ausser *m* und *n* keinen buchstaben, es mag ein selbst- oder mitlauter sein, rein aussprechen, er wird immer *durch die nase* sprechen“ (109). Sehr interessant ist die physiologische beschreibung solcher töne, die durch die artikulation des gaumensegels zustande kommen.

Das *schnarchen* erfolgt, wenn das zäpfchen bei geschlossenem munde und naseninspiration mit der hintern schlundwand enge

¹ Grützner a. a. o., S. 5 ff.

² Brücke, *Nachschrift zu prof. J. Kudelkas abhandlung etc. nebst einigen beobachtungen ü. d. sprache bei mangel des gaumensegels. Wiener sitz-ber. math.-naturw. kl.* 1858, p. 71.

bildet und vibriert; oder wenn bei mundinspiration die hinterzunge mit dem gaumensegel enge bildet, so dass dieses vibriert, während das zäpfchen die nasenöffnungen schliesst; oder wenn sowohl das zäpfchen als auch das gaumensegel bei gleichzeitiger mund- und naseninspiration in schwingungen versetzt werden. Dadurch dass sich die hinterzunge hebt und an das gaumensegel anlegt, während die nase geschlossen ist, eine kräftige inspiration diesen verschluss mit gewalt durchbricht, entsteht das *räuspfern*; beim *räuspfern* durch die *nase* erzittert dagegen das zäpfchen. Eine dritte art von räuspfern entsteht, wenn der kehldeckel schliesst und durch kräftige expiration aufgerissen wird; leistet der kehldeckel heftigeren widerstand, so entsteht das *husten*. Das *niesen* entsteht dadurch, dass man mund- und nasenkanal schliesst und den luftstrom durch die eine, oder die andere, oder beide öffnungen herausplatzen lässt. Beim *schneuzen* drückt man die nasenläppchen zusammen, schliesst die zunge fest an den weichen gaumen an, und drückt die luft mit gewalt in die nase. Hiebei vertreten die nasenläppchen die stimmritze, sie vibriren und erzeugen das charakteristische geräusch. Endlich geht Kempelen noch auf die funktionen des gaumensegels beim schlingen ein, wobei er schon die von Brücke¹ in ihrer bedeutung für die lautbildung überschätzte bemerkung macht, dass sich der kehlkopf bei *e* und *i* am meisten hebt, bei *u* dagegen tief senkt. Die „nase“ der maschine war ein hohlzylinder, von dessen mantel aus zwei gegen das bohrloch konvergierende kanäle führten. Dieses stück wurde zwischen die windlade und den „mund“ eingeschoben und stand durch seine horizontale bohrung mit beiden in verbindung. Wollte Kempelen nasenschluss bewirken, so musste er die äusseren öffnungen der „nase“ mit den fingern zuhalten, wobei er von der natur insofern abwich, als bei der maschine die nase von aussen, in der natur dagegen von innen durch das gaumensegel geschlossen wird (438).

Die grössten schwierigkeiten jedoch machte unserem mechaniker die nachahmung des *ansatzrohrs*, dessen einzelne natürliche bestandteile er (126—177) in gewohnter ausführlicher weise beschreibt. Der „mund“ hatte keine zähne, keinen weichen

¹ Brücke, *Grundzüge* etc. bei den vokalen.

gaumen, keine zunge (432), so dass die maschine 4 laute, *d*, *t*, *g*, *k*, unbestimmt und undeutlich aussprach. Der „mund“ bestand aus dem stück einer flasche aus gummi elastikum, von der die untere hälfte und der engere teil des halses weggeschnitten waren (433). Denkt man sich eine birne, von welcher durch zwei parallele schnitte, durch die mitte und nahe am stengelende, stücke weggeschnitten sind, und das übrigbleibende der birne hohl, so hat man eine vorstellung von diesem mund. Mit der kleineren öffnung wurde er an die mit einer schraube versehene nasenvorrichtung angeschraubt, so dass die ganze maschine aus 5 hauptteilen bestand: dem *blasebalg*, der *windlade*, in welcher das *stimmrohr* untergebracht war, der *nasenvorrichtung* und dem *mund*. Ausserdem waren noch einige hilfsvorrichtungen für einige laute notwendig, die ich erst bei besprechung dieser beschreiben will.

Das meiste interesse für einen phonetiker hat die vierte abteilung des buches:¹ „von den lauten oder buchstaben der europäischen sprachen“ (178—387).

Bei seiner darstellung der laute der „europäischen“ sprachen geht Kempelen freilich von deutschen, speziell süddeutschen sprechgewohnheiten aus und betrachtet es z. b. als einen sprachfehler, wenn er schauspieler auf der wiener bühne: *so tief sind sie gesunken* (so tief sind sie gesunken) aussprechen hörte (339). Aber andererseits ist er frei von orthographischen und orthopädischen vorurteilen,² hütet sich vor allegorischen bezeichnungen bei der beschreibung der laute, und lässt die angenommene wissenschaftliche terminologie, wenn er sie auch beibehält, nicht ohne scharfe kritik, sondern nur als notnagel passiren. Weit entfernt, seine darstellung als erschöpfend zu betrachten, war er

¹ Als brauchbare vorarbeiten konnte K. hier nur benützen: Amman, *Surdus loquens*. 1727 und Wallis, *Tract. gramm. - phys. de loquela*. Oxonia 1653. In sprachwissenschaftlichen dingen besonders Adelung.

² „Hier sowohl (bei *a*), als bei allen anderen in diesem buche vorkommenden stellen ist niemals die frage, in welcher provinz die aussprache so oder so ist, *noch viel weniger*, ob diese oder jene provinz *recht* spricht. Genug, dass ein laut in der macht eines irgendwo sprechenden volkes liegt, und zuweilen in seiner sprache vorkömmt, so gehört es schon zur menschlichen sprache, wenn im allgemeinen die rede ist“ (202).

vielmehr von ihrer lückenhaftigkeit, die er teils seiner eigenen mangelhaften kenntnis der laute fremder sprachen, als auch der überhaupt unzureichenden kenntnis des lautbestandes wenig oder gar nicht bekannter sprachen zuschreibt, überzeugt, weshalb es ihm auch nicht einfiel, ein „lückenloses system“ aufzustellen (170).

Kempelen ging allerdings vom alphabete aus und gab hierin den wissenschaftlichen gewohnheiten seiner zeit nach, aber er war von der mangelhaftigkeit dieses buchstabensystems überzeugt und meinte, dass „wenn man aus allen europäischen sprachen ein allgemeines alphabet sammeln, und alle töne, die vorkommen, mit einem besonderen zeichen bezeichnen wollte, so würde ein solches alphabet gewiss über 40 buchstaben hinauf laufen“ (178). Er schied aber doch aus dem landläufigen alphabet die zeichen *C* (= d. *ts*; frz. *s*, *k*; ital. *tsch*), *Q* (= *k*), *X* (= *ks*, *gz*) und *Y* (= *i*, *j*) aus, nahm dagegen die zeichen *Ch*, *SCH* und *J* (= *é*) auf und setzte *Z* = *z* (in *rose*), so dass sein „hauptalphabet“ dieses war: *A*, *B*, *D*, *E*, *F*, *G*, *H*, *CH*, *I*, *K*, *L*, *M*, *N*, *O*, *P*, *R*, *S*, *SCH*, *J*, *T*, *U*, *W*, *V*, *Z*. Die aussprache der buchstaben in fremden sprachen betrachtet er als „verflösungen“ und gibt bei der beschreibung der „hauptbuchstaben“ die abweichende hervorbringungsart derselben an: z. b. „*L* das allgemeine, das tiefere polnische und türkische, das *L mouilli* der franzosen und italiener in *jille*, *figlia*“ (185), oder „*O*, das d. *o* in *tonne*, frz. *homme*: das d. in *wohl*, frz. *eau*: d. *ö* frz. *eu*“. Seine kritik der terminologie richtet sich gegen den ausdruck „selbstlauter“, da ja auch andere „buchstaben“ wie *l*, *r*, *s*, *m* „selbst“ d. h. „ohne beihilfe eines anderen einen vernehmlichen bestimmten laut“ geben (188). Er schlägt als deutsche entsprechung für „vokal“ „stimmlauter“ vor, um anzudeuten, dass ein „solcher buchstab bloss aus der menschlichen stimme . . . bestehe“ (*ib.*). Er erklärt sich (210) gegen den terminus „diphthong“, da es keine doppellaute gebe, ebenso gegen die schreibungen *ae*, *ai*, *eu*, *au* im frz. (218). Bei aller hochachtung für „die tiefen einsichten und die ausgebreitete gelehrsamkeit“ von Court de Gébelin verwirft Kempelen dessen einteilung der stimmlosen und stimmhaften verschlusslaute (*p*, *t*, *k*; *b*, *d*, *g*) in „starke“ und „schwache“; dessen bezeichnung von *t* und *d* als „dentale“ (225) *r* und *l* als „linguale“ (220), von *k* und *g* als „gutturale“ (220), die allegorische bezeichnung

„*mouillé*“, „denn der mund oder die zunge kann bei dem *ill* nicht *nasser* sein als bei dem gemeinen *l*“ (226 f.). Bei gelegenheit der kritik der bezeichnung des *m* „als lippenlaut“ (303 f.) gibt Kempelen als grundsatz für die wahl der technischen ausdrücke an, dass, „wenn ein buchstab nach einem sprachwerkzeug benennet werden soll, so muss dieser immer der thätigste, oder derjenige sein, der zu seiner hervorbringung am meisten mitwirkt“. „Man sagt, *handschrift*, *handarbeit*, nicht etwa *augenarbeit*, denn die hand hat sie gemacht, und die augen haben nur mitgewirkt“. Trotzdem hält sich unser autor doch im grossen und ganzen an die „angenommene ordnung“. So vermisst man in seinem „hauptalphabet“ das zeichen *y* für *ug*, obwohl er den laut ganz richtig erkannte und beschrieb; dagegen nahm er *h* auf, obwohl es eine seiner grössten phonetischen entdeckungen ist, die natur dieses „lautes“ vollkommen richtig erkannt und dargestellt zu haben. Nur bei der anleitung zur hervorbringung der laute auf der sprechmaschine musste er natürlich von der alphabetischen ordnung abweichen und eine mehr naturgemässe einschlagen.

Der gesamte lautbestand wird in zwei grosse gruppen eingeteilt: „selbstlauter“ (188 — 222) und „mitlauter“ (222 — 387), und die bildung beider durchaus *genetisch* beschrieben. Auf eine *akustische* erklärang geht Kempelen nicht ein, obwohl er mehrere bemerkungen macht, die erwähnung verdienen. „Noch muss ich bei den selbstlautern eine kleine bemerkung hinzufügen, die etwan stoff zu fernem nachdenken geben könnte. Mir scheint, wenn ich verschiedene selbstlauter auch in dem nämlichen tone ausspreche, so haben sie doch etwas an sich, das mein ohr täuscht, und mich glauben lässt, *als läge eine melodie darin*, die doch, wie ich gar wohl weiss, durch anderes als die veränderung der töne in höhere oder tiefere hervorgebracht werden kann. Wenn ich . . . eine reihe derselben in einem gewissen von meinem massstab des zungenkanals (vgl. unten) hergeholtten verhältnisse auf die nämliche linie des notenpapiers setze, und sie alle in einer und der nämlichen höhe oder tiefe ausspreche, so scheinen sie mir doch eine *art von gesang* auszumachen, oder wenigstens werde ich wieder wider willen verleitet diejenigen buchstaben, die nach dem massstab eine grössere öffnung (resonanz) haben, tiefer, und die, welche eine mindere

öffnung haben, höher anzustimmen“ (196). Auch *ch* nach *i* und *e* schien ihm höher zu lauten als das *ch* nach *a* oder *u* (281f). Diese beobachtungen machte Kempelen schon vor den versuchen Kratzensteins, der eine von der petersburger akademie gestellte preisauflage über die natur und den charakter der vokale und deren nachahmung mittelst pfeifen zu lösen suchte.¹ Kempelen wurde diese abhandlung bekannt, aber er konnte die maschine Kratzensteins für seine zwecke nicht benützen, da diese für jeden vokal eine *eigene* röhre hatte, daher zur bildung von silben und wörtern unbrauchbar war. Erst durch die versuche von R. Willis, Wheatstone, Grassmann, Helmholtz u. a. wurde in diese seite der lautbildung, die Kempelen noch rätselhaft war, licht gebracht.² Trotzdem sich also Kempelen, wie Trautmann a. a. o. sagt, über die wahre natur der lauten vokale nicht klar wurde, so erkennt man doch aus der oben zitierten stelle dass er 1) „in den verschiedenen, gleich hoch gesungenen vokalklängen verschieden hohe töne (obertöne) heraushörte, und 2) dass er sehr wohl fühlte, wie ein und derselbe, verschieden hoch gesungene vokal in den verschiedenen tonhöhen keineswegs gleich gut ansprach“,³ Abgesehen nun von ihrer ihm verschieden dünkenden tonhöhe, definiert Kempelen den vokal nicht in akustischer sondern lediglich in genetischer beziehung (191): „*Ein selbstlauter ist ein laut der stimme, der durch die zunge den lippen zugeführt, und durch ihre öffnung herausgelassen wird. Der unterschied zwischen dem einen und dem andern selbstlauter wird durch nichts anderes zutwege gebracht, als durch den weiteren oder engeren durchgang, den entweder die zunge, oder die lippen, oder beide zusammen der stimme gestatten*“, u. z. „bei geschlossener nase“ (189). Diese letztere thatsache wurde später von Dzondi⁴ verkannt und musste von Czermak⁵ durch beobachtungen und experimente neuerlich bewiesen werden. Alle vokale haben 3 stücke gemeinsam (201): 1) die stimmritze tönend, 2. die nase ist geschlossen, 3. die zähne sind passiv; verschieden

¹ *Journal de physique* XXI. 358 ff. und ein auszug in *Acta acad. scient. Imp. Petropolitanae* 1780, II, s. 13 — 15.

² Trautmann, *Sprachlaute* s. 29 ff.

³ Grützner a. a. o., s. 170 f.

⁴ *Funktionen des weichen gaumens* 1813, s. 29.

⁵ *Wiener sitz.-ber., math.-natw. kl.* XXIV (1857), 4—9 und ebenda XXVIII (1858), 575 — 578.

ist jedoch der „zungenkanal“ und die *mundöffnung*. Da Techmer in einem zitat aus Kempelen¹ bei dem ausdrück „zungenkanal“ ein fragezeichen anbringt, so muss bemerkt werden, dass Kempelen darunter etwas anderes versteht als die neuere phonetik. Er sagt (190): „je mehr sich die zunge . . . , besonders mit ihrer hintern hälfte hebt, oder niederlegt, je enger oder weiter wird dieser kanal“, ihm bedeutet daher dieser kanal nicht die enge zwischen zungenrücken und gaumen, die er gewöhnlich „zungenöffnung“ nennt, sondern den hohlraum zwischen der vorderen zunge und dem gaumen, daher nimmt die grösse des „zungenkanals“ von *u, o, a, e, i* ab. Das andere kriterium der vokalqualität ist die mundöffnung; diese hat 5, wenn auch das frz. *ai* berücksichtigt wird, 6 grade, u. z. wird die mundöffnung in der reihe *a, e, i, o, u* immer enger.² „*A* ist der grundbuchstab in allen sprachen. Alle kinder sprechen ihn am ersten aus, weil er der leichteste ist. Die lage aller zur sprache gehörigen werkzeuge ist die natürlichste, ungezwungenste und bequemste“ (200 f.). Der „zungenkanal“ ist im 3., die lippen im 5. grade offen. Von dem gemeineuropäischen *ā* kennt Kempelen zwei verflössungen“, das süddeutsche *ā* in *wahl* und das englische noch tiefere in *tall* und denselben laut kurz in magyar. *hamar*, *az*. „Der unterschied“ zwischen diesen verschiedenen *a* liegt in der engeren oder weiteren öffnung des mundes, aber hauptsächlich jener des „zungenkanals“, wo sie zwischen dem 3. und 4. grade, nämlich zwischen *A* und *O*, wie soviele unterabteilungen, begriffen sind“ (204). Lat. *a*, engl. *a*, d. *ä*. frz. offenes *ai* möchte K. zu den *a*-lauten rechnen, wegen der noch grösseren mundöffnung, aber er bespricht sie bei *e* wegen der „angenommenen ordnung“. Man sieht, dass dieser doppelte einteilungsgrund der vokale, nach „zungenkanal“ und „mundöffnung“ nicht durchführbar war. Bei *e* ist der mund im 4., der zungenkanal im 2. grade offen. Neben dem *e* in *ecce* gibt es nach K. das frz. in *vérité*, das ung. in *és*, das zwischen *e* und *i* liegt, und das frz. *ai* = *a*; das stumme

¹ Techmer, *Phonetik* I, s. 157 anm. 28.

² Es ist bedauerlich und schwer erklärlich, dass K. Hellwags dissertation *De formatione loquelæ* nicht kannte. Chladni, dem K. seine sprechmaschine zeigte (a. a. o. 82), konnte ihn damals (1782 oder 1783) nicht darauf aufmerksam machen, weil ihm die 1781 erschienene abhandlung selbst noch unbekannt war.

frz. *e* gehört jedoch zu den *ö*-lauten. „Bei dem *l* legt sich die zunge mit dem mittleren teile an den gaumen an und breitet sich aus, dass ihre zwei ränder an die oberen stockzähne anliegen, ihre spitze aber ist vorne niedergesenkt, und liegt an den untern schneidezähnen an. Der so an dem gaumen ange-drückte mittlere teil der zunge lässt zwischen sich und dem gaumen nur eine ganz kleine dem durchschnitt einer linse ähnliche öffnung. Die lippen sind in dem 3. grade offen“ (207). K. kennt nur ein *i*. Dagegen wird durch hebung des zungen-rückens und verengung der linsenförmigen öffnung der mitlauter *j* daraus, das man jedoch auch als ein blosses *ch* betrachten kann, bei dem die stimme mitlautet (206). Es gibt zwei *o*, das frz. in *homme* und das d. und frz. in *wohl soll, aux*; der zungenkanal ist im 4., die lippen im 2. grade offen. Sein „mittellaut“ ist *ö*, welches die zungenstellung des *e* und die lippenöffnung des *o* hat, daher mit recht als *oe* bezeichnet wird (210f.). Den weitesten zungenkanal und die kleinste lippenöffnung hat das *u*, zu welchem *ü* als „mittellaut“ mit der zungenstellung des *i* und der lippenöffnung des *u* gehört (211f.).

Wenn die „stimme von einem selbstlauter zu dem anderen hinüberschleift ohne dem zweiten einen besonderen nachdruck zu geben, so wie in der musik das hinüberschleifen von einem ton zu dem anderen ohne abzusetzen geschieht“, so erhalten wir einen „*diphthong*“, von welchem begriff jedoch alle, einen einfachen laut ausdrückenden, *doppelschreibungen* ausgeschlossen sind (216 — 221).

Da die sprechmaschine keine zunge hatte, so wurden die vokalischen laute durch anblasen des stimmrohrs und vorhalten der linken hand vor den mund nachgeahmt. Bei *a* wird der mund ganz offen gelassen; bei *e* wird die hand etwas hohl gemacht und so an den mund angelegt, dass sie von dem oberen rand desselben c. 1" absteht; bei *o* beträgt die öffnung nur 1/2", bei *u* noch weniger; beim *i* wird die flache hand fest an den ganzen rand des mundes gedrückt und nur das unterste glied des zeigefingers so weit entfernt, dass eine kleine öffnung bleibt, durch welche die stimme mit grösserer gewalt hinausgedrückt werden muss. Die nachahmung der getrübten laute wie der diphthonge muss durch übung erlernt werden (440 f).

Viel mehr verdienste als um die vokale erwarb sich Kempelen durch die physiologische beschreibung und mechanische nachahmung der *konsonanten*. Zwar behandelt er auch diese in alphabetischer ordnung, teilt sie jedoch vorher in vier klassen ein. Sein konsonantensystem ist folgendes: 1. klasse: *ganz stumme*, 2. *windmitllaute*, 3. *stimmmitllaute*, 4. *wind- und stimmmitllaute zugleich*. In die erste ordnung gehören *p, t, k*; in die 2. *f, (h), ch, s, z, sch*; in die 3. *b, d, g; l, m, n, r*; in die 4. *r (!), j, w* (bilabiales), *v* (labiodentales) und *ž*. Die dritte klasse zerfällt in 2 unterabteilungen: *einfache*, „die durch die nämliche unveränderte lage, und durch das mitlauten der stimme hervorgebracht werden“: *l, m, n, r*, und *zusammengesetzte*, „die nicht in der nämlichen lage bleiben, sondern in eine andere übertreten müssen um vernehmlich zu werden, d. i. bei denen der mund oder zungenkanal anfänglich geschlossen ist, und sich erst öffnen muss, um den laut des buchstaben zu vollenden“: z. b. *b, d, g* (233). Die 4. klasse aber besteht aus solchen lauten, bei denen diejenige luft, die durch das tönen der stimme im munde aufgehalten, und erst durch eine ganz kleine öffnung hinausgedrückt wird, wodurch ein brausen oder sumsen entsteht, das sich *neben der stimme*, und gleichsam mit derselben vermischt, hören lässt“ (234).

Aus dem angeführten geht hervor, dass Kempelen das tönen oder nichttönen der stimme bei seinen konsonanten zum einteilungsprinzip erhebt. Es ist auch ein besonders von Brücke¹ hervorgehobenes verdienst Kempelens, diesen wichtigen unterschied erkannt und im einzelnen mechanisch nachgewiesen zu haben, wenn er auch mit dieser erkenntnis nicht der erste war.¹ Aber auch die mängel seiner einteilung sind offenkundig. Zwar die klassen 2, 3, 4 Kempelens würden genau jenen von Sievers³ s. 69 gegebenen — 1. reine stimm-laute oder sonore, 2. reine (stimmlose) geräusch-laute, 3. laute, in denen stimme und geräusch verbunden sind — entsprechen. Aber Kempelen behandelt *j* bald bloss als den stimmhaften korrespondenten zu dem *ich*-laut, bald

¹ Besonders in der kontroverse mit Merkel, *Phonet. bemerkungen*, *Zeitschr. f. d. österr. gymn.* VIII (1857, 749—768) und Kudelka, *Wiener sitz.-ber., math.-naturw. kl.* XXVIII (1858), 63—92.

² Sondern der engländer Holder nach Hoffory und Trautmann.

stellt er ihn ebenfalls zur 4. klasse; ebenso schwankend rechnet er *r* einmal zu den „einfachen stimmmitlautern“ (233), das anderemal zu seinen „wind- und stimmmitlautern“ (234 u. 321). Zu diesen gehört allerdings das tschechische *ř*, über welches sowohl bei Kempelen als auch überhaupt grosse unklarheit herrscht. Es wird nämlich allgemein als *r + š*, oder als *r + ž* aufgefasst. *Ř* ist aber ein einfacher laut. Keinem tschechen fällt es ein, diesen laut als zusammengesetzt aufzufassen, und *r + š* (*ž*) macht den deutschen sogleich kenntlich. Eine im ganzen richtige beschreibung des lautes finde ich nur in dem buche des tschechischen geistlichen Czech, der auf Kempelen fussend, eine *Versinnlichte denk- und sprachlehre* für taubstumme schrieb.¹ „*Ř* wird erzeugt, indem die zunge noch mehr als bei *r*, sich dem gaumen anzuschliessen strebt und daher die vom gaumen abstossende noch schneller als bei *R* zitternde luft mehr gewalt braucht, um *zischend* und *summend zugleich* durchzudringen. Bei erzeugung dieses lautes werden die kiefer nahe aneinander gestellt, die zungenspitze wird etwas ausgebreitet und die lippen wie bei *sch* vorgetrieben.“ Ich füge hinzu, dass die artikulationsstelle des *ř* bei mir fast genau mit der für *š* zusammenfällt, nämlich weiter rückwärts am gaumen als bei *r*; die zungenspitze ist zurückgebogen, das vorstülpen der lippen ist nicht wesentlich. Dass der laut einfach ist, geht auch daraus hervor, dass man ihn beliebig lang kontinuieren kann, ohne dass sein eigentümlicher charakter sich (etwa in *š* oder *ž*) ändert. Für mein ohr hat er die meiste ähnlichkeit mit dem *engl. r* in wörtern wie *dry, true*.

Wenn wir nach dieser vielleicht nicht überflüssigen bemerkung über *ř* zu Kempelens einteilung zurückkehren, so muss es für einen hauptfehler derselben gelten, dass er eine klasse *ganz stummer* konsonanten annimmt, also seinen einteilungsgrund durchbricht, und hier von *sprachelementen*, nicht von *sprachlauten*, wie sonst, ausgeht. Was eigentlich seine auffassung der „muten“ war, lässt sich schwer ermitteln, denn er ist in der auffassung der „muten“ nicht konsequent. Allerdings sagt Kempelen (266): „Wenn nun dergestalt die luft durch den druck der lunge etwas angespannt, oder vielmehr zusammengedrückt ist, und die zunge

¹ Wien 1836. s. 91.

sich plötzlich von dem weichen gaumen losreißet, so platzt diese luft mit einem getöse heraus, *und eben dieses getöse ist das k*, aber er widerspricht sich selbst an mehreren stellen. Schon die bezeichnung „*ganz stumme mitlauter*“ ist ein solcher widerspruch. „*K, T, P* haben für sich selbst gar keinen laut und können ohne hilfe eines andern buchstabens weder ausgesprochen, noch im geringsten vernommen werden“ (228). „*K* kommt aber einer dieser buchstabens am ende des wortes, wo er keinen nachfolger hat, so muss ihm doch wenigstens ein hauch oder stimmloser wind *nachfolgen* (sic!), sonst hört man ihn nicht“ (229). „*Das T hat also an und für sich keinen laut . . .* wenn man „*entbinden*“ sagt, so lässt sich *zwischen t und b* ein schwacher kurzer hauch oder wind hören“ (352). Zu diesen widersprüchen gehören auch Kempelens angaben über *b, d, g*, die er deshalb „*zusammengesetzt*“ nennt, „*weil sie nicht durch eine und die nämliche lage ausgesprochen werden können, sondern aus ihrer anfänglichen lage in eine andere übergehen müssen, um verständlich zu werden*“ (236, vgl. 248 u. 262). Die frage also, ob man mit recht oder unrecht glaubt, „*dass Flodströms auffassung der „muten“ schon die Kempelens gewesen sei*“,¹ wird sich nach dem obigen nicht entscheiden lassen.

Ungeachtet dieser systematischen mängel sind Kempelens genetische erklärungen der konsonanten klar und im ganzen richtig. Sein programm lautet: „*die entstehung eines jeden mitlauters insbesondere, in so weit er sie in der natur ausgespürt zu haben glaubte, ausführlich und verständlich zu beschreiben. Zu dem ende wird bei einem jeden angezeigt werden, zu welcher der obigen 4 klassen er gehört, und warum, in was für einer lage sich die zur sprache nötigsten 5 werkzeuge (stimme, nasenkanal, zunge, zähne, lippen) befinden; wie er von den verschiedenen nationen ausgesprochen wird, und was sonst etwan dabei noch zu bemerken kommt. Wo es nötig ist, sollen auch in kupfer gestochene figuren zur vollständigen erläuterung beigelegt werden. Zum beschluss werden immer auch die fehler, die bei manchen lauten in der aussprache bemerkt werden, und die mittel sie zu verbessern, angehängt werden*“ (235). Hiezu kommt noch, dass in der 4.

¹ Vgl. G. Karsten, *Sprecheinheiten etc. Phonet. studien* III 1 8 anm. 1.

abteilung des buches, die von der *sprachmaschine* handelt, angegeben ist, wie jeder laut *nachgeahmt* wird. Obwohl Kempelen alphabetisch vorgeht, so behandelt er doch z. b. die verschlusslaute insofern zusammen, als er *p* bei *b*, *t* bei *d*, *k* bei *g* bespricht, um dann darauf zurückzuweisen. Da schon oben von diesen lauten mehreres gesagt wurde, so begnüge ich mich hier damit, neben einer kurzen probe auf das wesentlichste einzugehen.

„*G*: 1) die stimmritze tönert, 2. die nase ist geschlossen, 3. die zunge liegt mit ihrer spitze an den unteren zähnen und mit ihrem hintern teile schliesst sie sich an den weichen gaumen an, so, dass keine luft durchkann“ (dies wird noch näher und ausführlich bis ins kleinste durch physikalische zeichnungen, vertikale querschnitte der menschlichen sprachorgane, faustzeichnungen, handgriffe und vergleiche erläutert), „4. die zähne ohne anteil, 5. die lippen in verschiedenem (d. h. beliebigem) grade offen, je nachdem ein selbstlauter folgt, zu dem sie sich vorbereiten“ (264); „die natur bedient sich dieser gelegenheit, und bereitet schon während der dauer des *G* die lippen zu dem nachstehenden buchstaben vor, um, wie in allen ihren handlungen, auch hier einen gewaltsamen sprung von einer zu der andern lage zu vermeiden“ (268 f.).

Dieselbe bemerkung macht Kempelen bei allen gelegenheiten, wo die beobachtete erscheinung stattfindet. Davon ist das über *h* gesagte von besonderem interesse. Die besondere eigenschaft dieses „buchstaben“ besteht darin, „dass er keine eigene lage hat, sondern immer desjenigen selbstlauters seine einnimmt, der ihm nachfolget. Wenn nämlich gaumensegel, zunge und lippen sich in die lage eines selbstlauters gerichtet haben, so lässt sich die stimme, die diesen selbstlauter beleben soll, nicht sogleich hören, sondern die lunge stösst vorher in diese lage einen hauch, dann verengert sich erst die stimmritze, und fängt an zu tönen“. Spricht man *ha*, so wird man, solange das *h* dauert, ein lüftchen auf der hand spüren, so bald aber das *a* anfängt, hört jenes auf (275 f.). Am schlusse des 3. kapitels wird diese beobachtung dahin verallgemeinert, dass bei der bildung eines lautes passive sprachorgane für folgende laute eingestellt werden. Kempelen zeigt endlich durch die worte: „Wie-

der eine schöne *ökonomie der natur*, die, wie bei einer jeden gelegenheit, so auch hier die zeit benützt, in der die zunge (resp. lippen) keine beschäftigung hat, und sie während dessen, dass die lippen (zunge) einen dieser buchstaben bilden, dazu anwendet, die lage des künftigen vorzubereiten“ (364) — dass er das auch in der phonetik waltende *prinzip des kleinsten kraftaufwandes*¹ glücklich erkannt hat; dass er mithin nicht bloss ein mechanischer empiriker war, sondern auch ein denkender philosphischer kopf, der gesetze höherer geltung aufzufinden wusste. Da er ferner das tönen oder nichttönen der stimme als hauptunterschied der konsonanten statuirte und lehrte, dass zwar z. b. *b* „sich gleich mit der stimme anfängt“, die den laut seine ganze dauer hindurch begleitet (241); dass jedoch bei *b* sowie bei *p*, gleichwohl mund und nase geschlossen seien, die stimme daher nicht tönen kann: so liess ihn dieser scheinbare widerspruch durch sorgfältige beobachtung jenen laut finden, den man gewöhnt ist, als den „*purkyñ'schen blählaut*“ zu bezeichnen, „eine ganz unbemerkte kleinigkeit“, die ein „wichtiges hauptding“ ist (239 ff.). Die art des zustandekommens wies er durch eines seiner einfachen und sinnreichen physikalischen experimente mittels eines angeblasenen, in eine oxsenblase luftdicht eingepassten rohres nach (245 f.).

Als auffallende fehler bei der aussprache der verschlusslaute führt Kempelen das *p* für *b*, *t* für *d*, *k* für *g* im anlaut bei süddeutschen, die aussprache *gestorm* für *gestorben*, die verwechslung von *t* für *g* oder *k* bei kindern, eine dorsale artikulation des *t* bei idioten an. Zur heilung des ersten fehlers rät er dem anlautenden *b* und *d m* resp. *n* vorausgehen zu lassen, weil sich die stellungen der zunge entsprechen und die stimmhaften nasale den „blählaut“ ersetzen, ein mittel, das sich in der praxis sehr gut bewährt.

„Die engelländer haben nebst dem gewöhnlichen noch ein anderes *T*; das sie . . *th* schreiben; allein dieses hat in der aussprache weder mit *t* noch mit *h* . . die geringste verwandschaft. Dieser laut gehört vielmehr zu dem *F*-geschlechte. So wie dort

¹ Vgl. Whitney, *The principle of economy as a phonetic force*. *Transact. of the Americ. Phil. Assoc.* 1877 u. 1882.

(F)die oberen zähne, wenn sie sich auf die untere lippe legen, und da durch eine kleine öffnung die luft durchlassen, das F hervorbringen, so legen sie sich hier, anstatt auf die lippe auf die spitze der zunge, und daraus entstehet das *th'*, welches zuweilen nur mit blosser luft, wie in *thought*, zuweilen mit stimme ausgesprochen wird, wie in *they are*. Sie verhalten sich wie *f* zu *r*“ (355f.).

Endlich kennt Kempelen zwei *k*, nämlich *k'* und *k''*. Das erstere, aspirirte *k*, ist das deutsche im anlaut vor vokal, nicht aber vor gewissen konsonanten¹, das *k''*, nicht *k'*, wird von süd-deutschen für anlautendes *g* substituirt (271 anm.), eine beobachtung, auf welche ich mir einige zeit naiv genug war etwas einzubilden, bevor ich Kempelen studirte!

Um die *verschlusslaute nachzuahmen*, musste der erfinder der sprechmaschine, wie schon oben gesagt, die windlade direkt mit dem munde verbinden. Wenn der blasebalg niedergedrückt und die öffnung des mundes zugehalten wurde, so hielt sich die gleichzeitig im munde wie im stimmrohr verdichtete luft das gleichgewicht, und die aufschlagende zunge des stimmrohrs blieb daher in ruhe, und ihr tönen wurde verhindert (434 ff.). Da sich der luftstrom zur erzeugung der explosivlaute zu schwach erwies, brachte Kempelen einen hilfsblasebalg an, dessen schnauze in die nasenvorrichtung ging. Indessen gelang es ihm nur gut, *b* und *p* hervorzubringen, da ja der mund keine zunge hatte. Der maschine kam „ihre kindliche stimme zu statten, da man es einem kinde hingehen lässt, wenn es einen buchstaben anstatt des andern hinsetzt“ (443). Die nachahmung scheiterte nicht so sehr an der schwierigkeit, eine zunge überhaupt, sondern eine solche zunge herzustellen, die den mundkanal z. b. bei *d* und *t* *luftdicht* verschloss (443 — 446).

Die „*windmitlauter*“ (stimmlose reibungslaute) sind *f*, (*h*),² *ch*, *s*; die diesen entsprechenden „*wind- und stimmmitlauter zugleich*“ *v*, *j*,³ *z*, *z'*,³ *f*. „1. die stimmritze schweiget, 2. die nase ist geschlossen, 3. die zunge liegt (passiv), 4. die oberen schneidezähne liegen an dem innern rande der unterlippe; diese ist 5. etwas

¹ Vgl. Kräuter. *Die nhd. aspiraten und tenuis*. *Kuhn's zeitschr.* 1878.

² Vgl. oben s. 20 u. 23.

³ Kempelen hat für jota kein zeichen; für *z'* setzt er *j*.

einwärts gezogen, so dass ihr innerer rand an die schneide der oberen zähne bis auf eine kleine längliche öffnung, die sie in der mitte lässt, anschliesset“ (255). Es ist also labiodentales *f*. Von *f* unterscheidet sich *v* nur dadurch, dass die stimme mit-tönt (358). Wesentlich verschieden von diesem laute ist nach Kempelen das *w*. „bei dem die ränder der beiden lippen so wie beim *b* zusammengezogen sind, nur dass sie sich nicht ganz schliessen, sondern nur eben so viel öffnung lassen, dass etwas luft“ (bei tönender stimme) „hinausziehen kann“ (362). Es ist dies das „deutsche *w*“, woraus hervorgeht, dass zu Kempelens zeiten bilabiales *W* in Österreich der regelmässige laut war. Die engelländer haben *W* zwar in der schrift, aber in der aussprache lassen sie die lippen weiter als die deutschen (bei dem bilabialen *w*) von einander abstehen, wodurch der laut weniger windbrausend wird, und fast dem selbstlauter *U* gleicht, oder sie sprechen das *W* wie *V* aus“ (364 f.).

CH gibt es zweierlei, das „höhere“¹ vor und nach *e* und *i*, welches aus dem selbstlauter *i* durch hebung des zungenrückens und öffnung der stimmritze entsteht; und das „tiefere“¹ vor und nach *a*, *o*, *u*, welches die zungenstellung des *k* hat, „nur dass die zunge eine kleine öffnung lässt, durch welche die luft durchbrauset“ (279 ff.). Den physiologischen grund zu dieser erscheinung findet Kempelen in der grösseren leichtigkeit des über-ganges der betreffenden vokale zu den beiden *ch* (283f.), aus demselben grunde steht auch nach *l*, *n*, *r* das „höhere“ *ch* (287). Ertönt zu diesem *ch* die stimme, so haben wir das jot.

Bei *s* schweigt die stimme, die nase ist geschlossen, die zunge ist mit dem vordern teile an den gaumen angedrückt (aus der zeichnung sieht man, dass die zunge bloss eine enge bildet), jedoch so, dass die spitze herabgebogen an dem grunde (alveolen) der unteren zähne anliegt“ (322), die zähne verschärfen den laut. Das ist wohl das *s*, welches Sievers³ s. 123 als frz. und mitteldeutsches beschreibt. Der entsprechende stimmhafte laut ist *z* (366 f.). Das *ξ* unterscheidet sich von *s* durch die zungenstellung; „denn diese liegt hier mit der aufwärts gebogenen spitze an dem gaumen und formt dort die kleine öffnung, die sie bei dem *s* mit ihrem mittleren teile (zungenblatt) macht“. Das

¹ Vgl. oben s. 17.

„schneidende zischen“ entsteht dadurch, dass sich die luft über eine schärfere ecke (als die bei *s*) krümmen muss (341). Der entsprechende stimmhafte laut zu *s* ist *j* (= *š*), ein laut „der die grösste anstrengung der luft und stimme erfordert“ (347). „Diese gewalt wenden manche . . . unmittelbar an, und bringen auf der stelle das *J*=*š* hervor, und dieses sind die franzosen; andere (engländer und italiener) schliessen zuerst den zungenkanal mit der zunge ganz zu, spannen die luft durch die stimme im munde an, um sich gleichsam zu einem bevorstehenden stoss vorzubereiten, dann ziehen sie die zungenspitze in etwas vom gaumen ab, wodurch die stimme auf einmal luft bekömmt, und in ein gewaltiges *j* ausbricht. Dieses letztere ist daher kein unmittelbares, sondern ein mit einem andern hilfsmittel vergesellschaftetes *J*“ (347 f.), d. h. also *dž*. In ähnlicher weise entsteht auch *tš* (engl. *watch*). Man sieht hieraus, dass Kempelen wie z. b. Hoffory geneigt ist, *dž* und *tš* als *einfache* laute aufzufassen.

Als „fehler“ merkt Kempelen bei seinen reibelauten folgendes an: bildung des *f* mit unterzähnen und oberlippe (258 ff.), die aussprache „*larfe*“, „*focatiuus*“ (360 f.). Er tadelt die aussprache „*ver wird dem vinde widerstehen*“, d. h. die substituierung des labiodentalen für den ihm geläufigen bilabialen laut *w* (366), die guttural aussprache des *ch* bei manchen deutschen (d. h. tirolern, schweizern, steierern), das wienersiche *milich* statt *milch*, welches dadurch entsteht, dass die stimme bei dem übergange von *l* zu *ch* nicht zeitlich genug zum schweigen gebracht wird (286 f.), das österreichische *tuich* für *tuch*, das jüdische *jach* für *ich*, welche durch verwechslung der zugehörigen *ch*-laute entstehen (284 anm.). Sehr viele fehler finden sich bei *s*, *z*; *š* und *ž*. „Manche rücken die zungenspitze zu nahe an die oberen schneidezähne, und bringen dadurch einen stumpfen laut hervor, der einem *F* gleicht. Dieses heisst *anstossen*“; andere setzen geradezu *f*, noch andere stossen bei *l*-stellung der zunge statt der stimme den wind aus, das man in Österreich (auch heutzutage) „ein hölzel in dem munde haben“ nennt. Eine ganz niedrig komische wirkung macht auf Kempelen die schwäbische aussprache *ischt* für *ist*. Dass er auch die stimmhafte aussprache des anlautenden vorvokalischen *s* (*singen*) für einen fehler hielt, ist schon oben erwähnt. Interessant ist, dass K. von einer ganzen adeligen fa-

milie, mutter, zwei töchtern, und zwei söhnen, erzählt, die *ch* für *s* setzte, also die enge nicht mit dem zungenblatt sondern mit dem zungenrücken bildete (337 ff.). Den widerwärtigsten sprachfehler fand er jedoch in einer nasalen aussprache des *s*: *ñöne ütunde* statt „schöne stunde“ (342 f.); auch zerebrales *s* für *š* kennt er und erklärt es für „etwas tändelndes und unmännliches“ (343). Der häufigste fehler bei *š* ist aber das *sch* der deutschen beim sprechen fremder sprachen. Manche dieser fehler heilte Kempelen durch anleitung zu gehöriger zungenstellung, in dem letzteren falle durch vorsetzung von *d* (ebenda). Die nachahmung des *f* werde ich bei *r* nachholen. Das *h* wurde durch schwächeres, das *ch* durch stärkeres anblasen des „mundes“ mittels des rohres zwischen dem munde und der windlade hervorgebracht. Eigene zusatzvorrichtungen waren jedoch für *s* (*z*); *š* (*ž*) notwendig, die vor allem meister Kempelens glänzende gabe der beobachtung und geschicklichkeit in ihrer verwertung abgeben. Der *s*-apparat besteht aus einer hohlen büchse von der form eines abgestutzten kegels. In die kleinere verdeckte basis ist ein rechtwinklig gebogenes metallrohr eingepasst, welches durch die seitenwand der windlade in ein hohles kästchen mündet, dessen deckel durch eine hebelvorrichtung, wenn die luft hineinströmen und das *s* erzeugen soll, gehoben wird. Auf der vorderseite (der grösseren basisfläche) ist ein $\frac{1}{4}$ “ dicker deckel, der in der mitte einen quadratischen ausschnitt hat. Dieser ausschnitt wird in- und auswendig mit einem kartenblatt bis auf eine schmale von oben nach unten gehende öffnung von $\frac{1}{2}$ “ zugeklebt. Diese beiden öffnungen stehen einander gegenüber. Wenn nun dieser apparat angeblasen wird, so bricht sich die luft zweimal bahn, einmal zwischen dem innern kartenblatt und dem rande des deckels, dann zwischen dem äusseren kartenblatt und dem rande des deckels und erzeugt *s*. Die innere enge entspricht der enge zwischen zungenblatt und vordergaumen, die äussere der zwischen der zungenspitze und den zähnen. Zu *z* wird stimme genommen. Noch sinnreicher ist die *š*-vorrichtung¹, durch welche Kempelen einen der schwierigsten laute nachahmte. Er hatte als der erste erkannt, dass *š* „tiefer“ sei als *s* und fand durch probiren, dass

¹ Kemp., tab. XXI. s. 422. Vgl. Grützner a. a. o. 221.

dieses tiefere geräusch auf dem grösseren resonanzboden des ξ beruhe. Er nahm eine gewöhnliche kinderpfeife, schnitt sie oberhalb der stimmlöcher ab und vermachte die schnittöffnung. Dann zog er den kern etwas heraus, dadurch wurde der raum zwischen dem kern und der schnittöffnung grösser, entsprechend dem raume des mundes zwischen der ausgehöhlten zunge und dem gaumen bei ξ . Das ξ hat zweierlei engen zu passiren: die eine zwischen der aufgebogenen zungenspitze und dem gaumen, die andere zwischen den zähnen. Der erstern entspricht die enge zwischen dem kern und der wand der pfeife, die andere der scharfkantigen öffnung der pfeife. Beide engen sind sowohl bei der hervorbringung durch die natur, als auch durch das instrument von einander etwas entfernt, so dass sich der luftstrom zweimal brechen muss, ohne zu pfeifen. Auch deshalb musste der kern herausgezogen werden.¹ Diese vorrichtung wurde in derselben weise wie der s -apparat mit der windlade verbunden; bei ξ tönte die stimme mit. So hatte Kempelen das wesen eines lautes mechanisch gelöst, der den grossen meister der physiologie Brücke 60 jahre später zu der „eigentümlichen“ ansicht verführte, dass der laut ein „zusammengesetzter“ sei.²

Kempelens dritte konsonantenklasse, die wir schliesslich noch zu besprechen haben, bilden die „stimmittlauter“ l, m, n , zu denen ich das zwischen der 3. und 4. klasse schwankende³ r hinzunehme. L ist ein vorzüglicher stimmlauter, bei dem die zunge mit der spitze hinter den obern schneidezähnen an den gaumen angedrückt ist, so dass bei den hintern stockzähnen auf beiden seiten eine kleine öffnung bleibt, durch welche die stimme heraus kann. Man hat drei verschiedene l : 1. das gemeine (alveolare), 2. das franz. l mouillé, 3. das türkische oder polnische tiefe l (292 f.). Das franz. l mouillé wird gebildet, indem sich die zunge bogenförmig aufrichtet, die spitze niedersenkt, während sich der mittlere teil fest an den gaumen anlegt (dorsale artikulation) und dadurch den zungenkanal verschliesst, doch wieder

¹ Grützner a. a. o.

² Brücke, *Grundzüge* 1859, s. 63 f.; auch schon in *Untersuchungen ü. d. lautbildung und das natürliche system der sprachlaute*. Wiener sitz.-ber., m-n. kl. II. 1849, s. 204.

³ Vgl. oben s. 20 f

so, dass wie bei dem gemeinen *L* auf beiden seiten die nötigen öffnungen bleiben“ (295 f.). Das türk.-poln. *l* unterscheidet sich von dem gemeinen ganz allein durch die lage der zungenspitze, die sich nicht nahe an den zähnen, sondern gegen die mitte des gaumens etwas gebogen andrückt (296). Die spiegelprobe bestätigt den verschluss und die zungenstellung bei *l*, da beides bei beliebiger öffnung des mundes beobachtet werden kann; von dem vorhandensein der seitenöffnungen kann man sich leicht überzeugen: man treibt statt der stimme blossen „wind“ durch die *l*-stellung und wird an den rändern der zunge wie an den backenwänden den wind nicht nur fühlen, sondern auch finden, dass die ränder der zunge bei anhaltendem blasen trocken werden: das gefühl davon macht sich noch eine kleine weile hernach bemerkbar. Querschnitte der sprachorgane versinnlichen den vorgang.

Mit tönender stimme und *offener nase* werden *m* und *n* gebildet, das *m* mit geschlossenem munde (302 f.), das *n* dadurch, „dass die zunge mit ihrer flachgedrückten spitze gleich hinter den obern schneidezähnen an dem gaumen liegt und den zungenkanal ganz zuschliesst“ (310). Das gemeine *n* hat aber drei abkömmlinge: 1. das franz., wie es in *an* und im deutschen *anker* lautet, 2. das franz. und mehr andern sprachen eigene *gn* in *campagne* (*n mouillé*), 3. das ebenfalls franz., wie es sich in *en*, *enlever*, *ainsi* hören lässt (311 f.).

Kempelen hält also die nasalirung des *ã* in *an* für *ŋ*, wie die transskriptionen unserer geographischen, historischen u. a. lehrbücher, andererseits die laute von *an* und *en* für verschieden, die von *en* und *ain* für gleich, jedenfalls durch die orthographie getäuscht; aber trotzdem hatte er das richtige getroffen, ohne die französischen phonetiker Chiffélet (1691) und Dangeau (1694) zu kennen, die die wahre natur dieser laute zuerst erkannt hatten.¹ Er sagt: „Das *N*, wie es die franzosen in *enlever* oder *enfin* aussprechen, wird allgemein für dasjenige *N* gehalten, das am meisten durch die nase lautet; allein bei genauerer nachforschung zeigt sich das widerspiel, indem gerade bei diesem viel weniger stimme, als bei allen übrigen zur nase, obwohl sie ganz offen

¹ Vietor, *Phonetik* 2, 102.

ist, herausgeht. Die sache verhält sich so: beide ausgänge, nämlich die nase, und der zungenkanal sammt dem munde sind zugleich offen. Dadurch teilet sich die stimme, die bei allen übrigen buchstaben nur allein durch eine der beiden öffnungen herausgeht, in zwei wege, folglich muss notwendig derjenige teil, der durch die nase geht, schwächer werden, als bei jedem andern *N*, bei dem der ganze strom der stimme vereinigt durch dieselbe durchzieht. Warum aber dieses *en* dennoch so sehr und noch weit mehr als alle andern *N* durch die nase zu gehen *scheinet*, davon wird die ursache auch sogleich in die augen fallen, wenn man dasselbe noch aus einem anderen gesichtspunkte betrachtet, in welchem es weiter nichts anderes ist, als ein *selbstlauter*, bei dem sich zugleich auch die nase öffnet. Will ich das franz. *en* in *euler* aussprechen, so geb' ich das *a* an, und lasse dabei die nase offen; dieses gibt das vollkommene *en*. *So ist es mit allen übrigen selbstlautern, mit dem ox in BONTE, mit dem ain in AINSI u. s. w.*" (315 f). Ebenso auffallend ist es, dass Kempelen einen laut, nämlich *ŋ* z. b. in *anker*, einmal bei *g*, das andere mal bei *n* vornimmt, ohne, wie es scheint, die identität derselben zu erkennen oder auszusprechen; um so auffallender als die beschreibungen genau übereinstimmen. Man vergleiche:

269 f.

Noch eine besondere anmerkung verdient das *G* (sic), wenn es zu ende¹ eines wortes steht z. b. in *ring*, *lang*, *ahnung*. Hier verliert sowohl das *N* als das *G* seine haupteigenschaft, und beide schmelzen so in eines zusammen, dass ein dritter laut daraus wird. Hier bei *NG* wird es (das *N*) dadurch erzeugt, dass die zunge mit ihrem hintern teile sich, wie es das *G* er-

312 f.

Das französische *N* in *an* und das deutsche in *anker* entsteht, wenn die zunge ihren kanal mit dem hintern teile zuschliesst, das ist, wenn sie sich hinten aufrichtet, und die zum gamma erforderliche stelle einnimmt. Ein solches *N* (sic) wird in allen sprachen gebraucht, wenn ein *G* oder *K* (*D* ist druckfehler) darauf folgt.

(Diese erscheinung erklärt

¹ Wie aus den tabellen K.'s. in welchen er beispiele von konsonantischen wortausgängen gibt (371 — 386), hervorgeht, wusste er nicht, dass die stimmhaften (geschriebenen) konsonanten im deutschen stimmlos werden. Das bezweifelte übrigens auch noch Kudelka gegen Brücke i. j. 1858.

fordert, an den weichen gaumen anlegt, und die stimme zur nase hinausleitet; welches zwar einen dem *N* ähnlichen, aber von demselben merklich unterschiedenen laut gibt. Das *G* hingegen weicht dadurch von seiner haupteigenschaft ab, dass die nase hier offen bleibt, folglich die stimme, die eingesperrt tönen sollte (blählaut), zu derselben hinausgeht. Da nun auf solche art das *N* die zungenlage des *G*, das *G* hingegen die nasenöffnung des *N* hat, so fließen beide buchstaben in einander, und machen einen dritten laut aus, welchen die franzosen in den wörtern *long*, *sang*, *étang* haben. (Vgl. dagegen oben s. 30 f.)

dann Kempelen nach dem prinzip des kleinsten kraftaufwandes.)

Bei dem *n mouillé* hebt sich die zunge in der mitte bogenförmig und schliesst, indem sie sich an den gaumen anlegt, den zungenkanal (314.)

Das *r* wird bei tönender stimme so hervorgebracht, dass die flache spitze der zunge gleich hinter den oberen schneidezähnen an dem gaumen durch die luft (nicht durch muskeln, 323) wie das rohrblatt in dem mundstück einer klarinette (324) in zitternde bewegung gebracht wird. Die zahl der vibrationen ist verschieden. Im zusammenhange mit andern lauten hat es nicht über drei, in *narrheit* mehr als in *wahrheit*.

Als „fehler“ bei *l*, *m*, *n*, *r*, führt Kempelen die aussprache *bidld* für *bild* an und erklärt sie, sowie auch die österreichischen deminutiva z. b. von *kanne kanvl*, *henne henvl*; leute, die die nase verstopft haben, bilden *b* statt *m* (309), *l* statt *n* (319).¹

¹ Vgl. Czermaks beobachtungen an einem mädchen, dem nach einer operation das gaumensegel mit der rachenwand verwuchs. *Wiener sits.-ber., m.-n. kl.* XXIX. (1858), 173—176.

Da das *r* der schwerste buchstabe ist, so kommen bei diesem die meisten fehler vor; der gewöhnlichste ist das schnarren: *parler gras* (328). Dieses entsteht durch das vibriren des zäpfchens bei gehobener hinterzunge. (329). In Paris schien es Kempelen (1782), „als wenn wenigstens *der vierte teil der einwohner schnarrte*, nicht weil sie das rechte *R* nicht aussprechen können, sondern weil man eine annehmlichkeit darein gesetzt hat, und es einmal zur mode geworden ist, und diese mode kann nicht wie andere moden aufhören, denn ganze familien haben das zungen-*R* längst verlernt, und das schnarren wird sich bei ihnen auf kindeskinder fortpflanzen“ (331 anm.)! Statt *r* setzen auch viele leute *w* oder gar *l* (331).¹ Die mechanische nachahmung des alveolaren *l* geschah, indem Kempelen einfach den daumen der linken hand von oben nach unten quer in den „mund“ hielt, wodurch der luftstrom geteilt wurde; bei *m* wurde der „mund“ verschlossen, und beide nasenlöcher geöffnet, bei *n* bloss *eins*: da die maschine keine zunge hatte, so ersetzte das zugehaltene eine nasenloch den *n*-verschluss.

Zur hervorbringung des *r* war wieder ein hilfssapparat nötig. Die vibrationen der mangelnden zunge wurden durch die des stimmblättchens ersetzt und die zahl derselben dadurch vermehrt, dass ein draht der nach oben durch den deckel ging, auf dem rücken des blättchens leicht auflag. Wurde das stimmrohr angeblasen, so hob das blättchen den draht; dieser stiess auf einen widerstand, prallte zurück und drückte das blättchen wieder nieder. Durch diese raschen schwingungen des blättchens entstand ein schnarren, das nach Kempelen dem laute des zäpfchen-*r* am nächsten kam, doch eigentlich ein „kehlkopf-*r*“ war.

Ursprünglich hatten auch *f*, *v*, *w*, einen eigenen apparat. Ein viereckiges loch wurde in die windlade gemacht und mit einer sich nach innen öffnenden klappe bedeckt. An die obere wand des loches wurde dann ein prismatisches stück holz mit der spitze nach unten geleimt, die mit der unten abgerundeten holzdicke eine ganz kleine öffnung bildete. Wurde die klappe aufgezogen und das loch angeblasen, so bildete sich *f*; die spitze

¹ Ausser zungen- und zäpfchen-*r* kennt K. auch das lippen-*r* in dem kutscherlaut *hrr*.

des holzprismas entsprach den oberzähnen, die abgerundete untere holzdicke den unterlippen. Zu *r* und *r̄* wurde „stimme“ genommen. Später jedoch fand Kempelen, dass durch die kleinen löcher der seiten der inneren klappen, und des zu dem *r* bestimmten drahtes ohnedies viel luft, und, wenn er den blasebalg etwas stärker drückte, mit eben dem geräusche hinausging, so hielt er die vorrichtung für entbehrlich und gab das *f*, wenn alles geschlossen war, mit etwas stärkerem drucke des blasbalges an (446 f.).

Indem Kempelen dem leser „die früchte seiner nebenstunden nach einer vieljährigen mühsamen pflege“ (I) vorlegte, schmeichelte er sich nicht, demselben ein beträchtliches geschenk zu machen. Der ganze praktische nutzen des werkes möchte nur der sein, „dass dadurch einigen *taubstummen*¹ der unterricht im sprechen erleichtert, und ein teil derjenigen menschen, die eine *fehlerhafte aussprache* haben, durch diese anleitungen davon geheilt werden könnten. Manchem naturforscher möchte sich aber das buch seiner *neuheit* wegen empfehlen. Der verfasser war von dem glauben weit entfernt, alles, was zur kenntnis der theorie der menschlichen sprache gehört, erschöpft zu haben (II); er wollte nicht gleich ein „vollständiges system festsetzen, sondern nur viele sehr brauchbare bruchstücke dazu liefern“ (25). Er zeigt uns nur die entdeckungen an, die ihm bei seinen versuchen geglückt sind, reiht sie in eine gewisse ordnung, zieht daraus folgen und grundsätze und sucht das irrige, das er bei seinen vorgängern findet, zu berichtigen und so in dem fache der physiologie einige erläuterungen mitzuteilen (II.) Auch die sprechmaschine stellt er nicht als etwas vollkommenes hin; aber sie könnte doch den grund abgeben, dass am schlusse dieses an erfindungen reichen jahrhunderts eine meisterhand sie zur reife bringen möchte (III). Trotzdem konnte die maschine alle lateinischen, französischen und italienischen wörter nachsprechen. Alles, was Kempelen von dem leser verlangt, ist vorurteilslose nachprüfung seiner resultat; er warnt ausdrücklich, bei silben

¹ Tatsächlich haben österreichische taubstummenlehrer K.s resultat verwendet, besonders Mich. Reitter in seinem *Methodenbuch für taubstumme*. Wien 1828, und der schon oben erwähnte Czech.

und wörtern, die aus dialekten oder fremden sprachen kommen, sich durch ihre schreibung beirren zu lassen und rät, sie immer nur so zu nehmen, wie sie in dem munde derjenigen nation *lauten*, aus deren sprache sie stammen (V f.). Kempelen lebte in einer zeit, wo ein Gébeline,¹ de Brosse² oder gar ein Helmont³ autoritäten waren, von denen der letztere in seinem buche, nach welchem taubstumme unterrichtet werden sollten, die „dreuste“ behauptung aufstellte, dass in der hebräischen sprache alle buchstaben so geschrieben werden, dass ihre gestalt die lage der zunge, die sie bei jenem annimmt, treffend darstelle, und dessen „erhitzte phantasie“ der zunge die lächerlichsten „krümmungen und schnörkel angedichtet hat“ (142 u. 144). Wenn man diese ganz wertlosen arbeiten mit der bescheidenen, klaren, schlichten und anspruchslosen darstellung Kempelens vergleicht, seine technische gewandtheit, geduld und sein vorzügliches beobachtungstalent richtig schätzt und die thatsache würdigt, dass er in folge dieser eigenschaften allen seinen zeitgenossen und gar manchem seiner nachfolger auf dem gebiete der phonetik weit überlegen war, so wird man dem verfasser des „höchst interessanten und vorzüglichen werkes über den mechanismus der menschlichen sprache“⁴ den ehrentitel eines „altmeisters der phonetik“⁵ nicht versagen und in das urteil Brückes einstimmen, der sagt:⁶ „Im übrigen aber kann man sagen, dass Kempelen uns eine physiologische lautlehre hinterlassen hat, an der freilich später mancherlei ergänzt und bisweilen auch gebessert worden ist, die aber so fest begründet war, dass sie den sichersten unterbau für alle ferneren forschungen gegeben hat und geben wird. Sein werk über den mechanismus der menschlichen sprache ist *eines der besten physiologischen bücher*, welches ich je gelesen habe, und ich empfehle es namentlich den sprachforschern, welche sich in den rein mecha-

¹ *Monde primitif analysé et comparé avec le monde moderne, ou origine du langage et de l'écriture*. Paris 1775.

² *Traité de la formation mécanique des langues etc.* Paris 1765. Vgl. Michaelis, *Zur anordnung der vokale*. Herrigs arch. 1884.

³ *Alphabeti vere naturalis hebraici brevissima delineatio etc.* Sulzbach 1676.

⁴ Grützner a. a. o. 74.

⁵ Techmer, *Intern. zeitschr.* IV. 208.

⁶ Brücke, *Grundz.* 1856. 6.

nischen teil der lautlehre hineinarbeiten wollen, weil es sich leicht und angenehm liest und bei seiner naiven ausführlichkeit und seinen vielen abbildungen keine anatomische und physiologische vorbildung voraussetzt.“

Graz, 30. mai 1890.

WILHELM SWOBODA.

SPEECH SOUNDS: THEIR NATURE AND CAUSATION.

(CONTINUED.)

§ 7. *The I² Vowel Examined.*

It is convenient to begin the detailed study of the vowels with the *I*-group (*i*, *i²*, *e*), but not with that vowel which stands first of the three, and which gives its name to the series. The reason for this is that the configuration of *i²*, as it presents itself to English experience and observation, is one to which our formulæ are more readily and clearly applicable than to that of *i* itself. The student who has learned accurately to prolong the English *i²* (short *i* in *kin*, etc.) will not fail to learn from the search-light and mirror that the tube which forms the porch of that vowel is of remarkably even calibre. If the effort is made to produce successively a clear English *i²* and an equally clear *i* (*kin*, *keen*) it will be noticed at once that there is a remarkable difference between them in this respect. For while the tube of the former maintains as even a calibre as possible from end to end, that of the latter is narrower at the middle of its length than it is anywhere else, and widens continuously towards both ends. That this phenomenon has something specifically to do with the respective characters of English *i²* and *i* can be made evident by an attempt to produce them with special clearness and purity. It is then found that these characteristics are exaggerated in both: there is a manifest effort on the part of the tongue to arrange its length in the first case as nearly parallel to the opposed surface as possible, and in the second case to present its length in a convex curve towards the opposed surface, so as to form a tube widening rapidly both ways. This difference seems to be identical with that which is described by the or-

ganic phoneticians under the vague names of *wideness* and *narrowness* (see Sweet, *Primer* § 43). Its acoustic meaning will need to be particularly considered by and by. What needs to be at present noticed is that it is not the configuration of the "narrow" i , but that of the "wide" i^2 , with its tube of even calibre, which we can most confidently submit to formulæ gained from the observation of long-necked flasks. It will be found that in an extremely clear i^2 the effort after uniform calibre is so strong that there is a marked depression in the tongue-surface exactly opposite to the unavoidable projection of the alveolars (teeth-roots) above.

It is advisable to examine this configuration a little further before embarking on any calculation or experiment. It is rightly called a *high-front-wide* configuration by the organic phoneticians. That name simply implies the formation of the narrow tubular porch of even calibre which has just been examined. But it would be a mistake to think that when we have called it by that name we have signified all that is organically essential to its formation. If the throat is clasped externally with the hand above the larynx, it is felt that, when the i^2 vowel is articulated, the organs there clasped are pressed outwardly to an extent which must considerably widen the chamber of the articulation in a forward and downward direction. If now an attempt be made to articulate i^2 , but the attempt be purposely frustrated by holding down the lower jaw and tongue, it will be seen in the mirror that the uvula and soft palate are making a similar effort to widen the chamber of the vowel in an upward and backward direction, by raising and retracting themselves to the limit of possibility.

The last observation can be made in a still more satisfactory manner with the throat mirror, using it as a probe. The mirror is placed gently against the soft palate: an i^2 is then articulated: the palate is found to have receded; for the mirror can now be pushed back 7 or 8 millimetres before it again touches the palate. Finally let the finger be thrust along between tongue and palate, and let an effort then be made to articulate i^2 : the lifting of the soft palate and the downward movement of the tongue-back are distinctly to be felt by the inner end of the finger. The abrupt declivity of the tongue from the inner end of the tube-porch is especially noteworthy. The same experiment

enables the observer to judge and to measure upon the finger the approximate length of the tube porch. I estimated it in my own case to be about 44 millimetres.

It is thus found that in the formation of i^2 there takes place, in addition to the porch-articulation, a considerable expansion of the chamber. Exactly the same thing occurs in the i vowel, and it may be well for foreign observers, to whom the English i^2 is an unknown quantity, or even for English observers who find it hard to prolong our short i with accuracy, to study this phenomenon of chamber-distension in that vowel rather than in i^2 . It is clear, then, that the i^2 configuration consists of a tube and a chamber, the chamber being the roughly cylindrical hollow formed by the pharynx and the back part of the mouth, when the tongue is pressed forward and the uvula is pressed backward as far as possible, — whilst the tube is a passage about 44 mm long in a full-sized male organism, with a transverse sectional area of 50 to 75 square millimetres. This last dimension can only be estimated approximately by the aid of the search-light.

The above determination of the i^2 configuration is evidently still too indefinite to be made the subject of any effectual arithmetical treatment. We therefore take the experimental bottle already described (§ 6), which has been chosen because it seems to correspond roughly in shape, and as nearly as can be ascertained in size, with the i^2 chamber. Its wide neck is now fitted with a cork 44 millimetres thick, through which is passed the small hiss-producing tube which is to animate, after the manner of the whispering glottis, the resonances of this artificial configuration. A hole of even calibre is next made through the cork: it is convenient to make the hole circular, so that its sectional area may be easily calculated: this hole is first made of 5 millimetres diameter and therefore only of about 20 sq. mm. transverse section. Its size is gradually increased up to 11 mm. diameter, or 95 sq. mm. in section, and at each step in the alteration the hissing-tube is used and the whispered resonance which then issues from the hole in the cork is carefully noted. An elastic tube fitted to the outer end of the hissing-tube enables the observer to hold the apparatus near his ear at the same time that he is blowing air into it with his mouth. But care should be taken to

present the bottle sideways to the ear when listening to the resonance. If it is presented lengthways, so that the issuing air beats upon the outer ear, a number of disturbing noises are thereby created, and if the approximation is very close, a constriction is created between the cork and the ear, which is equivalent to a considerable prolongation of the artificial tube-porch.

On listening thus to the sounds issuing from the bottle it is soon found that they have often, and indeed generally, a more or less striking resemblance to whispered vowels of the class which occupy the *high-front* corner of Bell's rectangular tables (*i*, *i*², French *u*, etc.). This resemblance grows more decisive and recognisable in proportion as the observer habituates himself to the study of his own whispered resonances in a prolonged form. It is a fact, not only vouched for by observation, but also apparently reposing upon psychological law, that our perceptions of all sounds are keenest at their transition, either from or to some other sound or from or to quiescence. The same person who habitually distinguishes instantly between the vowels of *kin* and *keen* finds himself at first quite puzzled to distinguish between them when shorn of any abrupt commencement or cessation. Hence it is a good thing, when listening to these artificial vowels, to repeat from time to time one's own prolonged *ü*, *i*², *i* and consonantal *y* as a check and a reminder to the ear. It is also a servicable device to create an abrupt beginning or ending to the artificial vowel by suddenly stopping the wind either at the inlet or at the outlet. In the latter case the effect is very like that of a whispered *b*. The clearness thus sometimes given to a faint and doubtful resonance is very remarkable, a distinct *bib-bib*, for example, being sometimes heard where the unbroken stream of resonance hardly seemed to have any vowel quality of all.

It has been said that the experiments just described *generally* yield resonances of the *ü*, *i* or *y* (*i*) class. The exceptions are worth noting, because they seem to throw light upon one of the four particulars in which alone we have seen (§ 3) that vowel resonances can differ, as mixtures of tone, if they differ at all. That point is the relative *force* of the component tones. It is soon found that in our experimental apparatus the relative force of the note of the porch and the note of the totality is almost

entirely determined by the pressure with which the air is forced into the hissing-tube and by the energy of the resulting hiss. If the pressure is strong and the hiss vigorous, the porch note is violently stimulated; but if the pressure is weak and the hiss languid the porch note dies down almost to nothing, but the fundamental resonance of the configuration is not nearly so much affected. An exactly parallel experiment can be made with the vocal organs themselves. If the mouth be placed in the position for articulating *i*, and the breath be sufficiently forced, the porch-resonance can be raised to a distinct whistle, which overpowers and obliterates the deeper resonance altogether; but if on the other hand the pressure be slackened until the hiss of the glottis is barely audible, the porch note dwindles to nothing, whilst the deeper resonance is animated still.

The acoustic reason for this is perhaps twofold: the glottal hiss is in the one case given forth from tenser and more closely approximated organs, and is therefore probably richer in those acute vibrations which are suited to animate the high resonance of the porch: whilst there is at the same time so strong a current of air directed into the porch as would even suffice to arouse its resonance independently of glottal conditions. In the other case both conditions are reversed: the duller hiss serves chiefly to animate the fundamental resonance and its immediate overtones, and the slow current of air passes through the porch without at all disturbing its silence.

In either of these extreme cases the *i* quality disappears. Extreme force of wind changes it to a consonantal hiss; extreme laxity of wind causes it to degenerate into a faint sound of the obscure *ɔ* class. But the force of wind and therefore the relative force of the two chief resonances, is free to vary through the whole range between these two limits without any obvious change in the quality of the vowel. Hence the important conclusion that the proportional force of the component tones is not a leading factor in the composition of vowel resonances. It only reaches prime importance when the one resonance is so strong as to obliterate the perception of the other, or when either of them is so weak that it fails to produce any impression at all on the sensorium.

The liberty to disregard relative force as a leading condition enables us to concentrate our attention on the other three conditions, which all relate to *pitch*. The direct observation of pitch has yielded in the past such utterly discordant and uncertain results that we turn gladly to our experimental apparatus with a view to discriminate more nicely the series of whispered vowels which we have found it capable of producing, and to calculate by our formulæ the mixtures of resonance of which they fundamentally consist.

§ 8. *The I² Vowel Reproduced and Analyzed.*

It is evidently necessary to compare in detail the vowel sounds which issue from the bottle with the exact calibre of the tubes by which they are severally produced. A roll of paper is taken, 44 mm. broad, and this is ruled with transverse lines at regularly increasing distances, which are each carefully measured and recorded upon the paper itself. A margin is allowed to each section, so that when it is cut off it can be rolled in the form of a tube, whose circumference is the distance originally measured, whilst the margin folds over, and can be fastened with gum so as to create a permanent tube of exactly known circumference. If care be taken that the tubes are circular, and a little deduction be made for the thickness of the infolded margin their sectional areas can be calculated with very great nicety. In the experiments which I am about to relate, fourteen such tubes were used, possessing sectional areas ranging from 23 to 92 square millimetres. Each of these was successively placed inside the hole, 11 mm. diam., which now existed in the cork, and each became in turn the veritable porch of the configuration, the space between the paper tube and the hole in which it lay being made impervious to sound by being packed with cotton wool. The quality of the whispered vowel which was yielded by each of these changes was carefully listened to and noted. The results are given in the second and third columns of the following table; the former gives the sectional areas of the several tubes, and the latter the vocalic effects, as appreciated by the writer.

TABLE I.

NUMBER OF TUBE	SECTIONAL AREA sq. mm.	QUALITY OF WHISPER.	PORCH			TOTALITY			RADI-CAL. RATIO	
			Reduced Length mm.	Pitch Number	Musical Note	Added Decimal of a Semitone	Pitch Number	Musical Note		Added Decimal
1	93	Very like Fr. or Welsh "modified" <i>u</i>	50.6	3373	<i>g</i> ²	+1.4	147.	<i>C</i> ²	+8.2	23.
2	85	Still like " "	50.3	3393	"	+2.4	141.	<i>C</i> ²	+0.9	24.
3	78	More like vowel of Fr. <i>fou</i>	50.1	3407	"	+3.8	135.4	<i>C</i>	+4.1	25.2
4	72	Very like " "	49.8	3427	"	+4.8	130.4	<i>B</i>	+8.1	26.3
5	66	More like <i>i</i> ²	49.6	3441	"	+6.2	125.1	<i>B</i>	+1.6	27.5
6	60	A very good <i>i</i> ²	49.3	3462	"	+7.2	119.5	<i>B</i> ²	+3.8	29.
7	54.5	Still a good <i>i</i> ²	49.1	3476	"	+8.7	114.3	<i>A</i>	+6.3	30.4
8	49	More like vowel of Eng. <i>bird</i>	48.8	3497	"	+9.7	108.7	<i>G</i> ²	+7.6	32.2
9	44	Very like " "	48.6	3512	"	+0.6	103.2	<i>G</i>	+7.6	34.
10	39.5	A good <i>i</i> , but dull	48.3	3533	<i>a</i> ⁴	+1.3	98.1	<i>F</i> ²	+8.4	36.
11	35	" "	48.1	3548	"	+2.3	92.5	<i>F</i>	+8.2	38.3
12	31	A closer <i>i</i>	47.8	3570	"	+3.0	87.4	<i>E</i>	+8.9	40.8
13	27	A very close <i>i</i> , like Eng. <i>y</i> (const)	47.6	3586	"	+4.0	81.7	<i>D</i> ²	+8.1	43.9
14	23	A decided <i>y</i> (consonant)	47.3	3608	"		76.1	<i>D</i>	+4.5	47.4

The fourth column of the table gives the "reduced" length of each tube (§ 5). The actual length is of course in every case 44 mm.: the reduced length is found by adding $\frac{3}{5}$ of the diameter. From this is calculated the fifth column, which contains the pitch numbers of the tubes, as given by the formula $\left(N = \frac{V}{2L}\right)$. V , the velocity of sound is taken at 1120 feet (= 341 375 mm.) per second. The sixth and seventh columns translate these results into musical notation, the former giving the specific note of the scale which is reached and the latter the number of cents (or hundredth parts of a semitone) by which that specific note is exceeded.

We are now able to make use of the formula given in § 5,

$$\text{viz: —} \quad N = 46705 \frac{\sigma^{1/2}}{L^2 S^{1/2}}$$

For the bottle measures 2 inches in diameter by 3 $\frac{3}{5}$ inches in inside height: therefore S , its volume in cubic millimetres, is 185 326. Column 2 gives σ , the sectional area of the tube, in square millimetres, and column 4 gives L , its length, in lineal millimetres. Pursuing the calculation, we obtain for each tube the value of N , the pitch number of the accompanying fundamental resonance, or resonance of the totality. This is recorded in the eighth column. The ninth and tenth columns translate these results into musical terms as before: and finally the eleventh column gives the ratio between the pitch numbers of the two radical resonances. This ratio, from its importance, it will be convenient to call briefly the *radical ratio* of the vowel or configuration to which it belongs.

The results here embodied convey most of the information which we seek respecting the i^2 vowel. A vowel of that nature has been twice produced (see tubes Nos. 6 and 7 in table) and has been calculated to possess (1) two radical resonances; (2) an absolute pitch a little below a^4 for the upper resonance, and within half a semitone, one way or other, of B^7 for the lower resonance; (3) a relative pitch indicated by the ratios 29 and 30.4 between the pitch numbers, which is about the same thing as an interval of five octaves minus one semitone. (An interval

of five octaves implies a relation of pitch in the ratio of 1 to 2^5 , i. e. of 1 to 32).

Seeing however that these results have been arrived at entirely by calculation, it is advisable to check them as far as possible by observation before proceeding to build upon them. The difficulty of recognizing by ear the *octave* in which these resonances are really situated has been already noticed, but it is by no means so hard to recognize their *place* in the octave, and it is easier in the case of the experimental apparatus than in that of the vocal organs. Both resonances of the former are easily evoked by blowing, — the high resonance by blowing *across* the orifice, and the deep resonance by blowing *down* into it. When tubes Nos. 6 and 7 were used the high resonance was at once recognized to be just below *a*, and the low resonance to be about *b*?, — the octave in both cases being uncertain. The tendency of the unassisted ear is to think the latter possibly an octave higher, and the former an octave or even two octaves lower, than it really is. But our calculations are certainly correct within very much less than an octave, and it is therefore clear that in these points it is the ear which is mistaken and that its observations, allowing for the mistake in octave, are really exactly confirmatory of our calculations.

A similar experiment made with the vocal organs in the manner previously recommended gave sensibly identical results. This was gratifying insofar as it shewed that the imitation of the vocal resonances by the experimental apparatus had been exacter than might have been expected: but it leaves us unenlightened on one essential point. That point is the question of absolute pitch. Our artificial *i*², having turned out to have exactly the same radical resonances as the humanly articulated *i*² which it was framed to imitate, we are no more able to say whether it might or could have had any different absolute pitch, without ceasing to be *i*², than we previously were. We might even be led to suspect that the identity of absolute pitch had really caused the identity of the artificial with the natural vowel.

But the remainder of the results just tabulated are themselves sufficient to seriously shake this notion; and a few more experiments alone are needed to overthrow it altogether. It is

true that our artificial i^2 agrees with our natural i^2 (1) in possessing two radical resonances, (2) in their having the same relative pitch, and (3) in their having the same absolute pitch. But this is only so because we have purposely made the imitation exact in every particular. It remains to be seen whether imitation *need* extend to all these particulars in order to produce an i^2 vowel.

It is easily proved that the imitation must extend to the first-named condition, — the possession of a duplicate resonance. The deeper resonance of the two which we have employed to produce an i^2 vowel cannot, it is true, be totally isolated and studied separately. But we have seen already that when the higher resonance ceases to be sensible the heard remnant of the lower resonance ceases to give the impression of i^2 . If either one of the radical resonance can claim singly to be the essential resonance of the vowel it must be the upper one: and in fact whenever either phoneticians or physicists are found talking about *the* resonance of a vowel it is always the upper resonance which is found to be so spoken of. Now this upper resonance is in the present case quite easily isolated and studied. We simply detach the cork from our bottle (the porch from the chamber), and we then evoke its separate resonance as easily as possible, by simple blowing. We fit all our fourteen tubes into the cork successively. But we might just as well have saved ourselves the trouble. They have lost their differentiation altogether. The tubes which just now yielded us six or eight very distinguishable gradations of vowel-sound, yield nothing now but an indistinguishable whistle of g^4 or a^4 , without any vowel quality whatever. It is clear then that the i^2 vowel cannot be produced with less than two sensible radical resonances, seeing that in the absence of either of them its quality as i^2 vanishes.

But, on the other hand, more than two radical resonances are not required. It is true, and it will be shewn at length hereafter, that many other resonances are nourished by the configuration, both of the natural and of the experimental i^2 . But they are not radical resonances: they are either derived from the interaction of the two radical resonances on each other, or they remain unquenched because they happen to enjoy a partial agreement with, and a partial support from, *both* of the

radical resonances. Our experimental configuration has been purposely framed so as sharply to exaggerate the observed division of the natural i^2 configuration into a tube and a chamber, and thus to secure that it shall produce two radical resonances and no more. The result justifies us in thinking that two and only two, radical resonances are demanded for the production of the i^2 vowel.

There remains the question whether (1) the absolute pitch and (2) the relative pitch, of these two resonances must always be the same whenever an i^2 vowel is produced. The series of experiments just tabulated does not afford grounds for a final conclusion on either point. But it shews clearly that in organs and apparatus of a certain size or calibre the radical ratio of the i^2 vowel cannot fall much below 29 or rise much above 31 without sensibly impairing the quality of the vowel. It remains to be seen whether this observation holds good when the values of S, L and σ are considerably altered.

As to absolute pitch the evidence of the table as a whole is adverse to the necessity of any narrow limitation. The net result of it was to present to us six or eight quite distinguishable shades of sound, yet the upper resonance remained almost unaltered from first to last. Its whole range was but little more than a semitone; and the interval between each succeeding pair of discriminated sounds was not a quarter of a semitone. This is a difference which ordinary ears totally fail to appreciate, except in the case where the sounds are both present to the sensorium at one and the same time. It cannot therefore be the foundation of any distinction in the quality of vowels. And if we compare the length of the tube employed in our experiments with that of the natural vowels, we find that, though it represents closely the length of the tube formed in articulating i^2 , it is decidedly shorter than the tube formed in producing any natural \ddot{i} , and decidedly longer than the tube formed in producing any natural i . But it is the length of this tube which determines, within small limits, the pitch of the upper resonance. If then we have succeeded in producing by tube No. 1 a vowel closely resembling \ddot{i} , and by tubes Nos. 10 and 11 a vowel very like i , we have done it in spite of a very considerable difference in tube

length, and therefore in absolute pitch, between the artificial and the natural vowel.

But it is evident that more specific experiments are needed, and it will be our next business to undertake them. In quitting the present series of results it is instructive to notice the alternation of more definite and less definite types of vowel-sound. We have already noticed a similar kind of alternation in comparing the three-vowel with the five-vowel, and again in comparing the five-vowel with the nine-vowel gamut. And among the vowels which stand recorded in our table it is noticeable that *ü*, *i²*, and *i* each possess a more individual, more definite, and more impressive quality than the (*peu* and *bird*) vowels which are found to intervene. This fact is not only appreciable directly by the ear, but may also be corroborated by observing that the former vowels are more frequently employed in actual speech, and have each been seen to display a remarkable power of endurance in the history of various Indo-Germanic languages. The reason for both these results is doubtless to be sought in the firmer status conferred upon these vowels by their more definite and cognizable resonance.

It is otherwise with the vowel resembling that of Fr. *peu* which we found to intervene between *ü* and *i²*, and with the vowel resembling that of Eng. *bird*, which we found between *i²* and *i*. These not only have a much less frequency in actual speech, and much less evidence of permanence in history, but they begin to shew in quality a certain resemblance to the obscure and characterless *o* sounds (the sound of unaccented *a*, *e*, *o*, *u* in Eng. *emanate*, *battery*, *pectoral*, *guttural*), and they are therefore also less markedly distinguished from each other. It is hard to see *why* a vowel whose radical resonances have a ratio of 26 or 34 should possess a less degree of individuality than those whose radical ratios are 23 or 29, but the existence of some such difference now broadly suggests itself and will shortly demand consideration and, if possible, explanation. And the notably obscurer characters of these last-constructed vowel-sounds strongly suggest to us also that our observed subdivisions are now approaching the limits of possible differentiation and distinction among vowels of double resonance. But the following up of these suggestions must be deferred until further evidence is gained, and the essential question which yet demands solution in the case of the *i²* vowel is properly answered.

§ 9. *Pitch of I², Relative or Absolute?*

The solution of this question leads us on to the development of a new formula and the construction of a new apparatus. Considering the importance which, as now seems possible, may be found to attach to the "radical ratio" of the i^2 and similar configurations, it seems desirable to obtain, if possible, a mathematical expression for it. We will call the pitch number of the porch resonance n , that of the fundamental resonance N , and the radical ratio R . Then, by our definition, we have

$$\frac{n}{N} = R$$

But, by the formulæ which we have already been using to find n and N , we have

$$n = \frac{3+1.375}{2} \frac{\sigma^{1/2}}{L}$$

and

$$N = 46705 \frac{\sigma^{1/2}}{L^2 S^{1/2}}$$

Therefore

$$R = 3.6544 \frac{S^{1/2}}{L^{1/2} \sigma^{1/2}}$$

This expression can be thrown into another and a very instructive form when it is remembered that the length l of the tube-porch, multiplied by σ its section, is simply its volume: and that therefore, if we call the volume of the porch s ,

$$L^{1/2} \sigma^{1/2} = s^{1/2}$$

Substituting that value in the previous equation, we get

$$R = 3.6544 \frac{S^{1/2}}{s^{1/2}}$$

This result is extremely interesting, inasmuch as it proves that in this class of configurations the radical ratio varies exactly as the square root of the ratio between the volume of the chamber and the volume of the porch. This new knowledge becomes at once a useful guide to us in framing the apparatus which is needed for further experiments.

Looking back upon our last experiments and viewing them in the light of this formula, we see that they were essentially attempts to vary the ratio of porch to chamber by progressive changes in the calibre, and therefore in the volume, of the porch. And we furthermore see that two kinds of new experiments can now be instituted with a view to determine whether the same radical ratio (i. e. whether the same relative pitch) will always produce the same vowel.

In one kind of experiment we can use our old bottle-apparatus, with very slight modifications. We now know that, if we use the same bottle, the radical ratio will remain constant so long as the volume of the porch remains constant. We are free therefore to repeat our former experiments with porches of a different length, if only we take care at the same time to alter their calibre in inverse proportion to the length adopted. The result will be exactly to preserve the radical ratio, and therefore the relative pitch. But the absolute pitch will *not* be preserved. We only need glance at the formula for n , to see that the pitch number of the upper resonance will vary inversely with every change in the length of the tube-porch: and it is evident that the other resonance must do the same thing, otherwise the radical ratio would not be preserved. We have here, therefore, the lines of a crucial experiment: the absolute pitch can be altered, while the relative pitch is preserved. Observation will then soon convince us whether the vowel is thereby essentially altered or not.

But there is another possible kind of experiment which it is advisable to try also. We can also vary the ratio of porch to chamber by altering the *latter*, instead of the former. This may be partly done with the bottle-apparatus, by pouring into it measured quantities of sand or water. But it can be done more conveniently with an apparatus of another kind. This consists of a glass cylinder, open at both ends: that which was actually employed measured 140 mm in extreme length, and 46 mm in diameter. A cork is fitted tightly into one end, and a hole is made in this cork, just large enough to receive the hissing-tube. Another cork is fitted into the other end, but more loosely, so that it can be pushed up and down the cylinder after the manner of a piston. There is a graduated scale of

millimetres marked along the side of the cylinder, so that by moving the piston we can create a chamber of any desired volume. And we can at the same time furnish this chamber with any kind of porch that we choose, by fitting such a porch into a hole which is provided in the piston. Interstices are made sound-tight with cotton-wool or thin rag as before.

By using the means suggested in the last two paragraphs we shall succeed in completing an instructive cycle of experiments. Our first table exhibited the result of changing σ whilst L and S remained constant. Our second will shew what happens when L is changed, whilst S remains constant, and the values of σ are just about the same. Finally, a third table will shew the effect of progressive alterations of S, whilst L and σ remain unchanged. We shall then clearly have exhausted the possibilities which this kind of experimentation affords to us.

It would have been possible to have carried out experiments of the second class by repeatedly altering L, so as to make it pass through a large number of successive values: and this will be done by and by in connection with another vowel. But it is impossible to give L any very large range in the direction either of increased or of diminished length, without passing the limits of the magnitude of actual human vowel-porches. Our primary aim is phonetic and not, in the widest sense, acoustic. Noting therefore from actual measurement that the porch of *ü*, which in human articulation is longer than that of any of the other vowels yet met with in our experiments, is about 11 mm longer than the *i* porch, we now make a series of tubes 55 (instead of 44) mm. long, and note the vowels which result when they are used as porches to our experimental bottle. The calibre of the tubes is slightly contracted, in compensation for the increased length, so that something like the same range of radical ratio may be preserved.

The addition of one fourth to the length of the porch informs us at once that in absolute pitch these vowels will be, on the average, a Major Third lower than those of the previous table. It follows therefore that if absolute pitch is really a potent factor in vowel quality we ought now to find ourselves in a different and lower range of vowel sounds. There ought to be a

perceptible movement in their quality, *from* the acuter *i* and *ü* character, and *towards* the graver *e* and *e*². But a glance at the table itself shews at once that this is not the case. Fifteen tubes were used varying from 16.5 and 64.5 sq. mm. in transverse section: but the range of vowels realised shews a slight movement in the direction contrary to that just spoken of. The graver end of the series just fails to reach the *ü* vowel, whilst the acute consonantal *y* is more fully present than before.

But, on the other hand, the paramount influence of relative pitch in determining the quality of vowels is made more evident than ever. The table is here given in its original form. Care was taken *not* to calculate the radical ratios before estimating the character of the sounds, lest in observing these extremely delicate phenomena any preconceived expectation might influence the ear. It was naturally suspected by the observer that there might be some general correspondence in range between these results and the previous ones, but whether they would correspond exactly, or would overlap or fall short either way, was quite unknown and unsuspected. When this is remembered, the almost complete parallelism of movement in vowel-quality and in radical ratio, as evinced by the comparison of this and the former table, is felt to be very remarkable and convincing. For the table (see following page) does overlap a little at one end, and it does fall short a little at the other, and these facts had both been discovered by the ear before any calculation of radical ratio had led them to be suspected.

We are now therefore clearly entitled to believe, respecting this whole class of vowels, that the prime factor of their respective vocalic qualities is not the absolute pitch of one resonance, but the relative pitch of two resonances: or in other words, it is their "radical ratio". But, besides confirming this general principle, our new table confirms some less general observations also. The location of the radical ratio of i^2 within a short distance on either side of 30, of a vowel very like *i*, but not so keen and bright, in the neighbourhood of 37, and of a close, almost consonantal, *i* in the neighbourhood of 42, is remarkably confirmed by the present table.

TABLE II.

NUMBER OF TUBE	SECTIONAL AREA sq. mm.	QUALITY OF WHISPER.	PORCH				TOTALITY				RADE-CAL. RATIO
			Reduced Length mm.	Pitch Number	Musical Note	Added Decimal	Pitch Number	Musical Note	Added Decimal		
1	16.5	Consonantal <i>y</i>	57.7	2958	f4	.81	58.	A ₁	.73	51.	
2	18.5	Less consonantal <i>y</i>	57.9	2948	"	.75	61.3	A ₁ ♯	.77	48.1	
3	21	An <i>i</i> , muffled and not keen (Brugmann's <i>i</i> ?)	58.1	2938	"	.69	65.2	B ₁	.81	45.1	
4	24	A good close <i>i</i> , but still not keen	58.3	2928	"	.63	69.6	C	.87	42.1	
5	27	A good <i>i</i> " " "	58.5	2917	"	.58	73.7	C♯	.87	39.5	
6	30	Very good <i>i</i> " " "	58.8	2907	"	.52	77.5	D	.79	37.5	
7	33	More like vowel of Eng. <i>bird</i>	59.	2897	"	.46	81.1	D♯	.66	35.7	
8	36.5	Very " " " " "	59.2	2887	"	.40	85.2	E	.49	33.9	
9	40	Still " " " " " but verging towards <i>i</i> ?	59.4	2877	"	.34	89.	F	.18	32.3	
10	44	More like <i>i</i> ?	59.6	2867	"	.29	93.2	F	.94	30.8	
11	48	Good <i>i</i> " " " " "	59.8	2857	"	.23	97.2	F♯	.67	29.1	
12	52	Also good <i>i</i> ?	60.	2846	"	.17	101.	G	.18	28.2	
13	56	More like vowel of Fr. <i>feu</i>	60.2	2836	"	.11	104.6	G♯	.02	27.1	
14	60	Very " " " " "	60.4	2826	"	.06	108.1	G♯	.65	26.1	
15	64.5	Very " " " " "	60.6	2816	"	.00	111.9	A	.13	25.2	

The first of these three facts marks the termination of our experimental enquiry into the nature of the i^2 vowel. We can hardly see into it any further until the light reflected from the investigation of other vowels enables us to formulate reasons why they should differ *inter se*, and wherefore some of them possess a more pronounced *differentia* than others. The other two facts will enable us very shortly to advance with some confidence to the consideration of the i vowel itself. The remaining sounds of the table are not at present the direct objects of our study, but it is interesting to observe that they follow one another in exactly the same order as before, and that their radical ratios are almost identically what they then were. It was interesting to note that even the consonantal y differed perceptibly in quality with the progressive difference in the radical ratio. This difference in quality was best brought out when the issuing stream of air was subjected to sudden and repeated interruptions, in the manner previously recommended for the imitation of an interposed stopped consonant. The effect hereby produced both with tube No. 1 and tube No. 2 might be written $hj\text{-}hj$ (j = consonantal y), but there was a perceptible difference in the relative strength of the b element and the j element. The former was the more prominent with the No. 2 tube, and the latter with the No. 1 tube. But it seems premature to ascribe this difference with any certainty to the difference in radical ratio: it may be that the narrowing of the tube has so far weakened the explosive force of the b that it is at last, in the No. 1 tube, felt as subordinate.

Before quitting the i^2 vowel it is advisable to complete our proposed cycle of experiments by using our new apparatus with the variable chamber. Its diameter being 46 mm. we find that its volume is 1662 cubic mm. for every millimetre of its length. The longest chamber which it is conveniently capable of forming is 126 mm. long. Taking now the tube No. 11 of the last table, which gave a good i^2 with the experimental bottle, we fit it into the piston-cork and fix the latter at various successive distances along the cylinder, beginning with the extreme position just indicated. Both here and at all diminished lengths down to 109 mm. the resulting vowel is still i^2 . It is not equally good at every intermediate point, but fluctuates so as to touch a maximum and

a minimum of clearness two or three times in the course of these changes. The reasons of this fluctuation will be discussed in another place.

But when the length of the chamber is diminished below 109 mm. the i^2 vowel undergoes a deterioration from which it does not recover. At 102 mm. there was a distinct suggestion of the French *peu* vowel; at 99 mm. that vowel predominated; and at 92 mm. the sound was the *peu* vowel pure and simple.

Using the formula $R = 3.6544 \frac{S^{1/2}}{s^{1/2}}$, we readily discover the

relationship of these facts to the progressive alteration which has been made in the radical ratio. In those first trials wherein the i^2 vowel continued to be realized the radical ratio ranged from a little over 31 to a little under 29; at 28 there was a distinct suggestion of the *peu* vowel: at 27.5 the *peu* vowel predominated: at 26.5 it was pure.

All this agrees very closely indeed with our previous tabulations of the relationship between vowel quality and relative pitch. For further confirmation tube No. 13 in table II was next fitted into the piston-cork. At the extreme length of 126 mm. it gave a better i^2 than it did with the bottle; but upon moving the piston the vowel immediately began to deteriorate: at 120 mm. it was felt to be verging towards the *peu* vowel: at 110 mm. that vowel quite predominated; and at 105 mm. its quality was very clear and decided. But from that point it began to fall away, and was not so good at 100 mm. as it had been at 105.

These results tally very closely with those shown by tube No. 11. The clear i^2 vowel is found to be due to a radical ratio of 29 in the cylinder as compared with 27 in the bottle, when the same tube yielded in *peu* vowel. The appearance of the *eu* quality synchronizes with a radical ratio of 28. The good *eu* vowel was realized with a radical ratio of 27, and the very good *eu* vowel was produced by one of 26. After that it began to deteriorate.

But the tube which best served to illustrate the i^2 vowel, which is the subject of the present article, was tube No. 9. The results gained with this tube were found to cover not only the

whole range of the i^2 vowel but also the nearest adjacent sounds in both directions on the scale. These results are therefore given minutely in the following table: —

T A B L E III.

LENGTH OF CHAMBER <i>mm.</i>	QUALITY OF VOWEL	RADICAL RATIO
126	Vowel of Eng. <i>bird</i> : good	34·4
123	" " " " very fair	33·9
120	" " " " inferior	33·5
117	Verging towards i^2	33—
114	" " " " still more	32·6
111	i^2 : nearly	32·1
108	i^2 : fair	31·7
105	i^2 : good	31·3
102	i^2 : fair	30·8
99	i^2 : good	30·4
96	i^2 : very fair	29·9
93	i^2 : fair	29·5
90	i^2 : very fair	29—
87	i^2 : good	28·6
84	i^2 : falling off towards <i>eu</i>	28·1
81	Vowel of Fr. <i>peu</i> : fair	27·7
78	" " " " : good	27·2
75	" " " " : still better	26·8

The full force of this evidence will not be appreciated unless it is remembered that the second column was observed and written down exactly as it stands now, before the third column was calculated. It will be observed once more that the vowel which just exceeds i^2 in radical ratio is one which strongly resembles that of Engl. *bird*, whilst that which just falls short of i^2 in radical ratio is very like the vowel of French *peu*. It will also be again noticed that there are two or three fluctuations in clearness *within* the range of the i^2 vowel.

But the great lesson of the table is that which we set out at the beginning of this section to discover, — *the essential pitch of i^2 is relative, not absolute.* It postulates for its perfection two radical resonances, one of which vibrates from 29 to 31 times as rapidly as the other, and whose interval in pitch is therefore from $1\frac{1}{2}$ to $1\frac{1}{2}$ semitones short of 5 octaves. This is the prime condition of the production of the i^2 vowel. There are doubtless limitations affecting the relative strength of these two radical tones and also their absolute pitch: but it is now evident that those limits are exceedingly wide, insomuch that it is doubtful whether they would repay further study: whilst the limitation in relative pitch is seen to be exceedingly definite and essential.

Our next task is to examine the i vowel, properly so called.

§ 10. *The i Vowel: its so-called Narrowness.*

The same obstacle which caused us at the outset to defer the treatment of the i vowel, until that of the i^2 vowel had been completed, encounters us again here; but we are now better prepared to face it.

The difficulty was that the tube-porch of a keen and definite i is not of even calibre, but is much narrower near the middle of its length than it is at either end. So essential did this characteristic seem that the clearer and keener we tried to make the i , the more pronounced became both the medial constriction and the terminal widening of the tube. This is evidently the feature which the organic phoneticians mean to indicate when they distinguish i^2 from i by calling the one *wide* and the other *narrow*. Their use of these terms with respect to other vowels is extremely loose and objectionable; but with respect to i and i^2 it is perfectly just and clear. The tongue, they say (see Sweet, *Primer of Phonetics* § 43), is “bunched up” opposite to the roof of the mouth for the production of the narrow i and it is almost needless to say that this “bunching” of the tongue is exactly the same thing which has just been described as a medial constriction of the passage between it and the opposing surface.

The facts being thus agreed upon, it remains to decipher their acoustic meaning. What difference, if any, is occasioned

in the resonance by this peculiar alteration of the tube-porch? The readiest evidence is afforded by the vocal organs themselves. It has already been noticed that the more thoroughly this "bunching" of the tongue is effected the keener and more characteristic becomes the sound of the vowel. The phenomenon of *lip-spreading*, too, which has been repeatedly noticed to accompany a keen enunciation of this vowel, is simply an effort to carry out this same divergent formation up to the very verge of the vocal organs. But the experiment which is now most instructive to us is the converse one, wherein the convexity of the tongue is gradually and very carefully relaxed, until it is lost altogether, and the calibre of the tube becomes uniform once more. If this be successfully done, the vowel being kept sounding all the time to prevent any alteration except that which is strictly due to the equalization of calibre, the results are noteworthy. The vowel suffers a gradual but notable loss in keenness, and, when the calibre has become completely equalized, it is palpably duller than the *i* which is normally known to us in French, German, and Northern English. Nevertheless it is *not* the wide *i*²; although the organic phoneticians tell us most explicitly that to alter *i* from narrow to wide is simply to change it into *i*². At any rate it is not the *i*² which we have just analyzed; but it corresponds most exactly with that good, though dull *i* vowel which was evoked by tubes Nos. 10 and 11 in Table I, and by tube No. 6 in Table II. These stand associated in the former table with radical ratios of 36 and 38.3, and in the latter, of 37.5. They are separated from the *i*² tubes both by a considerable difference in radical ratio and by the intervention of an obscurer vowel, which we have provisionably identified with that of English *bird*.

It seems then that the artificial vowel which was exemplified by those tubes was a true *i* vowel, though dull; and that the cause of this dulness was the even calibre of the tubes by which it was produced. It seems, in fact, that *i* may be either "wide" or "narrow" without ceasing to be *i*; but that our artificial *i*, being produced by a tube of even calibre, is always "wide" in quality, whilst the human *i* is generally "narrow"; and thus the artificial vowel fails to be felt as a quite satisfactory reproduction of the natural one, but is sensibly duller. Such, at least, are

the conclusions which now suggest themselves, and which next need to be tested by further experiments.

It is natural to conclude that, if *i* can be "wide", *i*² can in like manner be "narrow": and this conclusion can be at once confirmed by an oral experiment. The observer first adjusts his tongue to the articulation of the ordinary "wide" English *i*²; he then deliberately makes the articulation "narrow" before the mirror by gradually "bunching" the tongue as in the English (or still better, the French) *i*: but he keeps the *i*² sounding all the time, so that both eye and ear may be simultaneously bent to prevent it from sliding into any other vowel. The result is a *narrow i*², perceptibly keener than the normal English *i*², but perfectly distinct from narrow *i*. It seems therefore that when the organic phoneticians call *i* "wide" and *i*² "narrow" they are not making a scientific but an empirical distinction. It is true that the normal English *i* is narrow and that the English *i*² is wide, and the effect of this is greatly to increase the distinctiveness of the two vowels. But this narrow *i* can be made wide without becoming *i*²: and the wide *i*² can be made narrow without becoming *i*. It will not fail to be noticed how profoundly this observation affects the propriety of the organic phoneticians' present nomenclature of these vowels.

The concomitance, thus markedly revealed, between keenness or crispness of vowel-quality and so-called "narrowness" of articulation, leads up naturally to an enquiry into the possible acoustic reasons for such a phenomenon. Popularly speaking, the difference between the so-called wide and narrow articulations is very like that which distinguishes the tube of the flute from the tube of the trumpet: and the contrast between the dulness of the so-called wide front vowels and the crispness of the so-called narrow ones is nearly parallel, in its acoustic causes, to the contrast which every one feels to subsist between the soft tones of the one instrument and the penetrating blare of the other. We know that the latter contrast is due to the fact that the tube of the trumpet tapers gradually from end to end, whilst the tube of the flute is cylindrical. The result of this difference of configuration is (see Helmholtz App. VII) that the overtones of the trumpet-tube are much more easily roused than those of the flute; so that whilst the latter emits a nearly pure tone, the former pours forth

a very mixed body of vibrations, comprising not only those which belong to its proper (or deepest) tone but also many which belong to its immediate overtones or multiple-tones.

The quality of the tones of trumpets varies with the wide differences in their configuration. The more gradual is the tapering of the configuration, the longer is the series of multiple-tones to which it gives rise. The first five of these multiple tones are all harmonic to the prime tone and to each other: but after that they begin to be inharmonic. Hence the easily observed difference between the clear bright notes of these more rapidly tapering instruments and the ear shattering effect of those whose tubes taper off more gradually (and generally to a much greater length).

On comparing these facts with those relating to "narrow" vowel porches it is at once seen that they also taper, but with two important differences. In the first place they taper more quickly than any kind of wind-instrument: in the second place they do not generally taper from end to end, but oftener from both ends to the middle. They are also very far from being straight, lengthways, and from being round, in transverse section: but these latter facts are of secondary importance so long as the configuration continues to exhibit the requisite increase or decrease in transverse section which causes it to taper.

It is possible, from these facts, to draw some inferences respecting the composition of the characteristic resonance of a "narrow" tube-porch. There will be in the first place the proper tone of the tube vibrating as a whole: this will not be very different from what it was when the calibre was even: it is in fact slightly lower. The marked medial constriction will tend to create vibration in each half independently: the vibrations of the outer half will reach the ear in great force, and their pitch will naturally be just an octave higher than those of the whole tube. But the tapering figure of the outer half-tube will tend to develop some at least of its overtones with considerable energy. The rapid divergence of the tube will not allow us to think that more than one or two overtones will be excited, but we may assume with some confidence that the octave of the half-tube, which is the double-octave of the whole tube, would make itself felt. If these anticipations are correct it would seem that it is the property of

a "narrow", as contrasted with a "wide", tube-porch to confer upon the resulting porch-resonance powerful overtones of the octave and double-octave. It is a well-known acoustic fact that the addition of such overtones would confer exactly that superiority in keenness or crispness which we have seen to be the property of the "narrow" vowels.

It is unfortunate that these doctrines do not at present admit of experimental confirmation, the pitch of these overtones being so exceedingly high that it would be hard to construct resonators to single them out in the usual manner from the compound tones in which they are inferred to exist and still harder to disentangle them from any wave-picture of these compound tones which might be obtained by phonographic means; but the theoretical groundwork of these inferences seems very well assured. And whether the offered explanations are just or not it is possible to assure ourselves at once, by means of our cylinder-chamber and piston-porch, that the "narrowness" or crispness of quality which marks the *i* vowel generally in English, more generally in German, and universally in French, is due to the "narrow" or double-funnel configuration of its tube-porch. We may therefore take the liberty henceforward of discarding the terms "wide" and "narrow" as phonetic terms. They were never very closely descriptive of the configurations intended; and to call the resulting *sounds* wide and narrow is a very unadvisable and strained use of words. Still more flagrant is this misuse when the terms are used to distinguish the *sounds* of back-vowels whose differences of articulation are not even vaguely described by the adjectives "wide" and "narrow".

In respect to tube-porches it is better to have a more strictly descriptive nomenclature. In that case a porch which maintained an even calibre might be called an *even* porch: one which tapered from end to end might be called a *funnel-porch*: and one which tapered from both ends to the middle might be called a *double-funnel-porch*. A serviceable distinction might be made between funnel porches which taper from the inner end outwardly and those which taper from the outer end inwardly, by calling the former *divergent* and the latter *convergent* funnel-porches. These last two are not merely theoretical varieties: they are evidently possible, organically, for many vowels: and

they are actual and usual for some: when these are reached we shall be obliged to consider them more fully.

In respect to the sounds which proceed from these or any other porches it is advisable to have a distinct nomenclature, descriptive of themselves as sounds, and not simply of the accidents of their origin. Nothing has done more harm to phonetic science than the indiscriminate application of organic terms to acoustic phenomena and *vice versa*. In the inevitable confusion of thought which followed we have become familiar with such terms as the "wide *u*" and the "narrow *o*", — terms which, apart from the keywords by which they are accompanied, convey to us the same amount of knowledge or suggestion as if they had been called "white *u*" and "black *o*" respectively. For it is perfectly clear that the distinction of wide and narrow, as just analysed, is only applicable to vowels produced from a tubular porch: and when we attempt to apply the words to the bulbous porches of *o* and *u* they cease to have any meaning. Still less is this the case when they are applied to the *sounds* of *o* and *u*.

We therefore discard these objectionable terms altogether, and instead of seeking a forced symmetry in nomenclature will endeavour to name each phenomenon as appropriately as possible when it arises, and then leave the general symmetry to reveal itself. It has become perfectly clear that all the vowel porches which are formed by the tongue against the hard palate are capable of being framed in two ways, — either evenly or with a double-funnel configuration. It is also clear that there is a concomitant difference in the vowels produced, the latter kind of porch being found to produce vowels which, though exceedingly similar to those produced by the other, are always more or less superior to them in brightness and incisiveness of quality. We want a name for these two parallel series of hard-palate vowels. To avoid using names which have been used in allied, but not identical, senses before, we may conveniently call them the "*blunt*" and the "*keen*" series respectively.

Before returning to the specific treatment of *i*, it may be permissible to point out the linguistic interest of the discovery that *i*² is not simply the blunt (or "wide") form of *i*, but that *i*² and *i* are two totally distinct vowels, each of which is capable of being

produced in a keen or blunt form. Two of these only are tabulated in the Bell-Sweet scheme of vowels, the one ("high-front-narrow") being the keen *i*, as heard in the French form of the vowel, and the other ("high-front-wide") being the blunt *i*², as heard in English short *i*: the other two are wanting. The result of these deficiencies is seen in Mr. Sweet's treatment of the English long *i* (ee). He at first tabulated it as equipollent to the French *i*, with a *j* glide added (*Handbook*, p. 109). But feeling that the Southern English *i* was after all not exactly of the same quality as the French *i* he now (*Primer*, p. 71) represents it to consist of the blunt *i*² with a *j* glide added.

This seems to be a hasty and ill-considered emendation, for it makes the English long *i* and the English short *i* to be identical in quality, which is certainly not the case even in Southern English. The truth seems to be that the English long *i* is a real *i*, but that in London and the South it is often the blunt *i*, which finds no place in the organic table. As to the keen *i*², I think I have often heard it in the pronunciation of German short *i*, but I must leave that to German observers.

§ II. *Analysis of the I Vowel.*

The upshot of the investigation contained in the last section is to shew that the difference between the "keen" and the "blunt" series of vowels has nothing to do with radical ratio, but is caused by the overtones of the upper radical resonance. With this exception the two series of vowels are absolutely identical, and we are therefore now entitled to read the constitution of the ordinary keen *i* in that of the artificial blunt *i* whose radical composition was calculated from tubes Nos. 10 and 11 of Table I and tube Nos. 6 of Table II.

To remove any lingering doubt on this point the evidence of the experiment alluded to, but not described, in the last section was very convincing. The double-funnel tube-porch which was used measured 30·5 mm. in length, 6 mm. in medial and 12 mm. in terminal diameter, — dimensions which seemed fairly to represent the *i* tube as observed in the mouth. This was fitted tightly into one end of the variable cylinder (46 mm diam.) and the other cork, containing the hissing-tube, was made to move

piston-wise along the cylinder by graduated steps. The subjoined table records the several steps, and the observed quality of the resulting whispered vowels.

TABLE IV.

LENGTH OF CHAMBER mm	QUALITY OF VOWEL	RADICAL RATIO
120	A close <i>i</i>	39·1
118	Still a close <i>i</i>	38·8
116	Less close <i>i</i>	38·4
114	Fair <i>i</i>	38·1
112	Very fair <i>i</i>	37·7
110	Good <i>i</i>	37·4
107·5	Very good <i>i</i>	37—
105	Good <i>i</i>	36·6
103	Very fair <i>i</i>	36·2
101	Fair <i>i</i>	35·8
99	Verging to <i>bird</i> vowel	35·4
97	Fair " "	35—
95	Very fair " "	34·6
93	Good " "	34·2
90	Very good " "	33·6
88	Good " "	33·2
86	Very fair " "	32·9
84	Fair " "	32·5
82	Verging towards <i>i</i> ²	32·2
80	" " " <i>i</i>	31·8
78	Fair <i>i</i> ²	31·5
76	Very fair <i>i</i> ²	31·1
74	Good <i>i</i> ²	30·7
72	Good <i>i</i> ²	30·3
70	Very fair <i>i</i> ²	29·8
68	Fair <i>i</i> ²	29·4
66	Very fair <i>i</i> ²	28·9
64	Fair <i>i</i> ²	28·5
62	Verging towards <i>pcu</i> vowel	28—
60	Fair " "	27·6
58	Fair " "	27·2

It is easy to see at the first glance that we have here a series of vowels bearing a very close analogy and relationship to those which were realized by the cylindrical tubes of Tables I and II. They simply differ all through in the crispness or keenness which is conferred upon them by the double-funnel configuration of the porch. The effect of this change does not, however, seem quite equal throughout the series. The brightening of the *i* vowel is very perceptible: it supplies just what was wanting to the production of a good keen *i* in the other table. The brightening of the *i*² is also very perceptible to an English ear, but the result is to make it rather less like our normal *i*² and more like an imperfect slovenly *i*. In the intervening (called provisionally the *bird*-) vowel the effect is much less marked. It is possible that the obscurer class of vowels to which it belongs will not be found as susceptible as the more definite class of vowels to this kind of brightening.

The very exact parallelism of Table IV to the tables of the blunt vowels (I, II and III) is not fully realized until it is brought to an arithmetical test. We are not able, it is true, to submit them directly to Sondhauss' formula, because the tube neck is not cylindrical. Nor can we very well apply the formula

$$R = 3.655 \sqrt{\frac{S}{s}}$$

both because there is considerable difficulty in calculating *s*, the "reduced" volume of the tube, and because there is a doubt whether this formula would apply to our double-funnel tube, especially as regards the constant 3.655.

But if we assume that this formula would be true for this particular tube with a slightly different constant, and if we make the further provisional and tentative assumption that the radical ratio of our "very good *i*" (see table) is 37, as it was in the previous tables, we become able to calculate what *would be* the radical ratio of every other vowel in the table, *if that of i is 37*. The results of this calculation are given in the third column of the table. A careful comparison of these results with those of tables I, II, and III, reveals a most exact and minute parallelism between the succession of sounds in the "keen" and "blunt" series respec-

tively. Every "keen" vowel falls into exactly the same relative place in the series as was previously occupied by its „blunt“ counterpart: and we hence conclude that our last assumptions were just, and that the vowels of both series are essentially based on the same radical ratios.

We are fully justified therefore in basing our final analysis of the keen *i* upon that of the dull *i*, which was fully investigated in tables I and II. The essential character of the *i* vowel, whether keen or dull, is found to be based on the possession of two radical resonances, one of which vibrates 37 times as fast as the other. These resonances may wander considerably in absolute pitch, so long as the ratio of their frequency remains unimpaired, without altering the essential character of the vowel. How far this wandering may extend has not yet been enquired into, but certainly to a range of several tones. Nevertheless it is clear from our own demonstrations that *in any given organism* the pitch of *i* or *i*² is almost rigidly fixed. A brief consideration of the formula last used shews clearly that the essential work of these *i* articulations is to divide the available space of the mouth-tunnel into two portions, the porch and the chamber, whose volumes must bear a very rigid proportion to each other for the production of each several vowel. If $\frac{1}{102}$ of the whole volume is appropriated to form a porch, it determines the production of an *i* vowel: if $\frac{1}{67}$ or $\frac{1}{68}$ is devoted to that purpose the vowel is an *i*². The absolute pitch of the whole vowel is determined by the length of the porch, which *in theory* might vary a good deal so long as the right volume was preserved and a certain minimum shortness was exceeded. But the limits of organic possibility, and still more the *rigidity of organic habit*, come in here and fix the length of the porch, and consequently the pitch of the vowel, very closely. Grützner's conclusions on the constancy of habitual articulations are very instructive.

The existence of a ratio of 37 between the two radical resonances of the *i* vowel is musically equivalent to an interval of 5 octaves and $2\frac{1}{2}$ semitones between them. The porch-resonance of our last artificial *i*, as discovered by blowing and checked by calculation, was between $i^{\frac{3}{2}}$ and $i^{\frac{5}{2}}$. The other or fundamental resonance was therefore about *B*. This also was evoked by

blowing. On comparing my own enunciation of *i*, I found that its upper resonance was very nearly the same as that of the experimental apparatus, but it varied a little both ways and might be made to vary a full tone in either direction. Its spontaneous variations seemed to be governed by the accompanying consonant: it seemed to be formed with a shorter tube, and consequently with a higher pitch, after *s* in *see* than after *k* in *key*. This is obviously explicable organically.

The existence of the alveolar ridge determines within very narrow limits the habitual location of the waist of the *i* porch: but when the *i* is associated with a consonant like the palatal *k*, which is formed *behind* the alveolar ridge, the waist of the tube is carried slightly backward: whilst on the other hand, when it is associated with an *s* or English *t*, which are each formed in front of the ridge, the waist is carried slightly forward, — so shortening the tube and raising the pitch. The whole range of these spontaneous differences, however, was little more than a semitone. Associated with a labial consonant the *i* was realized in an uninfluenced and intermediate form; its pitch was then d^5 . This is just an octave above Helmholtz: but he estimates the length of the *i* tube at the high figure of 60 mm., and would hence naturally look for d^4 , where with a tube of 30 mm. we have found d^5 . The radical ratio, too, of his two estimated resonances is only 12, against one 37; but his lower resonance does not appear to be really the lowest: it is perhaps its second overtone or Twelfth. The whole subject of concomitant tones needs shortly to be considered.

[To be continued.]

Liverpool.

R. J. LLOYD.

ÜBER DIE VERWENDUNG DES GRÜTZNER-MAREY'SCHEN APPARATS UND DES PHONOGRAPHEN ZU PHONETISCHEN UNTERSUCHUNGEN.¹

Die phonetik bildet nicht nur einen teil der sprachwissenschaft, sondern sie greift, insofern sie die thätigkeit der bei der erzeugung der laute arbeitenden sprachorgane untersucht, hinüber in das gebiet der physiologie, und insofern sie sich mit der akustischen zerlegung der einzelnen lautmassen beschäftigt, auch in das gebiet der physik. Um die funktionen der einzelnen teile des sprachorgans, sowie die natur und den charakter der durch dasselbe erzeugten sprachgebilde genau erforschen zu können, haben die phonetiker denn auch stets das bedürfnis gefühlt, durch möglichst pünktlich arbeitende apparate das objektiv festzustellen, worüber ein subjektives abschätzen sehr irre führen kann. Es gehören hieher all die einfachen versuche, wie sie im letzten jahrhundert von Kratzenstein durch seine mit ansatzröhren versehenen zungenpfeifen, von Kempelen mit seiner sprechmaschine und andern angestellt wurden, bis herab zu den geradezu glänzenden experimenten, wie man sie heutzutage mittelst des neuen edison'schen phonographen, des grammophons und der wunderbar fein funktionirenden apparate ausführen kann, die in jüngster zeit von Helmholtz, König, Grützner, Hermann u. a. hergestellt wurden. Wer sich von uns mit phonetischen untersuchungen abgibt, wird allerdings häufig ein stilles sehnen nach jenen lichten räumen der physiologischen institute unserer universitäten empfinden, in welchen viele jener prächtigen apparate aufgehäuft sind und so leicht und bequem gehandhabt werden können,

¹ Vortrag gehalten auf dem neuphilologentag in Stuttgart am 28. mai 1890.

jener apparate, die leider, namentlich in einem kleinen lande, häufig nur in einem exemplare auftreten, und darum selten hinaus in die provinz dringen. Immerhin gibt es auch apparate, die ein wenig allgemeiner vorkommen. Ich habe heute die ehre, Ihnen einen solchen apparat, der ebenso leicht herzustellen als zu handhaben ist, vorzuführen. Professor GRÜTZNER in Tübingen hatte die güte, mir denselben mittelst der *marey'schen trommel* zum zwecke dialektischer untersuchungen zusammenzustellen. Die marey'sche trommel, von dem bekannten pariser professor und physiologen Etienne Jules Marey, dem erfinder einer ganzen reihe sinnreicher registrir- und photographischer apparate, konstruirt, ist eine metallkapsel, die je nach dem versuche mit einer mehr oder weniger empfindlichen membran überspannt wird. In der mitte der membran ist ein äusserst dünnes metallblättchen angebracht, auf demselben ruht ein feines bügelchen, dessen obere enden durch ein stiftchen verbunden sind. Mit diesem stiftchen steht nun ein einarmiger schreibhebel so in verbindung, dass der drehpunkt des hebels hinter dem durch das stiftchen gewährten unterstützungspunkt liegt. Die länge des schreibhebels vom drehpunkte bis zur schreibspitze übertrifft die entfernung vom dreh- zum angriffspunkte ums 20 — 25 fache. so dass auch die geringste bewegung der membran an der schreibspitze deutlich sichtbar wird. Der hebel selbst wird am besten aus binsen hergestellt und die spitze aus einem feinen stückchen federkiel, so dass das gewicht des hebels ein äusserst geringes ist. Mit der kapsel steht eine dünne metallröhre und mit dieser ein kautschukschlauch in verbindung, an dessen anderem ende ein glastrichter angebracht ist. Wird nun durch den schlauch luft in die kapsel eingeführt, so hebt sich die membran und damit auch das bügelchen und der schreibstift; selbstverständlich wird diese bewegung eine um so kräftigere, je stärker der in die kapsel getriebene luftstrom ist. Die ganze marey'sche trommel kann an einem feststehenden metallstab nach bedürfnis höher oder tiefer gestellt werden. Um nun die bewegungen des hebels darzustellen, wendet man die roth'sche zeichentrommel an. Dieselbe besteht aus einem unteren teile, in welchem ein uhrwerk angebracht ist, das den oberen teil, die eigentliche trommel, in gleichmässige bewegung setzt. Diese trommel wird mit einem glatten papierstreifen überspannt und dieser streifen mit hilfe eines brennenden unschlittlichtes oder einer petroleumlampe berusst. Man

spricht nun einzelne laute oder lautgruppen in den trichter und erhält dadurch auf dem berussten papier schöne lautkurven. Zur fixierung dieser kurven verwendet man eine 8 0/10ige lösung von weissem schellack mit 90 0/10igem spiritus. Anfangs benützte ich ein blumenspritzchen, um diese lösung aufzutragen, allein die kurven treten viel deutlicher hervor, wenn man die lösung in eine flache schale bringt und den abgenommenen papierstreifen einfach durchzieht.

In welcher weise lässt sich nun dieser grützner-marey'sche apparat zu phonetischen untersuchungen verwenden? Zunächst zur *feststellung der nasalität* eines lautes. Brücke rät in seinen *Grundzügen der physiologie und systematik der sprachlaute* an, zur entscheidung der frage nach dem grade des abschlusses der nasenhöhle zwei kerzenflammen zu verwenden, die unmittelbar vor zwei in feine spitzen auslaufende glaströhrchen gestellt werden. An die glaströhren befestigt man kautschukschläuche, deren andere enden möglichst luftdicht in die nasen- resp. mundöffnung eingeführt werden. Spricht man einen reinen vokal, so gerät nur die vor der mündung des mundkanals befindliche flamme ins flackern, bei den nasalten konsonanten nur die andere, bei einem nasalirten vokal dagegen beide. Czermak bringt während der bildung des zu untersuchenden lautes eine kalte polirte platte vorsichtig unter die nasenöffnung, dieselbe beschlägt sich bei der geringsten öffnung der gaumenklappe mit wasserbläschen. Beide versuche haben den nachteil, dass der *grad* der nasalität nicht genau festgestellt werden kann und dass der untersuchende nach dem experimente nichts besitzt, das er weiss auf schwarz getrost nach hause tragen könnte. Mit hilfe unseres apparates ist dies ermöglicht. Man führt den kautschukschlauch in die eine nasenöffnung ein und spricht dann die zu untersuchenden laute, indem man dabei zur verstärkung der wirkung des etwa durch die nasenhöhle entweichenden luftstromes die andere nasenöffnung mit dem finger schliesst. Ist die gaumenklappe geöffnet, so wird der schreibstift sich mehr oder weniger heben, spricht man reine vokale so bleibt derselbe in ruhe. Dabei dürfte vielleicht von interesse sein, zu erfahren, dass wenn auf einen nasalvokal ein frikativ- oder explosivlaut im auslaute folgt, die gaumenklappe sich erst *nach* der erzeugung der reibegeräusche resp. der explosion schliesst. Die nasalkurven *mās* und *māg* beweisen dies zur genüge, während die nasalkurven für *mās* und *māg* natürlich für *s* oder *g* keinerlei er-

hebung zeigen. Die nasalkurve *mänd* erreicht ihren höchsten punkt nicht etwa mit *n*, sondern in dem augenblick, wo der *d*-verschluss sich öffnet. Steht ein konsonant zwischen zwei nasalen vokalen, so schliesst sich die gaumenklappe bei der erzeugung des konsonanten nicht, der konsonant wird demnach jedenfalls ein halbnasaler; die kurve für das dialektische *âfãgã* „anfangen“ zeigt so ein *f*, das offenbar bei geöffneter gaumenklappe ausgesprochen wurde.

In zweiter linie ist der grützner-marey'sche apparat zur *bestimmung der quantität der einfachen vokale wie der diphthonge* zu verwenden. Um deutliche bilder zu erhalten, ist es rätlich, die zu untersuchenden vokale zwischen explosivlaute zu stellen und dann die entfernung der aufsteigenden äste der einschliessenden verschlusslautkurven zu messen. Im schwäbischen betragen diese entfernungen der mit unserem apparate ausgeführten lautkurven 12 resp. 8 mm, das verhältnis der quantität von langen zu kurzen vokalen ist demnach 3 : 2 und bleibt konstant. Einigermassen verändert zeigt sich dieses verhältnis, sofern die vokale zwischen nasallauten stehen. Hier verlieren die kurzen wie die langen vokale einiges an quantität, dafür gewinnen die einschliessenden *m*- oder *n*-laute das, was den vokalen selbst abgeht. Auch die liquiden laute *l* und *r* scheinen in dieser weise im schwäbischen sich auf kosten der vokalquantität zu bereichern. In beziehung auf die diphthongen des schwäbischen dialekts ist zu bemerken, dass die summe der quantitäten beider komponenten gleich der eines langen vokals ist. Dies bezieht sich zunächst auf die diphthongen *ai*, *au*, *ae*, *ao*, *ui* und *ye*. Die in den meisten fällen einem nasalen konsonanten vorausgehenden verbindungen *ãẽ*, *ãõ*, *õẽ* verlieren wieder einiges an quantität an die einschliessenden nasalkonsonanten. Eine besondere berücksichtigung muss im schwäbischen den diphthongen zu teil werden, deren 2. komponent *o* oder *õ* ist, also *io*, *io*, *eo*, *uo*, *õõ*, *ẽõ*, *ãẽ* und *õõ*. Zunächst ist ihre quantität ein wenig geringer als die der ersten diphthongenreihe. Sodann liegt sowohl bei *ai*, *ao*, u. s. f. wie bei *io*, *uo* u. s. w. der akzent auf dem 1. komponenten, allein bei der *ai*-reihe überwiegt die *quantität* des 2. komponenten die des ersten, während in der *io*-reihe der erste komponent nicht nur der akzentuirte, sondern auch der quantitativ bedeutendere ist. Endlich können die zweiten komponenten der *ai*-reihe ziemlich lange ausgehalten werden, ohne dass der lautmasse dadurch der diphthongische charakter verloren geht; wird dagegen das *o* der

i-reihe ausgehalten, so geht der diphthongische charakter vollständig verloren und es werden zwei getrennte vokale, z. b. langes *û* und *ɔ* hörbar. Dies tritt deutlich hervor, wenn solche diphthonge in pausastellung kommen; man spricht das wort *k'ûũ* „kuh“ in *isduir-k'ûwfad* „ist cure kuh fett?“ einsilbig, dagegen in *dêsdograosk'ûũ* „das ist eine grosse kuh“ entschieden zweisilbig. Eine erklärung der geringeren quantitât, sowie der übrigen eigentümlichkeiten dieser diphthongen kann darin gefunden werden, dass *ɔ* z. b. ein dreiteiliger, *i* im inlaut dagegen ein zweiteiliger diphthong ist. Bei *ɔ* verharrt nämlich die zunge eine bestimmte zeit in der *ɔ*-stellung, darauf durchläuft sie ziemlich gemächlich sämtliche gleitelaute von *ɔ* zu *i* und schliesslich hält sie wieder eine bestimmte zeit in der *i*-stellung aus; während in wörtern wie *grig* die zunge wiederum eine zeit lang die *i*-stellung einnimmt, dann ebenso sämtliche gleitelaute von *i* zu *ɔ* durchläuft, allein in dem augenblick, wo sie in der *ɔ*-stellung angekommen ist, den *g*-verschluss herstellt, die stimme aber zugleich abbricht.

Der grützner-marey'sche apparat kann weiter zur *feststellung der zahl der vibrationen der zungenspitze, bezw. des zäpfchens bei der bildung des r-lautes* dienen. Die mundart, von der unsere *r*-kurven herrühren, kennt nur uvulare *r*, die bekanntlich dadurch gebildet werden, dass der zungenrücken sich gegen den weichen gaumen hebt und in der mitte eine rinne bildet, in welcher das zäpfchen frei schwingen kann. Allein diese rinne ist im schwäbischen selten rein ausgebildet, das zäpfchen ist dadurch in seinen vibrationen gehemmt, so dass das *r* häufig in die stimmhafte gutturale spirans übergeht; in der verbindung langer vokale + *r* + konsonanz fällt es in der mundart sogar vielfach ganz weg; die schwingungen des zäpfchens werden denn auch nur dann deutlich unterscheidbar, wenn das *r* absichtlich stark gesprochen wurde. In den kurven des linguale *r* sind die vibrationen des vorderen zungensaumes meist deutlich zu zählen.

Unser apparat bietet uns weiter ein vortreffliches mittel, die *intensitätsverhältnisse des lautstromes bei der erzeugung der konsonanten festzustellen*, und zwar zunächst die grössere oder geringere stärke des explosionsdruckes bei den verschlusslauten. Sievers möchte als hilfsmittel hiefür eine U-förmig gebogene, zu etwa ein drittel mit wasser gefüllte röhre angewandt wissen. Kauffmann in Marburg hat, wie

er in seiner kürzlich erschienenen *Geschichte der schwäbischen mundart* angibt, eine solche benützt und bei den lenes ein konstantes steigen des wassers von c. 1 $\frac{1}{2}$ cm, für die explosion der fortes ein steigen von c. 2 $\frac{1}{2}$ cm beobachtet. Allein zunächst ist dieser apparat sehr unempfindlich, auch wenn man eine spezifisch leichtere flüssigkeit als wasser nimmt, und sodann ist es schwer, den grad des steigens genau festzustellen. Das schwäbische kennt an verschlusslauten nur stimmlose lenes und aspirirte fortes, letztere fast nur im anlaute. Das *intensitätsverhältnis des explosionsdruckes* ist für beide in einer ganzen reihe von kurven veranschaulicht. Wie aus den kurven der stimmlosen lenes im *in-* und *auslaute* hervorgeht, ist im schwäbischen die druckstärke beim öffnen des verschlusslautes *nach langen* vokalen kaum verschieden von der *nach kurzen*. Es mag dies darin seinen grund haben, dass alle artikulationen der mundart mit wenig energie ausgeführt werden und in folge der verzögerten bildung der verschlüsse der grösste teil der stärke des lautstromes im mundraume vergeudet und den folgenden konsonanten entzogen wird. Dasselbe ist bei den im auslaute stehenden *l-* und frikativlauten der fall. Werden die artikulationen sauber ausgeführt, wie dies bei den letzten der hieher gehörenden kurven geschah, so tritt auch im aus- oder inlaute die grössere oder geringere intensität des luftstromes bei der öffnung des verschlusses deutlich hervor; merkwürdig ist dabei, dass auch *die einem kurzen vokale vorangehenden explosivlaute* bei der öffnung des verschlusses durch höhere kurvenäste eine grössere intensität des lautstromes anzeigen als solche *vor langen* vokalen. Auch *die den aspirirten fortes nachstürzenden hauchlaute* werden in den kurven deutlich sichtbar, und ebenso schön machen sich bei den stimmhaften verschlusslauten die nach der explosion noch hörbaren blählaute geltend. Selbst liquide und frikativlaute zeigen bei energisch ausgeführter artikulation nach kurzen vokalen eine höher steigende kurve als nach langen.

Endlich werden Sie mir noch erlauben, auf die schönen *kurven der geminaten* hinzuweisen. Die gemination, wie sie das schwedische, das deutsche der ostseeprovinzen und einige schweizer dialekte, das italienische und von ausser-indogermanischen sprachen das magyrische und finnische zeigen, besteht ja nicht darin, dass ein und dieselbe artikulation doppelt ausgeführt würde; in dem italienischen worte *bello* z. b. haben wir nur *eine l-artikulation*, allein der anfang des *l* nimmt an tonstärke ab, während die zweite hälfte desselben

crecendo hervorgebracht wird, so dass die druckgrenze beider silben in das *l* fällt. Dies ist auch bei verschlusslauten der fall. In dem worte *tetto* z. b. entsteht nach dem *t*-verschluss eine pause, welche die druckgrenze der zwei silben bezeichnet. Diese pause zwischen herstellung und öffnung des verschlusses ist in den kurven deutlich sichtbar. Ist der verschlusslaut ein stimmhafter, so macht sich sogar der zwischen verschluss und öffnung hörbare blählaut in der darstellung bemerklich.

Eine der grössten schwierigkeiten, die sich uns bei der untersuchung eines idioms entgegenstellen, ist die feststellung des tonischen *silben- und wortakzentes*, d. h. der tonbewegung innerhalb ein und derselben silbe oder einer ganzen reihe aneinander grenzender silben. Es ist klar, dass diese frage mit der intensität des lautstromes nichts zu thun hat, eine expiratorisch starke silbe kann mit tiefem ton, eine schwache silbe mit hohem ton gesprochen werden, obschon es häufig vorkommt, vielleicht sogar gewöhnlich ist, dass die grössere stärke der expiration auch ein strafferes spannen der stimmbänder und damit eine grössere tonhöhe mit sich bringt. Es wurden hierüber schon vielerlei versuche angestellt. Ich erwähne zunächst diejenigen, die mit dem *hensen'schen sprachzeichner* von Wendeler und Martens im physiologischen institut zu Kiel gemacht wurden. Die mit dem hensen'schen apparat ausgeführten kurven werden auf berussten glasplatten dargestellt und sind mikroskopisch. Wendeler stellte untersuchungen mit gesungenen und gesprochenen worten an. Die resultate dieser untersuchungen finden wir in seiner dissertation: *Ein versuch die schallbewegung einiger konsonanten und anderer geräusche mit hilfe des hensen'schen sprachzeichners darzustellen*; veröffentlicht wurde die dissertation im 13. bände der *Zeitschrift für biologie*. In beziehung auf die gesprochenen vokale stellte sich bei Wendelers untersuchung heraus, dass die kurven derselben eine auffallende unregelmässigkeit in der form der einzelnen schwingungen zeigten, während die wellenbewegungen der gesungenen vokale durch die ganze kurve hindurch annähernd dasselbe aussehen boten. Martens untersuchte nur gesprochene worte und sätze und suchte dabei namentlich das verhalten der vokale in bezug auf die tonhöhe und den einsatz festzustellen. Zur bestimmung der tonhöhe benützte er eine stimmungabel, die 906 schwingungen per sekunde machte. Die stimmungabelkurve wurde von ihm möglichst nahe der

wortkurve auf der berussten glasplatte dargestellt und darauf die glasplatte auf dem grossen schlitten eines für zählungen eingerichteten mikroskops festgeklebt. Hier wurde dann mit hilfe einer unter der linse des mikroskops angebrachten, an der mikrometerschraube befestigten glasfeder bei etwa 30 facher vergrösserung von dem ende jeder einzelnen oder jeder zweiten vokalwelle aus ein strich bis zu der entsprechenden stimmgabelkurve hinübergezogen. Dann wurde bei bedeutend stärkerer vergrösserung bestimmt, wie viel schwingungen der stimmgabel auf eine vokalschwingung kamen, wodurch die tonhöhe des betreffenden vokals genau festgestellt werden konnte. (Es werden unter zwei mikroskopen einige von prof. Grützner-Tübingen zur verfügung gestellte, mit dem hensen'schen apparat in Kiel gezeichnete kurven den anwesenden herrn vorgeführt. Dieselben sind von wunderbarer schärfe und stellen die worte *karre* und *katrou* dar.) Mit hilfe des hensen'schen apparats sind wir also im stande den tonischen silben- und wortakzent genau zu bestimmen. Allein die sache hat ihre grossen schwierigkeiten. Hensen schrieb mir, der apparat sei bis jetzt nur im physiologischen institute zu Kiel vorhanden, die herstellung eines neuen apparates koste mindestens 900—1000 mark und die handhabung desselben sei unmöglich, wenn man nicht wenigstens *einige semester* sich *ausschliesslich* damit beschäftigen. Damit ist natürlich für diejenigen, die ihres berufes halber solche untersuchungen nur als nebenbeschäftigung betreiben können, die unmöglichkeit gegeben, sich des hensen'schen apparats zu bedienen.

Überdies scheinen die von Hensen u. a. verwendeten membran gewisse tonhöhen durch eigentöne zu begünstigen. Um dies zu vermeiden, hat Fick in Würzburg membranen hergestellt, die mit allen möglichen tönen resoniren, d. h. die jeden beliebigen ton selbständig hervorbringen können. Er wurde dazu durch die beschaffenheit des paukenfells geführt, indem er mit recht voraussetzt, dass in den einrichtungen der organischen natur die höchste zweckmässigkeit besteht. Das paukenfell weicht in zweierlei von einer eben ausgespannten membran ab, erstens durch die trichterförmige einziehung und zweitens durch die einwebung eines starren körpers, des hammerstiels, der bekanntlich so fest mit dem trommelfell verwoben ist, dass er einen vom obern rande desselben nach der mitte verlaufenden halbmesser bildet. Dass die trichterförmige einziehung

und krümmung der radiaifasern für die funktion des paukenfells von ganz wesentlicher bedeutung ist, hat schon Helmholtz klar bewiesen; diese trichterförmige einziehung wurde denn auch von Hensen bei der konstruktion seines apparates verwendet. Allein Fick war der erste, der phonautogramme mit membranen von trichterförmiger gestalt *und eingefügtem starrem radius* herstellte.

Die glänzendsten der bisher in beziehung auf lautkurven gemachten versuche sind wohl die von Ludimar Hermann in Königsberg. Erst in den letzten monaten gelang es ihm, mittelst der *photographie* eine der beiden schwierigkeiten zu überwinden, mit denen bis jetzt die graphische aufzeichnung von sprachlauten zu kämpfen hatte. Diese beiden schwierigkeiten sind zunächst, wie schon erwähnt, die einmischung der eigenen trägheitsschwingungen der angesprochenen membran und sodann die ungenügende treue, mit welcher die membranschwingungen in folge der reibungen und eigenschwingungen des schreibenden hebels sich aufzeichnen. Diese letztere schwierigkeit wurde von Hermann beseitigt. Die von ihm angesprochene fläche ist eine eisen-, glimmer-, holz- oder papierplatte oder auch eine gespannte membran. Auf diese lehnt sich ein leicht versilbertes glasspiegelchen, das weniger als 2 cgr. wiegt. Mit hilfe einer in einer dunkel-laterne aufgehängten siemens- und halske'schen flachdecklampe von 9 Ampère, dem optischen teile einer duboscq'schen laterne und einer gewöhnlichen konvexlinse ist es Hermann im dunkelzimmer gelungen, einen durch die schwingungen des spiegelchens oszillirenden lichtpunkt zu erhalten und diese oszillationen unmittelbar zu photographiren. (Der redner zeigt einige photographische lautkurven aus dem physiologischen institute zu Königsberg vor, dieselben bringen durchweg den auf verschiedene tonhöhen gesungenen *a*-vokal zur anschauung und sind von einer bis jetzt unerreichten eleganz, schärfe und feinheit.) Allein auch dieser apparat ist ein äusserst komplizirter, überdies kann damit nur in einem physiologischen institute experimentirt werden, und so werden die meisten unter uns nicht leicht in die lage kommen, mit demselben versuche anzustellen.

Auch der *neue edison'sche phonograph* kann zu interessanten phonetischen untersuchungen verwendet werden. Hermann hatte gelegenheit, ein vortreffliches exemplar desselben, das in Königsberg öffentlich gezeigt wurde, vorher einige zeit in ruhe zu benützen.

Schon mit dem alten phonographen war von Bell, Grützner, Lahr u. a. untersucht worden, ob die klangfarbe der vokale im phonogramme sich mit der drehgeschwindigkeit bei der reproduktion ändere. Diese untersuchung musste darüber klarheit schaffen, *ob das charakteristische des vokals in festen oder in relativen partialtönen liege*. Allein die resultate früherer untersuchungen waren äusserst verschieden. Hermann sprach nun die vokale dem neuen phonographen bei gewöhnlicher umlaufgeschwindigkeit auf. Wurde bei der reproduktion die gleiche geschwindigkeit eingehalten, so erschienen die vokale äusserst deutlich wieder. Allein bei grösserer drehgeschwindigkeit kam *e* dem *i*, *u* dem *o* nahe, bei noch schnellerer drehung verloren *i*, *e*, *o* und *u* ihren charakter und näherten sich einem zwischen *ä* und *ö* liegenden laute. Wurde die drehgeschwindigkeit bei der reproduktion eine geringere als beim aufsprechen, so nahmen die vokale einen laut an, ähnlich dem, den angeblasene kalbskehlköpfe geben. Dadurch ist erwiesen, *dass einer der hauptcharaktere der vokale in festen partialtönen liegt*. Selbstverständlich müsste der neue phonograph auch vorzüglich zur bestimmung der tonhöhe zu verwenden sein, allein derselbe ist ein noch so selten bei uns geschener gast, dass wir wenigstens in der nächsten zeit noch auf versuche mit demselben verzichten müssen.

Um nun bei meinen dialektischen untersuchungen doch zu einer annähernd richtigen anschauung über tonischen silben- und wortakzent zu gelangen, habe ich mit einem *phonographen alter auf-lage* versuche angestellt und auch damit die gewünschten resultate erzielt. Der zu diesen untersuchungen verwendete apparat ist von höchst einfacher konstruktion, er wurde von der früher in Stuttgart bestehenden firma G. F. Weigle angefertigt. Um von den durch die einzelnen laute hervorgebrachten schwingungen der anspruchsfäche ein deutliches bild zu erhalten, muss man darauf sehen, dass der schreibstift ganz genau in die spiralförmig laufende rinne der sich drehenden walze eingreift. Vielleicht liessen sich mit hilfe weicherer stanniolplatten so scharfe eindrücke erzielen, dass man, da jeder laut selbstverständlich ein ganz bestimmtes bild zeigen muss, vom stanniol aus bei einiger übung die der membran aufgesprochenen laute herausfinden könnte; bei den gewöhnlichen stanniolplatten sind die eindrücke für manche konsonanten undeutlich; jedenfalls aber lässt sich bei den vokalen die *zahl der eindrücke*, die sich natürlich

nach der tonhöhe ändert, ganz genau feststellen. Zu diesem zweck ist die walze in gleichmässige bewegung zu setzen; für unseren apparat erwiesen sich 96 drehungen in der minute als am zweckmässigsten. Man kann den gang der walze mit hilfe eines gut konstruirten metronoms ziemlich genau regeln, indem man das gewicht des taktmessers so stellt, dass der pendel die gewünschte zahl von schwingungen in der minute macht, und man dann mit jeder pendelschwingung eine drehung ausführt. Da man die zu untersuchenden silben und worte wiederholt aufspricht, so findet man das steigen oder fallen des tones innerhalb einer oder mehrerer silben ziemlich genau heraus; überdies ist es gut, den gleichmässigen gang der walze dadurch zu kontrolliren, dass man zwischen die gesprochenen worte hinein immer einen flötenton auf die membran wirken lässt und dann mit hilfe des mikroskops untersucht, ob die eindrücke im stanniol genau denselben abstand zeigen; ist dies der fall, so ist die gleichmässigkeit des ganges der walze damit bewiesen. Ist die stanniolplatte beschrieben, so wird sie abgenommen und in beliebig viele gleiche teile eingeteilt, jedoch so, dass die teilstriche nicht zu weit auseinanderstehen, da die tonhöhe beim sprechen fast in steter bewegung ist. Diese einteilung muss natürlich mathematisch scharf sein. Man kann dieselbe mittelst der teilmaschine herstellen, auch können die bei mikroskopischen messungen häufig verwendeten deckgläser mit eingeritztem massstab benützt werden. Unsere stanniolplatten sind in 78 teile abgeteilt. Diese teilung wurde dadurch erhalten, dass man die platten auf dem holzschlitten einer fräsmaschine befestigte, der durch eine grosse, äusserst genau konstruirte schraube in bewegung gesetzt werden kann. Die schraube selbst steht mit verschiedenen rädern in verbindung, und bei umdrehung eines grösseren rads bewegt sich die schraube und damit auch der schlitten um eine ganz bestimmte strecke nach vorn. Über dem schlitten ist ein metalllineal angebracht, das je nach bedürfnis gehoben oder auf die stanniolplatte herabgelassen werden kann. Man führt nun je eine drehung mit dem grossen rade aus, lässt das lineal herab und macht mit einer feinen reissnadel einen strich. Da 96 umdrehungen in 60 sekunden gemacht werden, so nimmt eine umdrehung $\frac{5}{8}$ sekunden in anspruch und die entfernung von einem teilstriche zum andern $0,625 : 78 = 0,00801282$ sekunden; befinden sich nun auf einer solchen strecke zum beispiel 4 eindrücke, so folgt daraus, dass zu einer durch

den betreffenden vokal hervorgebrachten vibration der membran je 0,002003205 sekunden erforderlich sind, was für die sekunde 499 schwingungen oder einen ton ergibt, der nahe an h_1 liegt, das 495 schwingungen in der sekunde hat. Die bei unseren versuchen verwendeten lautmassen wurden von einem 14 jährigen knaben hervorgebracht, dessen stimme noch nicht gebrochen ist und beim singen $1\frac{1}{2}$ oktaven tonhöhe von g_1 bis c_3 umfasst. Die thatsache, dass die lautkurven meist eine tonhöhe ergeben, die ein wenig über der mitte des stimmumfangs des sprechers liegt, findet darin ihren grund, dass die worte alle sehr laut ausgesprochen und die stimme dadurch ein wenig in die höhe getrieben wurde. Die zahl der eindrücke von teilstrich zu teilstrich ist bisweilen mit blossem auge festzustellen, namentlich beim o werden sie wunderbar deutlich; leichter zählt man die kurven mit einer guten lupe oder unter dem mikroskope bei mässig starker vergrößerung aus. (Der vortragende gibt einige der beschriebenen platten und lupen dazu her; unter einem zu diesem zweck aufgestellten mikroskope kann die zahl der eindrücke noch leichter festgestellt werden.) Bemerkte wird noch, dass unter dem mikroskope namentlich bei lampenlicht gut zu zählen ist, bei sonnenlicht wirken oft die reflexe des stanniols störend ein. Das nächste resultat der mit dem phonographen angestellten untersuchungen war die genaue feststellung der ZEITDAUER einzelner worte und wortverbindungen. Von den der membran ausgesprochenen worten nahm die einsilbige imperativform *k'ôm!* „komme!“ nur 0,2003205 sekunden, die zweisilbige befehlsform *gãp'ec!* „gehe weg!“ 0,27243588 sekunden, die einfachen aussageformen *i'of* „ich hoffe“ 0,21634614 sek., *se'ofed* „sie hoffen“ 0,44871792 sek., *i'òls* „ich hole es“ 0,54487176 sek., die frageformen *k'ômšd?* „kommst du?“ 0,26442306 sek., *g'òšd?* „gehst du?“ 0,37660254 sek., *k'aešd?* „hörst du nicht?“ 0,33653844 sekunden, das drohende lang gezogene *sô* 0,790321 sekunden, das gleiche ansicht ausdrückende lange *î* „ja“ 0,6410256 sekunden, das kurz zusagende *î!* „ja“ 0,26442306 sek. in anspruch. Selbstverständlich findet für die einzelnen worte ein schwanken der zeitdauer zwischen einem minimum und maximum statt, die jedoch nicht weit auseinanderliegen. In beziehung auf den tonischen silben- und wortakzent wurde zunächst festgestellt, dass die tonhöhen innerhalb einzelner silben, sowie die aneinandergrenzenden silben fast in steter bewegung sind. Dabei

findet nicht ein unmittelbarer übergang von einer tonhöhe zur nächsten statt, wie dies beim singen der fall ist, wo die stimme ohne vermittlung vom grundton zur terz, quint u. s. f. steigen kann, sondern die stimme durchläuft sämtliche gleitetöne von einer höhe zur andern. Für die silben, welche am ende stehen oder in pausstellung kommen, zeigen die stimmbänder stets ein schlafferwerden, so dass der ton, wenn auch nur für die strecke von 1—2 teilstrichen, von der erreichten höhe herabsinkt. Was die untersuchten einsilbigen lautmassen anbelangt, die alle der akzentsilbe im satze entsprechen, der nicht unmittelbar eine zweite, schwächer betonte silbe folgt, so ist zunächst zu bemerken, dass dieselben *zweitönige silbenakzente* zeigen, die mit *zweigipfeliger expiration* hand in hand gehen. Die reutlinger mundart, welcher die zur untersuchung gekommenen worte entnommen sind, ist nämlich eine singende; es kommen bei ihr in den einzelnen expirationsstößen schwankungen betreffs der luftdruckstärke vor; nachdem der augenblick der grössten expirationsintensität schon vorüber ist, tritt eine abermalige verstärkung der silbenexpiration ein, ohne dass jedoch das mass der ersten druckstärke erreicht würde. Man nennt solche silben mit schwankender expirationsintensität zweigipfelig. Wenn die druckstärke zum zweiten gipfel solcher silben hinaufsteigt, so bewirkt dies zugleich auch ein strafferes spannen der stimmbänder und damit ein höhersteigen des tones. Das *o* des drohenden *sô* zeigt zunächst bis zum silbengipfel ein steigen des tones von etwa einer terz, dagegen bis zum nebengipfel ein solches von einer quinte. Das langgezogene, gleiche ansicht und einverständnis ausdrückende *î* „ja“ zeigt für *i* ein steigen des tones zur terz, das *ô* beginnt mit der sekund, steigt dann allmählich wieder zur terz und quinte und im nebengipfel bis zur oktav. Ebenso durchläuft das kurz zusagende *î!* „ja“ eine ganze oktave, zuletzt aber legen die äussersten ränder der stimmbänder sich übereinander, so dass die stimmritze in allen ihren teilen fest geschlossen ist und die lautmasse mit dem kehlkopferschlusslaut abschliesst. Die einfache aussage *î ôls* „ich hole es“ beginnt für *i* mit der terz, *ô* steigt zum grundton herab, um wieder bis zur quinte hinaufzu- steigen; auch *î of* „ich hoffe“ zeigt ein höherwerden des tones von einer quinte. Folgt in der mundart auf die betonte silbe unmittelbar eine weniger betonte, so zeigt die letztere ein bedeutendes hinaufschnellen des tones und die höchste tonhöhe. So beginnt in *se of ôd* „sie hoffen“

das *se* mit der terz, der ton steigt für *se* bis zur quinte, *o* schwankt zwischen terz und quart, während das *sd* von *ofsd* bis zur oktave hinaufgeht, so dass *ofsd* im ganzen eine sext durchläuft. Ebenso zeigt *dōbɔg'ēə* „droben gewesen“ die höchste tonhöhe für das unbetonte *ə* nach der tonsilbe.

Das fragende *gʷsd?* „gehst du?“ steigt ganz allmählich um eine sext, das fragende *k'ōmsd?* „kommst du?“ um eine quint, während die zweisilbige frage *k'acsed?* „hörst du nicht?“ den fallend-steigenden ton zeigt, indem *k'acs* von der oktave zur quint herabgeht, die 2. silbe *ed* dagegen von der quint wieder zur septime emporsteigt. In den befehlsformen tritt ein ganz auffallend rasches höherwerden des tones zu tage, so steigt bei *k'ōm!* der ton schnell um eine oktave und sucht sich dann auf dieser zu halten, in dem zweisilbigen *k'ōmsd!*, das ungeduld ausdrückt, durchläuft das *ō* ebenso rasch die ganze oktave, während die zweite silbe dann nochmals um eine quarte hinaufsteigt. In der imperativform *gān'æc!* „gehe weg“, die ebenfalls ungeduld äussert, zeigt sich das plötzliche steigen des tones erst in der 2. silbe.

Das fallen und steigen des tones ist auf zwei tafeln in noten ausgedrückt. Diese noten geben natürlich nur näherungswerte an, von denen die eigentlichen höhen bisweilen bis zu 20 und 30 schwingungen abweichen. Bei der darstellung des ersten wortes *sō* wurden überdies die geringeren schwankungen des tons, die sich stets bemerkbar machen, nicht berücksichtigt. Ein genaueres bild des tonischen akzents der einzelnen lautmassen erhält man auf einer dritten tafel. Auf derselben wurden in horizontaler richtung die zeiteinheiten abgetragen, die der entfernung von einem teilstrich zum andern des stanniols oder je der zeitdauer von 0,00801287 sek. entsprachen, während in vertikaler richtung die anzahl der schwingungen in der sekunde abgetragen wurde und zwar so, dass je fünf schwingungen einer masseinheit gleichkommen. Der massstab ist unten auf der tafel angegeben.

Nur dann, wenn wir in unseren phonetischen untersuchungen von jeder subjektiven abschätzung so viel als möglich absehen und die vorgänge bei der erzeugung der einzelnen lautmassen, sowie die beschaffenheit und zusammensetzung der letzteren, wo es immer angeht, in rein objektiver weise zur darstellung bringen, werden wir vor manchem irrtum bewahrt und schaffen grund-

lagen, auf denen man ruhig weiter bauen kann. Wenn aber von denjenigen herrn, die ganz der schulpraxis leben, die frage aufgeworfen würde: wozu sollen uns all diese peinlichen untersuchungen nützen, die wir doch ganz sicher nicht unmittelbar im unterrichte verwenden können? so ist darauf zu antworten: Freuen wir uns, dass wir als neuphilologen es mit *lebenden* sprachen zu thun haben und darum jederzeit im stande sind, bis in alle einzelheiten hinein zu untersuchen, worin die ewig sich wiederholende arbeit des geistes besteht, den artikulirten laut zum ausdrücke des gedankens fähig zu machen. Nur durch eine ganze menge von detailuntersuchungen kann es uns gelingen, die unendliche fülle und vielseitigkeit zunächst unserer eigenen sprache annähernd zu erkennen, nur dadurch werden wir dem geiste und dem *leben* der sprache und damit auch der seele des volkes, die ja in der sprache ihre unmittelbarste äusserung findet, nachspüren können, und wenn wir so das leben der eigenen sprache beobachten gelernt haben, so werden wir auch eher befähigt sein, ein fremdes idiom in seinem ganzen umfange, seinem unerschöpflichen reichthume und seiner fortschreitenden entwicklung mehr und mehr zu erfassen und uns dafür zu begeistern. Diese begeisterung, diese liebe für die eigene sprache und, wenn auch in untergeordnetem masse, für fremde idiome wird aber sicherlich auch im unterrichte vielseitige früchte tragen und der schule zum segen gereichen. Es wäre deshalb auch äusserst wünschenswert, dass den studirenden moderner sprachen auf der hochschule gelegenheit geboten wäre, nicht nur für sie besonders eingerichtete vorlesungen über physiologie zu hören, sondern auch die verschiedenen im physiologischen institut zur anwendung kommenden apparate kennen, gebrauchen und unter beihilfe eines mechanikers für ihre besonderen zwecke umgestalten zu lernen.

Reutlingen.

PH. WAGNER.

THE READING-BOOK AS THE CENTRE OF INSTRUCTION IN TEACHING A FOREIGN LANGUAGE.¹

The main principle which I shall have to establish in dealing with this question is the following, which I shall now postulate as an axiom, but shall shortly endeavour to prove, viz.: *The reading of connected texts is the basis upon which a sound practical knowledge of a modern language can best be acquired.*

If not, what is our alternative? That great authority on things educational, Dr. Johnson, has furnished us with a doctrine, which, from its apparent logic, has overshadowed all teaching of languages from his day to our own. He says:-- "First get a thorough knowledge of the grammar, and then apply what you have learnt to reading and writing." This seems beautifully simple, but a long and patient trial has proved it to be a fallacy most cunningly concealed. Teachers are now awakening to the fact that by giving to the grammar a premier and isolated position, they have for years persistently put the cart before the horse. The result of this has been sorrow and disgust to the teacher, weariness and pain to the pupil. This is hardly surprising. Grammar in the abstract does not appeal to the mind of the pupil; it is uninteresting, unintelligible, and is not remembered for long. It makes the study of language dry even to pupils with strong linguistic tendencies, and leads them to attach an exaggerated importance, to really very unimportant

¹ Vortrag. gehalten 11. april 1890 zur begründung der 3. neusprachlichen these: "*That the Reading-book should be the Centre of Instruction in teaching a foreign language*" bei der versammlung der *Teachers' Guild of Great Britain and Ireland* in Cheltenham. 10.—12. april 1890.

Die these wurde einstimmig angenommen.

details. Grammar was made for man, and not man for grammar. I am not abusing grammar, in so far as it helps us to understand language; but our stereotyped method of imparting it has brought it into just disrepute. Surely it is possible to write and speak French without knowing all about the plurals of compound nouns. Thus *grand'mères*, but *grands pères*; *avant-gardes*, but *timbres-poste*, &c.

Is it necessary that an elementary student of German should burden his memory with the differences in meaning of *Länder* and *Land*, *Tücher* and *Tuche*? Is it absolutely essential that a Latin student should be quite certain of the gender of a *bat*, a *cough*, and a *basin* in that language?

This kind of thing is very nearly useless, even in more advanced prose composition.

A candidate for the "Little Go" or "Smalls" has to show a most unnecessary knowledge of what a French professor quaintly called "les beautés de la langue," which, as neither the "Tripos" nor the "Final Schools" require them at all, he very soon wisely forgets.

Grammar, then, being an abstract and lifeless science, *we must put it in a concrete form, if we are to give it any vitality*. This is brought about by bringing it into connexion with reading. If a boy has seen a form in his reading-book, and has had to translate it, it is no longer an abstract creation of the grammarian, a something shadowy and unreal, which has no part in life, but it has become an objective reality to him, a concrete and tangible object, which will serve him as a basis for an intelligent grammar lesson.

Let us take a form like *ὁμοῖα* in Greek. The pupil has to find a meaning, fails, and has to be told that it is contracted from *ὁμοῖονοῖα*; he will then see the need of some rules for contraction, and will eagerly welcome any assistance which grammar can give. In other words, *we ought never to give a grammatical rule without a preceding concrete instance*. This is really the only logical method, and yet how few Latin or Greek grammars do we see giving numerous examples of a phenomenon, and then deducing their rules from these examples. Don't they nearly all give the rule first, and then illustrate the rule by examples? I remember vividly how, at school, I wasted valuable time by mechanically committing to memory first the rules of the Eton Latin Grammar, and afterwards those of the Public School Latin Primer.

Again, there are some things in a language which no grammar can ever explain, no rule can ever define. Rules and grammar are powerless to cope with what can only be felt; it is useless to explain the vigour of a foreign idiom, we can but feel it or imitate it. It is quite impossible to explain how a thought took a certain form of words; in our rendering we can at best give an approximate translation, or a corresponding idiom. Grammar, then, has very clearly defined boundary lines, which it is powerless to pass.

Therefore, grammar, to be really useful, must be brought into connexion with the reading of carefully selected texts. In this form it will be of real service to the pupil.

The case for the Reader as Centre of Instruction may be very adequately summed up in the words of Bréal: "*Il faut apprendre la grammaire par la langue et non la langue par la grammaire.*" — "*Grammar should never be taught before the language and apart from it*" (Kühn, Preface to *French German*).

But I fully recognise the importance of a systematic treatment of grammar in the reading-book, and do not therefore agree with those who would abandon grammar altogether. Grammar is the systematized result of man's labours in the field of language; to throw it away would be a wilful sacrifice of the experience of our race, and would compel each pupil to begin systematizing for himself afresh.

This would be a terrible state of affairs, and might aptly be termed the method of "plunge and struggle." It has very little to recommend it, and is open to some serious objections.

(a) The task of forming a logical series of inductions, in the strict sense of the word, is beyond the power of most pupils. They would be simply bewildered by the maze of forms they would encounter, and without assistance they could never reduce their experiences to anything like order. It has been said by some advocates of this method: One word is as difficult to a beginner as another; but, even if we admit this obvious fallacy for the sake of argument, it by no means follows that the order in which we present words, and facts connected with them, is of no importance. We must help our pupil to introduce order into all his conceptions; all his work must be systematic; he must see as clearly as we do the goal towards which he is striving; boys resent being taught in the

dark. *What we want is modified induction—i. e., induction on the basis of certain carefully prepared texts.*

(b) But there is another, and I think a graver objection to the method of “plunge and struggle” than that just mentioned. If we abolished grammar, we should abolish with it that mental discipline which some rate so highly, and which consists in mastering and applying a systematic knowledge of any language. This is a real education to a pupil, and in these days, when the tendency is to assign the dominant place to purely utilitarian subjects, we cannot afford to let him neglect it. It gives him a power of abstract thinking, and may be obtained just as easily from a *modern* as from an *ancient* language.

We may definitely assume, therefore, that grammar is a necessity; it remains to be seen in what form it can best be taught.

Most of our present methods, although they all, from Ollendorff to Prendergast, have some definite underlying principle, are open to the objection that they are unsystematic and inexact, and are thus not calculated to impress the pupil with the idea that languages are really a most scientific study. It would serve no purpose to enumerate the many deficiencies in the more prominent among modern methods of imparting foreign languages; but the main points which have struck me most forcibly in the numerous grammars I have read are the following:—

(i.) Their utter want of organization.

(ii.) The absolute lack of anything like a definite system in dealing with the varied phenomena of language.

The most glaring defect of all, viz., the absolute want of uniformity in grammatical terms, has already been dealt with, so that I need only mention it in passing.

The unfortunate pupils are lost in a wilderness of confused ideas: every grammarian, every author of a “course”, uses different terms to still more bewilder the hopelessly befogged pupil. Every one has his own particular fad, his one pet belief, which he trots out regardless of the fact that, while teachers disagree, pupils must suffer.

There are some people, however, who derive great hope for the future from the very multiplicity of our rival systems, on the general ground that “Competition is healthy,” or “There is nothing

like free trade in education." Nevertheless, our striking lack of uniformity has been, and still is, largely responsible for the low level of knowledge of foreign languages noticeable among us to-day.

Do not let us disperse without formulating the main principles on which the true method of teaching foreign languages can be based.

This brings us to the further question, *What are the conditions which an ideal method ought to fulfil?*

They are numerous, but they may be summed up shortly.

(1) *The Reader must be systematic; i. e.*, it must lend itself to a methodical study of grammar. This may be best achieved by means of carefully prepared texts into which the forms to be learnt are systematically introduced in a prescribed order. This must, of course, be accomplished without doing violence to the literature, and, by diligent search, pieces may be discovered which amply illustrate all the grammatical phenomena of a language. By this method, the pupil will kill two birds with one stone—(a) he is developing his sense of language by learning phraseology and vocabulary, and (b) he is learning grammar—*inductively*, almost unconsciously. Then, too, his interest must be kept alive no less by the consecutiveness of the passages than of the ideas they embody. There must be no isolated nonsense sentences, so dear to the disciples of Messrs. Otto, Ollendorff, and Ahn, about "My brother's cups of tea," or "The trees of the good baker's wife." Fragments of this sort may possibly be understood, but they cannot form a compact whole in the mind of the pupil, for the very good reason that they have never been conceived as a whole in the mind of the grammarian.

Thus, *a definite and systematic series of graduated grammatical phenomena is an indispensable requisite of any Reader which is to be the centre of instruction.*

(2) Another important feature of this Reader would consist in *the arrangement of the various grammatical phenomena to be acquired.*— These would be so arranged as to present to the pupil the *important* before the *unimportant*, the *less* difficult before the *more* difficult. With two or more Readers, the pupil could be taken through several courses (lasting three or four years); each of these would cover the ground of the whole grammar; but while the first gave merely the barest outline of the language, the successive ones

would cover the same ground with more and ever more detail. (First *Übersicht*, then *Einsicht*).

The results of this method would be that the pupil, instead of leaving school with an ill-assorted medley of isolated facts, which are of very little use for the practical purposes of reading and writing, would have acquired without difficulty a complete and connected view of the main features of the language. This he would carry away with him in his memory, and it would be a permanent possession to him.

(3) The next point of importance in the Reader would be the position the vocabulary (*Wortschatz*) would occupy. This should be useful, but not too comprehensive; simple, and yet not vague. It should not attempt to replace the teacher entirely, but should yet be sufficiently extensive to give the pupil a sufficient *copia verborum*. In this particular, it would fittingly replace the dictionary, the clumsy use of which causes an immense waste of time among junior pupils.

(4) Another important feature in this Reader *would be graduated English passages for translation based upon the grammar and vocabulary just acquired in the foreign text*. Writing must always be based upon reading. The importance of this principle was recognised by Roger Ascham, and its truth is nowadays reasserted by many prominent modern schoolmasters. In many of the French and German school books of the present day, one constantly finds after the text sentences and sometimes connected passages for retranslation. But, though both Ascham and modern teachers are at one as to the importance of basing writing upon reading, yet here again there is no system, though Bacon's dictum, that "writing maketh an exact man," is as universally recognised to-day as it was three hundred years ago. What is wanted now is a Reader which shall combine Ascham's principles with the research and ingenuity of modern times—*i.e.*, writing based upon reading combined with systematic grammar. Such writing as this would be doubly useful, because it would compel a pupil to arrange and apply his knowledge.

Lastly, it would be an essential feature of the reading-book that it should be in touch with our examination system, although it is to be hoped that examiners may shortly see fit to somewhat modify their present *modus operandi*. Still, any method, to be an

ideal one in a *practical* as well as an *educational* sense, must not be too far removed from the exigencies of our time.

With such a Reader as this, the true order of learning would be somewhat as follows:—

(i.) Read a carefully prepared text under the direction of a teacher.

(ii.) Learn a small piece of grammar arising out of the text just read.

(iii.) Apply the knowledge thus gained to writing.

Efforts have been made of late to embody in practical form the principles for which I contend, and I hope that before long the problem will be successfully solved to which Mr. Henry Sweet refers in an article in the *Academy* of July 17th, 1886, when he speaks of the imperative “necessity of bridging over the formidable gulf between grammar and reading.”

But the importance of this subject is not merely technical, or solely educational; it is vital to the best interests of a wider circle than that controlled by the scholastic profession. In view of our vast commerce, no less than our premier position in the van of nations, the public have a right to expect that their sons and daughters shall be practically instructed at school how to read, write, speak, and understand foreign languages. The Press is perpetually drawing attention to the lamentable fact that foreigners are daily supplanting our youth in city appointments, which the latter, owing to their ignorance of foreign languages, are wholly incompetent to fill. It is not for want of ability in the rising generation that our knowledge of foreign languages is of such small practical use: there is no lack of native intelligence in the Anglo-Saxon race,—it is merely the want of a properly organized rational system. It is perfectly useless to expect good “results”, if we leave to the unfettered free agency of untutored minds the task of selecting or evolving the method by which these results are to be obtained. The average mind is quite incapable of the initial effort which the evolution of a system demands; hence, in the interests of foreign languages, it is absolutely essential that the majority of teachers should be agreed as to the catholic method of imparting instruction.

It is thus little less than a national calamity that language teachers should regard the chaotic muddle of conflicting methods

with complacency, when the country cries aloud for reform. We modern language teachers have a great national duty to fulfil, and one which will brook no delay. It is an urgent educational necessity, that the true method of teaching foreign languages should be laid down in no ambiguous terms. If the Reader were once made the centre of a clearly defined system, most of our difficulties would vanish. In conclusion, I can only express the hope that the Conference, by their vote to-day, will put on record the fact that, in the opinion of a great body of teachers, Order, Uniformity, and Progress can best be attained by the universal adoption of the Reader as the centre of all foreign language teaching in the future.

Cheltenham.

W. STUART MACGOWAN.

MISZELLEN.

É UND Ê.

In der aufzählung, die ich in meiner *Darstellung* von dem was bisher über holländische phonetik geschrieben war, gegeben habe, fehlt (seite 29) u. a. die angabe eines aufsatzes von prof. Dr. A. Kern: *Über linguales und dentales D (De D als tand- and tongletter)*, *Taalkundige Bijdragen*, erster teil, Haarlem, de erven F. Bohn 1877, seite 175). Professor Kern behauptet dort, im holländischen habe „der buchstabe *d* zwei wohl zu unterscheidende laute“ (twee wel te onderscheidende klanken). Der eine, z. b. in *dorp* (hd. *dorf*) werde „dadureh gebildet, dass man die zunge an die oberste zahnreihe anschlägt, der andere, u. a. in *doen* (hd. *thun*), dadurch, dass die zunge an den gaumen über die zähne gedrückt wird. Ersteres ist dentales, letzteres ist linguales *d*.“ Ersteres entspreche im holl. immer ags. *th* oder *dh*, letzteres ags. *d*. Sogar in *t*, welches im auslaut an die stelle des *d* tritt, bleibe der unterschied bestehen: *mond* soll ein dentales haben (engl. *mouth*), *hond* (engl. *hound*) ein linguales.

So viel ich weiss, ist prof. Kerns wunsch, dass auch „andere in ihrer umgebung“ die aussprache untersuchen sollten, erfolglos geblieben. Warum? Weil der unterschied imaginär ist? Ich fürchte es und zweifle nicht, dass wer *ohne* die gründlichen etymologischen kenntnisse zu besitzen, welche, wie ich meine, prof. Kern hier irre leiten, sich einbildet, den unterschied zu hören, oder an sich selbst zu beobachten, eben so oft „fehl“ hören wird als „richtig“ -- raten.

Genannter artikel kam mir wieder ins gedächtnis zurück, als ich vor einigen tagen im zweiten heft des neunten jahrgangs der *Tijdschrift voor nederlandsche taal- und letterkunde* (Leiden, G. E. Brill, 1890) las, was professor Kern dort über *é* und *ê* im holländischen angibt. Er behandelt „*Open en gesloten e, in zonderheid in het oostgeldersch.*“ Den inhalt des übrigens sehr interessanten aufsatzes hier mitzuteilen, wäre unnütz, da es mir nur darum zu thun ist, niederländische leser der *Phon. studien* zu bitten, uns zu sagen, was *sie* von dem halten, was seite 146 im text und in der anmerkung behauptet wird.

Prof. Kern schreibt: „Hierbei soll noch bemerkt werden, dass aus umlaut entstandenes *e* sich in der aussprache deutlich unterscheidet von *ê* = idg. *e'*“; und in der anmerkung: „Das *e(i)* als umlaut von *a*. z. b. in *bedden, eet*, unterscheidet

sich von *è* in *gehed, weeg, bevel*, dadurch, dass man beim aussprechen die mundwinkel so verzieht, dass sich die lippen bewegen und die mundöffnung mehr oder weniger spaltförmig wird, während beim andern *è* die lippen bewegungslos bleiben. Dieselbe bewegung machen wir, wenn wir versuchen, *aj, èj, oj, oefj*, zu produzieren, nicht aber bei *ai, ei, oi, oei*; ferner sei bemerkt, dass wir *aai, bloei* u. dgl. schreiben, aber *aajt, bloej* sprechen.“

Wer meine *Kurze darstellung* gelesen hat, wird begreifen, dass mich diese mittheilung von einem manne wie prof. Kern sehr befremdet hat. Der hier (jedenfalls nicht sehr deutlich) beschriebene unterschied ist mir im holländischen ebenso unbekannt wie der vorher angedeutete zwischen *d* und *ɔ*, *t* und *te*. Da es mir aber weniger gilt, recht zu haben, als die genaue wahrheit zu kennen und gekannt zu wissen, frage ich hiernit bei allen meinen holländischen kollegen an: besteht der unterschied wirklich bei uns?

Derselbe aufsatz enthält (s. 145) folgenden paragraphen über französisches *é* und *è*:

„Im französischen klingt das *e* in geschlossenen silben offen, in offenen geschlossen, wenn nicht eine silbe mit dumpfen (holl. „doffe“) *e*, sogenannten *e muet* folgt. Also: *secret* mit offenem *e*, aber *secrétaire*, mit geschlossenem. Ebenso: *bref*, aber *abréviation*, *abrégé*; *est* (ost): *est* (ist); *mer, cher*, aber *chéri*; *quel, ces, succès*, aber *succéder*. In einigen dieser beispiele wird in der heutigen aussprache der auslautkonsonant nicht mehr gehört, aber es ist eine zeit gewesen, wo die jetzt noch übliche schreibung den klang jener wörter genau angab, und gerade aus dem jetzt noch bestehenden unterschied der aussprache zwischen *secret* und *secrétaire* können wir schliessen, dass die oben aufgestellte regel aus relativ alter zeit datire. Warum wörter wie *nez, chez* und das suffix *ier* wie *métier, séculier* geschlossenes *e* haben, habe ich nicht entscheiden können. Über *séculier* konstatirt Littré, dass die letzte silbe noch im 17. jahrhundert wie in *hiver* gesprochen wurde.“ —

Es herrscht hier dieselbe unklarheit darüber, was eigentlich geschlossene oder offene silbe heissen sollte, deren auch ich, wie ich jetzt glaube, mich schuldig gemacht habe (z. b. seite 36 der *Darstellung*).

Im französischen *est* (ist), *secret, les, ces, succès*. — *jamais, avait*, u. s. w. von geschlossenen silben zu sprechen, eben weil es der heutigen kakographischen orthographie beliebt, längst verschollene konsonanten noch immer zu schreiben, ist — obwohl ganz allgemein — jedenfalls ebenso unrichtig, als es sein würde, zu behaupten, das *a* in *il a* stehe in geschlossener silbe, weil einmal ein *t* darauf folgte. Die von prof. Kern gestellte frage und alles, was ihn dazu führt, sollte sich daher m. e. folgendermassen umgestalten.

„Im französischen galt — vor dem hinwegfallen von einfachen auslautkonsonanten — die regel: in einfachen geschlossenen silben steht *è*, in offenen *é*; z. b. *bref*, aber *abréviation, abrégé* u. s. w. *hiver* und (wie Littré uns mitteilt) im 17. jahrhundert noch *séculier* mit *er* wie in *hiver*.

Nach dem verschwinden der auslautkonsonanten ist aber nicht jedes *è* in demzufolge jetzt offener silbe zu *é* geworden.

So spricht man zwar jetzt *é* in *nez, chez, métier, séculier*; inmier aber noch

è in manchen silben, wo man der regel nach é erwarten würde: *les, ces, est* (ist), *secret, muet* u. s. w. Es fragt sich, warum nicht auch hier é gesprochen wird.

In manchen von diesen wörtern (z. b. *les*) ist bekanntlich das è schon ziemlich weit auf dem weg nach é fortgeschritten. Passy hat es sogar als besonderen laut durch ε bezeichnet. Manche franzosen (schüler und lehrer), die, wenn ich sie bat, mir *je parlai* und *je parlais* vorzusprechen, in letzterem u. dgl. deutlich è hören liessen, sprachen in fließender rede meistens, wo nicht é, doch wenigstens das passy'sche ε in *les*). In adjektiven wie *secret* aber ist wohl noch immer è das einzig richtige. Muss die ursache in der etymologischen gruppirung mit dem femininum *secrète, muette* u. s. w. gesucht werden? Dies ist mir höchst wahrscheinlich, und es möchte alsdann den vielen infinitiven auf *er*, gesprochen als é, den vielen wörtern auf *ier*, denen kein weibliches *ière* zur seite steht, zu verdanken sein, dass z. b. die form *séculière* das è in *séculier* nicht hat schützen können.

Wer sich nun nicht von der jetzigen orthographie irre führen lässt, soll aber auch nicht behaupten, wie ich gethan, und wie auch prof. Kern im anschluss an die gewöhnliche praxis thut, dass z. b. im holl. *bedden, zetten* u. s. w. das è in geschlossener silbe stehe. Ich möchte also, was ich über diese schreibung in meiner *Darstellung* gesagt habe,¹ lieber richtig folgendermassen formuliren:

Im holländischen stehen è und é beide bald in offener, bald in geschlossener silbe.

è in offener silbe wird geschrieben: mit *e* (*rede*) oder *ee* (*keeken*).

è in geschlossener silbe wird geschrieben IMMER mit *ee* (*keek*).

è in offener silbe wird bezeichnet durch *e* und doppelkonsonant (*stemmen*).

è in geschlossener silbe durch *e* (*bed, veld*).

Den etymologischen ursprung oder die orthographische regel, wann *e* oder *ee* für è stehen soll, zu besprechen, ist hier nicht der ort.

Wenn ich alles dies gewissermassen als einen nachtrag betrachten darf zu meiner *Darstellung*, wird man mir auch wohl erlauben, hier meinen verehrten kollegen ten Brugenate zu versichern, dass ich mir des unterschieds zwischen engl. und holl. *dan* sehr wohl bewusst bin. Darf ich ihn, und jeden, der seine bemerkungen auf seite 216 des vorigen heftes gelesen höflichst bitten, noch einmal nachzusehen, was ich seite 30 oben gesagt habe? Es bleibt jedoch leider wahr, dass ich seite 39 *sub* no. 14 und 15 diesen unterschied deutlicher hätte hervorheben sollen. Wenn herr ten B. auch das über *v* seite 39 *sub* 16, und alles über holländisches diphthongiren gesagte nochmals genau durchsehen will, wird er auch, hoffe ich, finden, dass das, was ich gelehrt habe, nicht „haag'sches“ *v* ist. Durch *v* deute ich den vokal an, der, wie manche wollen, *immer*, wie ich meine, oft zu *vi* diphthongirt, im guten „gebildeten“ holländisch vorkommt.

Rock Ferry, Newton school, mai 1890.

WILLEM S. LOGEMAN.

¹ *Phon. stud.* III, seite 35.

SPRECHS A A L.

BEANTWORTUNGEN DES FRAGEBOGENS „ZUR METHODIK DES SPRACHUNTERRICHTS.“

Der als rundsreiben verschickte fragebogen „Zur methodik des sprach-
unterrichts, insbesondere im frz. und engl.“ (vgl. *Phon. stud.* III, s. 248 ff.) hat
von seiten einer schon recht befriedigenden anzahl von kollegen freundliche be-
antwortung gefunden. Ich teile die antwortschreiben der reihe nach hier mit,
lasse aber zunächst die fragen nochmals folgen:

1. Gehen Sie beim aussprache-unterricht vom laute aus oder von der
schrift? — 2. Unterstützen Sie den unterricht durch a. lautafeln, b. laut-
schrift? — 3. Welcher lautschrift bedienen Sie sich für das französische und
englische? — 4. Wann erfolgt der übergang zur gewöhnlichen orthographie? —
5. Haben sich missstände dabei ergeben, und ev. welcher art? — 6. Erfolgt der
erste aussprache-unterricht an der hand von gedichten, lesestücken oder anschau-
ungsbildern? Welche anschauungsbilder benutzen Sie? — 7. Verwerten Sie aus-
schliesslich zusammenhängenden lesestoff oder auch einzelsätze? — 8. Lassen
Sie aus dem deutschen in die fremde sprache übersetzen, und zwar einzelsätze
oder zusammenhängende stücke? — 9. In welcher klasse fangen Sie mit dem
übersetzen an? — 10. In wie weit verwerten Sie anschauungsbilder? — 11. In
welcher weise und in welchem umfange stellen Sie sprechübungen an? — 12.
Lassen Sie die grammatik auf induktivem wege oder durch übersetzen von einzel-
sätzen gewinnen? — 13. Worin bestehen die schriftlichen arbeiten auf den ver-
schiedenen stufen, und wie oft werden sie angefertigt? — 14. Wie sind Sie mit
der bisherigen methode im ganzen zufrieden? — 15. Welche vorzüge finden Sie
gegenüber dem früheren verfahren? — 16. Welche mängel haben sich gezeigt?
— 17. Wie steht es mit der kenntnis der wichtigsten gesetze der grammatik?
— *Sonstige ergänzende bemerkungen:* —. *Name u. stellung:* —. *Anstalt:* —.
Ort: —. *Datum:* —.

No. 1.

1. Ich gehe zuerst nur vom laute aus. Sog. „ausspracheregeln“, die von
der schrift ausgehen, z. b. *s* am anfang der wörter = stimmlos, hart, *s*, kommen

später gelegentlich vor. — 2. a) durch lauttafeln von der untersten bis zur obersten klasse in meinem regelmässigen unterricht. b) In einer privaten höheren tüchtterschule, in einer klasse von 14—16 jährigen schülerinnen. habe ich ausser den lauttafeln auch die von mir selbst gemachte transskription eines gedichtes benutzt, um die bis dahin gelernte und hart gewordene deutsch-französische aussprache auszutreiben. — 3. Der lautschrift, die ich auf meinen lauttafeln und in meiner abhandlung „*Die phonetik im fr. u. engl. klassenunterr.*“ angewandt habe. — 4. Nach einübung der laute. Aber schriftliche arbeiten werden erst etwa vom 3. monat an angefertigt. — 5. Nein. — 6. Nach der ersten (keineswegs erschöpfenden) einübung der laute und einiger kennwörter, die im französischen etwa 3—4 stunden, im englischen etwa 1—2 stunden in anspruch nimmt. beginne ich sofort ein kleines gedicht oder (häufiger) eine erzählung. Am anfang jeder stunde (von der 5., resp. 3. an) wird ein teil der lauttafeln (vokale — resp. reine vokale und dann nasale vokale — diphth. — konson.) nebst den dazu gehörigen kennwörtern wiederholt, so dass die erste einübung der lauttabellen allmählich ergänzt und vervollständigt wird. Die erzählung wird in fragen und antworten zerlegt. Die erste erzählung, resp. das erste gedicht muss schliesslich jeder schüler lautlich beherrschen. — 7. Zusammenhängenden lesestoff. Französische und englische einzelsätze nur als beispiele für die syntax. sobald diese systematisch durgenommen wird. — 8. Nur zusammenhängende stücke oder inhaltlich zusammengehörige sätze in seltenen exerzitien (häuslichen arbeiten), die in der klasse vorbereitet und genau besprochen werden. Vgl. dazu frage 13. — 9. Das eigentliche übersetzen aus dem deutschen in die fremde sprache, wenn man darunter nicht „retrovertiren“ versteht, wird möglichst hinausgeschoben. fängt im allgemeinen nach einem jahre an und geschieht auch dann nur in mässigem umfange und stets mit genauer vorbereitung. Ein mündliches übersetzen aus dem deutschen „vom blatte“ vermeide ich ganz, damit nicht die aussprache verdorben wird. Ein schriftliches übersetzen von *echten* deutschen texten in den oberen klassen, vorausgesetzt, dass es nicht zu oft geschieht, halte ich desshalb für nützlich, weil sich lehrer und schüler dadurch von zeit zu zeit von der ungeheueren schwierigkeit des „wirklichen“ übersetzens überzeugen müssen. Das „zurecht gemachte“ deutsch ist eine beklagenswerte unsitte. aber wegen der anforderungen der offiziellen reglements für die schlussprüfungen ein notwendiges übel. Ohne diese reglements, die wohl z. t. von nichtfachmännern herrühren, könnte man das übersetzen aus dem deutschen vollständig beseitigen oder nur als gelegentliche übung in die obersten klassen verlegen. — 10. Der anschauungs-bilder habe ich mich bis jetzt noch nie bedient. Dagegen behandle ich manchmal gegenstände der direkten anschauung in leichten sprechübungen. — 11. Von der untersten bis zur obersten klasse im anschluss an die durchgenommene lektüre: in den obersten klassen wird manchmal die grammatik in französ. resp. engl. sprache wiederholt. — 12. Zunächst auf induktivem wege aus der lektüre. Daneben werden paradigmata (zuerst ohne lehrbuch) eingeübt; nach zwei jahren im französischen, schon im ersten jahre im englischen dient die systematische grammatik zur zusammenfassung, wiederholung, vervollständigung und vertiefung des gelernten stoffes. — 13. 1) im franz. in V. IV eine schriftliche arbeit alle zwei wochen, 2) im franz. von unter-III an und im englischen von anfang an

(von unter-II an, bei uns obligatorisch) alle drei wochen. Jede dritte arbeit ist eine häusliche übersetzung (exerzitium), die vorher besprochen worden ist. Die übrigen arbeiten (extemporalien) bestehen zuerst in französischen, resp. englischen antworten auf deutsche fragen, sind dann retroversionen (der text etwas verändert) und im englischen, wo in der schlussprüfung nichts verlangt wird, wo ich also durch nichts behindert bin, kleine aufsätze (nacherzählt). Sie alle schliessen sich an die lektüre an. — 14. Durchaus zufrieden, soweit meine ergebnisse nicht durch äussere verhältnisse, einrichtungen u. dgl. gestört oder gehemmt werden. — 15. Die schüler „lernen französisch und englisch“, wenn auch in bescheidenem masse. Sie lernen gern „lebende“ sprachen. — 16. Keine mängel, es seien denn mängel, die mit der reformmethode an sich nichts zu thun haben (vgl. fr. 14). — 17. Ich glaube: besser als ohne die sog. reformmethode. — *Bemerkungen*: Meine lehrweise hat sich im laufe der zeit infolge grösserer erfahrung und übung allmählich sehr verändert. Erst seit osten 1882 (an einer lateinlosen realschule in Wiesbaden) und seit osten 1883 (an einem humanistischen gymnasium mit obligatorischem engl. unterricht in Hamburg) suche ich die reformmethode mit *vollcom bewusstsein* durchzuführen; und selbst während dieser zeit (1882—1890) ist meine lehrweise keineswegs dieselbe geblieben. Vgl. dazu meine schriften: 1) *Der französische und englische unterricht in der deutschen schule*. Nolte, Hamburg 1886. 2) *Das erste lesestück und überleitung von der lektüre zur grammatik im französ. anfangsunterricht* in Fricks und Richters *Lehrproben und lehrgängen* s. 93 ff IX (1886). 3) *Die phonetik im französischen und englischen klassenunterricht*. Meissner, Hamburg 1888. 4) *Die von K. Foth vorgebrachten klagen und wünsche in bezug auf den französischen unterricht im sog. humanistischen gymnasium und ihre berechtigung* soll nächstens in der *Zeitschrift für französische sprache u. litteratur* erscheinen (besprechung der bekannten broschüre von K. Foth).

Januar (juni) 1890.

Prof. Dr. A. RAMBEAU,
Wilhelm-gymnasium, Hamburg.

No. 2.

(Englisch.)

1. Vom laut. — 2. Lautschrift. — 3. Einer modifikation der sweet'schen (meiner *Engl. leselehre*). — 4. Nach ca. 8 wochen. — 5. Es hat sich ergeben, dass wenn ein schüler der orthographie nicht sicher ist, er im anfang das lauthbild setzt. Wenn dies ein „missstand“ ist, so wird er durch die korrektur des diktats beseitigt. — 6. Lesestücken, Kreidezeichnungen und dinge verschiedenen gebrauchs, die im unterrichte ausser der lektüre gelegenheit zu kleinen gesprächen bieten. — 7. Keine einzelsätze. — 8. Nein. (Auch aus dem engl. ins deutsche wird nur im anfang, später, nur schwierigeres übersetzt und dann stets zuerst von mir, damit die schüler die muttersprache nicht misshandeln. Für die maturitätsprüfungsaufgabe war mir für 1889 (sommer) von dem vorsitzenden landeschulinspektor schon früher mündlich zugesagt worden, ich könnte für die schriftliche klassenarbeit freie themen stellen. Im letzten moment kam offiziell doch eine übersetzung u. z. ein ziemlich schwülstiges kapitel aus Bulwers *Rienzi*. Obwohl diese schüler nie übersetzt hatten, war doch der erfolg im ganzen ent-

sprechend. Auch bei der mündlichen prüfung mussten sie übersetzen, und doch ist keiner verunglückt. — 9. — 10. Siehe oben 6. — 11. 1) Im anschluss an die lektüre, und 2) über solche dinge, an denen lehrer und schüler gemeinsames interesse haben. Um dem bedürfnis an sprechmaterial zu genügen, ist seit mehreren jahren eine sammlung angelegt, von einem engländer durchgesehen und wird gedruckt werden, ca. 10—12 druckseiten, unter dem titel: *School-phrases*, preis ca. 15 kr. = 30 pfg. Daneben werden auch sweet'sche stücke benützt. — 12. Auf induktivem wege. — 13. 3 jahrgänge zu 3 wöchentlichen stunden in V. VI. VII. klasse. V. Orthographische übungen. Engl. antworten auf engl. fragen aus der lektüre und *School-phrases*. VI. wie in V. und hier beginnen inhaltsangaben, variationen, amplifikationen, die zuerst ganz in der schule schriftlich fixirt werden, dann nur in schlagwörtern. Dazu tritt in der VII. auch verwandlung leichter gedichte in prosa. 2 im monat. — 14. Gut. — 15. Der wichtigste vorzug ist erhöhtes interesse. Einzelne enthusiasten versteigen sich soweit engl. gedichte zu verbrechen, mit denen ich bei der abiturientenkeiße überrascht wurde. Bei dem früheren verfahren waren sie froh, wenn sie das zeug vom halse hatten. — 16. In den augen mancher leute ist es ein „mangel“, dass die schüler eine sprachliche erscheinung nicht unter eine regel zu subsumiren und diese nicht in grammatischer terminologie auszudrücken wissen. Das ist richtig. — 17. Daher muss in der VII. klasse eine stunde wöchentlich der grammatik gewidmet werden. — *Bemerkungen:* Ich erlaube mir hier bloss eine bemerkung über die sog. *préparation*. Die „präp.“ wird stets zuerst in der schule von mir und den schülern hergestellt. Es wird gelesen, nachdem zuerst von mir die aussprache noch nicht vorgekommener wörter angegeben wurde. Die bedeutung dieser wörter wird in engl. sprache durch synonyma, *dodges* etc. erklärt. Die „präp.“ für die nächste stunde besteht also in einer wiederholung des in der vorigen stunde erledigten. Der inhalt, die erklärungen etc. werden abgefragt und gelegentlich auch von schülern der orthographie wegen auf die schultafel geschrieben. Bei der wiederholung wird streng darauf gesehen, dass die schüler das gelernte in sprechtakten wiedergeben, weshalb ich auch nach sprechtakten abteile. Stets wird auf früheres zurückgegriffen. Dieser vorgang hat den vorteil, dass das leidige abschreiben der „präp.“, sowie auch das der nie gleichlautenden aufgaben vermieden wird, die schüler zum richtigen nicht erst durch das falsche gelangen und nicht überbürdet werden. Ich dulde nur engl.-engl. wörterbücher. — Eine „präp.“ im alten sinne verfertige nur ich.

21. jan. 1890.

Prof. WILH. SWOBODA,
landesoberrealschule, Graz.¹

No. 3.

1. Vom laute. — 2. a) Ja, im englischen, nicht aber im französischen, da die zeit eine allzu knappe ist. b) Bisher habe ich die lautschrift nur in den

¹ Da ich erst drei monate hier bin und eine dreifach stärkere schülerzahl habe als in Znaim, so gelten die bemerkungen hier hauptsächlich für die realschule in Znaim. Hier werde ich erst meine erfahrungen zu machen haben.

ersten stunden benutzen können: von nun an benutze ich ein lehrbuch, das phonetische umschrift neben der gewöhnlichen orthographie gibt. — 3. Mit wenig modifikationen derselben wie in meiner *Englischen lautlehre*; für das französische gebrauche ich für die nasalvokale *ā, ã, ē, ð*. — 4. Nach wenigen tagen. — 5. Natürlicherweise nein. — 6. Leichte gespräche und lesestücke. — 7. Im englischen nur zusammenhängendes. Im französischen bin ich wegen der einrichtung des lehrbuches genötigt, auch einzelsätze zu gebrauchen. — 8. Ja, im letzten jahre, um für die öffentliche prüfung vorzubereiten. Bisher bin ich genötigt gewesen, eine anzahl von einzelsätzen mündlich übersetzen zu lassen, da die bisher gebrauchte grammatik sehr karg an beispielen ist. Mit meiner eigenen grammatik, glaube ich, wird dies unnötig sein. Schriftlich habe ich nur zusammenhängende stücke übersetzen lassen. — 9. In der letzten klasse vor der prüfung. [Wir haben 3 jahre für das englische in unseren mittelschulen, normalalter 12—15 jahre.] — 10. Gar nicht. — 11. Im ersten jahre gebe ich nur leichte fragen aus dem durchgenommenen stück; im zweiten jahre nehmen diese fragen eine freiere form an, und im dritten jahre gebrauche ich nur die englische sprache bei dem unterricht. Spezielle sprechübungen stelle ich nicht an. Dies gilt nur dem engl. — 12. Die formenlehre übe ich stets induktiv ein; so auch die wichtigsten fälle der syntax. Doch bin ich wegen des examens genötigt, die syntax im zusammenhang durch einzelsätze (siehe oben frage 8) einzuüben. Dies wird also mit meiner eigenen grammatik anders werden. — 13. Im ersten jahre meist nur dikta- te und umsetzung aus direkter rede in indirekte und umgekehrt. Später und im zweiten jahre freie wiedergabe der gelesenen stücke; im dritten jahre, wegen der künftigen prüfung, übersetzungen aus dem norwegischen. — 14. Sehr gut. — 15. Grössere fertigkeit in der direkten benutzung der fremden sprache; schnellere auffassung des gelesenen oder des gehörten. — 16. Keine! — 17. Ganz wie nach der alten methode. — *Bemerkungen*: Es ist zu bemerken, dass ich in meiner benutzung der neuen methode nur *halb* vorgehen kann, indem noch das prüfungsreglement auf der alten methode fusst. Es ist eigentlich nur in dem mündlichen gebrauch der sprache, dass ich reformunterricht erteilen kann. Die schriftliche prüfung nach beendigung des ganzen kursus besteht in einer übersetzung eines norweg. stückes, und die schüler müssen darum im letzten jahre darin geübt werden, aus der muttersprache in die fremde sprache zu übersetzen.

22. januar 1890.

Cand. mag. AUG. WESTERN.

höhere schule, *Fredriksstad* (Norwegen).

Nr. 4.

1. Laut. — 2. Lautschrift. — 3. Vietor-Beyer. — 4. Gleichzeitig. — 5. Überzeugt, dass es besser wäre, im anfang nur lautschrift zu gebrauchen, ist die rücksicht auf das vorgeschriebene lehrbuch (Plötz, *Syllab.*) zwingend, sich daran anzuschliessen und das reformprinzip befolgend, die druckschrift so weit und so lang als möglich hintanzusetzen. Der hauptgewinn ist: das buch wird am wenigsten offen gebraucht. — 6. Lesstück. — 7. Einzelsätze. — 8. Wie vorgeschrieben aus dem deutschen, doch möglichst im anschluss an französisch und zusammenhängend. Die konferenz hat dies zum leitsatz angenommen. — 9. In elementar-

klasse. Ich nehme also gewisse kapitel in gramm. zusammenhängend durch und unterbreche die gramm. durch zusammenhängende lektüre, die ihrerseits zusammenhängend getrieben wird in *ganzen* wochen. — **10.** — **11.** Sowie französisch etwas eingeübt, wird es sofort beständig umgearbeitet. — **12.** Durch übersetzen von einzelsätzen; und zwar selbstgebildete. An grösseren schulen ist m. e. induktion *vorläufig* unmöglich, wenn nicht ein reformer auch direktor ist. — **13.** Jede woche eine übersetzung, wofür dann sobald als möglich umwandlung des lesestückes, dann nacherzählen von in der stunde vom lehrer vorgelesenem tritt, so dass in I und II abwechselnd wöchentlich 1 exerz., 1 aufsatz, 1 diktat, 1 extemporale. — **14.** Sie wären noch besser, wenn freie hand und gleich gesinnte kollegen vergönnt wären. — **15.** Leben und streben aller! Interesse des lehrers und der schüler! — **16.** Mangel an büchern, die auch für bequeme lehrer plötz ersetzen! — **17.** Die gesetze sind klar erfasst, die regeln sind glücklich bald vergessen. — *Bemerkungen:* So ist mein motto: Vorwärts aber langsam! mit rücksicht auf die mitarbeitenden lehrer. Kompromiss mit bestehenden verhältnissen, die der einzelne doch nicht ändert.

30. januar 1890.

Oberlehrer Dr. WUNDEK.

städt. höh. Mädchenschule, Halle a. S.

No. 5.

1. Vom laute. — **2.** Lauttafeln. — **3.** **4.** **5.** — — **6.** Bierbaums 6 aussprachetafeln. — **7.** Zusammenhängenden lesestoff. — **8.** Nein. — **9.** Keine übersetzungen, sondern umgestaltende retroversionen im 2. schuljahre. Vgl. Bierbaums *lehrbuch der franz. spr.* II. teil. — **10.** So weit sie mit den zu behandelnden lesestücken übereinstimmen und so weit sie vorhanden sind. — **11.** So bald das lesenlernen erledigt, an jedem lesestücke, nachdem dasselbe übersetzt (ins deutsche) und erklärt worden ist. — **12.** Auf induktivem wege. — **13.** 1. Abschreiben; 2. diktatschreiben; 3. schreiben aus dem gedächtnisse (reproduktion); 4. retroversion. Anfangs 2, später 1 jede woche. — **14.** Über alle massen. — **15.** Sicherheit in der aussprache und im lesen; leichtigkeit der vokabellernung; schärfe des gehörs; lebendiges interesse am unterrichte, selbständiges denken; sogen. denken in der fremdsprache durch vieles lesen und konversiren. erzählen etc. **16.** ? — **17.** Grössere sicherheit, weil *selbst gefunden* und im *lebendigen zusammenhange mit der sprache*. Dazu die beständige praktische verwendung bei den konjugations- und anderen übungen in ganzen sätzen und den sprechübungen.

30. januar 1890.

Prof. Dr. JUL. BIERBAUM.

höh. Mädchenschule, Karlsruhe.

No. 6.

1. — — **2.** Habe im vorigen schuljahre beim französischen unterricht in III lauttafeln (besonders zur einübung der konsonanten) benutzt. — **3.** **4.** **5.** **6.** — — **7.** Beim diesjährigen französischen unterrichte in ul fast ausschliesslich zusammenhängenden lesestoff, nur dann und wann zur illustrirung einer

schwierigen grammatischen erscheinung einzelsätze. — 8. Hier und da einzelsätze wie *ad 7. cf. fr. 13.* — 9, 10. — 11. Im anschluss an die lektüre der *Histoire d'un conscrit* von Erckmann-Chatrian und öfters auch im anschluss an eine vorerzählte anekdote u. dgl. — 12. Meist auf induktivem wege, nur hier und da durch übersetzen von einzelsätzen, *cf. ad 7.* — 13. In der wiedergabe einzelner abschnitte aus der lektüre (*Histoire d'un conscrit*), besonders solcher, die für sich ein abgeschlossenes ganzes bilden, und vorerzählter geschichten; zuweilen auch (klassenarbeiten) übersetzen ins französische nach deutschem diktat; die beiden ersten arten von arbeiten werden auch meist in der klasse (als extempor.) niedergeschrieben. Von ostern 1889 bis heute 28 schriftliche arbeiten in ul. — 14, 15, 16, 17. — — *Bemerkungen:* Ich habe in diesem schuljahre nur den französischen unterricht in ul^a mit wöchentl. 5 stunden. In den letzten jahren vorher hatte ich *nur* den franz. unterricht in III. Ich unterrichte hauptsächlich religion, ausserdem deutsch und geographie.

30. januar 1890.

Oberlehrer K. JUNGHANS,
realschule I, Kassel.

No. 7.

1. Vom laute. — 2. Nur durch lauttafeln (von Breymann). — 3. Keiner — 4, 5. — 6. Lesestücke. — 7. Beides. — 8. Beides. — 9. Schon in quinta retroversionen und neugebildete einzelsätze neben den übersetzungen aus dem französischen und konversationsübungen (fragen in franz. sprache über das gelesene bzw. vorgespochene). — 10. — 11. Durch anknüpfung an vokabeln (*à la* methode Berlitz), abfragen des inhalts der gelesenen stücke (wie bei Breymann etc.) — 12. Auf beide weise. — 13. In (häuslichen) übersetzungen einzelner sätze und zusammenhängender stücke auf allen stufen. In quinta und quarta etwa 2 arbeiten im monat, in tertia 3 arb. im monat, in sekunda 2 arb. im monat; daneben schularbeiten verschiedener art. — 14. Durch verknüpfung der neuen mit der alten methode ist ein recht gutes ergebnis erzielt. — 15. Der vorzug vor der alten einseitigen übersetzungsmethode besteht im rascheren und sicheren erzielen guter fließender aussprache, grösserer lesefertigkeit und leichterem verständnis des gesprochenen. Die korrektheit in schriftlichem gebrauche hat durchaus nicht bei der stärkeren *hervorhebung der lektüre* und der teilweisen anwendung der *analytisch-direkten methode* des unterrichts gelitten, im gegenteil ist raschere anwendung ermöglicht und (17.) in der kenntnis der grammatik mehr bewältigt als bisher. — *Bemerkungen:* Die einföhrung einer *besonderen lautschrift* in den schulunterricht halte ich entschieden für *überflüssig und verwirrend*. Die hauptsache ist im anfangsunterrichte die erklärang der ungewohnten laute, vorseprechen derselben und einüben (durch chorsprechen und einzelübung). Schon nach wenigen stunden wird daneben *der franz. text* vorgeführt. Der inhalt desselben erweckt und erhält das interesse, dient zum ausgangspunkt für grammatische beobachtungen und sprech- und schreibübungen. Das gelegentlich, aber nicht absichtslos beobachtete wird von zeit zu zeit systematisch zusammengefasst, tüchtig nach der alten methode eingepaukt (in einzelformen, nie in *verbindung mit anderen satzteilen*) und schriftliche übersetzungen von einzelformen und einzelsätzen be-

festigt. Wie schon oben erwähnt, gehen daneben umformungen des lesestoffes und kl. konversationsübungen. Mehr raum als gewünscht nimmt die übersetzungsmethode noch in der tertia und sekunda ein. da der Plötz bislang noch durch kein anderes buch verdrängt ist. Im englischen befolge ich an der hand des Gesenius diese kombinierte methode bereits 18 jahre mit bestem erfolge. doch leugne ich nicht, dass im 2. teile auch hier zu viel übersetzungsstoff geboten wird.

30. januar 1890.

Rektor AD. HEMME.
realprogymnasium. Einbeck.

No. 8.

1. Gehe vom laut aus. — 2. Gebräuche die lautschrift — 3, und zwar Vietors system. — 4. Nach vier wochen gewöhnliche orthographie. — 5. Nur bei den schwächern schülern, die das lautbild nicht vergessen können. — 6. Der ganze unterricht erfolgt an der hand von zusammenhängenden lesestücken. — 7. Einzelsätze nur aus dem zusammenhang der lesestücke gebildet. — 8. Unser übersetzen besteht in fragen und antworten bezüglich des gelesenen, nur schwierigeres wird übersetzt. — 9. In den ersten wochen des unterrichts, nach frage 8. — 10. Keine. — 11. S. frage 8. — 12. Grammatik an der lektüre, von zeit zu zeit systematisch gruppiert und so zu einem ganzen verbunden. — 13. Im ersten jahre meist *dictées* zur einübung der orthographie, sodann leichte umänderung des textes, schliesslich freiere komposition. — 14. Meine bisherige methode hat allgemein befriedigt 15, gegenüber dem früheren verfahren. — 16. Die lücken, die nach antwort 12 zu tage traten, diese wurden aber bei zusammenstellungen ausgefüllt. (17.) so dass die wichtigsten gesetze der grammatik eigentum der schüler sind. — *Bemerkungen:* Bei dieser behandlung wäre nur grössere freiheit und weniger zensur von seiten der inspektion der oberbehörde zu wünschen.

30 januar 1890.

Prof. Dr. USLAENDER.
höhere bürgerschule. Kenzingen.

No. 9.

1. Von der schrift. — 2. a) Nein; b) soweit eine *prononciation figurée* in den lehrbüchern angeordnet ist. — 3. Der *prononciation figurée* wie sie in den lehrbüchern von Plötz und Sonnenburg angewandt ist. — 4, 5. — — 6. Nur nach massgabe des lehrbuchs. — 7. a) Nein; b) ja. — 8. a) Ja; b) beides. — 9. Abgesehen von dem übungsstoff der lektionen, im englischen in obertertia. — 10. Gar nicht. — 11. Nur in sehr geringem umfange und nur gelegentlich im unmittelbaren anschluss an die lektüre. — 12. Der grammatische unterricht in allen klassen ist durchaus synthetisch. — 13. In extemporalien und exerzitien, die von III an 14 tägig abwechselnd geliefert werden. — 14. Sehr verschieden, je nach den einzelnen schülern und den schülergenerationen. Über die phonetische und heuristische methode kann ich aus eigener erfahrung nicht urteilen. — 15. 16. — 17. Diese kenntnis ist wohl auf allen stufen in genügender weise vorhanden. —

Bemerkungen: Auf dem realgymnasium zum heil. geist dominirt seit langen jahren unverändert die synthetische methode, ganz wie im latein. Massgebend auf die methode wirken ein: 1) der lehrplan, 2) die lehrbücher, 3) die anforderungen des abiturientenexamens. Der lehrplan ist im wesentlichen nach den lehrbüchern bestimmt. Bei der ausschlag gebenden bedeutung, welche auf allen stufen bis zum abitur-examen den *schriftlichen* leistungen beigelegt wird, ist das überwiegen der synthet. methode unvermeidlich. Der induktiven (heuristischen) methode suche ich nach möglichkeit bei der lektüre geltung zu verschaffen, der phonetik durch möglichste berücksichtigung bei der lektüre und den memorirübungen.

30. januar 1890.

Oberlehrer W. BERTRAM,
realgymnasium zum heil. geist, *Breslau*.

No. 10.

(*Versuchs-klasse.*)

1. Vom laut. — 2. Lautschrift. — 3. Sweets lautschrift im *Elementarbuch* mit einigen modifikationen. — 4. Nach 6 monaten. — 5. Schlechterdings keine. — 6. An der hand von lesestücken, zu deren beleuchtung vielfach bilder verschiedener art angezogen wurden. — 7. —. — 8. Nie! — 9. In keiner (event. im letzten jahr vor dem abiturium). — 10. Kolorirte weihnachtsskizzen des genialen Caldecott werden mit dem zugehörigen text eingeübt und besprochen, so dass möglichst alle vokabeln und begriffe des häuslichen lebens eingeprägt werden können. — 11. Die klasse „verwählt“ sich ein für allemal in zwei gleich starke parteien. Jede derselben kommt abwechselnd an die reihe, die andere über ein paar seiten aufgegebenen lektüre zu befragen. Die fragen sind zu hause schriftlich auszuarbeiten. In den ersten zwei jahren habe ich allein die fragen gestellt. — 12. Im anschluss an die in den nacherzählungen bezw. freien arbeiten gemachten fehler. Im dritten jahre (2. hälfte) systematische repetition dieser regeln (auf *englisch*) an der hand der eingeführten (deutsch-englischen) grammatik. — 13. Wiedererzählungen, freie arbeiten (spaziergang der klasse, eine feuersbrunst im orte, besuch einer fabrik, weihnachtsferien u. a.). 14 tägig bis 3 wöchentl. — 14. Ausgezeichnet. — 15. Geringere anstrengung für den schüler, der unterricht anziehender für den lehrer, die ganze klasse voller leben. Ergebnis: wirkliche beherrschung der sprache mit auge und hand, ohr und mund, wenn auch auf kleinem gebiete. — 16. Keine. — 17. Lässt nichts zu wünschen übrig. — *Bemerkungen:* Zu beachten ist, dass ich (und mit mir alle praktischen reformer) so voll befriedigende resultate beim ersten unsichern experimentiren erreicht habe. Wenn ich erst sicher bin in der methode, wird meine anstrengung sich bedeutend ermässigen und die ergebnisse müssen sich noch sehr heben. — Was ich jetzt erreicht habe, wo ich den weg erst zu suchen hatte und alle hilfsmittel selbst herbeischaffen musste, wird mit gleicher methode jeder durchschnittslehrer künftig erzielen können, wenn er selbst als schüler solchen unterricht genossen hat und ausserdem aus einer fülle fertiger lehrmittel auswählen kann.

30. januar 1890.

Oberlehrer Dr. H. KLINGHARDT,
realgymnasium, *Reichenbach i. Schl.*

No. 11.

1. Vom laute: erst vor- und nachsprechen, dann anschreiben! — 2. Nein. — 3. Keiner. — 4. 5. —. — 6. Nein. — 7. Beides. — 8. Beides, doch in beschränktem masse. — 9. Gleich mit beginn. — 10. Bei sprechübungen in den mittelklassen. — 11. *Im anchluss an den stoff der lektüre*, auch über bilder oder die umgebung der schüler. — 12. Die elementargrammatik durch einzelsätze, die syntax vorwiegend auf induktivem wege — 13. (siehe unten). — 14. Je mehr ich den rein grammatischen betrieb einschränke, desto befriedigender werden die erfolge. — 15. Vor allem: mehr interesse am stoffe, innigeres verständnis der texte. — 16. Nur solche, die auch früher mehr oder weniger sich zeigten. — 17. Sie wird ebenso gut beim anchluss an die lektüre erreicht. — *Bemerkungen:* Ausser übersetzungen gebe ich diktate, lasse viel retrovertiren und umarbeiten. Bitte in meinen *Lectures et exercices* (Berlin, Wiegandt und Schotte) das vorwort einzusehen, ausserdem das dezemberheft des *Zentral-organs für realschulwesen*.

30. januar 1890.

H. BRETSCHNEIDER,
realschule, Rochlitz.

No. 12.

1. Von der schrift. — 2. 3. Habe keine besonderen tafeln. An der hand von Plötz und Kares im französischen oder von Plates lesestoff oder anderer beliebiger lesestücke oder selbst zusammengestellter laute und wörter. — 4. Wird geübt durch abschreiben und diktate. — 5. Wir erzielen günstige resultate. — 6. An lesestücken und gedichten. — 7. Beides. — 8. Ja, erst einzelsätze und so bald als möglich zusammenhängende lesestücke. — 9. In klasse V (von 9) beginnt das französische, in klasse III das englische. Übersetzungen folgen im 2. halbjahr, bis dahin abschreiben und diktate. — 10. —. — 11. Ich halte sehr auf mündlichen ausdruck, stelle sprechübungen so früh wie möglich und jede stunde an. — 12. Induktiv ganz im englischen, im französischen mehr an einzelsätzen. — 13. In gegebenen beispielen möglichst mit wertvollem inhalte, entnommen aus den verschiedenen lehrpensen. Wöchentlich eine grössere, täglich einige sätze. — 14. Recht gut. — 15. Verfolge diese methode seit 20 jahren. — 16. —. — 17. Im allgemeinen *gut*.

30. januar 1890.

Rektor W. EBELING.
höhere mädchenschule, Eisleben.

No. 13.

Sehr geehrter herr.

Mit grossem vergnügen teile ich Ihnen mit einem worte mit, was ich nach langjährigem unterrichten in der englischen sprache bezüglich der methodik gelernt habe. Nachdem ich mehr als 20 jahre den unterricht rein grammatisch betrieben habe, bin ich durch die erfahrung belehrt worden, dass das erlernen einer fremden sprache am besten durch sprechen in derselben, ohne zuhilfenahme der muttersprache erfolgt. Das ist also die methode von Berlitz. — Ich erlaube mir,

Ihnen vier zettel von verschiedenen schülern von mir beschrieben beizulegen, denen ich folgende aufgabe gestellt habe: „Bitte einen freund, zu dir zu kommen und mit dir eine reise zu machen.“ Die aufgabe ist ohne jedes hilfsmittel gelöst worden. — Zu weiterer besprechung ist jederzeit gerne bereit

Löbau, Kgr. Sachsen, 30. jan. 1890.

Ihr ganz ergebener
R. LINDEMANN, oberlehrer.

1) Dear friend! As we have fine water, I wish, that you come next week to me, that we make both a (voyage) country at Austria or Saxony, that we see the pitiful mountens. Your friend. [Grammatische methode. — Alter: 17 jahre. — Unterrichtszeit: 2 jahre (5 st.) — Zeit der anfertigung: 25 min.]

2) My dear Mary! This evening my father told me, that we in the month April will make a drive to Warnemünde, and I will ask you, whether you will come and drive with us to that town? It is my greatest wish. It will make me a very great pleasure. With this wish and in the old freandship — your Claire. [Methode: Berlitz. — Alter: 13 jahre. — Unterrichtszeit: 11 monate (3 st. wöchentlich). — Zeit der anfertigung: 3 minuten.]

3) Dear friend! As we now have our holidays and as I have no friends in this place, I should be very glad, to see you for some days on my country-seat, to take walks with me in the surrounded country. Waiting for your arrive at next Sunday, I remain your friend X. [Grammatische methode. — Alter: 15 jahre. — Unterrichtszeit: 5 jahre (5 st. wöchentlich). — Zeit der anfertigung: 7 minuten.]

4) My dear friend! Therefore I will make a journey to Cologne, I whished that you me companied on my journey, if your parents permit it. I should remain at Cologne some days, that can you say your parents. Please answer on my letter. With many *grüssen* I remain your friend William. — [Gramm. methode (seit 2 monaten nach Berlitz). — Alter: 16 jahre. — Unterrichtszeit: 11 monate (4 st. wöch.) — Zeit der anfertigung: 22 min.]

No. 14.

1. Vom laute. — 2. Durch interlineare lautschrift, um dem schüler die reproduktion vorgespochener lautgruppen zu erleichtern, namentlich beim lernen der hausaufgaben. — 3. Für das französische der des *Maitre phonétique*, für das englische mit rücksicht auf die in der schule benützten wörterbücher und schriftstellerausgaben der bezeichnung durch ziffern nach art von Walker-Webster etc. Sobald neue wörterbücher etc. vorhanden sind, soll zu einer andern lautschrift übergegangen werden. 4. Die historische schreibung wird von anfang an eingeübt, die schüler schreiben die lautschrift nie, sie lesen nur darnach. — 5. In *äussers* *sellenen* füllen geraten besonders *schwache* schüler in die phonetische schreibung statt der historischen. — 6. Von einzelsätzen. 7. Im anfangsunterricht einzelsätze; nach einübung der wichtigsten sprachformen wird sofort zu zusammenhängenden stücken übergegangen. — 8. Im anfangsunterricht nicht; später werden

stücke übersetzt, die nur eine umformung des in der lektüre behandelten stoffes darstellen; erst in den obersten klassen werden übertragungen in die fremde sprache verlangt. — 9. — 10. Die schule besitzt keine, ich selbst legte mir in England und Frankreich sammlungen von photographien etc. an, die im unterricht zur verwendung kommen. — 11. Nur im engsten anschluss an die lektüre. — 12. Im anfangsunterricht durch einzelsätze, später werden die regeln an der hand des lesestoffes gewonnen. — 13. Zunächst in expositionen und diktaten, später übungen in der fremden sprache (zu gegebenen subjekten sollen prädikate gesucht werden, zu verben adverbien, sätze aus der einzahl in die mehrzahl gesetzt werden etc., von verben substant. oder adj. abgeleitet werden etc., übertragungen von einer zeit in die andere, bildung von sätzen über homonymen, anfertigung von kurzen arbeiten über mündlich besprochene gegenstände, kompositionen zunächst im anschluss an die lektüre, später freie übertragungen. — 14. Sehr. — 15. Die schüler zeigen viel grössere lernlust, sie fühlen sich in aussprache und gebrauch der sprache sicherer, sie gewinnen bald einen einblick in die geschichte und kulturverhältnisse des fremden volks, ihr ohr wird auch für die lautlichen erscheinungen der muttersprache und des dialekts geschärft. — 16. Der lehrer ist sehr angespannt und sollte nie mehr als 3 lektionen nacheinander geben dürfen, jedenfalls nicht wie bei uns in Süddeutschland bis zu 30 schulstunden: wenn allerdings einmal ein guter grund gelegt ist, wird die arbeit eine einfachere. Lehrer, die nicht im auslande waren, sind für die neue methode kaum zu gebrauchen, die anwendung derselben setzt doch voraus, dass der lehrer selbst in dem gebrauch der fremden sprache einigermaßen sicher ist. — 17. Die wichtigsten gesetze der grammatik müssen scharf formulirt und vom schüler möglichst wortgetreu memorirt werden.

30. januar 1890.

Professor WAGNER,
kgl. realanstalt, Reutlingen (Württ.).

No. 15.

1. Natürlich vom laut. — 2. Nein, ich bin ein feind der lautschrift (im schulunterricht). — 3. — 4. — 5. — 6. Zuerst anschauung von naturgegenständen, dann bald lesestücke, gedichte. Auch will ich nächstens bilder anschaffen. — 7. Zusammenhängenden! Einzelsätze nur solche, die sich aus der anschauung ergeben. — 8. Zuerst nicht. — 9. Hierüber noch nicht zur klarheit gekommen. Ohne buch lasse ich schon nach $\frac{1}{4}$ jahr übersetzen, aber nur mit fließender aussprache. — 10. — 11. Von der ersten stunde an beherrscht das streben nach sprechfertigkeit in allererster linie meinen unterricht. Sprechen über angeschauten; ganz fließendes retrovertiren; memorirtes aufgaben. — 12. Zuerst möglichst auf induktivem wege. Auswendiglernen der konjugationen halte ich aber für unerlässlich. Später, glaube ich, wird man ohne einzelsätze nicht fertig. — 13. Ich bin bis jetzt eigentlich bloss erst über den anfangsunterricht zur klarheit gekommen. Ich glaube aber, dass ich die alten exerzitien auch beibehalte. — 14. Ausgezeichnet, doch erfahrung bis jetzt gering. — 15. Freudiges lernen; bessere aussprache; sprechfertigkeit. — 16. Bis jetzt keine. — 17. Zu

erwerben bei der lektüre und beim sprechunterricht. Später bei den schriftlichen übungen. Endlich auch mehr systematisch. — *Bemerkungen:* Eine grammatik muss vorhanden sein, aber in *kurzer fassung* (lapidarstil) und schönem, klaren druck. Dass schon bald die konjugation aus dem buch zu lernen ist, erwähnte ich, aber auch andere punkte müssen schon im ersten jahr übersichtlich vorgeführt werden, z. b.:

un chat noir
deux chats noirs
une poule noire
deux poules noires

Ich meine nicht bloss an der wandtafel, sondern halte es für gut, wenn die schüler zu hause dies auch in ihrem buche vor augen haben.

30. januar 1890.

Rektor Dr. GROSSE,
höhere stadtschule, *Hohentlimburg*, Westf.

No. 16.

Hochgeehrter herr professor!

Als antwort auf den übersandten fragebogen teile ich Ihnen folgendes mit, was für sehr viele verhältnisse zutreffen dürfte:

Hier wie an verschiedenen mir bekannten schulen leidet die einföhrung der neuen methode leider daran, dass keine geeigneten lehrkräfte vorhanden sind. Die herren von der alten methode beharren teils aus bequemlichkeit, teils aus unkenntnis beim alten und selbst wenn einzelne gerne eine änderung schaffen möchten, so können doch die schüler nicht einmal nach dieser, ein anderes mal nach jener methode unterrichtet werden. Hier kann erst die zeit helfen.

30. januar 1890.

Hochachtungsvoll
Realschullehrer VAN HAAG, *Rheydt*.

No. 17.

1. Vom laute. — 2. a) Durch lauttafeln. b) Im franz. anfangsunterricht gebrauchte ich bisher — auf wunsch von dir, Kaiser — keine lautschrift. Als ersatz dafür stellte ich häufig *lautirübungen* an, mit denen ich die allerbesten erfahrungen gemacht habe. Ein versuch mit lautschrift bei nächster gelegenheit soll zeigen, was das beste ist. Im englischen gab ich die ersten gedichtchen in lautschrift; daneben stets lautirübungen. — 3. Im grossen und ganzen schliesse ich mich der bezeichnungsweise von Vietors lesebuch bezw. von Kühns lesebuch an, doch gebe ich in unsrem lehrbuch Kühns *u, ü, i* wieder durch *oo, öö, j*, was nicht allein phonetisch genauer ist, sondern auch manche praktische vorzüge hat. — 4. Übergang zur orthographie bezw. anfang des schreibens bisher nach drei monaten. Versuchsweise werde ich bei nächster gelegenheit erst zu beginn des winters zur gewöhnlichen orthographie übergehen. — 5. Grosse vorzüge gegenüber dem früheren verfahren. Durch das bewusste trennen von laut und schrift sehr grosse sicherheit in der orthographie. — 6. Gedichte, unmittelbare anschau-

ung und anschauungsbilder zugleich. Zur ausschliesslichen übung der aussprache halte ich gedichtchen für das beste mittel. Doch ist die einseitige beschäftigung mit ihnen zu ermüdelnd. Das lesestück als sprechstück kommt erst später. Anschauungsbilder von Hözl. — 7. Ich bin der grösste feind von einzelsätzen. Da ich jedoch den sprachstoff von Plötz (bezw. Plate) durcharbeiten muss, suche ich, soweit derselbe nicht sonst schon geübt ist, durch umstellung der sätze und durch eingeschobene mittelglieder zusammenhang herzustellen. — 8. Mit rücksicht auf die prüfungsordnung muss man leider in den oberen klassen übersetzen. Ich benutzte hier möglichst zusammenhängenden stoff. — In den unteren klassen verlangt der direktor von meinen schülern die fähigkeit, die deutschen sätze des lehrbuchs übersetzen zu können. Um nun meine schüler im sicheren vorwärtsschreiten in ihrer wirklichen sprachkenntnis nicht allzu sehr zu hemmen, verlege ich die übungen im übersetzen aus dem deutschen an den schluss des schuljahres. Hierbei machte ich die erfahrung, dass meine sextaner mit leichtigkeit in einer stunde aus Plötz elementarbuch 4—5 lektionen mittlerer länge übersetzten. — 9. — 10. Der ganze anfangsunterricht (die ersten 4 jahre) soll möglichst auf anschauung beruhen. Wo die unmittelbare anschauung nicht ausreicht, bediene ich mich der bilder in ausgedehntester masse zu sprechübungen, an die sich nach gehöriger verarbeitung schreibübungen anschliessen. In beziehung zu den bildern werden erzählungen verarbeitet. Zur gewinnung, sowie zur übung der grammatik können bilder vorteilhaft verwertet werden. — 11. Aller sprachstoff ist bis in die obersten klassen *zunächst* sprechstoff; abfragen, nacherzählen, lektüre zumeist bei geschlossenen büchern. Alle anweisungen an die schüler möglichst in der fremden sprache. (Gramm. erklärungen deutsch, wenn nicht sehr einfach.) — 12. Auf induktivem wege. — 13. a) Diktate von zuvor gelesenem auf allen stufen. b) Beantwortung von franz. fragen auf der unter- und mittelstufe. c) Übung im fragebilden auf a. st. d) Rechenaufgaben auf der u.-st. e) Nacherzählen von gehörtem und inhaltsangaben auf a. st. f) Deutsche stoffe in der fremden sprache wiedergeben m. und o.-st. g) Gramm. übungen s. Walters lehrplan. h) Übersetzungen. i) Bilder: fragen und beschreibungen. Arbeiten im franz. wöchentl., im engl. alle 14 tage. — 14. Sehr zufrieden. — 15. Grössere und allgemeinere teilnahme der schüler am unterricht; der lehrer im mittelpunkt; *äusserere* beziehung zwischen beiden. Disziplin zu halten überflüssig. Bessere aussprache. Grössere sicherheit in der rechtschreibung und in der grammatik, fähigkeit die gesprochene sprache zu verstehen und zu gebrauchen, grössere leichtigkeit die geschr. sprache zu verstehen und zu gebrauchen. Entbürdung der schüler. — 16. Überbürdung der lehrer, so lange noch nicht genug hilfsmittel vorhanden sind und eine vermindering unserer stundenzahl nicht eingetreten ist. — 17. Viel besser als früher. — *Bemerkungen*: Für den fall, dass diese fragebogen nicht an alle neuphil. kollegen deutschlands versandt werden, bemerke ich, dass

1) Prof. Dr. Fath an einer mädchenschule in Karlsruhe nach unserer methode seit einigen jahren mit eifer und gutem erfolge lehrt und sich immer mehr Walters lehrplan nähert.

2) Dr. R. Kron mit seinen kollegen am realgymn. (?) in München-Gladbach folgt Kühns, Walters und Quiehls vorschriften.

3) P. Schnell, realprogymn. in Mühlhausen (Thüringen) arbeitet sich besonders auf grund eigener erfahrungen unter benutzung von Vietors und Kühns lehrbüchern sicher, wenn auch langsam empor.

31. januar 1890.

Dr. PH. ROSSMANN, ord. lehrer,
realschule, *Wiesbaden*.

No. 18.

1. Laut. — 2. Lauttafel. — 3. — — 4. — — 5. — — 6. Erst lesestück, dann anschauungsbild. Hölzl'sche bilder. — 7. Auch einzelsätze. — 8. Ja, einzelsätze. — 9. Quinta. — 10. Zur entwicklung der grammatik des quinta-pensums. — 11. Durch behandlung des anschauungsbildes. — 12. Auf induktivem wege. — 13. Kleine sätzchen. Wöchentlich. — 14. Gut. — 15. Ohr und mund werden an die franz. laute gewöhnt und das sprachgefühl geweckt. — 16. — — 17. — — *Bemerkungen:* Betreffs gang und behandlung des unterrichts verweise ich auf einen kleinen artikel im demnächst erscheinenden *Korrespondenzblatt für höhere schulen der provinc Hessen-Nassau*, no. 10 u. 11, s. 63—66.

31. januar 1890.

C. EWOLDT, wissenschaftl. hilfsl. lehrer,
gymnasium. *Hanau*.

No. 19.

1. Vom laute. — 2. Durch lauttafeln. — 3. — — 4. — — 5. — — 6. Lesestücken. — 7. Beides. — 8. Überwiegend letztere, sobald ich nur erst ein passendes lehrbuch habe. — 9. Schon in quinta. — 10. Gar nicht. — 11. In anlehnung an die durchgenommenen lesestücke bis sekunda. — 12. Gewonnen wird sie auf induktivem wege, aber soweit wie möglich d. h. die zeit reicht, an einzelsätzen nachher geübt. — 13. In quinta meist diktate, dazwischen ext. im anschlusse an d. lesestücke, exerz. selten. In quarta bis obertertia wechsel zw. exerz. und extemp., letztere mit angehängten diktaten vom lektürestoff. In sekunda 1 häusl. und 2 klass.-arb. alle 3 woch. — 14. Im ganzen bin ich zufrieden, in den schriftl. arb. könnte die gramm. bisw. sicherer sitzen. — 15. Das verständnis der *gesprochenen* spr. und das antworten in derselben hat sich bedeutend gehoben; auch habe ich in den letzten 2 jahren in V mit leichtigkeit die paradigmata aller 4 konj. eingeübt. — 16. Die schriftl. arbeiten liessen zu wünschen übrig, wenn sie nicht an den lektürestoff angeschlossen wurden. — 17. Sie ist befriedigend.

31. januar 1890.

KUJACK, ordentl. lehrer,
realprogymnasium. *Lauenburg (Elbe)*.

No. 20.

1. Vom laute. — 2. Nein. — 3. Keiner. — 4. Wenn die schüler die laute erfasst und schon etwas auswendig gelernt haben, erinnere ich sie an deutsche fremdwörter (wie *toilette, bureau* etc.) und übe dann mit ihnen die orthographie, also etwa nach einer woche. — 5. Ich habe gefunden, dass sie sich leicht die fremde orthographie dadurch aneigneten. Freilich habe ich auch fleißig geübt, das fremde lautbild oft an die tafel schreiben lassen. — 6. Von gedichteten lese-

stücken; anschauungsbilder: keine. In III habe ich historische bilder (Karl d. G. u. ähnl.) zu sprechübungen benutzt. — 7. Zusammenhängenden lesestoff, französ. einzelsätze nicht. — 8. Beides, der not gehorend, d. h. den anforderungen des plans und der event. schlussprüfung entsprechend, nicht dem eigenen triebe. Mit vorliebe: Zusammenhängende stücke, umarbeitungen der auswendig gelernten lesestücke. — 9. In der untersten, bei uns der quarta. — 10. S. oben no. 6. Aber häufig sprechübungen über schule, klasse, stadt, körper, wo also die anschauung häufig vorhanden war. — 11. Vom ersten vollständig erlernten satz an wird jedes lesestück durchgearbeitet, die schüler selbst zur fragestellung ermuntert, wobei ich sehr hübsche erfahrungen gemacht habe. In III wird auch frei mit den schülern (ohne erlernte grundlage) gesprochen, von II an der unterricht fast ausschliesslich in franz. sprache. (Englisch fängt bei uns erst in II an, die schüler können aber im 2. halbjahr schon den engl. worten des lehrers folgen, in I ausschliesslich englisch.) — 12. Auf induktivem wege aus den gelernten stücken. — 13. *Franz.* alle 8 tage in IV, III; alle 14 tage in II, I, *engl.* alle 8 tage. Exerzitien (in der klasse oder zu hause), übersetzungen aus der fremden sprache ins deutsche, extemporarien (meist zusammenhängend), diktate, formen, fragen, selbständige umarbeitungen des gelernten, speziell verwandlung von gedichten in prosa. In II, I selbständige stilübungen, aufsätze, briefe. — 14. Ausserordentlich gut: ich würde unter keinen umständen zur alten methode zurückkehren. — 15. Die schüler lernen mehr vokabeln, mehr gallizismen; ganze wendungen werden ihnen geläufig, ohne dass sie das medium des deutschen zu hilfe nehmen. Vor allem aber ist der unterricht lebendiger, erfrischender; es macht den schülern freude, ihre kenntnisse verwerten zu können und selbstthätig in der fremden sprache etwas auszusprechen oder niederzuschreiben. — 16. Der unterricht ist für den lehrer überraus anstrengend, auch für die schüler in höherem grade als bei Plötz. — 17. Diese müssen allerdings auch sorgfältig eingeübt und „gepaukt“ werden. Geschieht das, dann erhält man die erfreulichsten resultate; weil die schüler durch die auswendig gelernten formen und wendungen unterstützt werden, — *Bemerkungen:* Die anderen neu-sprachler an unserer anstalt, herr Dr. Dieter und herr Dr. Hammer, schliessen sich obigem an.

31. januar 1890.

Dr. PENNER, ordentl. lehrer,
vierte höhere bürgerschule, *Berlin*, Andreasstr. 16a.

No. 21.

1. Vom laute. — 2. Im engl. bezeichne ich die einzelnen laute der vokale durch zeichen, z. b. *à á a ä, è é e, ô* (nach Gesenius), jedoch nur im 1. semester. — 3. — — 4. Sofort. — 5. Nein, es sei denn die richtige auffassung des *th* bei diktaten. — 6. Ich fange mit einem lesestück an. — 7. Beides. — 8. Einzelsätze. — 9. Im englischen wird von IIIa an in 2 st. lektüre getrieben, doch auch in IIIb im 3. quartal in 1 stunde, im 4. in 2 st. treibe ich nur lektüre kleinerer stücke. — 10. Gar nicht. — 11. Nachdem ein zusammenhängendes lesestück völlig durchgenommen. frage ich in engl. sprache nach dessen inhalt und lasse es mir dann entweder teilweise oder ganz in der nächsten stunde wieder-

erzählen. — 12. Ich verbinde beide wege — 13. Auf III b lasse ich anfangs nur diktate (wöchentlich) schreiben, später abwechselnd diktate, extempor. aus einzelsätzen bestehend und umarbeitungen übersetzter stücke. — 14. Mehr als mit der art, die ich in den früheren jahren am realgymnasium zu Elbing anwenden musste. — 15. Darüber erlaube ich mir kein gültiges urteil, da ich hier erst ein jahr den englischen anfangsunterricht gegeben und lehrbuch wie schulmaterial hier anders sind als in Elbing. — 16. — — 17. Ich bin mit dem erfolge dieses jahres recht zufrieden. — *Bemerkungen:* Im französischen habe ich den französischen anfangsunterricht zwar auch zweimal gegeben, doch stand einer abweichung vom alten geleiße der grammatischen methode der ausdrückliche wille des direktors des Elbinger realgymnasiums Dr Karl Brunnemann, verfasser von Toussaint-Langenscheidt, *Schulgrammatik* teil 3, entgegen.

1. februar 1890.

HUGO FISCHER, ordentl. lehrer,
realgymnasium, *Dessau*.

No. 22.

1. Laute. — 2. Lautschrift. — 3. Einer eigenen. — 4. Möglichst bald, in den ersten wochen. — 5. — — 6. Gedichten. lesestücken. — 7. Auch einzelsätze. — 8. Nach möglichkeit rückübersetzung (dabei auch einzelsätze). — 9. Im 1. jahrgang. — 10. Nur in dringenden fällen, für gewöhnlich *nicht*. — 11. Im anschluss an die lesestücke, gelegentlich auch über stoff aus dem alltäglichen anschauungsgebiet, etwa $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{3}$ jeder stunde. — 12. Auf induktivem wege. — 13. In wöchentlichen extemporalien, denen der stoff der sprechübungen zu grunde gelegt wird. — 14.—17. — — *Bemerkungen:* Die ausfüllung ist nach früheren erfahrungen oder so wie ich den unterricht für zweckmässig halte. Augenblicklich unterrichte ich nur in VI französisch, und zwar vorschriftsgemäss nach Plötz, *Elementarbuch* (lekt. 1—40), kann also über gemachte erfahrungen an der jetzigen anstalt keine auskunft geben.

1. februar 1890.

Dr. phil. PAUL BRANSCHIED, wissenschaftl. hilfislehrer,
oberrealschule, *Elberfeld*.

No. 23.

1. Laut und schrift (wandtafel) verbunden. — 2. Nein. — 3. Keiner. — 4. 5. — — 6. An einzelnen worten (silben). — 7. Einzelsätze (in ermangelung passenden lesestoffes für den ersten anfang). — 8. Ja, beides. — 9. Im ersten halbjahr (V bezw. U III). — 10. Gar nicht. — 11. Gehör- und sprechübungen ausnahmslos in jeder stunde möglichst viel. — 12. Beide wege vereinigt. — 13. S. lehrplan des realgymnasiums Elberfeld. — 14. Recht gut, vgl. ergebnisse der entlass.-prüfungen und zahl der abiturienten, welche *pro fac.* in neuern sprachen geprüft worden sind. — 15. — — 16. Die „alte methode“ hat sich bisher zur erlangung der im examen geforderten leistungen hinreichend bewährt. — 17. Im allgemeinen ausreichend vorhanden. — *Bemerkungen:* Beifolgend eine broschüre zur erläuterung der obigen kurzen bemerkungen.

1. februar 1890.

Prof. Dr. BRENNECKE, oberlehrer,
realgymnasium, *Elberfeld*.

No. 24.

1. Vom laute. — 2. Nein. — 3. Wenn ich mich überhaupt je zur laut-schrift entschliessen sollte, würde ich dies nur im englischen unterrichte thun und dann das von John Koch gewählte system zu grunde legen. — 4. Nach spätestens $\frac{1}{4}$ jahr. — 5. Ich glaube, bis jetzt *ohne* lautschrift befriedigende ausspracheresultate erzielt zu haben. — 6. Von lesestücken (zuweilen kleine gedichte) aus Ulbrich, *Elementarbuch*. — 7. — 8. Beides. — 9. Von anfang an (nach gründlicher einübung des ersten memorirstoffes). — 10. Gar nicht. — 11. Anfangs im engsten anschlusse an das memorirte stück, später freiere konversationsübungen, doch fast ausnahmslos in anlehnung an die lektüre. — 12. Aus der lektüre *und* durch übers. von einzelsätzen. — 13. Im ersten halbjahr viele diktate, dann halb diktat, halb übersetzung, im dritten jahre nur noch selten diktat. Bei einübung der syntax vielfach einzelsätze als *thème* oder *translation*. — 14. Aussprache und gewandtheit im mündl. gebrauche: sehr befriedig. erfolge. Schriftliche leistungen bei der 1. von mir durchgeführten schülergeneration minderwertig, bei der 2. befriedigend. — 15. Freudigere teilnahme und lebendige mitarbeit der schüler. Bedeutend bessere aussprache, gewandtheit im mündlichen gebrauche, sowie beim übersetzen *ins* deutsche. sicherer und dauernder besitz von zahlreichen idiomatischen wendungen der fremden sprache. frühzeitig erwachendes sprachgefühl und verständnis für das eigenartige des französ. und engl. stils. — 16. Anfangs etwas reichlich fehler in den schriftl. arbeiten, doch nur, als ich den kursus nach neuer methode zum *ersten* male mit schülern durchmachte. — 17. Befriedigend.

1. februar 1890.

Dr. LEOPOLD BAHLESEN, ordentl. lehrer.

II. städt. höhere bürgerschule. *Berlin*.

No. 25.

1. Ich gehe beim sprachunterricht überhaupt vom *laute* aus. Nachdem der laut eingeübt ist (einzel- und chorsprechen), tritt die schrift (wandtafel) hinzu. Die wörter, bei denen bestimmte lautliche und orthographische erscheinungen zuerst vorkommen, dienen dann als musterwörter. Lautphysiol. erklärng. wo nötig. — 2. Nein! Mit letzterer habe ich noch keinen versuch gemacht, glaube aber, dass sie mehr störend als fördernd wirkt. Hauptsache ist, dass der laut richtig aufgefasst und, soweit möglich, richtig wiedergegeben wird. — 3. 4. 5. — — 6. Der erste unterricht knüpft gleich an zusammenhängende lesestücke an. Wir benutzen hierfür Löwe, *Lehrgang der franz. sprache*. Im englischen wird der erste unterricht ganz ohne buch an ähnlichen stoffen erteilt, wie sie Löwe für das französische gibt. Das eingeführte buch von Deutschbein tritt erst später ein. — 7. Im französischen *nur* zusammenhängende stücke. Leider nötigt Deutschbeins lehrbuch auch zum übersetzen von einzelsätzen. In den ersten drei jahren schliesst sich aber doch der gesammte unterricht im englischen an die im 2. teil des buches gegebenen zusammenhängenden stücke an, soweit dies möglich ist. — 8. Rückübersetzungen schon von der untersten klasse an. Im französischen nur zusammenhängende stücke (s. Löwe no. 1—30). Ein versuch, die im lehrbuche gegebenen einzelsätze durchzunehmen, begegnete bei den schülern so viel inter-

essseligkeit, dass ich wieder davon abgekommen bin. Im englischen beschränke ich das übersetzen von einzelsätzen auch soviel, als es das eingeführte buch erlaubt. — 9. Im französischen in klasse IV (3. jahr französisch) Im englischen schon im 1. jahr, aber nur, weil das lehrbuch es nötig macht. — 10. Bis jetzt habe ich nur zum teil selbstentworfenen karten und stadtpläne (z. b. zu den geographischen aufsätzen in Löwe) verwertet. Leider standen mir andere nicht zur verfügung. — 11. Alle lesestücke, die sich nur einigermaßen dazu eignen, werden zu sprechübungen benutzt; in der obersten klasse wird häufig der inhalt des gelesenen nur in der fremden sprache abgefragt, und das übersetzen ins deutsche beschränkt sich mehr oder weniger auf die schwierigeren stellen. — 12. Möglichst auf induktivem wege. Da unser amtlicher lehrplan übersetzen aus dem deutschen, sowie jeder klasse ein bestimmtes grammatisches pensum vorschreibt, so muss manche grammatische regel gegeben (nicht von den schülern gefunden) werden; dabei wird auf die regeln der grammatik verwiesen. — 13. Auf allen stufen rückübersetzungen, in den unteren klassen auch diktate, in allen klassen beantwortungen von fragen über das gelesene, in den obersten auch schriftliche inhaltsangabe. Etwa alle 14 tage eine arbeit. — 14. Sehr zufrieden. Freilich kann ich mir ein bestimmtes urteil nur über den erfolg der methode in den zwei unterklassen erlauben, da nur in diesen die lehrbücher von Löwe benutzt werden. In den oberen klassen wurde mit den büchern von Plötz nur eine anlehnung an die neue methode angestrebt. Löwe soll jedoch ganz eingeführt werden. — 15. Mehr lernfreudigkeit und aufmerksamkeit, lebhaftigkeit in der klasse. Grössere gewandtheit im praktischen gebrauch der sprache, besseres einleben in die sprache. — 16. Mir sind keine aufgefallen. — 17. Sie werden auf induktive weise gerade so gut wie nach der grammatisirenden methode gelernt, aber leichter und lieber von den schülern aufgenommen und haften besser. Um eine sichere kenntnis der notwendigsten grammatischen gesetze zu erzielen, thue ich folgendes: Sätze, die in dem gerade gelesenen vorkommen und sich nach ihrem *grammatischen* inhalt für die betr. stufe eignen, lasse ich unter fortlaufenden nummern in ein besonderes heft eintragen, das ich wie jeder schüler auch anlege. Ich selbst führe durch eintragen der beispieldnummer in eine systematische grammatik buch, damit nichts wesentliches vergessen wird. Sind genügend beispiele für ein bestimmtes gramm. kapitel ausgeschrieben und auswendig gelernt und erklärt, so folgt die zusammenstellung. Dann wird erst auf die *regel* des lehrbuchs verwiesen und zusammenh. kenntnis des betr. gramm. pensums verlangt. Diese bemerkung bezieht sich nur auf die vier letzten lehrgänge, wo *syntaktische* gesetze behandelt werden. — *Bemerkungen:* Der amtliche lehrplan für unsere realschulen schreibt jeder klasse genau ein gramm. pensum vor; dem lehrer sind dadurch in der behandlung der grammatik die hände etwas gebunden. — Das hier eingeführte buch von Deutschlein nötigt im englischen auch zu einer mehr vermittelnden methode, eignet sich aber durch die zum teil recht guten lesestücke in 2. teil besser zum unterricht nach der neuen methode als manches andere. Mein kollege Falkenhagen und ich benutzen es deshalb auch ganz in dem sinne. — Ganz rein habe ich nach der reform-methode in den letzten 2 jahren unserer anländer im französischen unterrichtet und bin mit dem ergebnis *sehr zufrieden*. Nachdem ich etwa 8 jahre nach Ploetz und ähnlichen lehrbüchern unterrichtet hatte, bekehrte ich mich nur schwer zu einer änderung in meiner lehr-

weise; möchte aber jetzt auf keinen fall wieder zur früheren zurückkehren. — *Eine schattenseite* hat die sache nur: Eine stunde nach der neuen unterrichtsweise strengt den lehrer mehr an als 2 nach der früheren, auch wenn er früher gewissenhaft gearbeitet hat.

2. februar 1890.

K. STURMFELS, grossh. reallehrer,
realschule. *Michelstadt* (Hessen).

Fortsetzung folgt. Ich bitte um weitere einsendungen auf grund der oben abgedruckten fragen (der „fragebogen“ ist vergriffen).

Marburg.

W. VIETOR.

REZENSIONEN.

A Popular Manual of Vocal Physiology and Visible Speech, by ALEXANDER MELVILLE BELL. London. Trübner. pp. 59. Pr. ?

The appearance of a new work, even though a small one, from the hand of the founder of the organic system of phonetics is a matter of interest to every phonetician. To any one who wishes to learn in the fewest possible words all the chief facts of human articulation and to have them digested in a form which, whatever its demerits, is wonderfully adapted to arrest the attention and impress the memory, this book will be invaluable. Being intended for the general public and for the advanced classes in schools and colleges, it is strictly didactic in form and conveys the precepts of the writer with that admirable terseness and directness which mark the able and experienced teacher. We are also repeatedly reminded that the author, as a practical elocutionist, always studies human speech, not only as it is really spoken, but also as it *ought to be* spoken, so as to be most graceful and impressive. Hence the remarks (§ 34) on the *ungainliness* of the protruded *th*, the *loose* articulations of common oratory (§ 32), and the directions how voiced stops *ought to be* pronounced (§ 48). This point of view has its disadvantages for that reader who designs to study language in its history and growth. Such a reader is even more interested in the slips and lapses of speech than in its more emphatic and perfect forms. But to the beginner in the study of spoken sound the balance of advantage inclines quite the other way, and I should strongly recommend this little book to be used as a preface to the study of Sweet or Sievers.

It follows almost of necessity from the didactic nature of the book that its statements are sometimes too positive and rotund; as for instance where the *m*, *n*, *ng*, in *lamp*, *lent*, *length*, are said to be voiceless, although they are only partially so, — the fact being that the glottis opens *after* the nasal is begun but *before* it is finished. These sounds are therefore really only voiceless in the latter part of their duration: but to stop and make small qualifications like these would manifestly spoil the book as an elementary manual.

Similar considerations prevent one from objecting here to the partly fictitious symmetry which is given to the classification of human articulations, not only by Bell, but by all the organic phoneticians. Such symmetrical divisions

have here their use, which is indeed very similar to that of parallels and meridians in geography. The latter are symmetrical themselves and they serve excellently well to indicate the positions of things which are unsymmetrical, — such as continents, islands, and mountains: and it is not too much to say that the use of Bell's rectangles in mapping out the positions of human articulations is precisely similar, and no more. Just as there are some meridional interspaces which are nearly empty of land, so there are some of Bell's theoretical categories which are nearly empty of actual or even possible articulations. Take for instance his double row of four nominal "*mixed-divided*" consonants, voiced and unvoiced. Of the four articulations involved, one seems to be impossible; another seems to be ineffective in producing anything different from the sounds of the familiar *unmixed* and *undivided* *f* and *v*; a third is rather lamely represented by the Welsh *ll*, which is *not* divided, being unilateral; and the fourth is supposed to produce the English *th*, which, as Sweet very rightly says, is undivided also. But the mnemonic use of symmetry, and the importance of giving the student a comprehensive aggregate view of the subject to start from, are considerations of such prime importance that they atone for much in an elementary exposition which would be unpardonable in an advanced treatise.

One naturally scans the work of one who has already taught us much, in the hope that he may teach us more, and it is therefore fitting to give special comment to such items in this booklet as have not appeared in print before. The introduction gives an interesting account of the genesis of Bell's system in his own mind. Its concluding sentences almost lead one to suppose that he has adopted the theory of absolute pitch, but he is careful to state afterwards (§ 88) that his table of pitch refers to *his own* pronunciations only, but that he believes the *relative* pitch of these articulations to be the same in all other persons.

It is a curious and notable sign of the present posture of the science of phonetics that we now find an eminently practical man like Bell endeavouring to define the exact articulations of the half-dozen varieties of the *ch* consonant, not so much by organic position as by *semitones of pitch*! The *ach-laut*, he says, has three varieties, of which the backward one will be found to be three semitones deeper, and the forward one two semitones sharper than the middle one: the *ich-laut* has also three varieties of the same kind. It is quite easy to give practical effect to these instructions, *if the mouth orifice is carefully kept constant*. The experiment is best made before a mirror, with something inserted between the side teeth to keep them at a constant angle. It is then quite easy to produce a chromatic scale of *ch* resonances and to note the simultaneous steps in the advancement of the tongue.

The great lesson of this process is that consonant quality, like vowel-quality, is found to be little else than resonance. In the case of some consonants the resonance is even found to be compound, as in the case of vowels: these are the consonants which, under the name of liquids, nasals and semi-vowels, are found capable of exhibiting some approach to vocalic quality. But it is doubtful whether the true distinction between vowel and consonant is that of simple and compound resonance. It is much better to adhere still to the more certain, though less definite, doctrine of Sievers that sounds are fitted for vocalic

use in exact proportion to their acoustic volume (*schallfülle*). Double resonances are naturally usually more powerful and ample than single ones, and are therefore oftener vocalic. Organically the change from vowel to consonant is nearly always associated with a shifting of the *source* of the resonance. The vowel resonances are all animated by the frictional noises of the glottis: the consonant resonances are animated by oral friction in various places. The organic phoneticians, in their neglect of the acoustic side of speech, have hitherto seemed to think that the word *friction* or the word *explosion* summed up all that could be said about the essential nature of consonantal sound. But the simple experiment just detailed is enough to shew that the most important instrument of their differentiation is the resonance of the cavity (or cavities) with which they stand associated. For it is easy to see, in running through the rather long scale of possible *ch* sounds, that the frictional element remains practically constant all through: the thing which really changes is the size and resonance of the anterior cavity.

But it is at the same time interesting to note how large a change is needed in absolute pitch to effect a very slight differentiation in consonantal quality. The difference between the *ich-laut* and the *ach-laut* of *ch* is not a wide one, but it is effected by absolute pitch, and it demonstrably takes a *full octave* to make it! After this one feels rather sceptical about the accuracy of Bell's other determinations of consonant pitch, which are all ranged in musical succession within a space of less than two octaves! And on consulting Trautmann's similar table, one is astounded to find that, though its range is still smaller, the pitches therein given are fully *three* octaves higher! The truth seems to be that the range of consonant pitch is three or four times wider than either of these investigators has imagined, and covers not only the range of both their tables but the whole intervening space too, as well as a higher tract lying above and beyond either of them. I hardly think that even then the whole differentiation of these fourteen consonant resonances, as tabulated by Bell, can be credited to absolute single pitch, and certainly expect to find, that, when examined more closely, some of them will be found to be differenced by other means.

On the whole one feels that the tabulation of resonances here given is not a success, except in its practical application to the *ch* consonant: but at the same time one welcomes it as a most encouraging sign. The fact is that the science which has hitherto appropriated to itself the name of Phonetics (which I take to mean the science of speech *sounds*), has not been a science of sounds at all, but of articulations. If it had gone by its right name it would have been called the science of vocal motions (*sprechthätigkeit*), and then the fact would not have remained so long concealed from the world that the science of speech *sound* did not exist.

Mr. Bell has made one change, — a rather good one, — in nomenclature. He no longer speaks of the forward upper surface of the tongue as the "*front*", but as the "*top*". But there are other words in his nomenclature which remain unaltered, though they seem equally open to criticism. — such as the words "*mixed*" and "*wide*". It hardly seems a right use of words to say that the two articulations which produce the *wh* consonant are *mixed*: they are decidedly not mixed, though they might fairly be said to be joined or combined.

In regard to "wideness", Mr. Bell's definition of it is just what it has been before — "widening" of the organic aperture and expansion of the cavity "behind the tongue". The acoustic objections to this definition are (1) that the widening of the cavity would simply neutralize *pro tanto* the widening of the aperture so far as the production of vowel quality is concerned; and (2) that widening of aperture and lowering of tongue are synonymous expressions and cannot therefore be justly made the basis of two distinct kinds of differentiation in vowels.

I am quite willing to recognise the quality of "*wideness*" as exemplified in the contrast between Mr. Bell's wide and narrow key words. It seems to be in some sense an *acoustic* fact; but I fail to associate it universally with what Mr. Bell says are its organic conditions, or in fact with any constant organic conditions whatever. It seems really to be an acoustic distinction, which demanded to be somehow accounted for, and which has therefore been baptised into the organic system by a name which it has no right to receive.

It would be a real service to the organic system of phonetics to subject its nomenclature to a thorough-going and incisive course of criticism, but the present is no fitting opportunity for so large a task. I refrain therefore from further comment upon the older portion of Bell's doctrine, and the new portion has been already dealt with. I will only say in conclusion that it is a real pleasure to find him still contributing to the advancement of his chosen science.

Liverpool.

R. J. LLOYD.

La transcription phonétique de LYTKENS & WULF. Compte-rendu offert au VIII^e congrès des orientalistes réuni à Stockholm et à Kristiania en septembre 1889. Stockholm, imprimerie centrale 1889. XII s. 8^o.

Den erfindern dieser lautschrift kam es vor allem darauf an, dass sie leicht zu erlernen, zu lesen, zu schreiben und zu drucken wäre; das mittel hiezu fanden sie in der vermeidung jeglichen neuen zeichens: die lat. und griech. buchstaben und die bekannten jüngeren zeichen, wie *ä, ö, a, ñ* . . . in den üblichen schriftarten (antiqua, kursiv, fett, kapitälchen). endlich umgestürzte buchstaben genügen, um für alle einfachen laute ein zeichen zu haben; lautstärke, lautdauer und tonhöhe werden durch umgestürzte interpunktionszeichen angegeben. Die art der durchführung ist an schwed., dt., frz. und engl. wörtern und sätzen und durch zwei lautafeln (mit 137 konsonanten und 61 vokalen) erläutert.

Wie man schon aus dem titel und dem geringen umfange des schriftchens schliessen kann, legen L. und W. nur eine skizze vor, und man kann ihnen daher keinen vorwurf daraus machen, wenn man einzelheiten nicht mit sicherheit versteht. Der gedanke, eine lautschrift aufzustellen, die den lesern und allen an der herstellung der phonetischen drucke beteiligten personen nach möglichkeit wenig schwierigkeiten bereitet, und für die verbreitung dieses grundsatzes durch eine flugschrift zu wirken, kann wohl der allseitigen billigung gewiss sein. Hingegen dürfte die meinung über den vorgeschlagenen weg nach diesem ziele geteilt sein. Kein neues zeichen aufzunehmen, wird jeder bereit sein, wenn nur

die möglichkeit nachgewiesen ist, die ungeheure mannigfaltigkeit der sprachlaute durch die alten zeichen auszudrücken; aber das lunte durcheinander von antiqua, kursiv, fettdruck, aufrechten und umgestürzten buchstaben (vgl. das engl. gespräch s. IX), werden viele weder für den leser, noch für den setzer, ja kaum für den schreiber bequem finden. Ich würde, wenn es sich darum handelt, bei den zeichen zu bleiben, die „in jeder beliebigen zeitungsdrukerei“ vorrätig sind, das bekannte auskunftsmittel vorziehen, welches darin besteht, dass den gewöhnlichen buchstaben einer schriftart (etwa lat. antiqua, um einige frz., dt. und griech. buchstaben vermehrt) exponenten beigegeben werden. Wer auf eine grössere genauigkeit der lautarten verzichten kann, brauchte die exponenten nicht zu lesen, und wer nur eine einzige sprache oder mundart behandelt, könnte die exponenten grossenteils durch eine vorausgehende lautbeschreibung ersetzen. Auch wäre dann die anzahl der lautzeichen unbegrenzt, während die anzahl derjenigen des vorliegenden vorschlages nur eben gross ist, aber vielleicht doch nicht hinreichend. So sehe ich z. b. nicht, wie ich mit den mitteln und nach den grundsätzen der verfasser *k, g, t, d* mit seitlicher (vor *l*) oder velarer verschlusslösung (vor *u*-lauten) oder stimmhaftes *k* bezeichnen sollte. Die *k*-laute sind nicht unter die konsonanten gerechnet (obwohl sie sich, beiläufig gesagt, vor *u* von zweilippigen *f, v* nur sehr wenig unterscheiden), auch nicht unter die vokale, sie kommen daher in den beiden lauttafeln gar nicht vor. Da diese tafeln 18 „von uns nicht beobachtete“ konsonanten enthalten, so hätte doch für die oben genannten, recht gewöhnlichen verschlusslaute vorgesorgt sein können. Oder wollen L. und W. solche dem darauffolgenden laute angepasste verschlusslösungen unbezeichnet lassen? Vermuten darf man dies, wenn man sieht, wie sie das deutsche *z* und das engl. *-ge* (in *passage*) durch *ts* und *δç* umschreiben (daneben übrigens auch durch umgestürztes *g* und aufrechtes *g*, von denen in der konsonantentafel jenes einen „extraalveolaren“, dieses einen „medioalveolaren“ verschlusslaut bezeichnet). Sehr passend scheint mir die bezeichnung der „reduzirten vokale“ in den diphthongen durch einen einschaltungsbogen, der mit der hohlen seite gegen diesen vokal gerichtet ist und vor oder nach dem diphthong steht, je nachdem der diphthong zu den steigenden oder zu den fallenden gehört. Allerdings wird dieses zeichen nicht auch auf solche diphthonge angewandt werden dürfen, die (wie z. b. rum. *ea, oa*) aus zwei vokalen von fast gleicher tonstärke bestehen. Unter den (nur sechs) zeichen für höhe, stärke und dauer der laute sind zwei, welche zwei grade grösserer stärke oder dauer bei gleichbleibender höhe bezeichnen; es sind also zweideutige zeichen.

An den wörtern und sätzen in phonet. schrift, vornehmlich an den deutschen beispielen, ist mir einiges aufgefallen: doch will ich das als nebensächlich übergehen. Nur eine bemerkung allgemeiner natur kann ich nicht unterdrücken, sie betrifft die angabe der tonhöhe in den deutschen wörtern und sätzen. Die wörter für sich haben im deutschen gar keine bestimmte tonfolge; bei der aufzählung oder nennung einzelner wörter verweilt man bald durchweg in derselben tonhöhe, bald steigt man mit der betonten silbe hinauf oder hinunter (hinunter regelmässig vor dem schlusspunkte). Die angaben über tonhöhe bei einzelnen deutschen wörtern sind somit nichtig. Die sechs verse aus Goethes *Tasso* nach den (s. 8) angegebenen tonzeichen vorzutragen, kostet mich viel mühe und berührt mich

ganz fremdartig; einen deklamator oder schauspieler mit so lehrner vortragsweise würde ich nicht anhören. Aber auch der tonfall in der gewöhnlichen rede der deutschen (preussen, schlesier, sachsen, franken, bairn, schwaben und alemannen), mit denen ich je gesprochen habe, würde sich ohne musikalisches notensystem nicht wiedergeben lassen. Die eintönigkeit, die im nordwesten Deutschlands zuhause ist und von mir an deutsch sprechenden Engländern beobachtet worden ist, scheint also in Schweden für das richtige gehalten zu werden. (Man beachte, dass der schwedische text s. VII nicht gar so eintönig ist.)

Um der guten sache willen, die L. und W. anstreben, würde ich wünschen, dass ihr vorschlag noch anderen linguistenversammlungen vorgelegt würde und zur verhandlung käme. Wenn sich L. und W. veranlasst finden, änderungen anzubringen, so würde ich auch empfehlen, doch endlich die vierseitige vokaltafel aufzugeben; ich habe schon 1886 (*Litbl. f. germ. u. rom. philol.*) berichtet, dass Lahr (Wiedemanns *Annalen*, januar 1886) auf exaktem wege die richtigkeit des alten vokaldreiecks nachgewiesen hat.

Czernowitz.

GÄRTNER.

E. O. LUBARSCH, *Über deklamation und rhythmus der französischen verse*. Zur beantwortung der frage: Wie sind französische verse zu lesen? Aus dem nachlasse des verfassers herausgegeben von E. Koschwitz. Oppeln u. Leipzig. Eugen Franks buchhandl. 1888. XI u. 50 s. Preis M. 1,50.

Der direktor Sonnenburg hatte in seiner brochüre: *Wie sind französische verse zu lesen?* ohne namen zu nennen, die deutschen schriftsteller über französische metrik angegriffen, indem er unter anderem behauptet hatte: „sie wissen nicht einmal genau, wie die französischen verse gesprochen werden müssen“; „sie haben bei den franzosen nicht nachgefragt, wie sie ihre verse lesen“, und „ihre zergliederungen des französischen rhythmus sind sinnlose einfälle und ein beweis von grosser kühnheit, verbunden mit einem ebenso grossen mangel an kemtnis der sache“. — Lubarsch, der verfasser der *französischen verslehre*, fühlte sich in erster linie angegriffen. Unsre brochüre ist die geharnischte zurückweisung des angriffs.

Wie zu erwarten war, ist die neue metrische arbeit von Lubarsch, die letzte leistung des leider so früh abgerufenen gelehrten verfassers, ein neuer beweis seiner gründlichkeit und umsicht. Um seine ansichten auf die anerkanntesten autoritäten stützen zu können, sucht er den akademiker Ernest Legouvé, die dichter Théodore de Banville und Leconte de Lisle auf, unterhält sich mit ihnen über den fraglichen gegenstand, liest ihnen vor, fordert ihr urteil über seine weise zu lesen heraus und lässt sich von ihnen vorlesen, wobei jede in frage kommende einzelheit die sorgfältigste erörterung findet.

Im ersten teile seiner brochüre weist Lubarsch nach, dass Sonnenburg, welcher in der hauptsache nichts neues bringe, die schriften, gegen die er sich wende, nicht einmal ordentlich gelesen habe; dass er selbst in seiner verslehre schon darauf hingewiesen habe, wie der vortrag der verse auf der bühne durch und durch naturalistische färbung zeige. Er fügt dann — man hat diesen passus als eine ergänzung zu seinem hauptwerke anzusehen — in knapper fassung die

lehren bei, welche Ernest Legouvé in dem buche *l'Art de la lecture* über die deklamation französischer verse aufstellt. — Im zweiten teile setzt er alsdann seine eigene ansicht über die lautliche geltung der weiblichen endung in der poesie und über den rhythmus französischer verse noch einmal aus einander, um daran den bericht über die erwähnten unterredungen mit Ernest Legouvé, Théodore Banville und Leconte de Lisle anzuschliessen. Den schluss dieses teiles bildet die vorführung der wesentlichsten punkte aus Legouvé's *La lecture en action*. Endlich werden dann im dritten teile die von Sonnenburg aufgestellten regeln im einzelnen auf ihren wert geprüft.

Der streit mit Sonnenburg wird an sich für weitere kreise kaum ein erhebliches interesse haben. Wir dürfen aber von einer schrift aus der feder von Lubarsch erwarten, dass sie über den einen oder anderen punkt auf dem gebiete, dem er sein forschern widmet, neues licht verbreitet. Unbekanntes freilich bringt die schrift nicht, aber immerhin lässt sie einige beachtenswerte thatsachen mit voller deutlichkeit erkennen. Wir rechnen dahin:

1) dass die französischen dichter und verskritiker über die lautliche geltung der weiblichen endung am versschluss *nicht* alle gleicher meinung sind:

2) dass, während die einen behaupten, das einzelne rhythmische glied des verses müsse klar und deutlich als rhythmische einheit hervortreten, indem die tonsilbe kräftig hervorgehoben werde (il faut ponctuer: „la ponctuation est la lumière de la diction“; „le rythme consiste dans les mille variétés de coupe que tout véritable poète mêle à la structure de ses vers“; Ernest Legouvé, *La lecture en action*, pag. 10; *l'Art de la lecture*, pag. 226), die anderen wollen, dass der rhythmus einer ebenmässig dahinlaufenden wellenlinie gleichen müsse, daher keine unterbrechung und kein besonders kräftiges markieren der tonstellen;

3) dass für keine gattung der dichtung der oratorische akzent ganz ohne bedeutung ist.

Was den ersten punkt betrifft, so behauptet Leconte de Lisle: „Am ende ist das *e féminin* nicht mitzulesen, dort ist es „absolument nul“. Th. Banville lässt sogar in der von Lubarsch mitgeteilten elegie männliche versausgänge auf weibliche reimen. Der verfasser unserer broschüre ist mit Banville gleicher meinung; er stellt es als gesetz hin, „dass das *e* am versschluss in der deklamation *heute* nicht mehr ausgesprochen wird“. — Dem gegenüber weist Legouvé in *La lecture en action*, pag. 69 f. nach, dass und weshalb in dem verse von La Fontaine:

Un pauvre bûcheron tout couvert de ramée

das *e* am versschluss *ganz besonders* wahrnehmbar werden müsse; „il faut le prolonger“: — „mettez trois *e* muets à ramée“. — „Celui qui retranche l'*e* muet final, fait un vers masculin d'un vers féminin“ heisst es auf pag. 178 im *Art de la lecture*. — Die Rachel wird von Legouvé getadelt, weil sie aus zwei versen prosa gemacht habe. Es sind dies die verse aus dem 2. akt der *Phédra*:

Ariane, ma sœur, de quel amour blessée

Vous mourûtes aux bords où vous fûtes laissée.

Was hatte die berühmte schauspielerin verbrochen? Sie hatte die weiblichen ausgänge der beiden verse beim vortrage unberücksichtigt gelassen, wodurch

sie nach Legouvé den versen „toute leur harmonieuse grandeur“ genommen hat. — Wenn wir, auf eigene beobachtungen uns stützend, hinzufügen, dass man auf der bühne des Théâtre-Français die von Banville und Lubarsch aufgestellte regel keineswegs immer bestätigt findet, so ergibt sich, dass zwei meinungen einander diametral gegenüberstehen, von denen jede durch namhafte autoritäten vertreten ist; dass ferner die praxis zwischen beiden schulmeinungen hin- und herschwankt, sich bald mehr nach der einen, bald mehr nach der anderen seite hinneigt.

Die frage liegt nahe: Woher diese meinungsverschiedenheit? — Keine der autoritäten, die in frage kommen, hat klar und bestimmt auf die beiden wohl zu unterscheidenden standpunkte hingewiesen, von denen aus man seine forderungen an den vortrag der verse aufstellen kann: das historische recht; — das recht der lebenden sprache. Will man *klassische* verse lesen, so muss man sich doch von vornherein darüber klar werden: sollen die verse Racines gelesen werden, wie der dichter selbst und seine zeitgenossen sie gelesen haben würden, genau mit derjenigen rhythmischen bewegung und derjenigen klangfarbe der einzelnen laute, in denen er selbst das harmonische seiner verse empfunden hat; oder sollen sie so gelesen werden, wie der gebildete franzose unsrer tage, der für die harmonie der verse ein natürliches verständnis hat, sie nach seinem, von der lebendigen sprache ihm anezogenen sprachgeföhle lesen würde? Es war Lubarsch nicht fremd, dass der heutige lautstand der französischen sprache sich keineswegs in allen punkten deckt mit demjenigen, der vor zwei jahrhundertern üblich war in Frankreich. „Der klassische alexandrinier war das poetische instrument seiner zeit, in der *selbst auf der bühne* das *e* in der deklamation hörbar war“, sagt er auf pag. 40 seiner broschüre. — Das ästhetische empfinden eines Legouvé hat sich nun wesentlich an der klassischen dichtung gebildet: aus dieser hat er sein kritisches urteil über die harmonie der poetischen sprache hergeleitet. Die forderungen, welche klassische verse hinsichtlich des lautwertes der weiblichen endung an den vortragenden stellen, sind von ihm aus der klassischen dichtung selbst heraus erkannt worden; sie sind nach seinem individuellen empfinden für die dichtung überhaupt, also auch für die moderne dichtung, massgebend.¹ Beachtung verdient in dieser hinsicht, was Legouvé in kap. X der *Lecture en action* sagt. Er wirft dort die frage auf, ob man alle geschriebenen buchstaben auch sprechen müsse? — Es stehen einander gegenüber, heisst es dort, orthographie und sprachgebrauch, unterhaltungssprache und wörterbuch, Jedes hat seine berechtigung, Jedem der beiden herren hat der redner zu gehorchen. „Prétendre subordonner absolument l'un à l'autre, c'est impossible, mais surtout pour l'orateur“. Es ist nun sache des takts, wann er dem einen, wann er dem anderen folgen soll; daneben „question du genre“. Er sagt damit, in der würdevollsten gattung, der poesie, ist die orthographie massgebend: dort überall

¹ Dem widerspricht es nicht, wenn Legouvé auf s. 122 in *La lecture en action* sagt: „A poésie nouvelle, diction nouvelle“. Dort spricht er durchaus nicht von der lautlichen geltung der weiblichen endung innerhalb des verses oder am versschluss. Im gegenteil: in bezug auf diesen punkt macht er zwischen klassischer und romantischer dichtung keinen unterschied.

bindung, überall lautliche berücksichtigung der weiblichen endung: „La règle doit être inflexible, invariable, draconienne. Le salut du vers est à ce prix“. — Legouvé stellt somit das recht der lebendigen verkehrssprache und dasjenige der herkömmlichen orthographie als gleichweitig neben einander. Und doch zeigt die heutige rechtschreibung zum teil archaisches gepräge; sie entspricht zum teil einem früheren lautstande der sprache, nicht dem heutigen. Der kritikler schreibt also einem früheren lautstande der sprache gewisse berechtigungen für die heutige vortragsweise zu, welche er auf die lebende sprache seiner zeitgenossen nicht begründen kann. — „Man liest nicht, wie man spricht“, sagt Legouvé. „In der poesie, ob gelesen oder gesprochen, ist die aussprache ganz dieselbe wie in der prosa“, sagt Lesaint,¹ und mit ihm Passy.² Da haben wir den gegensatz in seiner schärfsten form.

Leider ist Lubarsch die sorgfältige *Etude sur la prononciation de l'F muet à Paris* (Londres, Trübner & Co, 1880) von A. Mende entgangen. Das neueste werkchen desselben verfassers: *Die aussprache des französischen unbetonten E im wortauslaute* (Zürich, Jacques Meyer, 1880) war zu der zeit, als Lubarsch seine broschüre abfasste, noch nicht erschienen. Wir haben es in der letzteren arbeit mit einer historischen studie zu thun, die in nicht wenigen punkten neue resultate ergeben hat. Mende zieht auch das enklitische und proklitische verhalten der einsilbigen wörtchen auf *e* mit in den kreis seiner beobachtungen.

Ernest Legouvé und Th. Banville sind ferner nicht einig über die art und weise, wie der vortragende die rhythmik der verse hörbar machen solle. Die wahrnehmungen, welche Lubarsch bei letzterem gemacht hat, der ihm verschiedenes vorlas, gibt er in diesen worten wieder: „die tonsilben traten deutlich, doch ohne schärfe, ohne stärkeren satzakzent erkennen zu lassen, derart hervor, dass zwischen ihnen und den unbetonten silben der rhythmus vernehmlich auf- und abwogte.“ — Zum besseren verständnis dieser worte fügen wir eine bemerkung bei, die wir auf pag. 25 unsrer broschüre finden. Banville sagt zu seinem besucher, „man müsse nicht so lesen, wie die schauspieler; diese läsen nur *nach dem sinne und der interpunktion* und vernichteten dadurch den rhythmus“. Diese worte sind, wie man sieht, nicht nur gegen die schauspieler, sondern vor allem gegen Legouvé gerichtet. Banville hat durch seine „leidenschaftslose, langsame“ vortragsweise, in welcher nur „hinter jedem verse eine pause eintrat“, während „die zäsur sich ohne pause durch die in der versmitte wiederkehrende betonung bemerkbar machte (bekanntlich im alexandriner der romantiker keineswegs immer in der versmitte), dem verse ein einschmeichelndes und musikalisches element“ verliehen. Der gedanke des verses mit seiner grammatischen und logischen gliederung und mit seiner forderung, den einen oder den anderen begriff besonders hervorzuheben, trat zurück gegenüber dem rechte, welches die harmonie des verses für sich in anspruch nahm. — Unstreitig aber bedarf die beobachtung, welche Lubarsch gemacht zu haben glaubt, einer kleinen modifikation. Der abstieg von der tonsilbe eines rhythmischen gliedes zu der anlautenden silbe des

¹ *Traité complet de la prononciation française*, Hamburg 1871, daselbst seite 40.

² *Phonetische studien*, heft II, pag. 120.

folgenden takt es kann sich unter keinen umständen mit derselben leichtigkeit vollziehen, wie der anstieg zu dieser tonsilbe selbst: wir würden ja sonst rhythmische reihen erhalten, die sich in vielen fällen auch in fallende takte zerlegen liessen, was dem geiste der französischen sprache durchaus widerspricht. Der unterschied zwischen Banville, Leconte de Lisle und Victor Hugo (Banville stellt seine vortragsweise ausdrücklich als mit derjenigen Victor Hugos übereinstimmend hin) auf der einen seite, Legouvé auf der anderen seite ist also darin zu suchen, dass letzterer die einzelnen rhythmischen glieder als solche klar hervortreten lässt, durch kräftige markierung der tonsilbe und kleine pause („les mille variétés de coupe“) vor beginn des nächsten rhythmischen takt es, während die ersteren den übergang von der tonsilbe zum folgenden rhythmischen gliede möglichst zu erleichtern suchen.

Die ausföhrungen, denen wir in Lubarschs hinterlassener arbeit begegnen, verdienen ferner besondere beachtung in den punkten, welche den oratorischen akzent betreffen. Man erkennt leicht, dass der verfasser seine frühere meinung über die bedeutung der oratorischen betongung korrigirt hat. In seiner verslehre finden wir: „Die rhetorische hervorhebung gewisser wortsilben ist indessen viel mehr eine längere dehnung der hervorgehobenen silben, als eine betongung. Betrifft der rhetorische akzent ein ganzes wort, wie z. b. *Autrefois* j'étais aimé, so ist er ebenfalls nur eine durch gedehntere und schärfere aussprache erzielte hervorhebung des betreffenden wortes“ (pag. 29). — Und weiterhin: „der oratorische akzent kommt für die *erkenntnis* der rhythmik des verses nicht in betracht, da die hervorhebung von wörtern oder silben durch dehnung oder beschleunigung der aussprache ein allgemeines mittel des lauten vortrages überhaupt ist, und da er überdies oft von der subjektiven auffassung des deklamators abhängt“. — Wer den rhetorischen akzent in der unterhaltungssprache der pariser, auf der rednerbühne, auf der kanzel, im theater mit aufmerksamkeit beobachtet hat, der wird zu diesen ausföhrungen doch bedenklich den kopf schütteln. Der oratorische akzent ist für die heutige redeweise der pariser von einer viel hervorragenderen bedeutung, als man in Deutschland gemeinhin annimmt. Auch besteht er keineswegs ausschliesslich in einer dehnung der tonsilbe des betreffenden wortes.

Lubarsch selbst hat sich dieser wahrnehmung nicht verschliessen können, wenn sie ihm auch seine kreise etwas gestört hat. Nicht ihm allein; mehr noch ist den französischen verstheoretikern, Legouvé, Banville, dem Comte de Gramont, Becq de Fouquières der rhetorische akzent etwas unbequemes, subjektives, unorganisches, im ganzen unberechtigtes, weshalb sie denn auch sich darüber gänzlich ausschweigen. Sehen wir, wie unser Lubarsch, der objektive, ruhige forsch er, sich mit der beobachteten thatsache abfindet. In seiner broschüre sagt er: „Dieser betongung der endsilbe widerspricht es nicht, wenn zur besonders nachdrücklichen hervorhebung einzelner worte *zuweilen der akzent verschoben wird* (also nicht bloss dehnung!). Denn wenn dies auch zeigt, dass der französische wortakzent nicht so unverrückbar ist wie der deutsche, so zeigt es andererseits auch wieder, dass die abweichung von der gewöhnlichen betongung im französischen ein mittel ist, ein wort vor anderen wörtern besonders kenntlich zu machen. Dieses oratorische mittel des vortrages kann so angewendet werden, dass die letzte wortsilbe wirklich den akzent verliert und ihn an eine andere silbe abgibt.“ Man erkennt deutlich

genug, dass Lubarsch in diesem punkte seine ansicht geändert hat. Nach eigenen sorgfältigen und vielseitigen beobachtungen fügen wir hinzu, dass die oratorische betonung nicht nur in der regel den hauptakzent auf eine silbe legt, die der mit dem wortton behafteten silbe vorangeht, sondern dass sie auch die quantität und qualität der oratorisch hervorgehobenen silbe modifizirt, d. h. tonhöhe, tonstärke und dehnung.

Legouvé hat, wie oben angedeutet, in keinem seiner bücher dem rhetorischen akzente ein kapitel eingeräumt. Und doch entschlüpft ihm, man möchte sagen unwillkürlich, eine bemerkung, welche darauf schliessen lässt, dass auch er die oratorische betonung gelten lässt. Es handelt sich darum, wie im *Misanthrope* die worte zu lesen seien:

Allez, je vous refuse!

„Supprimez l'e intermédiaire“ (von *refuse*). sagt Legouvé, „et dites comme les trois quarts des comédiens: Allez, je vous r'fuse! L'effet est sec et dur! Mais appuyez fortement sur cet e prétendu muet, et le refus d'Alceste prend une grandeur presque tragique“: mit anderen worten: Legt einen starken oratorischen akzent auf die silbe *re* in *refuse*.

Wem daran gelegen ist, sich mit dem wesen der französischen rhythmik vertraut zu machen, der wird auch dieses werkchen von Lubarsch mit vergnügen und vorteil lesen.

Stettin, im märz 1890.

K. BÖDDEKER.

DR. JULIUS BIERBAUM, professor an der höheren mädchenschule zu Karlsruhe, *Lehrbuch der französischen sprache nach der analytisch-direkten methode für höhere knaben- und mädchenschulen*. I. teil. 8. 131 s. Leipzig, Rossberg, 1889. Pr. geb. 2 M.

In der *Methodischen anleitung zum lehrbuch der französischen sprache etc.*, einem begleitschriftchen von 17 seiten, spricht der verfasser zum schluss allen denen das recht ab, seine methode in voreingenommener weise zu verurtheilen, welche dieselbe nicht einer probe im eigenen unterricht unterworfen haben. Er versetzt dadurch den rezensenten in eine unangenehme lage. So zutreffend es auch ist, dass der wert eines lehrbuches am besten erst beim unterrichte beurtheilt werden kann, so unmöglich ist es andrerseits, die vielen neu erscheinenden lehr- und lesebücher des französischen alle selbst praktisch zu erproben. Aber selbst wenn dies anginge, so würde ich mich doch nicht dazu verstehen können, mit Bierbaums lehrbuch einen versuch zu machen, — nicht sowohl der methode wegen, als vielmehr, abgesehen von allem anderen, schon aus dem einzigen grunde, weil es mir schlechterdings unmöglich wäre, mit dem darin gebotenen lesestoffe zu arbeiten. Bierbaum, wie manche andere auch, gibt nämlich, von dem an sich richtigen, aber viel zu eng und äusserlich gefassten prinzip ausgehend, dass dem schüler stofflich naheliegendes geboten werden müsse, ausser einigen kleinen gedichten, gegen die ich nichts einwenden will, ausschliesslich *ad hoc* verfertigte beschreibungen des schulzimmers, der unterrichtsstunden, des hauses, der stadt, der

haustiere u. s. w., verbunden mit bonnenhaft moralischen ermahnungen, ja immer hübsch artig und fleissig zu sein. Glaubt man denn wirklich, den unterricht dadurch zu beleben, dass man den schüler nur von seinem „schulränzchen“, seinen heften und schularbeiten, von den verschiedenen körperteilen, den vier spezies und, wenn es hoch kommt, von katze und hund unterhält? Dergleichen langweilige und zum teil geradezu alberne lesestücke (man vergleiche z. b. p. 37 die geschichte, welche ein kleines mädchen von ihrem unartigen brüderchen erzählt, das seine suppe nicht essen will und trotz versprochener besserung schliesslich doch „*vraiment un petit drôle*“ bleibt) sind wahrhaftig keine gesunde kost für unsere schüler — und auch nicht für unsere schülerinnen. Da sind mir schliesslich sogar die zusammenhangslosen ploetzischen einzelsätze noch lieber.

Muss ich es mir also versagen. Bierbaums lehrbuch selbst im unterrichte zu erproben und mich dadurch auch des rechtes berauben, seine methode eingehender zu beurteilen, so tröste ich mich damit, dass dieselbe ja bereits nach dem erscheinen seiner schrift *Die analytisch-direkte methode des neu-sprachlichen unterrichts*, Cassel 1887, mehrfach von massgebender seite gewürdigt worden ist, und kann mich daher hier, dem charakter dieser zeitschrift entsprechend, darauf beschränken, im besonderen die behandlung der phonetik zu prüfen.

Der erste abschnitt des buches, der sich als „vorschule“ charakterisirt, enthält 11 seiten über die aussprache und 5 über die schriftzeichen. Ob eine solche systematische vorschulung in laut- und schriftlehre mit vokaldreieck und konsonantenschema, trema und interpunktionszeichen dem wesen einer „analytisch-direkten“ methode entspricht, lasse ich dahin gestellt. Bierbaum ist nicht der erste der reformer, der die inkonsequenz begehrt, die systematik, die aus der grammatik verbannt wird, gerade bei dem wesentlich neuen, das gebracht wird, der phonetischen behandlung der aussprache, wieder einzuschmuggeln. Doch er bringt bei jedem laute wenigstens gleich eine anzahl „musterwörter zur einübung der aussprache“ und bleibt also nicht rein theoretisch.

Die darstellung der lautlehre selbst ist im allgemeinen korrekt, nur wenige einzelheiten bedürfen der berichtigung: So hat *balai* nicht *é*, sondern *è*; *crieur*, *bluet*, *truand* sind phonetisch zweisilbig, nicht diphthongisch; in *matelot*, *appeler*, *acheter*, selbst in *le repas* ist, da überall leicht verträgliche konsonanz vorliegt, selbst im getragenen stil von einem *e sourd* nicht mehr die rede; *abbaye* gehört nicht mit *soleil*, *Marseille* zusammen, sondern mit *pays*. Übrigens nennt Bierbaum das unsilbige *i* des sog. mouillirten *l* „schleiflaut“, fasst „schleifen“ also ganz anders (warum?) als Trautmann in seiner unterscheidung zwischen klappern und schleifen, es ist ihm nicht viel mehr als unsilbiger übergangslaut. Als „übergangslaut zwischen zwei anderen (weshalb anderen?) vokalen“ gilt auch der mittellaut *ñ*, welcher „besteht aus einem nasalen *n* (soll wohl heissen „palatalen“, nasal ist ja jedes *n*) und einem flüchtigen anklingen des halbvokals *i*“. In diesem sinne übergangslaut ist aber dann schliesslich jeder intervokale konsonant. Für das *r* will Bierbaum noch die zungenartikulation retten, wird damit aber schwerlich mehr glück haben als Littré mit seinem schweizerisch mouillirten *l*.

Besonderen nachdruck legt Bierbaum auf das „syllabiren“: „Jedes wort“, heisst es in der *Anleitung* p. 11, „wird erst im chor nach dem *vocabulaire* syllabirt, dann, ohne ins buch zu schauen, auf dieselbe weise wiederholt. Je

zwei silben lässt man zusammen wiederholen. schliesslich das ganze wort mit dem artikel und der bedeutung desselben*. Ich muss gestehen, dass mir der nutzen eines solchen verfahrens nicht ganz ersichtlich ist. Soll der zweck desselben der sein, zunächst möglichst kleine lautverbindungen zu üben, so steht damit jedenfalls die behandlung der ersten leseübungen im widerspruch, bei denen die sprechakte unnötig lang bemessen sind. Noch weniger verstehe ich, wie das syllabiren „der sicherste und natürlichste weg zur anbahnung der rechtschreibung“ sein soll.

Die in der „vorschule“ gegebenen musterwörter zur einübung der aussprache und der schriftzeichen hat Bierbaum noch besonders auf 6 grossen wandtafeln zusammengestellt, von denen er sich den allergrössten nutzen verspricht: „sie konzentriren (*Anleitung* p. 9) die aufmerksamkeit der ganzen klasse auf einen punkt, gestatten dem lehrenden, auge und mund der schüler zugleich zu kontrolliren, und erleichtern das so wichtige chorsprechen.“ Ich halte lauttafeln im französischen unterricht für durchaus entbehrlich (im englischen mögen sie eher zweckdienlich sein) und erreiche das allerdings sehr wichtige chorsprechen auch ohne solche ohne mühe. So wie sie Bierbaum gebraucht wissen will, scheinen sie mir ganz besonders überflüssig, denn warum soll der schüler jene musterwörter nicht ebenso gut und besser aus dem unmittelbar vor seinen augen liegenden buche ablesen können? Um die aufmerksamkeit der klasse auf einen punkt zu konzentriren und zu kontrolliren genügt der vorsprechende lehrer und die klassentafel. Rein graphisch betrachtet entspricht übrigens die ausführung der bierbaum'schen tabellen den anforderungen, die an eine wandtafel gestellt werden müssen, mehr als diejenige der bei Meissner in Hamburg erschienenen, deren zu kleine und noch dazu in rundschrift mit übertriebenem wechsel von haar- und grundstrichen gegebene schriftzeichen die charakteristische form der buchstaben zu wenig hervortreten lassen.

Endlich bemerke ich noch, dass Bierbaum gegner der lautschrift ist, dafür aber um so cifriger den gesang pflegt und eine anzahl der mitgeteilten lieder selbst komponirt und mit klavierbegleitung versehen hat. Ein urteil über diese im anhang gegebene musikalische leistung getraue ich mir nicht abzugeben.

Hamburg.

AUGUST LANGE.

II. BRETSCHNEIDER. *Lectures et exercices français*. Französisches lese- und übungsbuch für real- und handelslehranstalten, sowie höhere bürgerschulen.

I. teil mit einem wörterbuch. Berlin, Wiegandt & Schotte, 1889. Preis ?

Dieses 72 seiten umfassende lese- und übungsbüchlein dürfte besonders solchen schulen gute und willkommene dienste leisten, an denen noch mehr oder weniger nach der alten methode gearbeitet wird, wobei der anregenden und das fremdsprachliche denken fördernden lektüre in der regel, zumal beim anfangsunterrichte, eine zu geringe berücksichtigung zuteil wird. Der verfasser beabsichtigt damit, wie er selbst sagt, eine vermittlung zwischen der „bisher herrschenden“ und der neuen unterrichtsmethode.

Die anlage, sowie die ausführung des planes beruht auf richtigen pädagogischen grundsätzen. Die stoffe, welche grösstenteils guten französischen jugend-

schriften entnommen sind, bewegen sich im anschauungskreise der schule und führen nur ganz allmählich zu etwas entfernteren gebieten. wie die im sechsten abschnitt enthaltenen biographien geschichtlicher personen. Sie umfassen folgende gruppen: *Descriptions, dialogues, fables et paraboles, anecdotes et récits, légendes et contes, biographies, lettres, poésies*. Diese stufenfolge dürfte wohl kaum angefochten werden. Den meisten nummern der ersten gruppe ist ein kleines *questionnaire* beigegeben, was sehr zu billigen ist. Die dialoge sollen vielseitig geföhrt, erweitert und mit verteilten rollen fest eingepprägert werden. Eine reihe von übungen verschiedener art sollen mit den einzelnen lesestücken angestellt werden, um abwechslung in den unterricht zu bringen und dieselben zum eigentum der schüler zu machen. Die briefe, die im 2. teile fortgesetzt werden sollen, sind sehr zweckmässig. Mit dem 2. teile soll auch ein *guide* für den lehrer erscheinen: dem 1. teile ist ein alphabetisch geordnetes wörterbuch (36 seiten) beigegeben

Karlsruhe

DR. J. BIERBAUM.

Textausgaben französischer und englischer schriftsteller für den schulgebrauch.

Hsg. unter redaktion von OSKAR SCHMAGER, oberlehrer am realgymnasium zu Gera. Gera, Dr. Herm. Schlutters verlag.

- 1) Voltaire, *Charles XII*. In gekürzter fassung hsg. von DR. P. GRÖBEDINKEL in Ohrdruf. 1889. 84 s. Preis geb. 60 pf. Wörterverzeichnis dazu 25 pf.
- 2) Girardin, *La joie fait peur*. Hsg. v. DR. G. WILLENBERG in Lübben. 1889. 48 s. Preis geb. 40 pf.
- 3) Daudet, *Ausgewählte dichtungen*. Hsg. von prof. Dr. K. SACHS in Brandenburg a. H. 1889. 78 s. Preis geb. 60 pf.
- 4) Shakespeare, *Julius Cäsar*. Hsg. von DR. L. PROESCHOLDT in Friedrichsdorf i. T. 1889. 84 s. Preis geb. 60 pf.
- 5) Michaud, *Les croisades de Frédéric Barberousse et de Richard Cœur-de-Lion*. Hsg. von DR. F. HUMMEL in Potsdam. 1889. 84 s. Preis geb. 60 pf. Wörterverzeichnis dazu 15 pf.
- 6) *Auswahl englischer gedichte* von DR. E. REGEL in Halle a. S. 1890. 64 s. Preis geb. 70 pf. Anhang für den lehrer gratis.
- 7) Scott, *Tales of a grandfather*. Ausgewählt von DR. O. SCHULZE in Gera. 1890. Preis geb. 70 pf. Wörterverzeichnis dazu mit aussprachebezeichnung in phonetischer schreibung 25 pf.

Gern komme ich dem wunsche des verlegers nach, indem ich auf die von ihm ins leben gerufene und von O. Schmager in Gera redigierte sammlung von textausgaben französischer und englischer schriftsteller mit einigen worten hinweise.

Wie der prospekt mitteilt, verdankt die sammlung „ihr entstehen einem in den kreisen der lehrer für neuere sprachen wiederholt geäußerten wunsche, welcher zuletzt in den verhandlungen der direktoren der provinz Pommern im mai 1888 einen offiziellen ausdruck gefunden hat.“

Als die hauptpunkte, in welchen sich die sammlung von den bisher erschienenen unterscheidet, bezeichnet der prospekt: „1. *Die ausgaben sind textausgaben ohne sprachlichen kommentar*. Sie wollen den lehrer auf eigne füsse stellen und

ihm die freude nicht schmälern, seine schüler in gemeinsamer arbeit zu einem vollen verständnis des autors zu führen. Der *einzelnen* werken beigegebene kurze anhang behandelt in der regel nur kulturgeschichtliche verhältnisse Frankreichs und Englands. 2. *Biographien der verfassers sind ausgeschlossen*, weil sie, um für den schüler von wert zu sein, weiter ausgeführt werden müssten, als es bei dem knapp zugemessenen raume einer schulausgabe geschehen kann, und weil auch in dieser beziehung dem lehrer volle selbständigkeit gewahrt werden soll. 3. *Dem texte geht eine kurze einleitung voraus*, welche, wo es notwendig erscheint, die grammatischen, lexikalischen und stilistischen eigentümlichkeiten des verfassers unter beschränkung auf das betreffende werk erörtert, das jahr und die näheren umstände der abfassung angibt, die stellung des werkes in der litteratur kennzeichnet, über den schauplatz und die vorgeschichte der begebenheiten orientirt und endlich dem lehrer diejenigen hilfsmittel namhaft macht, deren er für die erklärung bedarf. 4. Den für die *mittelklassen* bestimmten ausgaben werden *spezialwörterbücher* beigegeben. . . 5. Auf *herstellung eines korrekten, druckfehlerfreien textes* nach den besten quellen *und einer einheitlichen orthographie* wird die grösste sorgfalt verwandt. Für das französische gilt als massgebend das *Dictionnaire de l'Académie française* vom jahre 1878, für das englische die neueste auflage von Webster. 6. *Sittlich anstössige stellen*, sowie erörterungen, welche nicht in die schule gehören, werden ausgemerzt. 7. *Der umfang der einzelnen bändchen wird 6 bogen 8^o nicht übersteigen*, so dass in einem semester mindestens ein werk gründlich durchgearbeitet und zum vollständigen abschluss gebracht werden kann. Dramatische werke erscheinen unverkürzt (s. jedoch unter 6), prosaische meist in ausgewählten, nicht zu grossen abschnitten, die für sich ein abgeschlossenes ganzes bilden und eine hinreichende bekanntschaft mit der eigenart des betreffenden schriftstellers und schriftwerkes zu vermitteln geeignet erscheinen. 8. Die äussere ausstattung soll nichts zu wünschen übrig lassen; *druck, papier und einband entsprechen allen an schulausgaben zu stellenden anforderungen*; die zeilen sind numerirt, karten, pläne, abbildungen u. dgl. werden nach bedürfnis beigegeben. 9. *Der preis* der einzelnen bändchen ist ein *äusserst niedriger*; er schwankt zwischen 30 und 75 pf. für das gut gebundene exemplar. — Die sammlung wird in erster linie solche werke enthalten, über deren verwendbarkeit für den schulunterricht sich die ansichten in den letzten jahren durch vielfache besprechungen auf direktorenkonferenzen, in fachzeitschriften und abhandlungen völlig geklärt haben; sie wird aber auch neuen für die schule geeigneten lesestoff, namentlich aus der litteratur des 19. jhs., zugänglich zu machen suchen.“

Ich habe den prospekt in dieser ausführlichkeit wiedergegeben, weil sich daraus am leichtesten ein bild des unternehmens gewinnen lässt. Nur wenige bemerkungen möchte ich beifügen.

Mit dem fehlen eines sprachlichen kommentars (1) kann ich mich nur einverstanden erklären. Dagegen scheint mir der ausschluss von biographien der verfassers (2) nicht recht begründet, zumal in der „einleitung“ (3) manche dinge vorgesehen sind, die man dem lehrer noch eher überlassen und füglich dem schüler ganz ersparen könnte. Dr. Willenberg hat denn auch eine kurze biographische notiz über Mme. de Girardin in seine einleitung aufgenommen. Es versteht sich von selbst, dass die behandlung dieser ersten und wichtigsten drei punkte des

prospekts überhaupt je nach dem charakter des werkes wie des herausgebers in den vorliegenden sieben bändchen manche verschiedenheiten aufweist. Ganz besonders gelungen scheint mir u. a. die redaktion in der ausgabe des *Julius Cäsar* von L. Proescholdt, wo der herausgeber neben der einleitung in einem „vorwort“, einem 2 $\frac{1}{2}$ seiten langen abschnitt „bibliographisches“ und einem „verzeichnis der wichtigsten lesarten“ den lehrern schätzbares material und nicht minder schätzbare winke liefert.

Spezialwörterbücher sind beigegeben den bändchen Voltaire, Michaud und Scott, die sich hierdurch als für die mittelklassen bestimmt kennzeichnen. Das wörterbuch zu Scott enthält bei jedem wort die „aussprachebezeichnung in phonetischer schreibung“, welche der herausgeber in einem „nachwort“ begründet. Die zeichen stimmen grossenteils zu denen in Sweets *Elementarbuch*, doch ist die vokallänge durch den längestrich (auch bei ν in *all*) bezeichnet; auch für *ij*, *uv* steht \bar{i} , \bar{u} ; die übrigen, entschiedenen diphthonge werden *a'*, *e'*, *o'*, *a''*, *o''* geschrieben; statt *a* ist *v*, statt *e* ist \bar{e} , statt *o* ist \bar{o} gesetzt; der wortakzent wird durch ' angedeutet: eine hinreichend genaue, konsequente und leserliche umschrift.

Mit den „besten quellen“ haben es die herausgeber nicht alle gleich genau genommen; doch scheint überall ein korrekter, wenn auch nicht kritischer text hergestellt zu sein. Die uniformirung der orthographie wird in schulausgaben nicht zu umgehen sein, so lange die orthographischen für die schlimmsten aller fehler gelten. Natürlich muss dann auch die schreibung älterer texte modernisirt werden, und es ist auch in der that nichts dagegen einzuwenden, dass unsere primaner Shakespeare, wenn überhaupt, dann in derselben gestalt lesen, wie die modernen engländer selbst; es gehört eben Shakespeare nicht dem 16. und 17., sondern auch noch ebenso gut dem 19. jh. an.

Ob manche andere, weniger alte und doch zugleich ältere schriftsteller eine passende lektüre unserer mittelklassen bilden, ist mir trotz der „völligen klärung der ansichten“, die „in den letzten jahren durch vielfache besprechungen auf direktorenkonferenzen, in fachzeitschriften und abhandlungen“ über diesen punkt erzielt sein soll, einigermassen zweifelhaft. Ich glaube, bei Voltaire, Michaud und Scott in tertia und untersekunda haben Nepos, Cäsar und Xenophon die hände ein wenig im spiel gehabt. Ich weiss nicht, ob die 14jährigen französischen *Charles XII.* und die *Histoire des croisades* lesen, kann aber jedenfalls nicht umhin, für unsre französische lernenden deutschen jungen einen moderneren und — französischeren stoff geeigneter zu finden. Es kommt denn doch in erster linie auf den *inhalt* an; und wenn jetzt — nach 160 jahren — die geschichte „in ihrer strengen unparteilichkeit und kühlen abwägung“, wie unser herausgeber sagt, „den geschichtsschreiber Voltaire der übertreibung, der ungenauigkeit der that-sachen, sowie der idealisirung Karls beschuldigt“, so kann m. e. kein litterarischer oder stilistischer vorzug diesen mangel ausgleichen. In ähnlicher weise gibt der herausgeber der *Croisades* zu, dass Michauds werk „in einigen teilen von der neueren forschung überholt“ sei, und versichert nur, dass es „in der zahl der umfassenden gesamt-darstellungen jener denkwürdigen kriegszüge immer noch einen ehrenvollen platz“ behaupte, während „die leichte sprache und die anschaulichkeit der darstellung“ „sie besonders zur schullektüre für die mittleren klassen geeignet machen“ sollen. Bei Scott, der ja die nationale geschichte und zwar in einer

für das jugendliche verständnis berechneten weise behandelt, hat sich der herausgeber genötigt gesehen, „jetzt ungewöhnliche oder geradezu als falsch geltende konstruktionen zu ändern“. Im vorwort führt er beispielsweise an: „So Macbeth, having come into the room, *he* took two dirks“; „So John of Lorn, seeing . . . *he* gave up the chase“; „they answered *to* him“; „he began to skirmish so successfully, *as obliged* the Lord Percy to quit Carrick“ u. a. m. Dass durch solche, freilich wohl unabweisliche änderungen der ganze ton der erzählung dem heutigen sprachgebrauch doch nur unmerklich näher gebracht wird, bedarf keiner bemerkung. — Wäre es nicht besser — darauf komme ich zurück — unsere knaben und mädchen vor allem in dasjenige französisch und englisch einzuführen, welches in Frankreich und England heute lebendig ist und das die knaben und mädchen über den Vogesen und überm kanal tagtäglich sprechen und lesen? Deshalb braucht der lesestoff noch keineswegs gehaltlos zu werden. Ich wünschte also sehr, dass der letzte satz des prospekts bei der fortsetzung der sammlung recht zur geltung käme.

Wenn ich von den vorgebrachten bedenken allgemeinerer natur absehe, so kann ich mein urteil dahin zusammen fassen, dass in diesen *Textausgaben französischer und englischer schriftsteller* eine im ganzen wie im einzelnen sorgfältig redigirte sammlung vorliegt, die auf die beachtung der fachgenossen den vollsten anspruch hat. Ausdrücklich möchte ich hervorheben, dass auch unter no. 8 und 9 des prospekts nicht zu viel versprochen ist: die ausstattung und der preis lassen in der that nichts zu wünschen übrig.

Marburg.

W. VIETOR.

NOTIZEN.

VERSAMMLUNG VON LEHRERN UND LEHRERINNEN AN HÖHEREN TÖCHTERSCHULEN SCHWEDENS IN STOCKHOLM.

Bei der versammlung von lehrerinnen und lehrern an höheren töchterschulen Schwedens, die vorigen sommer in Stockholm tagte, hatte der vorstand, durch die reformbewegung im neusprachlichen unterricht veranlasst, folgende frage der sektion für neuere sprachen zur erörterung vorgelegt: *Soll in den höheren klassen der mädchenschule beim lesen ausländischer litteratur übersetzung in die muttersprache stets oder nur teilweise vorkommen? Wie soll im letzteren falle der lehrer sich überzeugen, dass der schüler den inhalt recht verstanden hat?*

Die diskussion, welche alle stufen, also auch die der anfänger, behandelte, war ausserordentlich lebhaft, aber doch durchaus sachlich und besonnen. Unerwarteterweise wurde referent, wiewohl als anhänger der reform bekannt, vom vorsitzenden aufgefordert, die diskussion zu eröffnen. An die allen anwesenden aus eigener erfahrung bekannten schlechten erfolge der alten methode anknüpfend, entwickelte er die grundsätze der reformer, wie diese den mängeln abhelfen wollen und in welcher ausdehnung ihre methode in verschiedenen ländern anwendung gefunden und sich bewährt hat. Als gegner traten hauptsächlich lateiner¹, als halbe freunde neusprachliche lehrer auf. Es stellte sich aber hier wie bei so manchen anderen gelegenheiten heraus, dass der hauptsächliche anlass zur opposition unkenntnis der „neuen methode“ oder eine oberflächliche kenntnis derselben war. Am ende der diskussion, die auf zwei tage verteilt war, waren nämlich aus feinden freunde geworden. Der bekannteste unter den lateinern, der zuerst als entschiedener gegner aufgetreten war, fing sogar zu entwickeln an, wie er diese neuen ideen beim *lateinischen* unterricht zu verwerten gedenke.

Eine vom ref. aufgestellte und eingeleitete neue frage: *Soll beim neusprachlichen unterricht übersetzung aus der muttersprache vorkommen, und in solchem falle auf welcher stufe?* konnte der zeit halber nur sehr kurz behandelt werden. Doch gaben auch die gegner zu, dass die übersetzungsmethode sehr kleine erfolge auf-

¹ Da an mehreren mädchenschulen Schwedens die schülerinnen zur universität entlassen werden, so wird in denselben auch lateinischer unterricht erteilt.

zuweisen habe, glaubten aber, dass dem dadurch abzuhelfen sei, dass der text der übersetzungsübungen sich näher an die fremdsprachliche lektüre anschliesse, als bisher üblich gewesen, was ja auch allerdings ein fortschritt wäre.

Viele, welche bei dieser gelegenheit zum ersten mal die reformprinzipien entwickeln hörten, wurden gleich für dieselben gewonnen. Es ist auch ref. anlässlich dieser diskussion wiederholt vergönnt gewesen, lehrerinnen und lehrern bei der praktischen anwendung dieser prinzipien mit rat beizustehen, und sie haben mir nun am ende des schuljahres ihre grosse verwunderung über die unerwarteten erfolge ausgedrückt. Als solche haben sie hauptsächlich hervorgehoben, dass die „neue methode“ bei den schülerinnen ein früher nie gesehantes interesse für den sprachlichen unterricht wach gerufen habe, so dass sie nicht nur denselben mit gespannter aufmerksamkeit folgen, sondern auch die erworbenen kenntnisse bei allen gelegenheiten zu verwerten suchen, und dass die als probearbeiten vorgeschriebenen übersetzungen in die fremden sprachen, wiewohl die ersten ihrer art, weit besser als sonst bei den an übersetzungen gewöhnten schülerinnen ausgefallen seien.

Die obenerwähnte diskussion kann also als ein sieg der reformideen betrachtet werden und scheint nicht unwesentlich zur praktischen verbreitung derselben beigetragen zu haben.

Stockholm.

O. HOPPE.

DRITTE JAHRESVERSAMMLUNG DER *TEACHERS' GUILD* UND ERSTER ENGLISCHER NEUPHILOLOGENTAG IN CHELTENHAM.

Auf einladung des dortigen zweigvereins hielt die *Teachers' Guild of Great Britain and Ireland* ihre 3. jahresversammlung vom 10.—12. april d. j. in Cheltenham, und zwar in den räumen des *Cheltenham College* ab. Die zahl der teilnehmer belief sich zeitweise auf mehr als 500.

Die verhandlungen wurden eröffnet mit der begrüßung der mitglieder und gäste durch den bürgermeister von Cheltenham, Col. Thoyts, sowie durch den vorsitzenden Rev. H. A. James, B. D. (*principal of Cheltenham College*).

Den ersten gegenstand der beratung bildete die vom vorstand des vereins entworfene bill bezüglich der „registrierung“ der lehrer (*registration of teachers' bill*) zum schutz gegen unberufene eindringlinge in lehrfach. Der entwurf lag der versammlung gedruckt vor. Der vorsitzende hob die hauptpunkte hervor, insbesondere die einsetzung eines unterrichtsrates, welchem die führung der liste (*register*) qualifizierter lehrer und lehrerinnen obliegen würde. Die 30 mitglieder des rates wären von der königin, den englischen, irischen und schottischen universitäten, dem *College of Preceptors*, der *Teachers' Guild* und mehreren andern institutionen gemeinsam zu ernennen. — Mr. F. Storr, B. A. (*Merchant Tailors' School*) beleuchtete das verhältnis der bill zu einer andern ähnlichen inhalts, die vom *College of Preceptors* ausgegangen sei und dem parlament bereits vorliege. Der wesentliche unterschied sei der, dass die neue bill auch die elementarlehrer zur registrierung zulassen wolle. — In der debatte wurde dieser punkt von mehre-

ren rednern beifällig kommentirt. Zum schluss beantwortete Mr. Storr einige von dem Hon. Lyulph Stanley (*London school board*) gegen die bill erhobene einwände.

Es folgte ein vortrag von Rev. T. Field, M. A. (*head master of the King's School, Canterbury*) über das verein in aussicht genommene *pädagogische museum*. Ein solches sei besonders nötig für die fächer der naturwissenschaften und der geographie, aber auch z. b. für die der geschichte und der klassischen sprachen. — Ein bild des geplanten museums entwarf Mr. Storr. Es müsse in dem museum zu finden sein: 1. material zur geschichte des unterrichts, insbesondere der lehrbücher; 2. lehrpläne, *examination papers* etc.; 3. schulgeräte, sowie modelle und pläne für ventilation, heizung etc.; 4. ein historischer und geographischer apparat (karten und bilder); 5. ein naturwissenschaftlicher apparat 6. eine anleitung zur anlage von schulmuseen; 7. später auch eine anthropometrische abteilung (nach Galton und Warner); 8. ein pädagogisches auskunfts-bureau. — Mme. Arnagnac (*Cheltenham Ladies' College*) empfahl in französischer rede das *musée pédagogique* in Paris als muster, während Mr. Lethbridge (*York Place Schools, Bristol*) die dort herrschende unordnung tadelte; Mr. J. S. Thornton, B. A. (London) verwies auf das pädagogische museum in South Kensington, das aber, wie Mr. W. H. Widgery, M. A. (London) bemerkte, ohne aussicht auf wiederherstellung eingegangen ist.

Die mittagspause wurde zur besichtigung der pädagogischen ausstellung (vorwiegend lehrbücher) und zum lunch benutzt.

Am nachmittag redete Mr. Courthorpe Bowen, M. A. (London) über *den unterricht im englischen*. Das englische müsse nach psychologischen grundsätzen gelehrt werden. Die aneignung des wortschatzes habe nicht auf etymologischem wege, sondern durch vergleichung von sätzen zu erfolgen. An sätzen sei auch die kenntnis der sprache als eines werkzeugs zu erwerben; stilübungen seien im anschluss an den anschauungs- und zeichnenunterricht vorzunehmen. — Mr. Widgery unterstützte die ausführungen des redners und klagte über die vernachlässigung der muttersprache in den englischen schulen im vergleich mit Frankreich. — In der sehr lebhaften diskussion des vortrags traten verschiedenerlei ansichten zu tage. Mr. T. C. Snow, M. A. (Oxford) glaubte, das englische werde am besten indirekt in den für andre dinge bestimmten lehrstunden gelehrt, was Mr. Widgery nachdrücklich zurückwies.

Auch der sich anschliessende vortrag von Mrs. Curwen (London) über *den unterricht in der musik* war von allgemeinerem interesse. Das ziel des musikunterrichts ist nach ansicht der rednerin nicht die heranbildung ausübender künstler, sondern eines kunstsinnigen und kunstverständigen publikums. Die meisten musiklehrer sündigten gegen die elementarsten grundsätze der pädagogik, wie z. b. die folgenden: 1. Jede lektion muss sich aus der vorigen ergeben und zur nächsten hinführen (der gang der „klavierschulen“ nimmt nur auf die schwierigkeit der ausführung rücksicht). 2. Das einfache (zeit, name, intervall etc.) ist vor dem zusammengesetzten (musikstück) zu lehren. 3. Die sache (z. b. rhythmus) vor dem zeichen (zeitlicher notenwert). 4. Das konkrete (töne) vor dem abstrakten (noten). 5. Nur eins auf einmal, und das nötigste zuerst (die vorzeichnungen der tonarten z. b. werden zu früh gelehrt).

Über denselben gegenstand sprach sodann Mrs. Webster, L. R. A. M. (Aberdeen), um für den klassenunterricht im klavierspiel einzutreten. Die methode hätte 4 stufen zu umfassen: 1. *stufe*: Noch ausser der gesangsstunde übungen des ohres und der hand; elementare notenkennntniss. 2. *stufe*: fünffinger-übungen (ohne noten); zuerst einzel-, dann zusammenspiel; elementare theorie. 3. *stufe*: ganz leichte melodien (ebenso). 4. *stufe*: einfache stücke zu 4 händen; anfänge der musikalischen analyse. Auf jeder stufe wären prüfungen abzuhalten.

Abends fand im *Ladies' College* eine *conversazione* statt, zu welcher der vorstand des vereins einladungen hatte ergehen lassen.

Am zweiten tag führte der Hon. Lyulph Stanley den vorsitz. Dr. R. Wormell, M. A. (*head master of the Middle Class School*, Cowper street, E. C.) erhielt das wort zu einem vortrag über *den übergang von der elementarschule zu einer höheren schule*. Redner sieht diese frage als äusserst wichtig an, denn nicht nur $\frac{6}{7}$, wie man vor 20 jahren erwartete, sondern $\frac{9}{10}$ aller schulpflichtigen kinder besuchen eine elementarschule. Den hinreichend beanlagten und bemittelten unter ihnen muss der zugang zur höheren bildung eröffnet werden. Diese notwendigkeit müssen die lehrer der höheren schulen, die lehrer der elementarschulen und die vorstände und leiter der letzteren gleichmässig anerkennen. — Principal Barnett, M. A. (*Borough Road Training College*) äusserte ernste bedenken gegen die von dem vorredner empfohlenen stipendien. Wirkliche besserung sei nur von der errichtung höherer und niederer freischulen zu erhoffen. — Rev. Dr. Flecker (*Dean Close School*) warnt vor weiterer überfüllung der höheren schulen — und infolgedessen des mittelstandes — mit nur mittelmässig beanlagtem schülermaterial. Er empfiehlt hebung der volksschulen durch beschaffung von gründlicher gebildeten lehrkräften. — Mr. Thornton tadelt die gründung von gebobenen schulen durch die lokalschulvorstände als einen unrechthigten übergreif. — Mr. C. Hayward (*British School*, Cheltenham) wünscht mittelschulen, die nicht nur für die befähigten schüler der elementarschule geeignet wären, sondern auch solchen, die jetzt eine höhere schule besuchen, eine bessere vorbildung fürs praktische leben bieten würden. Gründliche abhülfe sieht er nur in einem nationalen unterrichtssystem mit einem unterrichtsminister an der spitze. Mr. Richardson (Oxford) verweist auf die bereits bestehenden fortbildungsschulen. Nach prof. Henry Smith gehe nicht ein schüler unter tausend später zur universität über. — Mr. Newbold (Manchester) sieht die der versammlung vorliegende frage darin, ob der höhere (d. h. sekundär-) unterricht durch erweiterung des primärunterrichts ergänzt werden solle. — Mr. Lethbridge (Brighton) erklärt sich gegen stipendien und verteidigt die vom schulvorstand in Birmingham errichtete fortbildungsschule gegen Mr. Thorntons angriffe. — Der vorsitzende, Mr. L. Stanley, will den unterschied zwischen primärunterricht (wohin er auch die deutsche *bürgerschule* und die französische *école primaire supérieure* rechnet) und dem sekundärunterricht gewahrt wissen, jedoch müsse der primärunterricht auch fortbildungsschulen einschliessen. Die frage sei noch nicht reif zur entscheidung, doch greife die überzeugung immer weiter um sich, dass die nation für die heranbildung aller volksschulen verantwortlich sei.

Hierauf sprach Miss Beale (*principal of the Ladies' College*, Cheltenham) über *schriftliche und mündliche leistungen in der schule*, insbesondere der mädchen-

schule. Die rednerin beantwortet zuerst die frage, was in bezug auf mündliche leistungen zu verlangen sei, dahin, dass an erster stelle das aufsagen von gedichten zu stehen habe. Dann folgen der reihe nach: 2. das wiedererzählen von geschichten: 3. das übersetzen aus fremden sprachen: 4. das lernen von grammatischen formen (jedoch mit hülfe von tabellen etc.); 5. dialoge und unterredungen im anschluss an bilder; 6. mündliche fragen über alles aufgegebene (in den unteren klassen). Die schriftlichen arbeiten für schülerinnen von etwa 8 bis 12 jahren will die vortragende auf ein geringes beschränkt wissen; die zu hause angefertigten arbeiten dürfen eine halbe bis höchstens eine stunde in anspruch nehmen. Passende aufgaben sind: 1. niederschreiben von auswendig gelernten gedichten; 2. abschreiben englischer wie auch französischer stücke; 3. diktate (nach vorbereitung); 4. grammatische formen (aus dem gedächtnis); 5. übersetzungen und rückübersetzungen und seltener grammatische lesestücke. Für das alter von 12 bis 16 jahren soll die auf schriftliche hausarbeit verwandte zeit 1—1½ stunden betragen. Was den sprachunterricht betrifft, so gehören folgende schriftliche arbeiten hierher: niederschriften nach dem gedächtnis (englisch, in den höheren klassen in fremden sprachen); desgl. von fremdsprachlichen grammatischen formen; satzanalysen, „*écrites vivâ voce*“, d. h. schriftliche beantwortung mündlich gestellter fragen (in der klasse); wöchentlich mehrere kurze aufsätze (auf grund von fragen über einen behandelten gegenstand etc.). Auch die korrektur der verschiedenen schriftlichen arbeiten wurde eingehend besprochen. — Miss Cooper (*High School*, Edgbaston), Rev. H. A. James und Rev. J. E. C. Welldon (*head master of Harrow School*) legen grösseren wert auf das niederschreiben von notizen seitens der schüler. Miss Burstall (*North London Collegiate School*) glaubt, dass die schülerinnen zuviel zu schreiben, die lehrerinnen zu viel zu korrigiren haben. Auch Miss Ward (*Maria Grey Training College*) klagt über die menge der korrekturen und die starrheit der methode in mädchenschulen. Rev. T. K. Moore (*Church of England Training College*, Dublin) betont die notwendigkeit, vom schüler vollständige und sprachlich korrekte antworten zu verlangen. Mlle. Soult (für höheren unterricht delegirt von dem französischen unterrichtsminister¹) berichtet hierauf über die an ihrer anstalt, dem *lycée Fénelon* in Paris, befolgten methoden. Anfänglich hätten die schriftlichen arbeiten fast soviel raum eingenommen wie in den englischen höheren mädchenschulen, die erfahrung habe jedoch gelehrt, dass man mit einer schriftlichen arbeit täglich auskomme. Notizen würden nur in den obersten klassen und nur nach diktat gemacht.

Die verhandlungen der *Teachers' Guild* schlossen mit den üblichen dankesvoten.

¹ Für den elementarunterricht war delegirt: Mme. Armagnac (*membre correspondant de la Société des institutrices*). Ferner hatte der minister entsandt: M. Bonet-Maury (*docteur de la faculté théologique protestante de Paris*); die stadt Paris: M. Bébin (prof. am *lycée Buffon*); die *Société scientifique et littéraire*: Dr. de Thierry; die *Société des professeurs de français*: M. Huguenet. Auf einladung des ausschusses für die neusprachlichen verhandlungen nahmen M. Paul Passy

Im anschluss an die vorausgegangenen verhandlungen fand am nachmittag des 11. und am morgen des 12. april die von der *Teachers' Guild*, der *Grammatical Society* und Mr. W. Stuart Macgowan, B. A. (*Cheltenham College*) veranstaltete neuphilologische oder neusprachlich-pädagogische versammlung (*Conference on the teaching of modern languages*) statt. Das komitee bildeten laut dem programm: John Peile, Esq., Litt. D. (*master of Christ's College, Cambridge*); Rev. H. A. James, B. D. (*principal of Cheltenham College*); Oscar Browning, Esq., M. A. (*fellow of King's College, Cambridge*); Prof. W. Vietor, Ph. D., (Marburg); M. Paul Passy (Neuilly-sur-Seine); W. M. Baker, Esq., M. A. (*head master of modern department, Cheltenham College*); Prof. Kuno Meyer, Ph. D. (*University College, Liverpool*); Prof. P. Barbier (*South Wales University College, Cardiff*); Prof. E. A. Sonnenschein, M. A. (*Mason College, Birmingham*); W. R. Porcher, Esq., M. A. (*The College, Cheltenham*); L. M. Moriarty, Esq., M. A. (*Harrow School, Harrow-on-the-Hill*); Mons. George Patilleau (*The Charterhouse, Godalming*); Mons. Paul Desages (*The College, Cheltenham*).

Folgende fünf thesen wurden jede durch einen kurzen vortrag eingeleitet, durch einen zweiten redner (these 2 auch durch eine dritte sprecherin) unterstützt, zur diskussion gestellt und endlich zur abstimmung gebracht. Die versammlung nahm sämtliche thesen an, davon these 1, 3 und 5 *einstimmig*. Den vorsitz in der nachmittagssitzung führt Mr. H. W. Eve, M. A. (*head master of University College School, London*).

Zu these 1: „*Gleichmässigkeit in der behandlung der grammatik der fünf schulsprachen ist wünschenswert*“ sprach Rev. A. R. Vardy, M. A. (Birmingham). Der redner schildert die namentlich in der bezeichnung der tempora herrschende verwirrung. So führe z. b. *ſ'ai parlé* in den den englischen schulgrammatiken folgende namen: „*preterite indefinite*“, „*indefinite*“, „*present perfect*“, „*past indefinite*“, „*compound present*“. Grössere gleichmässigkeit lasse sich seines erachtens erreichen: 1. in der phonetik (eine gemeinsame lauttafel für alle schulsprachen); 2. in der klassifikation der redeteile; 3. in der einteilung der substantive, adjektive, pronomina und verba; 4. in derjenigen der modi. Auch in der syntax könne manches in gleichem sinne gebessert werden: wie die anordnung der formen des prädikats etc. Redner erhofft von dieser reform ein gesteigertes interesse an linguistischen studien durch die weitergehende anwendung der vergleichenden methode. — Miss Beale (Cheltenham) erwähnt, dass die *Grammatical Society* alle sprachen als dialekte einer und derselben sprache behandle. — Mr. Snow (Oxford) regt die einigung der wichtigsten prüfungsbehörden über ein minimum grammatischer gleichmässigkeit an. Prof. Sonnenschein hebt hervor, dass die *Grammatical Society* der grammatik keine grössere wichtigkeit beilegen, vielmehr einen grossen teil des grammatischen ballasts über bord werfen wolle. Der vorsitzende, Mr. Eve, möchte das „*past indefinite*“ im französischen und den „aorist“ im griechischen beibehalten wissen. — Die these wurde ohne widerspruch angenommen.

(Neuilly-sur-Seine) und der unterzeichnete an der versammlung teil, so dass auch die internationale *Association phonétique des professeurs de langues vivantes* durch ihren schriftführer und ihren vorsitzenden vertreten war. Die deutschen unterrichtsbehörden hatten keine delegierten geschickt.

These 2: „Die these hat die grundlage des ganzen neusprachlichen unterrichts zu bilden“ führte der unterzeichnete (englisch) ein, indem er, von Sweets vortrag von 1884 (*The practical study of language*) ausgehend, ein bild der seit etwa zehn jahren in Deutschland wirkenden reformbewegung zu geben suchte. Die hierher gehörigen beschlüsse der versammlungen zu Dessau (1884), Giessen (1885), Hannover (1886) und Dresden (1888) wurden in wörtlicher übersetzung mitgeteilt. auch wurde darauf hingewiesen, dass die besseren erfolge der phonetischen methode bei den höheren schulbehörden schon mehrfach nachdrückliche anerkennung gefunden haben. Hoffentlich werde die versammlung der ansicht sein, dass auch in England, der „heimat der phonetik“, wie Sweet sich ausdrückt, die phonetik die grundlage des neusprachlichen unterrichts bilden müsse. — M. Paul Passy schilderte (englisch) in eindringlicher rede die günstigen erfahrungen, die er mit der phonetischen methode gemacht habe, und wies die vorurteile zurück, dass phonetische umschrift in der schule und orthographie-reform dasselbe seien, oder dass die phonetische umschrift eine neue belastung der schüler bedeute. — Miss L. Soames (Brighton)¹ sah das grösste hindernis für die einföhrung der phonetischen methode in England darin, dass man über die laute der eigenen sprache meist völlig im unklaren sei. Wenige leute ahnten, dass das *a* in *father, fat, fate, wall, want, villa, village* sieben verschiedene aussprachen habe. Phonetische kenntnis der muttersprache sei daher das dringendste erfordernis. — Mr. Widgery, der schon am vorigen tage bei anderm anlass nachdrücklich für die phonetik eingetreten war, ergriff in der diskussion das wort, um nochmals zu betonen, was die phonetik *nicht* sei: 1. Kein neuer gegenstand — in den schulgrammatiken pflegten die ersten zwei seiten von phonetik zu handeln; leider nur seien sie so voll von fehlern „*as an egg is of meat*“. 2. Kein gegenstand für das kind, sondern für den lehrer; der lehrer müsse nicht die prinzipien, sondern die anwendung geben; einige winke könnten von ungeheurem werte sein. 3. Nicht dasselbe wie phonetische orthographie. 4. Keine rivalin der litteratur; aber die litteratur könne, ohne die phonetik nicht voll gewürdigt werden; mit ihr erst komme leben in den Horaz und den Virgil. Ferner sprechen zu der these M. Le François (*Colham Brow Ladies' College, Briston*), Miss A. C. Beale (London) und Mr. Storr. — Die versammlung erklärt sich mit der these einverstanden.

Die 3. these: „Das lesebuech muss den mittelpunkt des fremdsprachlichen unterrichts bilden“ leitete ein vortrag von Mr. W. Stuart Macgowan, B. A. (Cheltenham) ein, der den lesern der *Phon. studien* an anderer stelle im wortlaut zugänglich gemacht ist. — Unterstützt wurde die these durch Mr. Moriarty. — An der debatte beteiligten sich Mr. W. S. Logeman (*Newton House School, Rock Ferry*), Mr. Widgery, M. Le François, Mrs. Curwen, Miss Cooper, M. Gould

¹ Miss Soames (*hon. secretary of the Brighton branch of the T. G.*), unsere geschätzte mitarbeiterin, hatte nicht nur im ausstellungssaale eine umsichtig ausgewählte phonetische bibliothek zur ansicht gebracht, sondern den besuchern der versammlung auch eine kleine broschüre mit folgendem titel zur verfügung gestellt: „*Notes on Phonetics, containing a statement of the methods of instruction recommended to students of phonetics; and an English phonetic alphabet in which no new letters are used.*“

(Scarbro'), Mr. Courthorpe Bowen und der vorsitzende. Die abstimmung ergab die einstimmige annahme der these.

Zur gründlichen behandlung der 4. these: „*Die wertschätzung und stellung der grammatik im neusprachlichen unterricht bedarf dringend der revision*“ blieb keine zeit. Der (unvollendete) vortrag prof. Barbiers (Cardiff) zur begründung der these wurde beifällig aufgenommen.

Am folgenden morgen (samstag den 12. april) fand unter dem vorsitz von prof. Sonnenschein die schlusssitzung statt.

Prof. Meyer (Liverpool) sprach zu these 5: „*Ein tüchtiges lehrermaterial wird am besten dadurch gesichert, dass an unseren universitäten ein honours' degree in neueren sprachen eingerichtet wird, dessen erlangung an die gründliche kenntnis der lebenden sprache geknüpft ist.*“ Der vortragende beantwortet die fragen, was unter einem tüchtigen lehrermaterial, und was unter einem honours' degree der angegebenen art zu verstehen sei. Der neusprachliche unterricht sei in England fast noch gänzlich ausländischen lehrern, d. h. dem zufall überlassen. Es müsse gelegenheit zum gründlichen studium der neueren sprachen auf den englischen universitäten geboten werden. Das, und nicht allein der akademische grad, sei das ziel des antrags. — Nach einer diskussion, an welcher Mr. Widgery, Miss Soames u. a. teilnahmen, fand die these die einstimmige billigung der versammlung.

Marburg.

W. VIETOR.

VIERTER ALLGEMEINER DEUTSCHER NEUPHILOLOGENTAG ZU STUTT GART.

Der verband der deutschen neuphilologischen lehrgesellschaft veranstaltete den vierten deutschen neuphilologentag am 27., 28. und 29. mai 1890 zu Stuttgart. Die zahl der teilnehmer betrug nach der offiziellen teilnehmerliste einschliesslich des nachtrags 138. Hiervon kamen auf Württemberg 90 (Stuttgart 41), Preussen 18. Baden 14, Sachsen 6, Hessen 4, Bayern 2, Sachsen-Koburg-Gotha, Oldenburg, Elsass-Lothringen und Schweiz je 1.

Die feststellung der tagesordnung fand bei einer geselligen zusammenkunft in der „liederhalle“ am abend des 26. mai statt. An stelle des ausgebliebenen vorstandsmitglieds prof. Körting (Münster) wurde prof. Stengel (Marburg) gewählt. Den vorstand bildeten hiernach prof. E. Koller (Stuttgart), oberschulrat Dr. von Sallwürk (Karlsruhe), prof. Stengel (Marburg).

Dienstag den 27. mai, vormittags 9 uhr, eröffnete prof. Koller die erste allgemeine sitzung in der aula der kgl. technischen hochschule mit der begrüssung der gäste, insbesondere der erschienenen ehrengäste. Der umstand, dass die versammlung — nun zum zweiten mal — in den räumen einer technischen hochschule tagte, deutete schon die vereinigung von wissenschaft und praxis an, welche der verband sich angelegen sein lasse. — Hierauf hiess minister von Sarwey im namen des königs und der unterrichtsverwaltung die versammelten willkommen, indem er die bedeutung der in aussicht stehenden verhandlungen für das nationale leben und die ausbildung der jugend hervorhob. — Der oberbürgermeister von

Stuttgart begrüsst die versammlung im namen der stadt, wo die schulen als kleinode geschätzt seien, und hofft, dass die in sie gesetzten erwartungen in erfüllung gehen werden. Die schwaben hätten wohl einen „hang zum besonderen“, aber auch sinn für das weite. — Der direktor der technischen hochschule sieht in den versammelten nicht nur männer der wissenschaft, sondern freunde einer gesunden entwicklung im geiste unserer zeit. — Prof. Güntter (Stuttgart) begrüsst die teilnehmer namens des *württembergischen vereins für neuere sprachen* und weist auf die ausstellung von handschriften, briefen, bildnissen und seltenen ausgaben der schwäbischen dichter hin, welche der verein aus anlass des neuphilologentags veranstaltet hat. Dieselbe biete ein annähernd vollständiges bild der entwicklung der poesie in Schwaben in einem zeitraum von sechs jahrhunderten.

Es erhält nun prof. Ehrhart (Stuttgart) das wort zu dem 1. vortrag: *Über die geschichte des neusprachlichen unterrichts in Württemberg*. Der redner unterschied drei perioden: 1) Die der sprachmeister oder die aristokratische periode (bis 1793). 2) Die bürgerlich-gewerbliche periode der reallehrer (bis mitte der 60er jahre). 3) Die wissenschaftliche der neuphilologen (seit 1864). Noch befänden sich in Württemberg die verhältnisse in einem zustand der gährung. Eine völlige umgestaltung des unterrichtswesens kann redner nicht befürworten. Er wünscht aber hebung der neuphilologischen universitätsstudien (zunächst durch errichtung eines ordinariats für romanische philologie in Tübingen) und hofft, das vorurteil, welches die klassische philologie in Württemberg noch als alleinherrscherin anerkennt, werde in kürze verschwinden. — Prof. Stengel bemerkt mit bezug auf eine äusserung des redners, dass nicht etwa in Norddeutschland ein gegensatz zwischen dem modern-praktischen und dem historisch-wissenschaftlichen betrieb der neueren sprachen bestehe. Den schritt vom buchstaben zum laut habe die neuere schulpraxis im anschluss an die neuere sprachwissenschaft gemacht. — Oberschulrat von Sallwürk rühmt die aufrichtigkeit und objektivität, mit welcher der redner ein grosses stück schul- und methodengeschichte den zuhörern vorgeführt habe, und beleuchtet die verhältnisse insbesondere in Baden, wo die sog. neue methode schon lange in geltung stehe.

Der 2. vortrag war der von prof. Stengel (Marburg): *Plan einer geschichte der französischen grammatik, besonders in Deutschland*. Die geschichte der lehrbücher eignet sich nach der ansicht des redners vorzüglich zum gemeinsamen arbeitsgebiet zwischen wissenschaft und praxis. Es handle sich vorerst um eine statistik der auf den bibliotheken vorhandenen lehrbücher. Redner hat ein *Verzeichnis französischer grammatiken vor dem jahr 1800* im druck, welches 122 bibliotheken und über 600 grammatiken umfasst. Die bibliographie muss der geschichte der grammatik (zunächst in Deutschland) als grundlage dienen. Der vortragende zeigt an einem beispiel, wie das material zu diesem zwecke auszunutzen sei, und bittet um die mitwirkung der fachgenossen bei seinem unternehmen. — Prof. Sachs (Brandenburg) äussert dieselbe bitte mit bezug auf eine von ihm unternommene geschichte der französischen lexikographie in Deutschland. Nach bemerkungen von prof. John Koch (Berlin) und dem redner über die in dem vortrag berührte frage nach dem frühesten datum der französischen akzente macht prof. Stengel den vorschlag, dass er auf privatem wege eine kommission zur durchführung seines planes bilden und dem nächsten neuphilologentag darüber rechenschaft geben

wolle, womit sich die versammlung einverstanden erklärt. Dr. Klingelhöffer (Darmstadt) übernimmt die bearbeitung des auf der darmstädter bibliothek befindlichen materials.

Nach einem gemeinsamen mittagessen im „stadtgarten“ findet unter dem vorsitz von prof. Stengel nachmittags die zweite allgemeine sitzung statt. Als 3. vortrag folgt der des kgl. ital. vize-konsuls baron von Locella in Dresden: *Über die entwicklung der modernen italienischen schrift- und umgangssprache*. Das italienische werde in Deutschland nur in einzelnen mittelschulen und mit ungenügenden hilfsmitteln gelehrt. Diese beruhten noch auf dem oberitalienischen sprachgebrauch der 40er jahre. Nur eine in Deutschland erschienene arbeit bilde eine ausnahme: die von Baragiola. Selbst für die italiener habe die gewaltige wandlung, die das italienische seit 1870 in nationalen sinne erfahren, neue hilfsmittel nötig gemacht. Der vortragende entwirft ein bild von der entwicklung des italienischen vom mittelalter bis zur gegenwart und empfiehlt als den heutigen sprachgebrauch wiedergebend die grammatik von Fornaciari sowie das wörterbuch von Fanfani und Rigutini, gibt auch eine auswahl von namen und titeln aus der modernen litteratur. — Prof. Stengel knüpft an den vortrag die mahnung, nicht nur mit dem modernen italienisch, sondern auch den modernen italienern sich bekannt zu machen, die er wegen ihres echt menschlichen wesens schätzen gelernt hat.

Die fortsetzung bildete der (4.) vortrag von prof. Sachs (Brandenburg): *Wandlungen der französischen grammatik*. Der redner bespricht eine reihe von sprachgeschichtlichen erscheinungen im anschluss an die grammatische anordnung der redeteile: nomen, adjektiv, adverb u. s. f.; so z. b. adjektivische verwendung von substantiven und umgekehrt, geschlechtswechsel, schwankungen im numerus etc. Die beispiele waren vorwiegend, jedoch nicht mit ausschluss früherer neufranzösischer perioden, der modernen sprache entlehnt. Zum schluss fragt der vortragende, wie man sich in pädagogischer hinsicht zu solchen wandlungen verhalten solle, und empfiehlt, bis zur obersekunda nur „feste“ regeln zu geben. — Prof. Stengel bedauert, dass sich das vom redner beigebrachte material nicht überblicken lasse. Prof. Sarrazin (Offenburg) liefert ergänzungen zu dem vortrag. Oberschulrat von Sallwürk geht auf die schlussfrage des redners ein und glaubt, dass die gegenwärtige sprache für die schule den grundtext bilden, aber eben „nicht alles in der grammatik stehen“ müsse. Prof. Sachs möge seinen vortrag gedruckt vorlegen und die in aussicht gestellte fortsetzung nicht zurückhalten. Der redner verspricht, dieser aufforderung nachzukommen, und betont, dass noch viele regeln in unsern schulgrammatiken wegzuschaffen seien.

Die sitzung beschliesst der (5.) vortrag von rektor Jäger (Cannstatt): *Über die veranortung des sprachgeschichtlichen elements in dem französischen unterricht der lateinlosen realschule*. Als äusserst wichtige wirkung des lateinischen unterrichts sei die hervorrufung des historischen sinnes zu betrachten. Es frage sich, ob nicht auch das französische etwas biete, was eine ähnliche wirkung ausüben könne. Voraussetzung sei, dass sich der lehrer in den alten sprachen umgesehen und das altfranzösische in den kreis seiner studien gezogen habe. Das herangezogene material müsse 1) in logisch-psychologischem zusammenhang mit schon bekanntem stehen, 2) interessant sein und 3) nur zweifellos richtige resultate auf-

weisen. Kedner glaubt, auch mittel- und altfranzösisch liessen sich unter umständen heranziehen. Sogar noch weiter könne man zurückgreifen und z. b. aus franz. präfixen die wichtigsten griech. präpositionen erklären, sowie aus den formen *Christus, -i, -e, -um* die lat. 2. deklination; etc. Man dürfe nicht pedantisch, sondern nur anregend vorgehen. Es genüge, wenn die schüler begreifen, dass etymologische gesetze existiren. — Die debatte über diesen vortrag musste wegen zeitmangels auf die dritte sitzung verschoben werden.

Am abend besuchten die teilnehmer die festvorstellung im königl. hoftheater (*Wintermärchen*) und fanden sich nachher noch einmal beim abendkonzert im stadtgarten zusammen.

In der dritten allgemeinen sitzung (am vormittag des 28. mai) führte ober-schulrat von Sallwürk den vorsitz. Es wurde zuerst geschäftliches erledigt.

Nach einer diskussion, an der sich prof. Stengel, prof. Imm. Schmidt (Lichterfelde), prof. Fels (Hamburg), prof. John Koch, prof. Sachs und prof. Gutersohn (Karlsruhe) beteiligten, wurde als ort für die nächste versammlung (1892) Berlin gewählt. Den vorstand werden prof. Zupitza (Berlin), prof. Sachs (Brandenburg) und prof. Koller (Stuttgart) bilden; ober-schulrat von Sallwürk hatte die wiederwahl abgelehnt.

Hierauf erstattete prof. Vietor (Marburg) kurzen bericht über die versammlung in Cheltenham im april d. j. (s. o.).

Eine kurze diskussion fand über die frage statt, was in bezug auf die rückständigen mitgliederbeiträge zu geschehen habe. Es sprachen hierzu prof. Koller, prof. Schmeding (Duisburg), oberlehrer Dr. Kasten (Hannover), prof. Koch und der vorsitzende. Es wurde beschlossen, die pro 1888 säumigen zahler von der mitgliederliste zu streichen.

Es erhielt nun prof. Wagner (Reutlingen) das wort zu einem (6.) vortrag: *Über die anwendung des grütznér-marey'schen apparats und des phonographen zu phonetischen untersuchungen*. Da die *Phon. studien* in der glücklichen lage sind, die ausführungen des redners unverkürzt an anderer stelle zur mitteilung zu bringen, so ist es unnötig, auf den inhalt hier einzugehen. — Prof. Koch verwies im anschluss an den vortrag auf die von Schwan und Pringsheim angestellten untersuchungen über tonstärke und tonhöhe der französischen silben.

Vor dem letzten (7.) vortrag war noch die erörterung des am tage zuvor von rektor Jäger gehaltenen nachzuholen. Prof. Stengel und direktor Walter (Bockenheim) geben ihren bedenken über die vom redner gemachten vorschläge ausdruck. Der erstere verweist auf die orthographie als nächstliegendes hilfsmittel für sprachgeschichtliche unterweisung; der letztere sieht es als wichtigste aufgabe an, den sprachstoff darzubieten und den inhalt auf die jugend wirken zu lassen. Prof. Gutersohn erkennt die umsicht und mässigung des redners an und glaubt, das von ihm empfohlene verfahren könne wohl ein gegengewicht gegen das überwiesene des naturwissenschaftlich-mathematischen elementes im unterricht bilden. Rektor Jäger betont, dass er die in der diskussion erhobenen bedenken selbst anerkannt habe; er wolle aber die sprachgeschichte keineswegs systematisch betreiben, habe nur die reiferen schüler im auge gehabt und lege dem *inhalt* den grössten wert bei.

Den letzten punkt der verhandlungen bildete der vortrag von prof. Guter sohn (Karlsruhe): *Zur methodik des neusprachlichen unterrichts*. Aus mangel an zeit musste der vortrag abgebrochen und eine förmliche diskussion aufgegeben werden. Die folgende inhalts-gabe und angeknüpften bemerkungen sind der red. von dem redner selbst freundlichst zur verfügung gestellt worden.

„Der vortragende begründet zunächst, mit steter beziehung auf die darlegungen der hauptreformschriften aus der allerletzten zeit (Klinghardt, Quiehl, Walter und Kühn), in eingehender weise die folgenden zwei thesen:

„1) Die bedeutung der *lautwissenschaft* für den lehrer, sowie diejenige einer genauen unterscheidung zwischen laut und buchstaben, überhaupt die wichtigkeit einer guten, richtigen schulausprache mehr zur geltung gebracht zu haben, ist das unzweifelhafte verdienst der reformbewegung.

„2) Über die *ausgestaltung des unterrichtsverfahrens* im einzelnen, bezüglich verwertung der lautlehre in der schule, verwendung einer eigentlichen laut-schrift, behandlung der beziehungen zwischen aussprache und orthographie, sind teils allgemein gültige entscheidungen überhaupt nicht zu treffen, teils erst zahlreiche weitere erfahrungen zu sammeln und zu sichten.

„Eine ausführliche behandlung der abschnitte über grammatik, lektüre und sprechübungen war bei der vorgerückten zeit nicht mehr möglich; die bezüglichen ausführungen wurden deshalb in folgende leitsätze zusammengefasst:

„3) Das in den amtlichen lehrplänen aufgestellte ziel der sicherheit in der formenlehre und den hauptregeln der syntax wird von allen seiten festgehalten, wie auch die forderung der möglichst *induktiven behandlung* des *grammatischen stoffes*, der richtigen auswahl und sichtung desselben allgemein billigung findet.

„4) Die bedeutung des *zusammenhängenden lesestoffes* für den anfangsunterricht wird immer allgemeiner anerkennung finden, je mehr die betreffenden texte sich durch vielseitige erfahrungen als wohlgeeignet und einfach genug erweisen, namentlich je häufung von schwierigkeiten vermeiden.

„5) Da indes bei den verschiedenen lehranstalten die bedürfnisse der schüler je nach alter, vorbildung und begabung verschieden sind, so ist es wünschenswert, dass durch lehrpläne und schulordnung den lehrern immer die nötige *freiheit* bezüglich der *methode* und der *schulbücher* gewahrt bleibe.

„Zum bedauern vieler teilnehmer war zu einer allgemeinen diskussion nicht mehr zeit vorhanden weshalb auch eine abstimmung über die thesen nicht stattfinden konnte. Doch wurde vom vorsitzenden (oberschulrat von Sallwürk) die versöhnende haltung der vorausgehenden ausführungen ausdrücklich anerkannt. Es darf deshalb gesagt werden, dass der zweck des vortrages vollkommen erreicht ist, indem namentlich auch durch den nachfolgenden persönlichen verkehr und meinungsaustausch der anhänger verschiedener richtungen eine vermittlung und gegenseitige anerkennung erzielt worden ist.

„Es mag gestattet sein, noch einige worte über die *weiterentwicklung* der *frage* anzuschliessen. Die frühere haltung des vortragenden ist gewiss von der gegenpartei nicht immer ganz richtig beurteilt worden. Eine absicht, der reform in den ihr zugeneigten kreisen entgegenzutreten, hat nie bestanden. Gegenüber den heftigen vorwürfen aber, wie sie ehemals gegen den „schlendrian der alten methode“, die unfähigkeit oder beschränktheit ihrer anhänger gelegentlich vor-

kamen, war es pfllicht, nachzuweisen, dass denn doch manche einrichtungen und übungen dieser lehrweise theoretisch wie praktisch wohlbegründet sind. Über die einzelheiten in dieser hinsicht werden ja immer meinungsverschiedenheiten bestehen. Es ist auch gut, dass dem so ist; denn gerade auf diese weise entsteht der für den fortschritt des schulunterrichts so wohlthätige kampf der geister, der für jeden unbefangenen urteilenden so anregende austausch der meinungen und erfahrungen. Man darf daher nur wünschen, dass noch für längere zeit 'reform' und 'alter glaube' auch im gebiete des sprachunterrichts sich gegenseitig überwachend und anfeuernd gegenüber stehen. Hoffentlich werden auch fragen dieser art noch recht oft den neuphilologentag beschäftigen und die echte, von blossen schlagwörtern freie wahrheit sich dann immer mehr läuternd herausheben.

„Es wird sich wohl auch auf diesem gebiete die richtigkeit des spruchs bewahrheiten: 'Eines schickt sich nicht für alle'. Möge es daher jedem vergönnt sein, in ruhe weiterzuarbeiten nach der lehrweise, die er nach seiner innersten überzeugung für die verhältnisse seiner schule als gut und richtig befunden. Sind dann einmal die erfolge einer anderen methode so allgemein klar und hervortretend, dass darüber gar kein zweifel mehr herrscht, so wird sich dieselbe in kürzester zeit ganz von selbst bahn brechen. Einstweilen aber liegt gewiss das heil der schule und des unterrichts einzig und allein im freien, unbeeinschränkten *wettkampfe* der geister und der methoden. Es ist deshalb aber auch nötig -- und das möge als letzte bitte hier vorgebracht sein --, dass in der kritik der lehrbücher allmählich wieder eine nach allen seiten gerechte und unbefangene haltung platz greife, dass man nicht einem verfasser seinen grundsätzlich abweichenden standpunkt durch eine allgemeine verurteilung seines buches entgelten lasse, wie dies z. b. in den sonst so wertvollen *Jahresberichten über das höhere schulwesen* von C. Rethwisch (referent Löschnhorn-Berlin) bis jetzt leider zu oft geschehen. Hoffen wir, dass auf diese weise der boden für eine ruhige weiterentwicklung all dieser fragen geschaffen sei!“

Zum schluss werden der versammlung noch vier von mehreren teilnehmern unterzeichnete anträge vorgelegt. Es handelte sich 1) um eine statistische untersuchung der materiellen lage der neuphilologischen lehrer in den verschiedenen staaten; 2) um eine vergleichende studie darüber, wie andere stände ihre standesinteressen zu wahren suchen; 3) um einen auf der nächsten versammlung zu haltenden vortrag über die vorbildung der neuphilologischen lehrerschaft; 4) um die anfrage, ob es empfehlenswert sei, später einmal die frage zu behandeln, wie die litterarische kritik rein sachlich zu erhalten oder zu gestalten sei. Der letzte antrag wurde auf vorschlag von prof. Stengel zurückgezogen; die übrigen drei anträge -- zu dem ersten machte Dr. Fritzsche (Leipzig) eine sachliche bemerkung -- sollen dem neuen präsidium übergeben werden.

Nach einer kurzen erörterung, an welcher rektor Dörr (Solingen), prof. Gutersohn, der vorsitzende, prof. Sarrazin, prof. I. Schmidt, prof. Schmeding und prof. Sachs teilnahmen, schloss der vorsitzende den vierten allgemeinen deutschen neuphilologentag.

D. h. die verhandlungen: denn von der gedruckten tagesordnung war kaum mehr als die hälfte absolviert. Da stand für den mittwoch noch verzeichnet: Mittags 1 uhr: gemeinsames festessen (mit damen) im oberen museum; nach-

mittags: besichtigung der sehenswürdigkeiten von Stuttgart und umgebung; abends 6—8 uhr (bei günstiger witterung): besuch des der museumsgesellschaft gehörigen gartens „Silberburg“ (gartenkonzert); abends 8 uhr: festkommers im konzertsaal der liederhalle. Die witterung war aber nur dem festessen und dem festkommers günstig, die denn auch zu allseitiger befriedigung zu verlaufen schienen. Dass auch der festkommers mit nichten des phonetischen interesses ermangelte, mag das folgende kneiplied beweisen, dessen dichter wir schon unter den rednern des stuttgarter neuphilologentages kennen gelernt haben.

drš^uđōbnui filblōgđ.

Mel.: *oufmu^uászgrasó'ásđ* etc.

*dšuođođōn ěmš^uđbōlēndlē
esidmō'āđd filčšōidēlōid,
'ærdmidōndōnēbēndōlē;
mēχdlo^u'isō^uāsdōgoid?*

*uar, icloob desēnsuolmōāđd;
dđi^ušobōdrēxgō^uānd,
d'ōgžē, "iōdealdedroesār¹
ēmdrdrugđnegurelō'ānd.*

*'desadāndšē nui filblōgđ,
mōrōm? Kāniedfršdā^u;
"oilsesāōsofil'ānclođ
Kānđnēn dđnāmōlā^u.*

*oujđēmā^uđ'āndsebrilē,
drībršdīrnō meχdiz'ao,
ōndēmko^uhđ dđ'āndsegrilē,
sišdnobesōrals^uiōđdrao!*

*ēslis, šlūānišōndfrāns'ēsiš
š^uāelsādsē gar'ōndruād,
š^u'ēdišao ōmldaliēniš,
s^u'ēbišblōs fršdāndsē-ed!*

*nāmđ'āndsē, 'āōfāšēflēnōđ!
"ēnedrōuđkē māmōuor,
"asmīralsōgurelq'ēnōđ
iśdfrsiđnāsadsruor!*

*sēsādsē dasēšdurloofōđ,
nđwesdsnō sōiečšbiriard,*

*ōnd'ēnlešdōrliχsesoufōđ
sugōdsē sōiēnsbiriard.*

*drēxgōdsesō ēmfrūđnōrđ,
šlōasōdā "ēnfrisāēčēēed,
dasesōnšdāēndēlō'oi^uđrđ²
midđnānd: g^u'isnāđmrdēed.*

*ābrđōsēndsēuobardlōđ,
'ēdesēdōs sni'ēbrēārd.
ōndēniđrēšrōibōrōđ
māxōdsē đnāndršlōēed.*

*dđi^uēneemiođliχ ānedabōđ,
ēlōs^uānd bōimulđōlōđ,
dđi^undresāgōđsōiečšlabōđ,
mēχdōđfilōsbes^u'āō.*

*dđārcfōrmlōr muōsmrēq'ēnō,
dđi^uāndšāō sōumēsiχšnōid.
icloobfāšdđi^uārdōg'ēnđ
dšlōđšdđnō dōgānsōđrōid.*

*dasēmsugsōlēndlēđōmđ
ēlē'ēnd ōđmītdiχesael,
'uirdsuāōs esš^uđbōdskōmđ
'ōdsōđmđršlēχđχiefraed.*

*āōsrečēšdrōm^uāmršēšđ
sš^u'ēbišliđlē 'vedyfrao,
šlōasōdā lēnclēšrelēšđ:
đnui filblōgđ lēbōđ'ao!*

¹ Mhd. *treisten* = schnaufen. ² = balgen.

[Erklärung der zeichen: *b d c* (palatal), *g* (guttural) = stimmlose lenes; *'* = *h*; *ł*, *g'* (palatal), *k* (guttural) = aspirirte fortes; *χ* = palstales, *x* = gutturales *ch*; *s* = palatales, *g* = gutturales *ng*; *š* = *sch*; *đ* wie in engl. *fall*, *o* die entsprechende kürze.]

CHARLES LEVÊQUE (D'OISY) †.

Wieder hat der tod in die reihe unserer mitarbeiter eine lücke gerissen. Im april d. j. starb an einem schlagfluss der lehrer an der Humboldtschule in Frankfurt a/M. Charles Levêque (d'Oisy). Seine gattin, selbst litterarisch beanlagt und seine getreue mitarbeiterin, ist ihm nach wenigen wochen mit hinterlassung dreier kinder, von denen das eine nur einige tage vorher das licht der welt erblickt hatte, im tode nachgefolgt. Kurz vor ihrem hinscheiden hatte sie mir noch die folgenden notizen über den lebensgang ihres mir befreundeten mannes für diese zeitschrift zugehen lassen

„Charles Levêque ist geboren am 9. august 1845 zu Oisy-le-Verger, département Pas-de-Calais, verlor im 9. jahre beide eltern und wurde im lycée von St. Quentin erzogen. Darauf studirte er mehrere semester medicin und naturwissenschaften zu Paris, wurde während des krieges als sanitätssoldat im Val-de-Grâce beschäftigt und ging 1871, um den greueln der kommune zu entgehen, nach Wiesbaden, wo er drei jahre lang privatunterricht erteilte und die deutsche, sowie die englische sprache erlernte. 1874 nahm er eine hauslehrerstelle in England an, wurde 1875 nach Geisenheim a/Rh. an die realschule berufen und bestand 1878 sein staatsexamen in Bonn. 1880 verheirateten wir uns, und 1881 kam die berufung an die hiesige Humboldtschule (damals mit der Adlerflychtschule vereinigt). Am 12. d. m. starb er.“

„Unsere che“, so konnte die gattin in dem begleitenden briefe gewiss mit vollster überzeugung sagen, „war eine überaus glückliche, harmonische. . . Darum ertrugen wir auch alle sorge, not und krankheit geduldig und ohne klage. Durften wir doch alles zusammen tragen und einander stützen.“ — Noch der letzte, am tage vor seinem tode an mich geschriebene brief Levêques legt von der in „aller sorge, not und krankheit“ ohne klage bewährten geduld zeugnis ab.

Weder diese schwierigkeiten, noch die in der fremden nationalität und unregelmässigen vorbildung liegenden hindernisse konnten Levêque davon abhalten, sich den aufgaben seines berufes und den bestrebungen zur verbesserung des neusprachlichen unterrichts, insbesondere in der aussprache, mit ganzer seele hinzugeben und manchen hiermit zusammenhängenden fragen in selbständigen beobachtungen und untersuchungen nachzugehen. Im jahre 1881 erschien von ihm in dem osterprogramm der vollberechtigten höheren bürgerschule (realschule I. o. ohne latin) zu Geisenheim a Rh. eine abhandlung *De l'accentuation*. Andere arbeiten hat er in dieser zeitschrift und in Hessel und Dörfs *Mädchenschule* veröffentlicht. Vorarbeiten über die betonungsverhältnisse in verschiedenen deutschen mundarten hat er unvollendet hinterlassen.

Marburg.

W. VIETOR.

NEUSPRACHLICHE VORLESUNGEN FÜR LEHRER.

An die direktoren der höheren schulen in Breslau ist folgendes schreiben gelangt:

Breslau, den 1. juli 1880.

Aubei übersenden wir der direktion auszugsweise abschrift eines von dem ordentlichen lehrer am luisenstädtischen gymnasium in Berlin.

Kabisch, an den herrn minister der geistlichen etc. angelegenheiten erstatteten berichts über neusprachliche vorlesungen, welche vor lehrern aus Berlin und seinen nachbarorten von geborenen franzosen, bezw. engländern in den wintern 1887/88, 1888/89 und 1889/90 gehalten worden sind, zur kenntnis und mit dem auftrage, zu erwägen, ob nicht in der stadt Breslau ähnliche veranstaltungen durch lehrer der neueren sprachen und für dieselben zu ermöglichen wären.

Einem bericht hierüber sehen wir in 3 monaten entgegen, in welchem eventl. anzugeben sein wird:

1) wieviel lehrer des kollegiums der anstalt an den gedachten vorlesungen sich als hörer beteiligen wollen.

2) ob einer dieser lehrer bereit ist, die einrichtung der vorlesungen in die hand zu nehmen und

3) welcher lehrer, der zugleich geborener franzose sein müsste, zur abhaltung der vorlesungen in vorschlag zu bringen ist.

Königl. provinzial-schul-kollegium.

An (gez.) Willdenow.
die direktion etc.

Es ist wohl mit sicherheit vorauszusetzen, dass die in aussicht genommene veranstaltung hier von allen lehrern der neueren sprachen mit freuden begrüsst und mit dank benutzt werden wird. Das möglichst häufige anhören fremdsprachlicher vorträge thut dem neusprachler not wie das tägliche brot. Er sollte eigentlich seine sommerferien stets in England oder einem lande französischer zunge zubringen. Leider aber verbietet sich dies meist aus naheliegenden gründen. Ein wirksamer ersatz kann durch vorträge geborener franzosen und engländer geboten werden. Das von Berlin gegebene beispiel verdient daher allgemeine nachfolge. In Breslau wird die ausführung des planes keine schwierigkeiten machen; die universität besitzt als lektoren einen geborenen franzosen und einen geborenen engländer, die herren Pillet und Pughe, und es darf angenommen werden, dass sie die gewünschten vorträge zu übernehmen bereit sind.

Breslau.

W. BERTRAM, oberlehrer.



ZUR GESCHICHTE DER PHONETIK.

II. BRÜCKE UND CZERMAK.

Die bemühungen und ergebnisse Kempelens hatten nicht die wirkung, die sie vermöge ihrer bedeutung verdient hätten. Die ursachen dieser erscheinung lagen in der entwicklung der beiden wissenschaften, die sich in der phonetik die hand reichen, der physiologie und der sprachwissenschaft. Man betrachtete noch im anfang dieses jahrhunderts „die verschiedenartigsten leistungen und thätigkeiten der organismen als den ausfluss einer ganz besonderen, *nur* den belebten körpern eigenen naturkraft, welche nach *zwecken und absichten* in den trägen stoff bewegend und ordnend eingreifen sollte, und nannte dieses mysteriöse, proteusartig-vielgestaltige agens die „lebenskraft“. ¹ Diese *vitalistische* betrachtungsweise machte die physiologie zu einem vielfach bloss phrasenhaften anhängsel der anatomic, welches überdies durch den galvanismus verwirrt und von eitler philosophischer spekulation überwuchert war. Erst durch die anwendung der *mechanischen* prinzipien der naturbetrachtung auf das leben wurde die physiologie zu dem range einer selbständigen wissenschaft erhoben.

Die sprachwissenschaft andererseits stand unter dem überwältigenden einfluss Jakob Grimms, der, obwohl sein ganzes leben mit der geschichte und dem wesen der, sprachlaute beschäftigt, doch zu viel buchgelehrter war, um einer naturwissenschaftlichen

¹ Joh. Nep. Czermak, *Die physiologie als allgemeines bildungselement*. Antrittsvorlesung, Leipzig, 13. nov. 1869. *G. Sch.* II. 106.

analyse der laute hold zu sein. Dieses ablehnende verhalten des meisters wurde zu einer schroffen abneigung der schüler. Auch wir stehen noch immer unter dem banne dieser einwirkungen, und obwohl die phonetische wissenschaft seit der mitte des jahrhunderts grosse fortschritte gemacht hat, so hat sie doch noch wenig boden gewonnen und ist den linguisten noch nicht in fleisch und blut übergegangen, so dass sie zwar dem namen aber nicht dem wesen nach die grundlage sprachwissenschaftlicher arbeiten bildet.¹ Eines der haupthindernisse der verbreitung der phonetik war damals und ist noch jetzt² der mangel einer allgemein anerkannten graphischen lautdarstellung. Die absicht diesem übelstande abzuhelpen gab die erste anregung zu Brückes lautphysiologischen arbeiten. ERNST BRÜCKE, ein schüler Joh. v. Müllers, wurde im jahre 1849 als professor der physiologie von Königsberg an die Wiener universität berufen. Hier hat er durch 41 jahre ununterbrochen gelehrt und nimmt unter den männern der neueren wiener medizinischen schule einen hervorragenden platz ein.³ Da die gesetzliche altersgrenze von 70 jahren seinem lehramtlichen wirken heuer ein ziel setzt, so hat der grosse wiener meister der physiologie in dem vergangenen sommersemester sein letztes kolleg gelesen.⁴ Man bedauert in Österreich seinen rücktitt auf das leb-

¹ Jespersen, *The articulations of speech-sounds* etc. Marburg. 1889. s. 1. An den österr. gymnasien war vor einigen jahren die elementare lautphysiologie in den deutschen unterricht der oberen klassen eingeführt worden. Nach mehrjährigem experimentiren „hat es sich erwiesen, dass der system. unterricht in der deutschen grammatik der oberklassen, namentlich in seinem lautphysiologischen teile, erheblichen schwierigkeiten begegnet und die erwünschten erfolge nicht zu erzielen vermag.“ Das ministerium schaffte also mit einem federstrich (1. febr. 1890) diesen unterricht wieder ab. Dieses misslingen beweist natürlich nicht die ungeeignetheit der lautphysiologie im unterricht fruchte zu tragen, sondern nur, dass die klagen Wilh. Scherers (z. B. *GDD.S.* 1 1868, s. 20) über die lautphysiologischen unkenntnisse der germanisten noch immer bestehen und dass die gegenwärtigen lehrer des deutschen nicht im stande sind, diesen unterricht fruchtbar zu machen. Dies begründet jedoch noch keinen vorwurf gegen diese, da man ihnen in ihrem akademischen kursus keine gelegenheit geboten hat, eine phonetische vorlesung zu hören. Das von dem *mediziner* Brücke jedes zweite jahr gelesene publikum über „stimme und sprache“ liegt den *philologen* viel zu fern.

² Jespersen a. a. o. s. 1.

³ Vgl. Hirschel, *Kompendium d. gesch. der medizin.*² Wien 1862. 401 ff.

⁴ Die letzte vorlesung fand am 17. juli 1890 statt.

hafteste, und wenn wir hier daran gehen, die verdienste des greisen gelehrten um die begründung der streng physiologischen lautlehre zu würdigen, so geschieht es mit einem durch das unvermeidliche scheiden erhöhten gefühl dankbarer bewunderung.

Schon im sommer 1848, als Brücke noch in Königsberg vorlesungen über die physiologie der sprache hielt, warf er sich die frage auf, ob es vermöge der hilfsmittel, welche die physiologische lautlehre darbietet, nicht möglich wäre, einen festen grund zu einem system der *pasigraphie* zu legen und hiermit ein mittel zu gewinnen, sich vollkommener über *fremde sprachen* zu verständigen, als es durch die allgemein als unzulänglich erkannten bezeichnungsweisen der lexikographen und grammatiker geschehen kann.¹ Diese aufgabe konnte nur von einem physiologen gelöst werden. Schon Brückes lehrer, Joh. v. Müller, hatte es entschieden ausgesprochen, dass die physiologie das natürliche system der laute aufzustellen habe, da die versuche von seiten der grammatiker durchweg unzureichend seien.² Hier knüpfte Brücke an. Eine allgemein angenommene auf ein physiologisches lautsystem gegründete pasigraphie wäre für die sprachforschung, das sprachstudium, den taubstummenunterricht, die missionen³ von grossem nutzen; sie würde auch in die fremdwörterbücher, historische, ethnographische, geograpische lexika übergehen und die „barbarische art“ verdrängen, die noch immer im geographie- und geschichtsunterricht mit rücksicht auf die aussprache fremder namen herrsche. *Der phonetische unterricht* könnte selbst einen weg in die schulen finden. Er würde nicht nur eine vorzügliche turnübung der sprachorgane sein, die aufmerksamkeit der schüler auf die bildung der sprachlaute hinlenken, sondern auch auf die reinheit und deutlichkeit der *muttersprache* zurückwirken. Die ernsthafte beschäftigung der schulmeister mit der lautlehre würde ferner dazu dienen, in der phonologie ein anderes und besseres an die stelle des missverstandenen

¹ Brücke, *Untersuchungen über die lautbildung und das natürliche system der sprachlaute*. Wiener akademie der w. II. 1849 s. 182 (= L. B.)

² *Handbuch der physiol.* 3. abschn. d. II. bd. s. 229.

³ Brücke, *Grundzüge der physiologie und systematik der sprachlaute f. linguisten und taubstummenlehrer*. 1. aufl. Wien 1856 (nur diese wird hier berücksichtigt) (= Gr.).

systems altgriechischer philosophen und grammatiker zu setzen.¹ Die transskriptionsmethode, die Brücke vorschwebte, sollte jedoch die fremde schrift nicht etwa ersetzen, sondern diese erläutern, und dort, wo noch keine schrift sei, die sprache so abbilden, dass sie auch in der ferne und ohne übertragung durch den lebenden mund erlernt und wissenschaftlich untersucht werden könne: die neue schrift sollte die sprache „transportabel“ machen, d. h. jemanden, der nie etwas von jener sprache gehört hat, in stand setzen, dieselbe mit richtiger aussprache zu lesen.²

Ein physiologisches system der sprachlaute, auf dem die pasigraphie fussen sollte, musste sich Brücke erst schaffen. Auf vorarbeiten, die ihm zugänglich waren, liess sich jenes nicht aufbauen; nur Kempelen mit seinem reichen beobachtungsmaterial und seiner der natur entsprechenden richtigen zergliederung einer reihe von sprachlauten war sein bester gewährsmann, dessen systematische andeutungen Brücke auch mit strenger consequenz durchführte. Brückes system ist also das erste relativ vollständige physiologische system der sprachlaute, wie es sich eben entsprechend dem damaligen zustand der wissenschaft aufstellen liess. Für die phonetik war es epochemachend. Was die spärlichkeit der vorarbeiten betrifft, befand sich Brücke in einer ähnlichen lage wie Ellis, als er seine *Essentials of phonetics* (1848) und A. M. Bell³ *A new elucidation of the principles of speech and elocution* (1849) schrieb: wir können demnach das jahr 1848 als das geburtsjahr der streng-physiologischen phase in der geschichte der phonetik auffassen. Ausser Kempelen konnte Brücke noch die versuche von Kratzenstein und Willis, die älteren arbeiten von Wallis, Chladni, Joh. v. Müller, Purkyne, Segond u. a. benutzen, während er von Ellis' *Essentials* erst nach vollendung der 1849er abhandlung brieflich nachricht erhielt. Auf *L. B.* beruhen

¹ Brücke, *Über eine neue methode der phonetischen transskription* (mit proben). Wiener akad. d. w. XLI bd. 1863 (vorgelgt am 7. jänner 1862) s. 235.

² Ebenda s. 266 f.

³ *Visible speech and vocal physiology*. . . When, in 1841, I began to prepare myself for independent work, I sought to supplement what I may call the family knowledge which I possessed by the study of all available books on the subject. I found, however, that but little assistance was to be obtained from this source.

die *Grundzüge*, da das „physiologische material derselben grösstentheils jener abhandlung entnommen ist“.¹

Es wird daher zweckmässig sein, von den *Grundzügen* auszugehen.

In der zeit zwischen 1849 und 1856, da die *Grundzüge* erschienen, hatte man in Österreich nach der revolution von 1848 den übergang von dem scholastischen zu dem modernen unterrichtssystem bewerkstelligt und zur förderung der interessen des unterrichts eine pädagogisch-didaktische zeitschrift unter dem titel *Zeitschrift für die österr. gymnasien* gegründet. Eine der wichtigsten fragen, mit denen sich die junge zeitschrift zu beschäftigen hatte, war die orthographiefrage. Zwei parteien, die phonetische und die historische, befehdeten sich, die erstere vertreten durch Rudolf v. Raumer, die letztere durch Weinhold, K. Tomaschek u. a. Der streit um die rechtschreibung liess sich jedoch nicht ausfechten, da kein gemeinsamer kampflplatz vorhanden war, nämlich ein allgemein anerkanntes lautsystem. In dieser misslichen situation trat Bonitz als redakteur der *Zeitschrift für die österr. gymnasien* an Brücke heran, einen aufsatz zu schreiben, in welchem die sprachlaute in ihrem natürlichen zusammenhange nach physiologischen grundsätzen behandelt würden zur belehrung derjenigen, die über die „vaterländische schreibweise zu gericht sassen“. So erschienen denn die allenthalben nur in buchform bekannten *Grundzüge* in jener zeitschrift,² nur der letzte (XII.) abschnitt, welcher von der phonetischen schreibweise handelt, kam später hinzu. Brücke traf mit R. v. Raumer in dem grundsatz jeder orthographie zusammen, dass jedem einzelnen laute ein zeichen und umgekehrt entsprechen müsse. Der sprachforscher, der die rechtschreibung festsetze, müsse daher den mechanismus der laute kennen, da das vielfach missbrauchte kriterium der euphonie ganz unbrauchbar sei. Leider waren die linguisten weit entfernt, ihrer bücherweisheit zu entsagen und einmal die natur direkt zu befragen. Die phonetik, auf der grenze stehend zwischen physiologie und sprachwissenschaft, war bald von den vertretern beider wissenschaften vernachlässigt, bald mit unzu-

¹ *Gr.* s. 2.

² Jahrg. 1856. heft VII. VIII. IX.

reichenden kräften bearbeitet worden, weil den linguisten die kenntnisse der physiologen, diesen die kenntnisse jener mangelten. Die subjektive natur der beobachtungen, auf welchen die ermittlung der mechanik der laute beruht, veranlasste irrthümer und selbsttäuschungen; diese stifteten uneinigkeit unter den physiologen, wodurch die linguisten abgestossen wurden, so dass sie die phonetik gänzlich vernachlässigten. Zudem gaben sich die physiologen keine mühe, den linguisten physiologische dinge in der geeigneten weise nahe zu bringen: so kam es, dass sprachwissenschaftliche bücher von allegorischen bezeichnungen wimmelten, welche zeigen, dass sich unter dem einfluss vollständiger unbekanntschaft mit der eigentlichen natur der dinge eine ganze terminologie entwickelt habe. Selbst tiefgebildeten sprachforschern passirte es, dass sie einen einfachen von einem zusammengesetzten konsonanten nicht unterscheiden konnten.¹ Alle diese gründe bestimmten Brücke seiner 1849er abhandlung durch veröffentlichung in einer vielgelesenen zeitschrift grössere verbreitung zu geben und seine ausführungen für „sprach- und taubstummenlehrer“ zu bestimmen.

Indessen sind die *Gr.* kein blosser abdruck der *L. B.* Nicht nur erweiterte Brücke seine litterarischen kenntnisse durch das studium von Ellis, Purkyne, Du Bois-Reymond, Chladni, Rapp, Lepsius, mit deren werken er sich in dem XI. abschnitt („systematische bestrebungen der neueren zeit“ s. 102 — 119) kritisch auseinandersetzt, sondern er studirte die damals massgebenden werke über sanskrit und arabische sprache, versicherte sich der unterstützung von autoritäten wie Bonitz und Miklosich und beobachtete vor allem die erzeugung der laute an der aussprache der eingeborenen.²

Obwohl nun die phonetische richtung, wie bekannt, in dem orthographiestreit den kürzeren zog, so gelangten doch die *Gr.* mit recht zu grosser berühmtheit: für die philologen, wenn sie sich überhaupt mit diesen „überflüssigen subtilitäten“ beschäf-

¹ Vielleicht dachte hier Br. besonders an Weinhold, der es einmal als die grösste albernheit bezeichnet, *c* (= *ts*) als zwei konsonanten zu betrachten.

² Vgl. die „vorbemerkungen“ zu den *Gr.*

tigten, wurden sie ein förmliches evangelium;¹ die gleichzeitigen² und späteren phonetiker mussten sich freundlich oder feindlich damit auseinandersetzen; dem ausland galten sie als die unbestrittene autorität, wie aus den urteilen der Brückes prinzipien nicht gerade günstig gesinnten phonetiker Ellis, Whitney, Sweet u. a. hervorgeht. Auch die berechtigung der herben kritik, die Sievers an dem system Brückes geübt hat, ist inzwischen durch Hoffory³ auf das richtige mass zurückgeführt worden. Selbst die der genetischen methode Brückes in gewissem sinne entgegengesetzte moderne akustische richtung, die mit Donders⁴ beginnt, knüpfte an Brücke an. In den 35 jahren, die seit dem erscheinen der *Grundzüge* verflossen sind, hat die phonetik solche fortschritte gemacht, dass wir die grundlage derselben vom historischen standpunkt würdigen können. Der geschichtliche massstab ist auch der einzige, der sich anlegen lässt, wenn man dem brücke'schen system gerecht werden will. Die aufgabe, die hier gelöst werden soll, besteht nicht darin, auf einzelheiten kritisch einzugehen, wie es viel berufenere beurteiler (Winteler, Ellis, Sievers, Hoffory, Kräuter, Storm, Whitney u. a.) gethan haben, sondern nur die grundanschauungen zu kennzeichnen, denen das system seine eigenart verdankt und dabei jene zeitgenössischen beurteilungen und kontroversen zu berücksichtigen, deren gedankengang den damaligen stand der wissenschaft darstellt.

Das oberste prinzip des systems war, wie es ja schon seine bestimmung für taubstummenlehrer erforderte, das *genetische*. Man kann bei forschungen über die sprachlaute auf zweierlei arten zu werke gehen. Man kann die art und weise untersuchen, wie sie nachbarlaute affiziren und von ihnen affiziert werden, und den veränderungen nachgehen, welche die laute im laufe der zeiten und beim übergang aus einer sprache in die andere erlitten haben, um hieraus ihre attribute zu erhalten. Dies ist der weg des *sprachforschers*. Andererseits kann man direkte beobachtungen

¹ Vgl. Wilh. Scherer, *GDDS*. s. 39.

² Vgl. die unten besprochenen kontroversen.

³ *Prof. Sievers u. d. prinzipien d. sprachphysiologie*. Eine streitschrift. Berlin 1884.

⁴ Merkel, *Phonet. streitfragen* in Schmidts *Jahrbüchern für ges. mediz.* 1858. C. bd. s. 87.

und versuche über die *art* und die *bedingungen ihrer entstehung* anstellen und hierdurch eine einsicht in ihre natur und ihre eigenschaften gewinnen. Dies ist der weg des physiologen.¹ Beide methoden ergänzen sich: der sprachforscher beobachtet, der physiologe erklärt. Durch die physiologische betrachtung lernt der sprachforscher erst die sprache kennen; solange er diese ausser acht lässt, weiss er nur das von der sprache, was mit den *ohren gehört* und mit den händen geschrieben wird; der wunderbare *mechanismus*, dem der fluss der rede entströmt, bleibt für ihn das verborgene räderwerk eines automaten, und doch finden bekanntlich jene gesetze, welche man früher von der *euphonic* abzuleiten pflegte, viel weniger ihren grund in der rücksicht auf den wohlklang als vielmehr in der *mechanischen einrichtung der organe*, welche die einzelnen sprachlaute hervorbringen und nur in gewissen verbindungen mit leichtigkeit und präzision hervorbringen können.²

Was ist nun nach Brückes anschauung ein „sprachlaut“? Die buchstaben sind niemals zeichen für *aktive bewegung* der sprachorgane, sondern bezeichnungen für gewisse *zustände*, bestimmte anordnungen der mundorgane und der stimmritze, in welchen sie sich befinden, während die expirationsmuskeln die luft auszutreiben suchen.³ Daher war auch Brückes betrachtungsweise z. b. vollständig verschieden von der seines vorgängers Purkyne. Dieser stellt an sein sprachelement (= laut) durchaus nicht die anforderung, dass die mundteile dabei in *ruhe* sein sollen, sondern betrachtet den wechselnden laut der sprache im zusammenhang der *bewegungen*, aus denen er hervorgeht.⁴ Es findet sich, sagt dagegen Brücke, dass bei allen konsonanten im mundkanale entweder irgendwo ein verschluss vorhanden ist oder eine enge, welche zu einem deutlich vernehmbaren selbständigen, vom tone der stimme unabhängigen geräusche *veranlassung gibt*.⁵ Ein „laut“ ist daher ein gewisses *nebeneinander* der beweglichen sprachorgane, nicht ein *nacheinander*; die treueste bildliche darstellung eines „lautes“ wäre

¹ Gr. I.

² Ebend. II.

³ Gr. 33.

⁴ Ebenda 107.

⁵ Gr. 29 f.

also ein querschnitt durch die *momentane* stellung der sprachorgane: der „laut“ ist auch nichts an sich hörbares, sondern nur eine gewisse konfiguration von organen, die zu einem ton oder geräusch *veranlassung* gibt. Es ist also die brennende frage: sprachlaut oder sprachelement? Der terminus „laut“ war und ist natürlich für das zu bezeichnende übel gewählt. Man wird mit der annahme nicht fehlgehen, dass Brücke in seiner stellung zu der frage, was eigentlich als „laut“ zu nehmen sei, von Kempelen beeinflusst wurde, bei dem die, wenn auch nicht konsequent entwickelten, anfänge dieser bloss räumlichen, nicht zeitlichen, auffassung eines „lautes“ zu finden sind.¹

Die sprachorgane, deren verschiedene stellungen *veranlassung* zu einem „laute“ geben, sind: der kehlkopf und die einzelnen partien des ansatzrohrs, nämlich das gaumensegel, durch dessen stellung der nasenkanal entweder geschlossen oder offen gelassen wird, die zunge, der gaumen mit dem zäpfchen, zähne und lippen. Bei der bildung der *vokale* spielt der kehlkopf eine doppelrolle: die in ihm enthaltenen stimmbänder erzeugen den „ton“, der *ganze* kehlkopf verkürzt oder verlängert durch hebung oder senkung das ansatzrohr. Diese bewegung ist ein wesentlicher faktor der vokalbildung, indem die den einzelnen vokalklängen zukommende resonanz dadurch bestimmt wird. Ein zweiter faktor ist die verschlussstellung des *gaumensegels* bei den „reinen“ vokalen, ein dritter die verschiedene gestalt der *mundöffnung*. Es ist nach Brücke „zweifelhaft“, ob die hebung und senkung des zungenkörpers an und für sich wesentlich zur erzeugung des vokallautes beiträgt; beim *u* wird zwar stets die zungenwurzel den hinteren gaumenbögen genähert, dies ist aber eine notwendige *folge* des herabsinkens des kehlkopfs.² Der kehlkopf steht am höchsten bei *i* und sinkt in der reihe *e, a, o, u*.

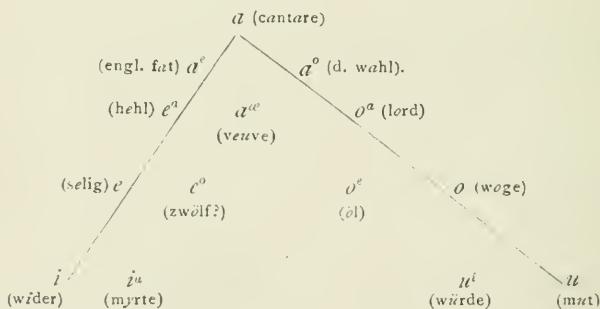
Trotz dieser genetischen erklärungsweise der vokale ist deren systematische anordnung nicht nach physiologischen gesichtspunkten, sondern lediglich nach *klangfarben* getroffen. Hellwags phonetische arbeiten waren jedoch Brücke nicht bekannt; seine pyramidale anordnung der vokale ist eine modifikation und er-

¹ Gr. 18.

² Vgl. Michaelis. *Anwendung der vokale*. Herrigs *Archiv* 1881. s. 441.

weiterung der vokaldreiecke Du Bois-Reymonds und Chladnis. Die „grundpfeiler“ des vokalsystems sind *i*, *a*, *u*, dies lehrt in übereinstimmung mit der physiologie die entwicklungsgeschichte der indo-europäischen und der semitischen sprachen. Die übrigen vokale sind nur zwischenlaute. *a* ist der „ursprüngliche“ vokal, die zwischenlaute gegen *i* hin werden durch stufenweise verkürzung des ansatzrohres und verengung desselben in der mitte gebildet; die zwischenlaute gegen *u* hin entstehen durch verlängerung des ansatzrohres und verengung der ausflussöffnung. Die zahl der zwischenvokale ist unbegrenzt; feine unterscheidungen beruhen zumeist auf einbildung und sind für die lautlehre ohne bedeutung. „Jede aussprache hat ihre gewisse *breite der richtigkeit*, die eben das resultat des *gemeinen gehörs* und der *gemeinen sprachgeschicklichkeit* ist“ (Gr. 20). Brücke „rät“ daher je drei vovale zwischen *a* . . *i* und *a* . . *u* einzuschieben. Durch kombination von verlängerung und verkürzung des ansatzrohres mit verengung der ausflussöffnung ergeben sich zwischenreihen.

Das dreieck nimmt folgende gestalt an:



Diese vokale sind *vollkommen gebildet*; d. h. alle mittel sind dabei in gebrauch gezogen, welche die menschlichen sprachwerkzeuge darbieten, um den vokallaut deutlich unterscheidbar und klangvoll hervortreten zu lassen. *Unvollkommen gebildete* vokale sind solche, bei denen dies nicht geschieht. Solche sind namentlich die englischen laute in *not*, *could*, *done*; *pin*. Bei den drei ersten ist die mundöffnung nicht hinreichend verengt; bei dem letztern steht der kehlkopf niedriger, d. h. das *i* lautet nach *e* hin.

Einen „unbestimmten“ vokal im sinne von Lepsius' allge-

meinem linguistischen alphabet (Berlin, 1855, s. 24) gibt es nicht; dieser undeutliche laut ist aus einem andern vokal durch verkürzung und akzentlosigkeit geworden.

Wenn ferner R. v. Raumer einen *qualitativen* unterschied zwischen den sog. „langen“ und „kurzen“ vokalen statuirt (*Gr.* 24 f.), so hat er unrecht. Die kurzen vokale sind nur unvollkommen gebildete normale vokale (*Gr.* 25 ff.).

Geht man aus der stellung für einen vokal in die für einen andern über, und lässt während der bewegung derselben die stimme tönen, so entsteht *keiner der beiden vokale*, sondern ein *neuer laut*, ein *diphthong*.

Wenn das gaumensegel frei herabhängt, der nasenkanal offen steht und ein vokal angestimmt wird, so entsteht ein *vokal mit dem nasenton*, wie es die französischen sind. Nach 1849 hatte Brücke trotz Kempelen und Joh. Müller, seinem lehrer, sich zu der alten auffassung bekannt, nach welcher diese laute aus dem vokal und dem gutturalen nasal *g* bestehen, 1856 hatte er sich, bewogen durch Segond,¹ zu der richtigen ansicht bekehrt. *a*, *ä*, *ö*, *o* lassen sich leichter nasaliren als *i* oder *u*.

Das vokalsystem Brückes erfuhr bald, nachdem die *Grundzüge* erschienen waren, eine polemisch gehaltene kritik. Diese erschien unter dem titel: *Über herrn Dr. Brückes lautsystem* (= *L. S.*) zugleich mit einer replik des letzteren, betitelt *Nachschrift zu prof. Joseph Kudelkas abhandlung, nebst einigen beobachtungen über die sprache bei mangel des gaumensegels* in den schriften der wiener akademie von 1858² (= *N*). Der verfasser dieser kritik war professor der mathematik und physik am gymnasium in Linz und hatte 1856 eine broschüre: *Analyse der laute der menschlichen stimme vom physikalisch-physiologischen standpunkt*³ unabhängig von Brücke veröffentlicht und war zu ergebnissen gelangt, die mit jenen Brückes nicht immer übereinstimmten, ja häufig davon sehr stark divergirten, so dass er es im interesse seines werkes für notwendig erachtete, eine widerlegung des fremden zu versuchen. Ich ordne seine einwürfe nach der wichtigkeit derselben.

¹ *Mémoire sur les modifications de la voix humaine. Archives générales de médecine.* 4^e série, t. XII. p. 346.

² 28. bd s. 1 — 62 u. 63 — 92.

³ Linz 1856.

1. Brückes vokalsystem, sagt Kudelka, ruht nicht auf physiologischer, sondern auf einer historisch-litterarischen grundlage; die aufstellung der drei vokale *i*, *a*, *u* als „grundpfeiler“ lässt sich vom genetischen standpunkt nicht rechtfertigen.¹ Die vokale verändern sich ebenfalls nach den artikulationsstellen, und treten dadurch in eine innige verbindung mit den konsonanten, und beide klassen von lauten bilden dann ein einziges system zusammen.²

2. Die genetische erklärungsweise der vokale in Brückes system ist einseitig und beruht auf einer überschätzung der versuche Willis'. Diese setzen es wohl ausser zweifel, dass man durch sukzessive verlängerung eines an ein zungenwerk angesetzten rohres die vokale *i*, *e*, *a*, *o* und *u* erzeugen könne, und dass sie bei sukzessiver verkürzung des rohres wiederum, aber in umgekehrter ordnung erscheinen. Brücke hat aber dem willis'schen versuche mit unrecht eine *unbedingte* anwendung auf das sprachorgan gewährt.³ Aber das sprachorgan hat noch zwei andere mittel zur vokalerzeugung. Wir können nämlich ausser der länge des ansatzrohres auch die grösse der mundöffnung und durch verschiedene zungenstellungen die gestalt der mundhöhle verändern. Willis versuchte die künstliche nachahmung der ersten, Kempelen die der zweiten und Kratzenstein durch anfertigung von eigenen ansatzrohren für jeden einzelnen vokal „von mitunter wunderlicher und komplizirter gestalt“ die der dritten bildungsweise. Es hat den anschein, als ob wir uns aller drei mittel gleichzeitig bedienen und so die vokale deutlicher und schärfer hervorbringen, als es durch die künstliche nachahmung geschehen kann.⁴ Die beiden ersten mittel sind in ihrer anwendung durch das sprachorgan ziemlich beschränkt, während die zunge jederzeit die gestalt der mundhöhle abändern kann; daher ist dieses mittel das wichtigste. Kudelka macht hierauf einen versuch auf grund der isolirung der drei mittel zur erzeugung der vokale ein selbständiges *physikalisches* vokalsystem zu gründen, in dessen erörterung wir uns nicht einlassen können.⁵

¹ Kudelka. *L. S.* 16

² Ebenda 24.

³ Ebenda 17.

⁴ Ebenda 18.

⁵ Ebenda 18 — 22.

3. Die *norm*, nach welcher die *einschaltungen* zwischen die drei „grundpfeiler“, so wie jene zwischen die neun laute der „natürlichen“ vokalreihe, vorzunehmen sind, ist *unbestimmt* und *unsicher* und die *zahl der einzuschaltenden vokale willkürlich*. „Die methode der einschaltungen ist eine fiktion, ein spiel des ordnenden geistes, — sie fließt *nicht* unmittelbar und ungezwungen aus dem *positiv gegebenen*.“¹

4. *Jedem vokal* entspricht eine bestimmte einstellung der sprachorgane, und wurde diese einstellung genau beobachtet, so ist der vokal *vollkommen* gebildet, daher verwirft Kudelka Brückes bezeichnung gewisser vokale als „unvollkommene“.²

5. Brücke hat unrecht gegenüber R. v. Raumer zu leugnen, es gebe keinen *qualitativen* unterschied der „langen“ und „kurzen“ vokale.³ Der unterschied besteht nach Kudelka darin, dass bei dem „langen“ vokal „vom beginne seiner entstehung bis zum völligen verschwinden jeder augenblick nur dasselbe wiederholt, was im vorhergehenden da war“: die stellung des sprachorgans bleibt unveränderlich dieselbe, bis die vibrationen der stimmbänder aufhören: diese vokale sind „*vollvokale*“ — oder der vokal ändert sich wirklich und zwar stetig, wenn er während eines überganges von einer einstellung zu einer andern hervorgebracht wird, die vibrationen der stimme während des wechsels der einstellung fortönen, wie in den silben *it* oder *äp*. Dies ist der „*geschnittene vokal*“, der von der phasenfolge gebildet wird, welche der laut bei dem übergange der sprachwerkzeuge von einer einstellung zur andern durchläuft.⁴

6. Gegenüber Brückes aufstellung, dass im *diphthong* keiner der beiden vokale entstehe, sondern ein neuer laut, bemerkt Kudelka, dass der diphthong dadurch gebildet werde, das man aus der einem vokal gehörigen einstellung allmählich zu der einstellung des andern übergehe, wodurch *beide* vokale entstehen. Die beiden vokale bilden demnach ebenso mit einander eine silbe, wie mit den konsonanten. Es wäre demnach in einem diph-

¹ Ebenda 17.

² Ebenda 20 f.

³ Ebenda 16 und 17.

⁴ Ebenda 18 f. in gekürzter fassung.

thong das erste element als „geschnittener vokal“ aufzufassen, was jedoch Kudelka nicht sagt.¹

7. Brückes lehre vom „nasenton“ bestritt Kudelka in ihrem ganzen umfange. Zunächst behauptete er, dass sich ein „reiner“ vokal mit dem nasenton nicht verbinden lasse, sondern ihm nur folgen könne; ferner, dass bei den französischen nasenvokalen sich der zungenrücken hebe und den laut $n^5 = \eta$ (ng) erzeuge. Dieser unterscheide sich gleichwohl von dem deutschen η dadurch, dass die zunge nicht einen vollkommenen verschluss bilde, sondern eine ziemlich enge passage frei lasse. Es ist möglich, dass Kudelka nur diese stark näselnde aussprache bekannt und geläufig war, so dass sich eine einigung schwer erzielen liess.² Aber Kudelka bestritt auch die thatsache, dass bei der bildung der reinen vokale der nasenkanal durch das gehobene gaumensegel geschlossen sei.³

Die im obigen angeführten einwürfe Kudelkas trafen thatsächlich mängel des brücke'schen vokalsystems. Seine anordnung war wirklich nicht physiologisch, die genetische erklärungsweise der vokale einseitig, die einschaltungen der zwischenlaute willkürlich, der terminus „unvollkommener vokal“ irreführend.⁴ Die erörterungen Kudelkas über die langen (vollvokale) und die kurzen oder „geschnittenen“ vokale, obwohl im ganzen richtig und scharfsinnig, trafen den eigentlichen streitpunkt nicht, da sie nicht in die lehre von den einzellauten, sondern in die kombinationslehre gehören; die behauptungen über die diphthonge litten beiderseits an unklarheit; die richtigkeit der angaben Kudelkas über die angeblich franz. nasenvokale lässt sich nicht kontrolliren, da man die aussprache nicht kennt, die ihm zu gebote stand, nur seine aufstellungen bezüglich des verhaltens des gaumensegels bei der hervorbringung der reinen vokale waren unrichtig. Die leistung Kudelkas hat der hauptsache nach einen bloss negativen

¹ L. S. 24 vgl. dazu Sieyers³ 195 ff.; dazu Flodström, *Zur lehre von den konson.* Bezenbergers *Beiträge zur kunde der indogerm. sprachen* VIII (1884), auch Merkel in Schmidts *Jahrbüchern*, C. s. 86, Ellis, *E. E. P. I.* 51.

² Vgl. Grützner s. 125.

³ Kudelka, L. S. 29.

⁴ Hierzu ist die scharfsinnige kritik Winteler's, *Krenzer mundart* 112 fg. zu vergleichen.

wert, während sein eigenes mehr physikalisches als physiologisches vokalsystem, wie Brückes replik richtig bemerkt,¹ nicht etwa die bekannten vokallaute, welche von den linguisten bei beschreibung des lautsystems einzelner sprachen und in ihren transskriptionen unterschieden werden, ordnet, sondern nur die unter gewissen voraussetzungen *möglichen* vokale aufstellt. Dennoch hat die phonetische erkenntnis durch Kudelkas kritik gewonnen, insbesondere durch die wichtige anregung, dass ein echt physiologisches lautsystem konsonanten *und* vokale umfassen müsse.²

Brücke verteidigt eigentlich nur seine position, die nasenvokale und das verhalten des gaumensegels betreffend. Diese frage wurde, um allen zweifeln vorzubeugen, mit hilfe pathologischer beobachtungen und der experimente eines jungen physiologen JOH. NEP. CZERMAK endgiltig gelöst, da auch Merkel, von dessen kritik unten gesprochen werden soll, sich den zweifeln Kudelkas anschloss. Czermak,³ ein schüler, später assistent Purkyňes in Prag, damals professor der physiologie in Krakau, kam 1857 nach Wien, wo er ein fleissiger gast in Brückes und des anatomen Ludwig arbeitsräumen war. Angeregt durch Brücke und ein experiment von Donders über das verhalten des gaumensegels beim schlucken,⁴ widmete sich der junge forschler mit dem ihm eigentümlichen feuereifer dem studium dieser frage. Das resultat seiner an sich selbst vorgenommenen experimente legte er in zwei abhandlungen nieder: *Über das verhalten des weichen gaumens beim hervorbringen der reinen vokale*⁵ und *Über reine und nasalirte vokale*.⁶ Brücke hatte schon in seiner 1849er abhandlung geraten, das vorhandensein des nasentones durch eine vor die nasenlöcher gehaltene kleine flamme nachzuweisen. Die beweiskräftigkeit dieses experiments wurde von Kudelka angezweifelt. Es waren

¹ Brücke, N. 89.

² Es ist überhaupt merkwürdig, dass Brücke auf diesen gedanken nicht einging, da doch Ellis „sowohl die vokale als die konsonanten nach den organen einteilt, vermöge welcher sie gebildet werden“. Gr. 110.

³ Geb. zu Prag 17. juni 1828.

⁴ *Physiolog. d. menschen*, deutsch von Theile, Leipzig 1856, I. 289.

⁵ *Wiener akad.*, m.-nat. kl. XXIV. 1857. 4—9. *Gesammelte schriften* (G. S.) Leipzig 1879, I. 423 ff.

⁶ Ebenda XXVIII. (1858) 575—578. G. S. I. 474 ff. Ich ziehe hier die resultate beider abhandlungen zusammen.

daher stringentere versuche notwendig. Diese stellte nun Czermak an. Mittels eines *fühlhebels*,¹ der durch die nase eingeführt wurde und dessen ende, rechtwinklig umgebogen, auf der oberen fläche des gaumensegels auflag, konstatierte Czermak zunächst die bewegungen des gaumensegels bei der aussprache verschiedener laute. *Gaumensegelverschluss* bei den reinen vokalen aber wies er durch injektionen² lauen wassers in die nase bei zurückgebogenem kopfe nach. Sobald der verschluss gelöst wurde, floss das wasser in den rachen und bereitete dem versuch ein rasches ende. Ein noch unvergleichlich einfacheres und unwidersprechliches mittel zum nachweis von dem vorhandensein des nasentons ist der niederschlag auf einer vor die nase gehaltenen kalten, metallenen platte oder einem spiegel.³ So war die lösung dieser frage für immer unter dach gebracht, und Merkel musste seine zweifel als unbegründet zurückziehen.⁴

Aber Czermak kam bei diesen versuchen auch zu andern wichtigen resultaten, welche geeignet waren eine lücke in Brückes *Grundzügen* auszufüllen. Darin nun, dass Czermak die ergebnisse anderer, z. b. Brückes, Garcias u. a., mit der grössten sorgfalt und genauigkeit nachprüfte und die geäusserten meinungen und ansichten als richtig oder unrichtig nachwies, ergänzte und erweiterte, liegt die *eine* seite seiner bedeutung für die geschichte der phonetik. So haben spätere arbeiten mit viel präziseren mitteln der beobachtung an Czermaks ergebnissen bezüglich der bewegungen des gaumensegels wenig auszustellen gefunden, nur dass sie dieselben genauer formulirten.⁵ Bei seinen fühlhebelversuchen und wasserinjektionen fand er, dass sich das gaumensegel bei der hervorbringung verschiedener laute verschieden verhalte. Das war also die lücke in Brückes *Gr.*: 1. Das gaumensegel hat bei jedem *vokal* eine andere stellung, 2. es steht am höchsten bei *i*, niedriger bei *u*, merklich niedriger bei *o*, viel niedriger bei *e*, am niedrigsten bei *a*; es hat 3. nicht

¹ *G. S.* 423 f.

² Ebenda 425 f.

³ *G. S.* I. 465. Nach Grützner p. 64 hat Liskovius schon 1846 dieses experiment gemacht. Jedenfalls wusste Czermak nichts davon.

⁴ Schmidt, *Jhrb.* C. s. 86.

⁵ Vgl. Grützner p. 125.

nur eine andere stellung, sondern auch eine verschiedene spannung, und die dichtigkeit des verschlusses nimmt in der reihe der oben genannten vokale ab. Durch Brücke bestimmt untersuchte Czermak auch die konsonanten, und es stellte sich heraus, dass der verschluss am dichtesten sei bei den „tonlosen verschlusslauten“ und den „tonlosen reibelauten“, weniger dicht bei den „tönenden verschluss-, reibe-, den /- und „zitterlauten“. Bei den „resonanten“ (*m, n, ŋ*) ist er null. Diese ergebnisse der selbstbeobachtung wurden durch die beobachtung zweier fälle pathologischer sprachstörungen bestätigt, die sich in willkommener weise ergänzten. Brücke untersuchte die sprache bei einem weibe mit zerstörtem gaumensegel¹ (sommer 1857); Czermak die sprache „bei vollständiger verwachsung des gaumensegels mit der hinteren schlundwand“.² In seinen *Populären vorlesungen* zu Jena hat er dann einem grossen publikum diese erscheinungen mittels eines sinnreichen experimentes demonstriert.³

Auch in der wissenschaftlich-akustischen vokaltheorie hat Czermak schon vor Helmholtz einen wichtigen schritt gethan. Da die obenerwähnten beobachtungen und untersuchungen von leistungen abnormer sprachorgane über die bedeutung mancher teile für die hervorbringung und das eigentliche wesen mancher sprachlaute aufschluss gaben, so untersuchte Czermak auch die sprachbildung eines mädchens, dessen kehlkopf luftdicht verschlossen war.⁴ Die kranke konnte natürlich weder einen ton, noch flüsterstimme bilden: „vokale“ im gewöhnlichen sinne waren unmöglich. Dennoch trugen die geräusche, die in folge von durchbrechung, lösung oder herstellung eines verschlusses oder in folge der reibung der durch verdichtung und verdünnung in bewegung gesetzten luft an den verengerten stellen des mundkanals den eigentümlichen charakter der vokale an sich. Für die theorie der vokale war diese beobachtung sehr wichtig, denn diese ganz tonlosen geräusche charakterisirten an sich die einzelnen vokale

¹ *Phonetische bemerkungen (Ph. B.)* (gegen Merckels kritik). *Zeitschrift f. d. öster. gym.* 1858. s. 571.

² *G. S.* I. 468 — 471.

³ *Populäre physiol. vorträge* (1867 — 1869). *G. S.* 1 — 104 s. 95 ff.

⁴ *Über die sprache bei luftdichter verschliessung des kehlkopfs.* *Wiener akad. sitz. ber.* 1858. *G. S.* I. 2. 598—604.

vollkommen und machten das eigentliche timbre derselben aus, zu dem die stimme dann nur äusserlich hinzukommt. Daher hatte Donders¹ recht, wenn er sagte, dass das die vokale charakterisierende geräusch nur vom tone der stimme übertönt werde.

Die andere seite von Czermaks phonetischer bedeutung wird uns entgegentreten, wenn wir jetzt auf Brückes lehre von den „kehlkopflauten“ und den „konsonanten“ eingehen. Der II. abschnitt in Brückes *Gr.*² handelt von dem „kehlkopf und den kehlkopflauten“ (*gutturales verae*). Seine angaben hier gehören sämtlich der vorlaryngoskopischen zeit an, seine einzige physiologische vorarbeit waren Purkyñes forschungen. Die *gutturales verae* sind: der ton (stimme), das *h* (*spir. asper*) nebst den heiseren arabischen kehlkopflauten *ha* und *ain*, das kehlkopf-*r* der niedersachsen, der klare vokaleinsatz (*hamze* der araber), der sog. „leise hauch“ Purkyñes, und die flüsterstimme. Die stimme entsteht durch die vibrationen der stimmbänder; wenn sich zwischen den stimmbändern „eine weite öffnung befindet, aus der die luft geräuschlos hervorströmt, und erst durch ihren anfall gegen die wände der rachenhöhle ein geräusch hervorbringt“, so entsteht das *h* (*spir. asper*)“. Es ist kein konsonant, da es die bedingungen eines solchen nicht erfüllt (*Gr.* 8). Es gibt verschiedene intensitätsgrade des *h*, z. b. die heiseren *ha* und *ain* der araber. Das kehlkopf-*r* ist ein tönender zitterlaut des kehlkopfs, der entsteht, wenn wir die untere grenze des stimmumfanges überschreiten, so dass die stimmbänder nicht mehr in gehöriger weise tönen, sondern in einzelnen vernehmbaren stössen zittern“ (*Gr.* 10).

Wenn wir die stimmritze so verengen, dass die stimmbänder zwar nicht in tönende schwingungen versetzt werden, aber doch die luft, indem sie an ihnen vorüberströmt, ein reibungsgeräusch hervorbringt, so *flüstern* wir (*Gr.* 8). Ausser dem *h* gibt es noch zwei andere vokalische einsätze, wenn man entweder ohne allen vorhergehenden hauch den ton in seiner ganzen stärke erscheinen oder ihn bei sanft ausfliessender luft allmählich entstehen lässt. Der erstere ist das *hamze*, der zweite der „leise hauch“ Purkyñes.

¹ Über die natur der vokale. *Arch. f. d. holl. beitr. z. natur- und heilkunde* bd. I. 78.

² *Gr.* 7 — 12.

Dieser setzt ihn dem *spiritus lenis* gleich, während Brücke sich hierin nicht entschieden äussert.¹ Die kontroversen mit Kudelka und Merkel über die „kehlkopflaute“ förderten nichts erhebliches zu tage. Doch tadelte Kudelka mit recht Brückes definition des *h*,² nach welcher sich jedermann die ansicht bilden müsste, es entstehe in der rachenhöhle und nicht im kehlkopf, weil das geräusch nicht in diesem, sondern in jener hervorgebracht werde. Merkel³ glaubte nachgewiesen zu haben, „dass der sog. *spiritus lenis* den zu jedem nicht gehauchten vokaleinsatz nötigen glottisverschluss bezeichne“, nicht aber Purkyñes „leiser hauch“ sein könne, da die griechen sonst für den mehr oder weniger aspirirten vokaleinsatz *zwei*, für den festen vokaleinsatz aber *kein* zeichen gehabt hätten. Erst durch Czermaks laryngoskopische arbeiten erhielt die lehre von den kehlkopflauten eine unverrückbare grundlage. Die experimentelle lösung dieser fragen am lebenden sprachorgan durch selbstbeobachtung konnte Brücke nicht gelingen, da sein gaumensegel so empfindlich war, dass beim einbringen des spiegels starkes würgen jeden versuch vereitelte (*Gr.* 12). Um so willkommener musste es sein, dass auch hier der phonetische korrektor Czermak in die bresche trat. Manuel Garcia hatte im jahre 1855 mit dem kehlkopfspiegel beobachtungen angestellt. Als Czermak im winter 1857/8 nach Wien kam, fand er das instrument auf der klinik der professors Türck, erkannte sogleich die wichtigkeit desselben für pathologie und physiologie, verbesserte das instrument, machte seine ärztlichen kollegen darauf aufmerksam,⁴ schrieb zahlreiche abhandlungen,⁵ bereiste die welt damit, erfand auch den terminus „laryngoskopie“ und bürgerte überhaupt den kehlkopfspiegel in der medizinischen welt ein. Seine erste laryngoskopische arbeit, die uns hier näher interessirt, war der prüfung der garcia'schen ergebnisse über stimm-bildung gewidmet.⁶ In späterer zeit beschäftigte er sich ein-

¹ *Gr.* 9 u. *Phon. B.* 767.

² Siehe oben s. 164.

³ *Ph. B.* 767.

⁴ *Über den kehlkopfspiegel. Wiener med. wochenschrift.* 27. märz 1858.

⁵ *Der kehlkopfspiegel.* 1. aufl. Pest 1859; 2. aufl. Prag 1863. *G. S. I.* 1. 472—598. Vgl. s. 482—484 „litteratur“.

⁶ *Physiol. untersuchungen mit Garcias kehlkopfspiegel. Wiener akad.* XXIX. bd. s. 557 ff. (29. april 1858).

gehend mit diesen fragen und widmete der enträtselung der funktionen der für die beobachtung am schwersten zugänglichen partien des sprachorgans seine beste kraft. Wir können hier den verschiedenen fortschritten seiner forschungen, der allmählichen klärung und streng wissenschaftlichen formulirung seiner ansichten nicht folgen, sondern berücksichtigen die überprüfungsresultate der beobachtungen Garcias¹ und die alle vorhergehenden ergebnisse zusammenfassende abhandlung *Über den spiritus asper und lenis, und über die flüsterstimme, nebst einigen bemerkungen zur phonet-transskription der kehlkopflaute*.² Czermak fand auf grund direkter laryngoskopischer beobachtungen: auffallend weit offen stehende glottis beim *atmen*; die überraschend freien und raschen bewegungen der arytänoïdknorpel, wenn die stimmritze zum tönen verengt und zum atmen geöffnet werden soll; verschiedene stellung des kehldeckels und seines abstandes von den arytänoïdknorpeln bei den verschiedenen vokalen, bei sonoren brust- und falsettönen; die unwesentlichkeit der falschen stimmbänder bei erzeugung der stimme, endlich den dreifachen mechanismus des larynxverschlusses, der erzeugung der flüsterstimme und der sog. *gutturales verae*.

Die oben zuletzt angeführte abhandlung wurde durch Max Müllers³ und Helmholtz' angaben⁴ über die funktionen des kehlkopfs, die mit Czermaks früheren ergebnissen im widerspruch standen, veranlasst, so dass er sich genötigt sah, die untersuchung nochmals aufzunehmen. Die inhaltsreiche auseinandersetzung stellt folgendes fest: das *atmen* erfolgt bei ganz offener stimmritze, kann gemindert und gesteigert werden. Es kann vollkommen *geräuschlos* geschehen, aber auch durch anfall an die unregelmässig gestalteten wände der offenstehenden luftwege ein *geräusch* erzeugen. Findet das geräusch bei offenem munde statt, so nennt man es *hauchen*, ist der nasenkanal offen, *schnaufen*. Dieses geräusch ist als der einfache ausdruck der resonanz des luftkanals, als das erste und einfachste, qualitativ charakteristische lautelement zu betrachten.

¹ Siehe vorige ann.

² G. S. I. 2. 750 — 766.

³ *Lectures on the science of language*. 2. series. London, 1864.

⁴ 2. aufl. der *Tonempfindungen* 1865.

Czermak nennt es den „*einfachen hauch*“.

2. Dieses geräusch ist aber noch kein *h* oder spiritus asper. Um es in ein *h* zu verwandeln, ist schon eine *intention* notwendig: in der willkürlichen bildung einer „enge“ im kehlkopf liegt der wesentliche unterschied zwischen den eigentlichen *h*-lauten verschiedener intensität und dem „einfachen hauch“. Dies beweist die *laryngoskopische anschauung*, die *auskultation* des kehlkopfs und die *subjektive empfindung*. Die durchströmende luft erzeugt an den rändern der stimmbänder, also nicht, wie Brücke glaubte,¹ erst an den wänden der rachenhöhle, ein besonderes geräusch, das *h*. Durch wachsende *annäherung* der arytenoidknorpel und der *stimmbänder* bei gleichzeitiger *verstärkung des exspirationsdruckes* wird die ganze fülle der qualitativ und quantitativ verschiedenen physiologisch überhaupt möglichen *h*-laute erzeugt. Es gibt auch ein *tönendes h*, aber nicht in dem sinne Kudelkas,² sondern es entsteht, wenn die knorpelglottis nach hinten mehr oder weniger klafft, während die freien ränder der stimmbänder einander bis zur tonbildung hinreichend genähert sind.³

Je enger jedoch die stimmritze wird, desto leichter kann tonbildung erfolgen, wenn der exspirationsstrom nicht sehr gemässigt wird, daher kann das der vokalbildung vorangehende reibungsgeräusch, wenn der vokal mit allmählich verengerter stimmritze gebildet werden soll,⁴ nur sehr schwach sein. Brücke hatte recht, diesen schwachen *h*-laut nicht als ein besonderes lautelement anzuführen, aber nicht deshalb, „weil es nicht allein hervorgebracht werden kann, ohne alsbald bei rascherem ausfluss der luft in andere laute überzugehen“, sondern deshalb, weil es nur *gradweise* von den übrigen *h*-lauten verschieden ist. Dieser „leichte hauch“ Purkyñes dürfe deshalb auch nicht dem spir. asper und spir. lenis koordinirt, noch weniger jedoch dem letzteren gleichgesetzt werden.⁵ Denn es gibt nur *zwei arten vokalischer einsätze*. Theoretisch sind zwar vier fälle möglich: wenn

¹ Daher hatte Brücke auch unrecht, in seiner transskripton das zeichen für offene stimmritze dem *h* gleichzusetzen.

² *L. S.* 4–7.

³ Vgl. auch z. b. Sievers³ 132.

⁴ Brücke, *Gr.* 9.

⁵ Vgl. dazu z. b. Sievers³ 130 ff.

tonbildung erfolgen soll, so legen sich die stimmbänder entweder bis zur berührung aneinander (I), oder sie nähern sich nur bis auf einen engen linearen spalt (II). Da die stimmritze *vor* der tonbildung entweder *offen* oder *geschlossen* ist, so kann folgendes geschehen. Die stimmritze ist offen, und die stimmbänder gehen in die stellung I (*a*) oder II (*b*) über; oder die stimmritze ist luftdicht geschlossen, und es soll ein vokaltone der II. (*c*) oder der I. art (*d*) erzeugt werden. Praktisch lassen sich diese vier fälle auf zwei reduzieren: im fälle *b* und *d* wird der vokaltone scharf und bestimmt eingesetzt und somit sozusagen explosiv zum vorschein kommen („*explosiver ton*“); im fälle *c* und *a* hingegen geht dem tone ein reibungsgeräusch vorher, und jener ist aspirirt („*aspirirter ton*“). Der „*explosive ton*“ ist der spiritus lenis der griechen, die ihn dem spiritus asper (πνεῦμα δασύ) als πνεῦμα ψιλόν entgegengesetzten, ebenso wie sie die ψιλὰ (tenuis) den δασέα (aspirata) entgegenstellten. Das analoge zwischen tenuis und spiritus lenis kann sich nur auf die explosive lösung eines verschlusses beziehen. Da die griechen ferner auch die anlautenden vokale beim flüstern unterschieden haben müssen, so kann der unterschied nur darauf beruht haben, dass das flüstergeräusch, welches die stimme ersetzt, im fälle des spiritus lenis mit dem tonlosen verschlusslauten analogem geräusch der explosiven eröffnung der stimmritze hervorbrach. Nun sind aber *flüsterstimme* und *н* *durchaus identisch*.¹ Für praktische zwecke, z. b. eine transkription ist es jedoch gerechtfertigt und notwendig, das zeichen für das reibungsgeräusch des kehlkopfs quantitativ abzustufen, um die leisen und sanften von den lauten und rauhen reibungsgeräuschen zu unterscheiden.

In diesen durch laryngoskopische beobachtungen gewonnenen epochemachenden resultaten tritt die *andere* seite der wichtigkeit Czermaks für die wissenschaft der phonetik zu tage: er war somit der unbestechliche korrektor der aufstellungen seiner vorgänger, die vokale und die bewegungen des gaumensegels betreffend, und der erste ergründer der funktionen des lebenden kehlkopfs.

Bei der systematischen anordnung der *konsonanten* in Brückes

¹ Vgl. dagegen Techmer. *Phonetik* I. 20 f. und die „anmerkungen“.

system handelte es sich nicht darum, eine anzahl derselben, „die man zufällig kennen gelernt hat, in reih und glied zu stellen, sondern alle möglichkeiten der entstehung eines konsonanten in erschöpfender weise zu klassifiziren“ (Gr. 30), so dass man es nicht nötig hat, das system später abzuändern, sobald neue bisher unbekannte laute einer expiratorischen sprache, die hier vorderhand allein berücksichtigt wird, bekannt werden sollten. Es sind daher vor allem alle physiologisch möglichen rubriken zur unterbringung aller laute zu eröffnen. „Da wir z. b. zwei *f* haben (ein labiodentales und ein bilabiales), so müssen wir, sagt Brücke, auch dem entsprechend zwei *w* haben, und so ist es auch in der that.“ (Gr. 34). Es ist also sehr wünschenswert, wenn diese theoretisch-physiologischen resultate von der erfahrung bestätigt werden, aber es ist nicht durchaus notwendig. Um die physiologischen möglichkeiten zu erschöpfen, muss man auch z. b. neben einem bilabialen p^1 (b^1) auch ein dentolabiales p^2 (b^2) und dementsprechend auch ein m^2 und m^1 annehmen, ohne dass damit behauptet werden soll, dass diese möglichen laute auch wirklich vorkommen (Gr. 35 f.).

Die buchstaben sind nicht zeichen für bewegungen, sondern bloss für gewisse zustände, anordnungen der mundorgane und der stimmritze, während die expirationsmuskeln die luft auszutreiben suchen. So steht also das zeichen *p* für abgesperrten nasenkanal und geschlossene lippen bei erweiterter stimmritze. Das *p* ist also ein stummer konsonant, eine muta im eigentlichen sinne des wortes, und der laut, welchen wir ihm beilegen, entsteht entweder bei bildung (prohibitiv) oder bei der lösung des verschlusses (eruptiv) oder bei beiden, je nach der natur der nachbarlaute (Gr. 33), d. h. wenn entweder ein anderer verschlusslaut, ein resonant oder ein vokal folgt (Gr. 51). Da die konsonanten alle entweder durch verschluss- oder engenbildung entstehen, so kommt es vor allem darauf an, wo dies geschieht: es muss somit das „artikulationsgebiet“, in der mitteebene des mundes, an der enge oder verschluss gebildet wird (Gr. 32), zum obersten einteilungsgrunde erhoben werden. Die artikulationsstelle liegt aber nicht dort, wo die wesentlichen bedingungen für die erzeugung des konsonantischen geräusches gegeben sind, sonst würde jeder dieser konsonanten (*r*, *l*, *n*) eine andere artikulationsstelle haben, ja für den resonanten *n* würde sich eine solche gar nicht mit

bestimmtheit angeben lassen (*Gr.* 32). Die artikulationsstelle der *mittelebene*, jedoch weder die der seitenöffnungen der *l*-laute, noch der kommunikation mit den choanen, welche die resonanten erzeugt, ist schon von den in dem als hauptenteilungsgrund aufgestellt und nie ohne nachteil für die übersichtlichkeit des systems verlassen worden (*Gr.* 32 u), denn dies ist *praktisch*, indem bei dieser anordnung die wunderbare *symmetrie des konsonantensystems* am schlagendsten hervortritt (*Gr.* 32). Die *physikalischen* bedingungen der konsonantenerzeugung sind sekundäre einteilungsgründe. Es gibt demnach drei *reihen* der konsonanten nach den 3 artikulationsgebieten: 1. unterlippe mit oberlippe oder den oberen schneidezähnen, 2. der vordere teil der zunge mit den zähnen oder dem gaumen, 3. der mittlere oder hintere teil der zunge mit dem gaumen. Der zweitwichtigste einteilungsgrund ist der nach den mundorganen. Jede dieser drei gruppen zerfällt, je nachdem die organe verschluss, enge bilden oder eine solche stellung haben, dass eines durch den exspirationsstrom in vibrationen versetzt wird, endlich wenn der nasenkanal offen ist,¹ wieder in 4 abteilungen: verschluss-, reibe-, zitterlaute und „resonanten“. Hieraus entstehen drei doppelreihen von konsonanten. Jede derselben besteht nun noch aus einer *tonlosen* und einer *tönenden* (*Gr.* 29 ff.), nur die „resonanten“ machen hiervon eine ausnahme, denn „wenn man bei der disposition der mundorgane für das *m* die luft aus der erweiterten stimmritze austreibt, so hört man ein blosses schnaufen“ (*Gr.* 36). *Tenuis* endlich unterscheidet sich von der *media* bloss durch den zustand, in welchem sich die stimmritze befindet: zum tönen verengte stimmritze verwandelt die sonst bei offener stimmritze hervorgebrachte tenuis in die media. Das erste artikulationsgebiet umfasst lippenlaute und zahnlippenlaute, es gibt hier 5 *paare* von konsonanten: *p*¹, *p*²; *b*¹, *b*² u. s. w.; das zweite hat je nach dem orte, wo die zunge artikulirt 4 artikulationsstellen, es muss daher 4 arten von *t* (alveolar, zerebral, dorsal, dental), ebensoviele bildungsweisen von *d*, *s*, *z* und *l*, d. h. von allen lauten, die diesem gebiete angehören, geben; das dritte besitzt 3 solche stellen, daher gibt es 3 bildungsweisen von *k*, *g*, *ch*, *j* und *g*.

¹ Die konsequenz hätte es erfordert, die „resonanten“ zu den „verschlusslauten“ zu stellen.

	Lippen — zähne		Zunge — gaumen		Hinterzunge — gaumen	
	tonlos	tönend	tonlos	tönend	tonlos	tönend
Ver- schluss- laute	$p^1 p^2$	$b^1 b^2$	$t^1 t^2 t^3 t^4$ $\lambda^1 \lambda^2 \lambda^3 \lambda^4$	$d^1 d^2 d^3 d^4$ $l^1 l^2 l^3 l^4$	$k^1 k^2 k^3$	$g^1 g^2 g^3$
reibe- laute	$f^1 f^2$	$w^1 w^2$	$s^1 s^2 s^3 s^4$	$z^1 z^2 z^3 z^4$	$ch^1 ch^2 ch^3$	$j^1 j^2 j^3$
zitter- laute	q (abscheu)	z (kutscher- laut)	ψ	r	τ	r (uvular)
reso- nanten	—	$m^1 m^2$	—	$n^1 n^2 n^3 n^4$	—	$\pi^1 \pi^2 \pi^3$ (= ρ)

Der vorgang bei aufstellung der verschiedenen nüancen der konsonanten einer rubrik erfolgt in der weise, dass Brücke z. b. vier arten von t „aufstellt“. Unter diese lassen sich alle möglichen t -laute „unterbringen“; den vier t -lauten müssen dann auch vier d -, s -, z - und l -arten entsprechen, so „dass die gegenseitige abhängigkeit der symmetrisch gestellten glieder eine durchaus unwandelbare ist“ (*Gr.* 61).

Ausser diesen einfachen konsonanten gibt es auch „zusammengesetzte“, und zwar wie aus Brückes antwort auf Kudelkas kritik hervorgeht, zwei verschiedene arten, nämlich 1) solche, „welche dadurch gebildet werden, dass die mundteile *gleichzeitig* für zwei verschiedene konsonanten eingerichtet sind“ (*Gr.* 63), wie das deutsche s (*sch*) und das franz. \tilde{z} (*j*). Die laute haben die artikulationsstellen ($s^1 + \lambda^2$) resp. ($z^1 + j^2$) zugleich, sind also nicht so zusammengesetzt wie etwa $z = ts$ oder $x = ks$, die lediglich aus zwei *aufeinanderfolgenden* konsonanten bestehen. In diesem sinne zusammengesetzt sind jedoch (2.) die sog. *monyllirten* laute, die vorzugsweise aus den dorsal gebildeten d^3 , t^3 , l^3 , s^3 . und einem rasch darauf *folgenden* j bestehen (*Gr.* 71).

Dies sind die grundzüge des brücke'schen konsonanten-

systems. Selen wir nun, welche aufnahme es bei der zeitgenössischen kritik fand. Wenn wir von der kontroverse mit Lepsius¹ absehen, die ein wortstreit war, müssen wir auf prinzipielle einwürfe der schon oben mehrfach erwähnten kritiken Kudelkas und Merckels eingehen. Dem äusseren anschein nach handelte es sich in beiden hauptächlich um die media-tenuis-frage, und so meinte auch Brücke selbst, als er seine *Nachschrift* gegen Kudelka verfasste und seine *Phonetischen bemerkungen* gegen Merckel schrieb. Der kernpunkt der beiden kontroversen liegt aber, wie ich glaube, tiefer. Kudelka vertrat, wenn auch vielfach nicht gang bewusst, den standpunkt, nach welchem ein „laut“ das *resultat* gewisser bewegungen der sprachorgane sei, wogegen Brücke auf dem standpunkt des *sprachelementes* stand, da die phonetische analyse, für die zwecke der wissenschaft weiter getrieben und das, was der einzelne buchstabe bezeichnet, noch wiederum in seine faktoren zerlegt werden müsse (*Gr.* 124).

Kudelka konnte sich in diesen ganz neuen gedankengang Brückes gar nicht finden. Dieser hatte behauptet, ein *p* entstehe auch schon durch *bildung* eines verschlusses, wie im engl. *midshipman*; Kudelka, nur die akustische wirkung in rechnung ziehend, und die lautbarkeit resp. hörbarkeit als das wichtigste charakteristikon eines „lautes“ betrachtend, erwiderte, auch dieses *p* explodire und zwar mit dem *m* durch die nase (*L. S.* 35). Es könne das öffnen der abgesperrten mundhöhle auf dreifache weise geschehen: (1.) in gerader richtung: *da*, (2) seitwärts: *dla*, (3) rückwärts: durch öffnung des nasenkanals: *dna*. Je nach den artikulationsstellen und der richtung des luftstroms ändere sich der nachhall dieser „stosslaute“; folgt einem solchen verschlusslaut ein „resonant“, so kann er nur dann ein „nasenstosslaut“ sein, wenn der resonant an der artikulationsstelle des verschlusslautes entsteht: *p(b)no*, *t(d)no*, *k(g)no*. Bei erzeugung der stosslaute wird der verschluss 1) an irgendeiner der drei stellen geöffnet, 2) ein luftstrom durch die öffnung getrieben. Durch die öffnung des verschlusses entsteht ein „trennungslaut“, der aber erst durch die erfüllung der zweiten bedingung zum „stosslaut“ wird. Kann jedoch die blosse *herstellung* eines verschlusses schon

¹ Kuhns *Zeitschr. f. vergl. sprachf.* XI. s. 265–276 u. 442–459 und *Tr.* s. 253.

ein element der sprache abgeben? Es scheint nicht, wenn sie auch eine selbständige existenz hat, wie der „trennungslaut“; denn die herstellung des verschlusses geschieht lautlos, weil der nachhall fehlt, ohne welchen eine verbindung z. b. mit einem folgenden vokal unmöglich wäre. Es finde hier vielmehr eine analogie mit den „geschnittenen vokalen“ statt, indem ein verschlusslaut beim übergang zu einem vokal eine ganze phasenfolge von der herstellung bis zur lösung des verschlusses durchlaufe, man ist also nicht berechtigt, schon *eine* einzelne phase als selbständigen laut zu unterscheiden. Nach allem hält Kudelka dafür, dass das *hauptsächlichste* bei einem verschlusslaut die explosion sei, denn nur dann ist der laut mit dem nachhall behaftet, der ihn hörbar macht und befähigt mit andern lauten verbunden zu werden. Wir haben hier die anfänge des noch nicht ausgefochtenen kampfes über die frage, ob als phonetische einheit der „laut“ oder das „sprachelement“ zu betrachten sei. Wir finden Brücke auf der einen, Kudelka auf der andern seite: eine verständigung war natürlich nicht möglich, da eine grundverschiedene auffassung von prinzipien in der phonetik vorhanden, diese verständigung aber durch den mangel einer geeigneten terminologie, sowie auch wissenschaftlicher konsequenz¹ überhaupt sehr erschwert war. Andererseits finden wir bei Kudelka auch anfänge der später so fruchtbar gewordenen lehre von den übergangs- oder gleichlauten.

Noch ernster, wenn auch mit unzureichenden kräften, wurde Brücke von Merkel angegriffen, der die berechtigung des *genetischen prinzipts* in der phonetik bestritt, es handle sich bei bestimmung des wesentlichen, spezifischen eines sprachlautes gar nicht darum, ob er an der oder jener *artikulationsstelle* gebildet werde, sondern darum, ob er sich dem *ohre* deutlich von einem andern damit zu vergleichenden sprachlaute unterscheide. *Diese* unterschiede bestimmten den physiologischen spielraum der spezie, innerhalb dessen oft ein sehr verschiedener modus der bewegung der organe, verschiedene mittel zur erreichung eines und desselben zweckes möglich seien.² Mit recht polemisiert Brücke gegen

¹ Auch Brücke erklärte sich z. b. gegen die graphische darstellung *lautloser* elemente der sprache in seiner „transkription“.

² *Ph. B.* a. a. o. s. 754 f.

diesen ebenso populären als unwissenschaftlichen akustischen standpunkt. Die wichtigkeit des akustischen effekts leugne niemand, aber um den organischen zusammenhang der laute begreiflich zu machen, sei ein festes und konsequentes system notwendig, welches den artikulirenden organen auf allen ihren schritten folge. Auch die historischen verwandlungen der laute in den verschiedenen sprachen würden nicht durch die sog. „wohllautgesetze“, sondern durch die mechanischen gesetze, denen die sprachorgane unterworfen sind, geregelt. Die abweichende bildungsweise mancher konsonanten bei gleichem akustischen effekt sei bloss individuell, während die bildungsweise derselben innerhalb eines dialekts oder einer sprache typisch sei. Diese rechtfertigung des genetischen prinzipis muss als ein grosser fortschritt der phonetik betrachtet werden.¹

Kudelka begnügte sich dagegen nicht mit den *drei* artikulationsgebieten Brückes, sondern gewann durch teilung des harten sowohl wie des weichen gaumengebietes deren fünf. Das gaumendach bildete das *dritte* gebiet und wurde notwendig dadurch, dass Kudelka, wie auch Merkel, die *mouillirten* laute für *einfach* erklärte, hauptsächlich deshalb, weil sich jeder mouillirte laut kontinuierlich liesse, ohne dass der charakter des lautes verloren gehe. Ebenso erklärten sich auch beide gegen *ɛ̃* (ɛ̃) als „zusammengesetzte“ laute. Die folgezeit hat ihnen in beiden punkten recht gegeben.² Ausserdem wies auch Merkel nach, dass Brückes konsonantensystem insofern eine lücke habe, als es keine rubrik für „tonlose resonanten“ annehme, woran es schon durch den terminus gehindert war. Hier traf Merkel wirklich einen wunden punkt,³ und Brücke hatte unrecht zu sagen, dass es „stummes *m* und *n*“, d. h. *m* und *n* mit weit offener stimmritze, nicht gebe.⁴

Am heftigsten umstritten von beiden kritikern war die *media-tenuis*-frage: Brücke verteidigte energisch und nach dem urteile der damaligen zeit erfolgreich den kempelen'schen standpunkt, dass das tönen oder nichttönen der stimme das wichtigste, unterscheidende merkmal zwischen *media* und *tenuis* sei, während die

¹ *Ph. B.* a. a. o. ff.

² Vgl. z. b. Hoffory, *Phon streitfragen*. Kuhns *Zeitschr.*

³ Ebenda.

⁴ Vgl. Jespersen. *Articulations etc.* s. 49.

übrigen unterschiede, wie stärkegrade u. a., zwar vorhanden seien, aber zurückräten. Das schroffe beharren auf dieser annahme erklärt sich teilweise daraus, dass Brücke die stimmlosen medien, deren vorhandensein er nicht leugnen konnte, fälschlich für *geflüsterte* hielt; andererseits war er von dem durchaus praktischen zwecke seines buches geleitet, das für linguisten und taubstummenlehrer bestimmt war. Es war ihm sehr darum zu thun, das verständnis für diesen unterschied der stimmhaftigkeit und stimmlosigkeit zu fördern, indem er auf dessen wichtigkeit hinwies. Dass dies sehr angezeigt war, beweisen schlagend die einwürfe Merkels und Kudelkas, denn sie bekämpften Brücke nicht deshalb, weil er diesen unterschied etwas zu einseitig hervorhob, sondern sie behaupteten, es liessen sich die medien überhaupt nicht mit dem stimmtone bilden. Kudelka wusste z. b. nicht, dass die geschriebene auslautende media im deutschen als tenuis ausgesprochen werde; Merkel andererseits leugnete die möglichkeit eines stimmhaften *s*-lautes. Gegenüber diesen einwänden, die uns einen einblick in den stand der phonetik vor dreissig jahren gewähren, musste natürlich Brücke siegreich bleiben und Merkel manche derselben später zurückziehen.¹ Es ist gerade eines der bleibenden verdienste Brückes, im anschluss an Kempelen die sprachforscher und lehrer gerade auf den unterschied der stimmhaftigkeit und stimmlosigkeit der konsonanten hingewiesen zu haben, denn selbst heutzutage ist diese elementare phonetische erkenntnis nicht überall durchgedrungen.²

Ich habe es im vorstehenden versucht, das brücke'sche laut-system zu skizziren und durch herbeziehung einiger kontroversen einen blick auf den damaligen stand der phonetik zu eröffnen. Ich bin mir indessen bewusst, dass es nicht erschöpfend geschehen ist, weil es hier nicht geschehen kann; insbesondere die frage der „aspiration“³ habe ich nicht behandelt, weil mich

¹ Schmidts *Jahrb.* a. a. o. s. 86 f.

² So kennen z. b. die neuesten österr. rechtschreiberegeln einen weichen *s*-laut in *haus*.

³ Hieher gehören ausser dem *Gr.* noch die spezialabhandlungen *Über die aspiraten des altgriech. u. sanskrit. Zeitschr. f. d. öst. gymn.* IX, (1858), 689—701 (gegen R. v. Raumer). *Über die aussprache der aspiraten im Hindustani; Beiträge*

dies zu weit geführt hätte. Aber ich glaube, doch soviel gethan zu haben, dass ich nunmehr die am meisten hervortretenden züge des systems resümiren kann. Wenn wir uns der veranlassung von Brückes lautphysiologischen arbeiten erinnern,¹ so müssen wir zugeben, dass das erste und notwendigste erfordernis für einen gedeihlichen fortschritt der sprachwissenschaft und des unterrichts die herstellung einer strengen ordnung der laute der menschlichen sprache war. Diesen zweck verfolgte Brücke und hat ihn für jene zeit vollkommen erreicht. Der physiologe war durchaus der geber, der sprachforscher der empfänger. Wenn Brückes „geschulter und an ordnung gewohnter geist“ etwas gab, so sollte es ein wertvolles und zeitgemässes geschenk sein. Es konnte nach der eigenart des urhebers gar nicht anders sein, als dass ein streng theoretisches, „abstraktes“ oder „a-prioristisches“ system herauskam, wie ihm von mancher seite mit dem rechte des spätergeborenen vorgeworfen wurde. Dieses erste relativ vollständige, „starre“ system war eben die naturgemässe reaktion gegen die phonetische anarchie, die eingerissen war. *Summum ius, summa iniuria!* Das system, welches eine wunderbare symmetrie beanspruchte, konnte gewaltsamkeiten nicht vermeiden, indem es vielfach *einen* faktor der lautbildung auf kosten konkurrierender einseitig hervorhebt, wie bei dem unterschiede der tenuis und media oder bei der vokalbildung mit rücksicht auf die hebung und senkung des kehlkopfs. Das system verfährt ferner durchaus *synthetisch-deduktiv* und hält sich vielfach nicht an das erfahrungsmässig bekannte lautmaterial, sondern stellt, um nur die symmetrie zu retten, häufig hypothetische² laute auf; dabei verfährt es oft, wie bei den vokalen, willkürlich, und hält sich an eine ebenfalls nur supponirte typische bildung der laute, indem es die „breite der *richtigkeit*“ eine zu grosse rolle spielen lässt. Der grosse meister der physiologie wollte sich eben nicht damit begnügen, das sprachliche

zur laullehre der arab. sprache. Schrift. d. wiener akad. phil.-hist. kl. XXI u. XXXIV (1859, 1860), 219–224. 307–356.

¹ Vgl. oben.

² Indessen haben sich die „hypothetischen“ *m*² und *p*² (labiodental) in dänischen *komfur*, deutschem *kampf* wirklich vorgefunden. Vgl. Jespersen a. a. o. 41 u. Trautmann *Sprachl.* §§ 1049. 1051.

beobachtungsmaterial zu sichten und zu ordnen, um dann darauf ein system zu gründen, da dieses material sehr unvollständig war, sondern umgekehrt, alle physiologischen möglichkeiten der lautbildung erschöpfen und nicht nur die thatsächlich vorhandenen, sondern auch die später zu entdeckenden laute in die voraus fertiggestellten regale und schubfächer unterbringen. Dass hiebei das bisher zuchtlose lautgesindel (man verzeihe mir den ausdruck) manchmal gequetcht wurde, war gegenüber der früheren anordnung das bei weitem kleinere übel. Dennoch hat Brücke den unterschied zwischen dem, was bloss physiologisch möglich ist, und dem, was auch linguistisch in betracht kommt, dem, was so zu sagen, nur als kunststück ausgeführt werden kann, und was in der sprache wirklich bedeutung hat, wohl gekannt und andere darauf aufmerksam gemacht.¹ Über die möglichkeit eines allgemeinen physiologischen lautsystems kann man verschiedener meinung sein. Ob man nun aber diese mit Sievers leugnet, oder, fussend auf der endlichkeit der phonetischen erscheinungen, wie Hoffory bejaht, so wird darüber, ob es mit unseren gegenwärtigen unzureichenden kenntnissen möglich ist, wohl keine meinungsverschiedenheit herrschen. Die obige frage würde daher der metaphysik der lautphysiologie angehören, von der wir gnädigst bewahrt bleiben mögen. Ob wir also jemals den idealen zustand ausreichender kenntnisse erreichen, um ein solches system zu bilden, mag zweifelhaft bleiben: dennoch wird man nach dem ziele streben und jeder neue missglückte versuch wird uns einen schritt dem ideal näher bringen. Brückes versuch ein allgemeines lautsystem auf physiologischer grundlage zu bilden war der erste, der schwierigste schritt auf dieser mühsamen bahn, „ein grossartiger anfang“, indem „der urheber mit fester hand den plan entworfen und selbst so kräftig hand ans werk gelegt hat, dass die grundlage für alle zeiten stehen wird.“²

Die *transkriptionsmethode* Brückes teilt natürlich alle vorzüge und mängel des systems, welches ja hauptsächlich jenes zweckes wegen aufgestellt wurde. Diese *Neue methode der phonetischen transkription* wurde sechs jahre nach den *Grundzügen* vollendet. Schon

¹ Czermak, *G. S. I. 2.* 756.

² Hoffory, *Prof. Sievers u. d. prinz. d. sprachphys.* 1884, 17.

am schlusse dieses buches hatte Brücke den plan und zweck dieses unternehmens auseinandergesetzt.¹ Inzwischen waren die alphabete von Ellis, du Bois-Reymond und Lepsius erschienen.² Keines verwirklichte die idee Brückes. Sein system war *alphabetisch* auf grundlage von zeichen, welche alle lautbildenden faktoren in einem bilde vereinigten.

Da Brückes vokalsystem nicht physiologisch ist, so sind auch die zeichen für die vokale ganz willkürlich und deuten die stellungen der sprachorgane nicht an; es sind „nur zeichen für bestimmte klangfarben, die man sich an beispielen aus einzelnen sprachen merken muss“ (*Tr.* 227). Brückes „transskription“ wäre daher zur fixirung von vokalen noch *unbekannter* sprachen unbrauchbar gewesen. Er sprach freilich die hoffnung aus, dass nach den ergebnissen von Willis, Donders und Helmholtz einmal für die vokale statt eines beispiels aus einer bekannten sprache vielmehr symbole für die höhe und intensität der charakteristisch verstärkten obertöne gesetzt werden würden (*Tr.* 228). Wenn sich auch diese hoffnung erfüllen würde, so könnten solche symbole in Brückes transskription nicht verwertet werden, weil diese durchaus auf *genetischen* prinzipien beruht.

„Die konsonantenzeichen dagegen geben genau die thätigkeit oder vielmehr zunächst die stellungen³ der organe für die hervorbringung der verschiedenen konsonantengeräusche an“ (*Tr.* 227). Der grundsatz der schreibweise ist: es sind nacheinander die stellungen zu bezeichnen, welche die beim sprechen mitwirkenden teile im laufe der rede annehmen, und der leser hat stets aus einer angezeigten stellung in die nächstfolgende auf dem kürzesten wege überzugehen“ (*Tr.* 231). Diese stellungszeichen für den jeweiligen zustand des kehlkopfs, der artikulationsstellen, für verschluss — enge — zittern, endlich ein diakritisches zeichen für geöffneten nasenkanal bei den resonanten, das dem entsprechenden verschlusslaut (z. b. *b f. m*) beigegeben werde, sind in horizontaler anordnung mit einander zu einem kollektivsymbol verbunden, wobei einzelne faktoren, wie das häufige tönen der

¹ Vgl. oben.

² Vgl. Brückes kritik *Tr.* 223 ff.

³ Vgl. oben.

stimmritze oder nasenverschluss u. a. unbezeichnet blieben. So besteht z. b. das *p* aus dem zeichen für die labiale artikulation, dem für den verschlusslaut und dem der offenen stimmritze resp. des kehlkopfverschlusses. Brückes system steht daher auf dem standpunkt der „alphabetischen“ methode, da jeder „laut“ durch *ein* aus verschiedenen teilen kombinirtes zeichen versinnlicht wird, aber es vermittelt doch schon den übergang zu der neuesten transskriptionsmethode, welche jeden einzelnen faktor der lautbildung für sich darstellt.¹ Ausserdem verwendete Brücke „lesezeichen“ für akzent, quantität, trennungszeichen zwischen nicht diphthongisch zu sprechenden nachbarvokalen und reduktionszeichen für unvollkommen artikulierte nicht akzentuirte vokale. Als anhang folgen „transskriptionsproben“ aus mehr als 20 verschiedenen sprachen und dialekten (*Tr.* 269—285), welche beweisen, dass er in einzelnen fällen von seinen vorlesern oder vorsprechern nicht immer gut beraten war² und dass einerseits seine deutschen sprachgewohnheiten, andererseits die mangelhaftigkeit des systems, die einzelnen laute betreffend, zu einer naturgetreuen und minutiös genauen darstellung der laute der verschiedenen sprachen, wie man sie heute fordert, durchaus nicht ausreichte. Auch hier machte sich die supponirte „breite der richtigkeit“ sehr nachteilig fühlbar. Im prinzip hat Brückes transskriptionsmethode grosse ähnlichkeit mit Bells „*Visible speech*“, welches vier jahre später erschien. Sie unterscheidet sich jedoch von diesem darin, dass sie ihre zeichen willkürlicher wählt und dass ihre symbole nicht so unmittelbar wie die Bells die lautfaktoren bildlich versinnlichen und dass das ältere deutsche system in der bildlichen darstellung der artikulirten und unartikulirten sprachäusserungen weniger vollständig, nicht so klar, leserlich und elegant ist wie das jüngere englische. Die priorität der idee gebührt aber Ernst Brücke.³

In seinem letzten lautphysiologischen werke zog Brücke, teilweise mit polemischer anknüpfung an das weitverbreitete *Lehrbuch der deutschen verskunst* von Minckwitz,⁴ die gebundene rede

¹ Jespersen, *Articulations* etc.

² Vgl. z. b. die englische probe, *Tr.* 277.

³ Vgl. Whitney, *Oriental and linguist. studies*, 2. series. 1874.

⁴ 5. aufl. Leipzig 1863.

in den kreis seiner untersuchungen.¹ Die theorie der nhd. verskunst war hinter der dichterischen praxis weit zurückgeblieben; sie stand wie die lautlehre in einem abhängigkeitsverhältnis von antiken anschauungen und antiker terminologie. Auch in dieser wissenschaft war die buchgelehrsamkeit, die auf dem ganz unwissenschaftlichen akustischen standpunkt stand, massgebend gewesen. Wenn sie hievon emanzipirt werden sollte, so müsste sie eine *naturwissenschaftliche* grundlage erhalten. Es mussten auch die erscheinungen der gebundenen rede, abgesehen von ästhetischen rücksichten und sprachgeschichtlichen forschungsergebnissen, untersucht werden, wie sie *sind*, nicht wie sie *waren*. In der metrik, einer wissenschaft, die ihren namen vom messen hat, musste auch wirklich gemessen und die baugesetze des nhd. verses mit einer zeitmessenden vorrichtung erforscht werden. Es handelte sich also nicht darum zu finden, ob ein dichter eine silbe kurz oder lang gebraucht hat, sondern darum, ob sie kurz oder lang *ist*.

Zwei gesetze beherrschen die metrik: 1) das gesetz der *kongruenz des akzents*, welches vorschreibt, dass die „betonung“, die der vers erfordert, von der in der prosa gebräuchlichen nicht in störender weise abweicht; 2) das gesetz der *kongruenz der dauer*, nach welchem uns der versbau nicht zwingen darf, die zeit auf die aussprache der einzelnen silben so zu verteilen, dass hiedurch störende abweichungen von der gebräuchlichen als recht erkannten entstehen.

Das messinstrument, welches Brücke zur ermittlung dieser verhältnisse benützt, ist die *kymographiontrommel* Ludwigs,² auf welcher kurven erzeugt werden, welche sowohl die silbenstärke (akzent) als auch silbendauer (quantität) zum ausdruck bringen. Brücke legte seinen untersuchungen allerdings die übliche schulskansion zugrunde, was von verschiedenen kritikern wie Scherer,³ Sievers⁴ u. a. getadelt wurde, so dass wir in diesem seinem vor-

¹ *Die physiologischen grundlagen der neuhochdeutschen verskunst.* (= V) Wien 1871.

² Vgl. V. s. 23, 31 ff.

³ In seiner rezension von Brückes V., *Zeitschr. f. d. österr. gymm.* 1872. 689–699 u. auch *G. D. D. Sp.*² 626.

⁴ *Gr. d. phon.*² 186 f.

gehen wie in manchen punkten seiner *Grundzüge* eine seiner „gewaltsamkeiten“ zu erblicken hätten; aber man treibt die gunst der beurteilung nicht zu weit, wenn man ihm die berechtigung, auf dem von physiologischer seite noch so wenig angebauten und komplizirten gebiete der metrik wenigstens *eine* variable zu isoliren, zugesteht. Mittels des kymographions fand Brücke, dass die arsen des verses (wenigstens die vom iktus getroffenen) gleichabständig seien. Wenn also nicht überhastung, verschleppung oder pausen eintreten sollen, so dürfen in dem zwischenraum nur soviele laut-elemente untergebracht werden, als sich nach der als recht erkannten aussprache hervorbringen lassen. Die *quantität* der silbe beruht aber lediglich auf ihrem lautgehalt. Die einteilung der silben in die zwei „gröblichen haufen“ der „langen“ und „kurzen“ in dem verhältnis von 2 : 1 beruht auf willkür, nicht auf direkten messversuchen. Die dauer eines langen vokals d. h. eines solchen, der nicht durch emphase oder aus ästhetischen rücksichten gedehnt ist, ist nie doppelt so gross als die der kürze, sondern verhält sich im allgemeinen zu der dauer eines kurzen wie 5 : 3. Es gibt aber unter dem einfluss des akzents und des vor- und nachvokalischen konsonantengehaltes zahllose abstufungen von kürze und länge. Alle fehler der dichter, die man mit dem allegorischen ausdruck von „härten“ bezeichnet hat, lassen sich darauf zurückführen, dass man in einem intervall den sprachorganen mehr arbeit aufgebürdet hat, als sich in der gegebenen zeit mühelos bewältigen liess. Ohne dass wir auf die fülle von scharfsinnigen versuchen und ergebnissen von Brückes „verkunst“ eingehen, tritt sein verdienst um diese wissenschaft darin hervor, dass er sie von vielen vorurteilen befreit und auch auf diesem gebiete dem mechanischen faktor der lautbildung zu seinem recht verholfen hat.

Beide forscher, Ernst Brücke und Joh. Nep. Czermak, begnügten sich nicht damit, die ergebnisse ihrer forschungen auf das enge gebiet der gelehrten zu beschränken, sondern sorgten für eine viel weitere verbreitung, Brücke durch seine *Vorlesungen über physiologie*,¹ Czermak durch die *Populären physiologischen vor-*

¹ Jetzt in 4. aufl. Wien 1885. 2. bd.

träge.¹ Überdies sprach sich der letztere über die notwendigkeit, dass die physiologie ein allgemeines bildungselement werden müsse, auch anderweitig aus.² Beiden forschern wird aber immer ein ehrenplatz in der geschichte der phonetik gewahrt bleiben.

¹ G. S. 1—104, besonders II. das ohr und das hören (30—60) und III. stimme und sprache, a. anatomie u. physiol. der stimm- und sprachwerkzeuge (60—76), b. wesen und bildung der stimm- u. sprachlaute (76—104).

² G. S. 105—119: die physiologie als allgem. bildungselement.

Graz, juli 1890.

WILHELM SWOBODA.

SPEECH SOUNDS: THEIR NATURE AND CAUSATION.

(CONTINUED.)

§ 12. *The Hiatus between I² and E.*

Two of the vowels of the I-group (*i, i, e*) have now been treated at length, and the third next demands our attention. But there is a remarkable feature about the transition from *i²* to *e* which will first need to be dealt with. The results already tabulated uniformly testify that the transition from *i* to *i²* is comparatively short and simple. It has been found, in each of three independent experiments, that there is only a brief hiatus between them, and that this hiatus is occupied by an obscure vowel resembling that of Eng. *bird*. But it is evident, even to the ear alone, that the step from *i²* to *e* is more considerable than that from *i* to *i²*; and on referring to our tables of consecutive results, we find that though they already carry us some distance beyond *i²* they have not yet brought us to *e* or to anything closely resembling it. It will be seen that the vowel which succeeds *i²* in descending order in Table II is an obscure one resembling that of French *peu*. Table I enables us to go a step further: for it carries us through the same obscure *peu* vowel to a definite "modified *u*," possessing a distinct resemblance to the German *ü*, the French *u*, and still more to the Welsh vowel of similar sound which Sweet classifies as his "high-mixed-narrow" vowel (*Primer*, p. 21). This is an unexpected result, and one quite too important to be passed over without further investigation and comment.

It is evidently necessary to make some experiment which shall carry us further towards *e* than we have yet gone, which shall

in fact bridge over the whole remainder of the wide hiatus which is now found to separate *i*² from *e*. We therefore take the experimental cylinder, 46 mm. diam., and having fitted into one extremity of it a cork into which there is again fitted a tube-porch 66 mm. long and of 64.5 sq. mm. transverse section, we are ready to observe the quality of the vowel-sounds which issue from this porch when it is conjoined with chambers of varying volume. Its reduced length is easily calculated to be 71.6 mm. A progressive variation is then produced in the volume of the chamber by a piston-like movement of the cork which closes the other end of the cylinder and which carries the hissing-tube. The successive changes in the length of the cylinder and in the quality of the resulting vowel are noted side by side in the following table: they are noted more fully and minutely, however, in that part of the series which goes beyond the range of our previous tables, and which will be found to connect the modified *u* previously discovered with the *e* vowel of which we are in search. It will be convenient henceforward to designate this modified *u* by the symbol *û*, reserving the symbol *ü* for the very similar vowel which is produced by lip-protrusion, and which will need to be treated separately in another place.

It will be seen at once on scanning this table that the alternation of definite with comparatively obscure types of vowel-sound, which we had occasion to remark in the previous tables, is continued throughout this table also. It embraces three very definite types of vowel sound, which we have indicated by the symbols *û*, *ê* and *è*: and in strict alternation with these, it exhibits three other, less definite, vowel types which we have provisionally identified with those of Fr. *peu*, Ger. *schön*, and Eng. *her*. It thus seems as though there was a wave-like movement in the strict succession of vowel qualities, — their definiteness and impressiveness rising to a maximum and sinking to a minimum in steady alternation. But there is a certain irregularity in this alternation after all. The waves of acoustic differentiation, though continuous and unresting, are very far from equal. Our table shews a vast difference, for example, between the space covered by the obscure *her* vowel and by the obscure *ö* vowel or vowels. The wave of obscurity is fully three times as long in the latter case as in the former. We might almost

TABLE V.

LENGTH OF CYLINDER	QUALITY OF VOWEL.	RADICAL RATIO.
124	Like Fr. <i>peu</i>	24·4
118	Verging towards <i>ü</i>	23·8
109	Very good <i>ü</i>	22·9
106	Good <i>ü</i>	22·6
104	Very fair <i>ü</i>	22·4
102	Fair <i>ü</i>	22·1
100	Verging to some obscurer vowel	21·9
98	Rather like Ger. <i>ö</i>	21·7
96	More " " "	21·5
94	Suggesting vowel of Ger. <i>schön</i>	21·2
92	Resembling " " " "	21—
90	Strongly resembling " "	20·8
88	More like Ger. <i>böse</i>	20·6
86	Still " " "	20·3
84	More like Ger. <i>Göthe</i>	20·1
82	Losing the <i>ö</i> character	19·9
80	Verging towards an <i>e</i> vowel	19·6
78	Suggesting Fr. <i>é</i> , (in <i>été</i>)	19·4
76	Very fair <i>é</i> , but dull	19·1
74	Good <i>é</i> , but not so bright as Fr. <i>é</i>	18·9
72	Good " " " " " " " "	18·6
70	Very fair " " " " " " " "	18·4
68	More obscure	18·1
66	Suggesting vowel of Eng. <i>her</i>	17·8
64	" " " " " " " "	17·6
62	Verging once more towards an <i>e</i>	17·3
60	Suggesting Eng. <i>è</i> in <i>feign</i>	17—
58	Very fair Eng. <i>è</i>	16·7
56	Very good " "	16·4
54	Very fair " "	16·1
52	Fair " "	15·8

say that in the former case the obscuration had no sooner declared itself than it began to disappear: and in fact, if we had altered our cylinder by less gradual intervals, the existence of this brief hiatus between ϵ and δ might have escaped notice altogether.

It does not seem necessary to discuss these obscurer vowels very fully here, for they are not those which we set out originally to investigate. Neither does it seem advisable; for they appear to belong to a different order, which will be best treated under a separate head. Meantime it is well to observe that the identification of these vowels in the whispered form is difficult and doubtful owing to their lack of individuality, or in other words to their mutual resemblance; and it is very possible that the identifications now provisionally made may hereafter be improved upon.

But even if we confine our attention to the definite vowel types \ddot{u} , δ , e there is much to excite comment in the results just realized. When at the outset we proposed to ourselves the nine-vowel gamut i , i^2 , e , e^2 , a , o^2 , o , u^2 , u , as our first subject of investigation, we expressly excluded the „modified u ”, of whatever type, from the investigation. And naturally; for to any one who is acquainted only with vowels of that type in their French and German (protruded) forms, it seems quite impossible to range them anywhere in the straight line of cardinal vowels. They have never yet been ranked in strict line with those vowels by any phonetician, German, French or English. And the reason is clear: for the only “modified u ” which is commonly known to Germans or Frenchmen or Englishmen possesses simultaneous affinities, organic or acoustic, with several different members of the gamut. Its lip-articulation is identical with that of the extreme u vowel; its tongue-articulation, on the other hand, is identical with that of the extreme i vowel; whilst its acoustic quality, again, is at once felt to be intermediate, being neither so acute as that of i nor so grave as that of u .

But it now seems not unlikely that in refusing to give to “modified u ” a place in the series of cardinal vowels we have really been misled by the very potent psychological influence of a constant organic association. It is clear that in estimating the true acoustic value of “modified u ” modern phoneticians have had to contend with two powerful, because ever present and involuntary, organic associations. It seems permissible to doubt whether, if it

did not so happen that the articulation of the protruded *ü* resembled strongly that of *u*, we should ever have imagined, from the mere sound, that it had any likeness or relationship to *u* at all. Yet the assumption of some *acoustic* parallelism between *u* and *ü* remains stamped upon most of the current diagrammatic arrangements of the vowels (see Sievers, *Phonetik*³ pp. 73 — 90). It is clear that the inevitable subjective effect of an incomplete (and therefore irrelevant) organic association has hardly been sufficiently discounted by many of those who have hitherto tried to discern the acoustic position and affinities of "modified *u*".

It would be interesting to know what a phonetician of Welsh or Russian birth would say upon this question. Both of those nations happen to possess a "modified *u*" which is produced in a different organic manner. It is neither "rounded" with the lip-articulation of *u* nor is it framed with the tongue-articulation of *i*. It is formed without any lip contraction at all, and with a tube-porch which exceeds that of the *i* vowel both in width and length. People who are accustomed to produce a "modified *u*" sound after this manner ought to be free from any misleading tendency to associate the sound of this vowel with that of *i* or *u*: and if we have rightly interpreted the evidence of our table they ought to be ready to assign to this vowel a place in the natural gamut between *i* and *e*.

Living English contributes nothing towards the solution of this difficulty: but there is one phenomenon in Old English which seems worthy of citation. Every Anglist is of course aware that in late West-Saxon there is a constant interchange between the letter *y* and the digraph *ie*. They have evidently at that period become mutually equivalent. This conclusion is rendered certain by the fact that both alike are replaced by French *u* in the Southern English of the succeeding period. Both of them, therefore, in late W. S. clearly stand for "modified *u*." But this had not always been the case, for in earlier W. S. they are kept separate in use, and are found to be distinct in origin. The *y* is found to be the *umlaut* of an earlier *u*, and is thence concluded to have had the simple sound of "modified *u*" from the first: but the *ie* is found to be the *umlaut* of an earlier diphthongal *ea* or *eo*, and was hence probably itself diphthongal to commence with. The digraph *ie* was

in fact at first phonetically accurate and represented a diphthongal combination of *i* and *e*.

Now when we find this combination resolving itself into the simple sound of "modified *u*"; when we also consider that the tube by which we have artificially produced a "modified *u*" is exactly intermediate between those by which we have produced *i* and those by which we are about to produce *e*; when, finally, we remember that the organic tube-porch of the Welsh and Russian *û* is also intermediate both in length and breadth between the organic porches of *i* and *e*, it seems clear that what really happened to the diphthong *ie* was a process of levelling, — the *i* being drawn towards the *e*, and the *e* towards the *i*, until both were lost in that midway position which produces a "modified *u*" (*û*) of the Welsh and Russian type. The next step was that this unrounded *û* was assimilated to and coalesced with the rounded *ü* of very similar sound which had long been symbolised by the letter *y* in the same language. Hence the free interchange of *y* and *ie* in late W. S. writing.

The articulation of this "high-mixed" *û* vowel is difficult to those who have not been previously acquainted with it, and it would almost seem, from its total absence or rapid evanescence in most European languages, as contrasted with its persistence in others, that it is organically more difficult to some races than to others. Two possible organic difficulties may at once be conjectured. If the speaker's hard palate is very high, and arched in a longitudinal direction, the tongue will have to be raised in a very convex form into this arch to form the required tube-porch: whilst if the speaker's mouth is short, it may be difficult to form a tube of a sufficient length against his hard palate without at the same time bringing the rest of the tongue so close to the soft palate that the tube is practically extended right up to the uvula. This frustrates the completion of the articulation, for it may be noticed in the case of this *û* vowel, as in that of *i* and *i*² that the region adjoining the soft palate is normally added to the pharynx to form the inner chamber. The movements of the tongue-back and of the uvula, by which this junction is operated, may be detected here as already indicated in the case of *i*².

One would conjecture therefore, *à priori*, that races possessing a rather flat and long hard palate would be prone to the production

of the *ü* vowel, whilst other races would find the rounded *ü* more convenient. This is a question rather for the anthropologist than for the phonetician. The thing which here chiefly interests us is to note that if we assign to this *ü* vowel a place between *i*² and *e* in our gamut we do not violate even the organic continuity which we noticed (§ 4) to accompany the acoustic continuity of that series, seeing that it is actually articulated in ways which are precisely intermediate between the articulations of *i*² and *e*. An English observer can only discourse with some diffidence on a totally foreign vowel, but if native observers do not find these remarks all justified it is to be hoped that they will contribute to their improvement.

It will be noticed that the radical ratio of this *ü* vowel at its point of greatest perfection is again (see Table I) close upon 23. The table serves also to indicate more or less roughly the radical ratios of the other sounds there tabulated, but the considerations advanced in § 5 warn us that the later items in that column may be slightly inaccurate, owing to the extreme shortening of the cylindrical chamber. The radical ratios of *é* and *è* will need to be determined more accurately by further experiments.

§ 13. *The E Vowel Twofold: É and È.*

The object of the last table was not so much to determine the composition of the *e* vowel with arithmetical accuracy as to discover its relative position in the sequence of possible vowels of double resonance. The same apparatus will serve for a more accurate experiment, if the tube-porch is altered in a right proportion. The cylinder had to be reduced in the last case more than one-third in volume before an *e* vowel was produced. If therefore we want to realise an *e* vowel at the full stretch of the cylinder we must increase the volume of the tube-porch in the inverse proportion, namely, by one-half. We therefore make a tube-porch 75 mm. long and 90 sq. mm. in transverse section, and adjust it as before to the experimental cylinder, 46 mm. diam. Its "reduced" length is found to be 81.5 mm. We now advance the piston-cork by steps through the cylinder until the vowel realised has ceased to have any close resemblance to *e*. The steps, both in position and sound, are recorded *pari passu* in the following table: the third column records the radical ratio.

TABLE VI.

LENGTH OF CYLINDER <i>mm.</i>	QUALITY OF VOWEL.	RADICAL RATIO.
124	Suggestive of <i>è</i>	19·4
122	Fair <i>è</i>	19·2
120	Very fair <i>è</i>	19·1
118	Good <i>è</i>	18·9
116	„ „	18·7
114	Very fair <i>è</i>	18·6
112	Fair <i>è</i> : obscuring	18·4
110	More like Eng. <i>her</i>	18·3
108	Very „ „ „	18·1
106	Still „ „ „	17·9
104	Less „ „ „	17·8
102	Verging to <i>è</i>	17·6
100	Fair <i>è</i>	17·4
98	Very fair <i>è</i>	17·2
96	Good <i>è</i>	17·1
94	Very fair <i>è</i>	16·9
92	Fair <i>è</i>	16·7
90	Verging to an obscurer vowel	16·5

In the previous table the two very closely resembling vowel-types which we here distinguish as *è* and *è* appeared to have radical ratios of 18·7 and 16·4: in this more reliable experiment they are 18·8 and 17·1. If we restrict ourselves to integral numbers we may say that they are 19 and 17 respectively.

In this case, as in that of *i* and *ü* the sounds thus artificially realised do not entirely correspond with their extant natural antitypes: but we are now better able to put our finger at once upon the reason of the difference. When we think of either French *è*, or English (which when stripped of its *j* off-glide is much the same as German) *e*, we are apt to think of them *per se*, in long, emphatic and isolated forms: and however these forms may really be departed from in the unconsciousness of actual speech, they

continue still to dictate our mental feeling and picture of *ɛ* and *e* whenever we think of these vowels separately. Now it is very easy to see by the aid of the mirror and search-light, that when we try to pronounce a very clear and keen *ɛ* or *e* we "bunch" the tongue and create a double-funnel tube, just as we did in the case of *i*, except of course that the waist of the tube and therefore the "bunching" of the tongue is situated a little further inward.

This then is the reason why the vowels issuing from our even (cylindrical) tube-porch do not fully answer to our mental picture of the *e* vowels. It would be tedious to repeat here all that was said (§ 10) in the exactly parallel case of the *i* vowel. It is clear without any further experiments or comment that our artificial *e* vowels are necessarily of the class which we have called "blunt"; whilst the most impressive natural *e* vowels belong by a similar necessity to the class which we have called "keen": and this observation neatly describes and accounts for the observed deficiencies of our artificial *e* vowels.

But in the *e* vowels which are really heard by a careful listener in current speech there is not the same width of divergence from the "blunt" artificial type. The generality of people undoubtedly think that their deliberate isolated pronunciation of vowels differs from their rapid connected enunciation of the same vowels in point of length alone. But the observer who has learned to catch the fleeting vowel on the wing is always aware that there is a difference of quality also. This difference is analogous to that which exists between the formal handwriting called "Italian hand" and ordinary cursive script. The organic reasons of this difference are exactly similar too. Just as the muscles of the hand in rapid writing fail fully to trace the sweeping curves of the mental copy, so the muscles of the tongue in rapid speech fail to complete the full articulation aimed at in the mind. This is particularly liable to happen in those vowels which can only be produced in their isolated typical form with a certain strenuousness of muscular effort. The result is that there is very often an appreciable difference in quality between what we may call, from the analogy of handwriting, the *rotund* and the *cursive* forms of the same vowel in any actual language.

It so happens that the two natural vowels now under con-

sideration, namely, French *é* and English *è*, both demand for their brightest enunciation a certain strenuousness of tongue-position. Both of them require that the tongue shall be presented in a very convex form towards the hard palate at or near its highest point. The *é* articulation is the less difficult of the two because its tube-porch is smaller, and hence the waist of this tube is naturally thrown a little forward, where the palate is not quite so high. But the English vowel encounters the full force of this difficulty, and hence exhibits the greater difference between its "rotund" and "cursive" forms. The cursive English *è* seems in fact to lose altogether the double-funnel configuration of the rotund vowel: the tongue fails entirely in rapid speech to produce the required midway constriction of the tube-porch, and hence the cursive vowel is found to approximate much more closely than the typical rotund Eng. *è* to our "blunt" artificial type.

The difference between the rotund and the cursive forms of French *é* is not so considerable, but it is worth noting. The reason why it suffers less than the English *è* in rapid speech seems to be related partly to the more strenuous habits of French articulation, but partly also to a difference in length which exists between the two tube-porches. In any given organism the tube-porch of a vowel whose radical ratio is 19 is necessarily of smaller volume than that of one whose radical ratio is 17, in the proportion of 19^2 to 17^2 , or about 5 to 4. This difference is created in actual practice partly by narrowing the tube, but partly also by shortening it.

Few problems are practically more difficult than the determination of the length of these narrow organic tube-porches by actual observation. But we noticed in § 7 that there were some concomitant phenomena which afforded serviceable though indirect indications. The extreme shortening which was demanded by the *i* and *i*² vowels could only be effected by prolonging the inner chamber some distance into the mouth. This junction of the pharynx and the mouth cavity could only be effected by strenuous widening of the narrow bend which generally separates them. This widening was felt externally in the angle of the neck, by clasping it with the hand, and it was seen internally on the opposite side of the passage by making frustrated attempts to articulate these vowels

and then observing the strong upward and backward twitching of the soft palate.

The same two movements are discernible in all the vowels which we have studied since, but in a progressively decreasing degree. The *î*, *ê* und *è* perches have each been longer than the last and have each pushed the limits of the inner chamber further back in the mouth. In the last case the chamber almost ceases to extend into the mouth at all, for both the distension of the neck and the lifting of the soft palate are slight, though perceptible. And we shall find that in the next vowel (*e*² or *ä*) both movements completely disappear; the neck is not distended at all, and the uvula hangs down to its full length; it is simply drawn backward to shut off the nose. The chamber of this *e*² vowel is in fact simply the pharynx, and its porch is simply the mouth. This is what makes *e*² organically the simplest of all the strong vowels, and causes it to be normally heard in the screaming of infants and other asyntactical utterances. But if on the other hand, instead of advancing from *è* to *e*² we recede from *è* to *ê* we at once find an increase of the signs of faucal distension.

Such being the organic difference between the *ê* and *è* vowels we may now perhaps picture the partially contrasted results of a failure to accomplish the full "bunching" or convexing of the tongue in these two vowels respectively. In the case of the *è* vowel the slackening of the tongue simply destroys the "waist" of the tube and makes the tube "even" and the vowel "blunt". But with the *ê* vowel this is not quite the case. There is the faucal distension to be taken into account; and the result of this is that when the tongue falls short of its due curvature it does not create an even tube, even when the "waist" entirely disappears: it creates a *single-funnel* tube which is a good deal wider at its faucal than at its oral opening.

The acoustic properties of such a tube may be partly gathered from § 10. The tapering being more gradual than in the double-funnel porches it may fairly be expected that the Octave, Twelfth and Double Octave of the porch will all make themselves felt in the porch-resonance. This is probably one reason why the French *è*, even in rapid speech, preserves a keener quality than the English *è*, and does not even then become so "blunt" as our artificial *ê* vowel.

§ 14. *Final Analysis of the E Vowels.*

Our final conclusions respecting the *e* vowel may therefore be summarized as follows: The *e* vowel is really not one but two, which may be conveniently called \acute{e} and \grave{e} . But these two vowels resemble each other much too closely to be employed as consciously distinct elements in one and the same language. Nevertheless they may be distinguished and contrasted by a careful ear in different languages: and it would seem that \grave{e} is sometimes unconsciously, by a kind of incipient "reduktion" (slurring), substituted for a current \acute{e} in the *same* language. The actual vowel of French *maison* is thus distinguished by French phoneticians from that of Fr. *été*, although the French grammarians and the consciousness of Frenchmen generally affirm them to be identical (see Paul Passy, *Les Sons du Français*).

The essence of the two vowels \acute{e} and \grave{e} consists in the possession of a radical ratio of 19 and 17 respectively. That is to say they each possess two radical resonances, and the upper or porch resonance vibrates in the one case 19 times as fast and in the other 17 times as fast as the fundamental or total resonance. This is musically equivalent to an interval of 4 octaves and 3 semitones in the first case, and of 4 octaves and one semitone in the second, between the two resonances. If the porch is of even calibre, then the devotion of $\frac{1}{27}$ of the whole volume of the configuration to the formation of a tube-porch determines the production of a (blunt) \acute{e} vowel; whilst a tube containing $\frac{1}{21.6}$ of the whole volume produces a (blunt) \grave{e} vowel. When the porch is not of even calibre these ratios are only approximately reliable, and the vowels are generally no longer blunt, because the acoustic purpose of the departure from an even calibre is usually to confer upon them a certain degree of keenness.

It appears therefore that in the case of the \acute{e} and \grave{e} vowels, just as in that of the *i* and *i*² vowels, it is incorrect to say that the second is the blunt (or "wide") counterpart of the first; because there is both a blunt and a keen type of each of them: or to speak more exactly, there is a certain determinable blunt type of each, and there are in both cases other types which vary from these by possess-

ing various degrees and kinds of keeness. These variations in keeness are not always produced in the same way, but sometimes by creating a double-funnel porch and at other times by creating a divergent single-funnel porch. This freedom of formation will be found to be still more pronounced in the e^2 vowel; and a few remarks will then be offered on duplicate articulations, — a subject which seems hitherto to have been insufficiently considered from an organic point of view.

But while the organic phoneticians are wrong in viewing the \acute{e} and \grave{e} vowels as the keen and blunt (or "narrow" and "wide") counterparts of each other, there are organic reasons, as already shewn by the examples of Fr. \acute{e} and Eng. \grave{e} , why the keen form is more frequent in the first vowel and the blunt form in the second. This has doubtless occasioned the error.

Two closely related facts remain to be spoken of, namely, the actual length of the tube-porch in each of these vowels, and the actual pitch of its upper resonance. It is now perfectly clear that the latter is not invariable or "absolute". For if the pitch were absolute the tube-length would need to be absolute too, and the baby which shouts \grave{e} or bawls \grave{a} would demonstrably need a mouth at least 3 inches (76 mm) long in order to do so. It is therefore utterly futile to discuss either actual tube-length or actual pitch except in relation to some individual organism or at any rate to some average type. The majority of recorded observations are those made by adult male observers on themselves: and anything which is here said respecting either organic measurements or actual pitch must be read strictly in reference to a full-sized adult male standard.

Our experimental bottle was made equal to the estimated size of an adult i chamber. Our experimental cylinder is of the same size when its piston stands at 111.5 mm. The e chamber is, as we have seen, slightly smaller than the i chamber, but it may be estimated to be fully the size of the cylinder when it stands at 100 mm. It will then be seen by glancing at Table VI that the piston is there at a point intermediate between those at which a certain tube-porch, 75 mm long and 90 sq. mm in transverse section, produced the vowels \acute{e} and \grave{e} . We hence conclude that this tube of 6750 cubic millimetres was intermediate in volume between the actual organic tube-porches of \acute{e} and \grave{e} , and knowing that the two porches have volumes related in the proportion of 4 to 5, we may

say in round numbers that the actual volume of the organic tube-porches of ϵ and δ would be about 6000 and 7500 cubic mm. respectively. A careful inspection of my own articulation of ϵ and δ led me to conclude that the transverse section of their organic tube-porches, when they were made as even as possible, was about 80 sq. mm. and 100 sq. mm. respectively. It therefore follows that the actual length of the porch would in each case be about 75 mm; which would give a "reduced" length of 80.8 mm. for ϵ and 82.2 mm. for δ .

This corresponds fairly well with what might be concluded from the organic observations recorded in § 13: except that it obviously makes the two tube-porches too exactly of one length. For those observations tended to shew that the ϵ tube extended from the outer edge of the lips to the lower end of a somewhat elevated uvula; and the δ tube to that of a very slightly elevated uvula. The axial length of such a tube is about 3 inches (76 mm), but it would of course be a few millimetres more for the ϵ tube than for the δ tube. Taking this as our basis of calculation, and assuming 5 mm. as a proportionate difference in length between the two porches, we find that c^4 would be the proper resonance of the ϵ tube and b^3 that of the δ tube. It is a remarkably exact coincidence that Helmholtz assigns the latter and Trautmann the former value as the proper pitch of this vowel. The difference of course is only a semitone, the pitch numbers being $c^4 = 2112$, $b^3 = 1980$.

Helmholtz records also an estimate of the other or fundamental resonance: he makes it f^1 . But if we descend 4 octaves and 3 semitones below c^4 , and 4 octaves and one semitone below b^3 , we discover, according to our previous reasonings, A for the lower resonance of normal adult ϵ and B \flat for that of δ . Here, as previously in the ϵ vowel, he seems to be just about a musical Twelfth above us. This phenomenon will demand our further attention at an early opportunity (see § 17).

Another slight qualification remains to be made. The above remarks on actual pitch are not only to be strictly limited to the vowels produced by full-sized adult male organisms, but also to such vowels as are articulated in the manner hereinbefore described as normal. It is already clear that the length of the ϵ porch, and therefore the pitch of the ϵ vowel, is determined much more by

organic accidents than by acoustic necessity. If we could conveniently frame a tube-porch of the same volume but of a different length we should still have an *e* vowel, but its pitch would be different. It will be seen in the section on duplicate articulations that such a vowel is possible, but it is inconvenient, and therefore unfamiliar, especially in whisper (see § 16).

§ 15. *General Remarks on the I Series.*

The general purport of the preceding chapters having been to shew that the essential organic aim of all the *i*, *ü*, *e* articulations is the formation of a tube-porch and inner chamber of mutually varying magnitude, we have hitherto dwelt almost exclusively upon the tongue-movements by which the tube-porch is chiefly framed and the faucal movements which are employed to prolong the inner cavity more or less in a forward or outward direction. But there are some other organs which take an obvious part in the work of vowel articulation, and notably the lips and jaws. Their work, it is true, is in these vowels altogether subsidiary or supplementary to the movements above mentioned, but it is obviously desirable to point out how these outwardly very noticeable movements are related to the framing of the desired inward configuration.

It has been already remarked in § 10 that a certain "spreading" of the lips is found to accompany the very keen enunciation of the *i* vowel, and that this spreading is simply an effort to prolong in an outward direction the outer half of the double-funnel configuration which that keen enunciation demands. There lies in this observation the germ of the explanation of all jaw and lip positions in relations to these vowels.

The organic phoneticians have carefully noted the activities of the lips and the effects of these activities, such as "rounding" and "spreading", upon the sounds produced: but they hardly seem to have noticed that the lips are not acoustically negligible even when they are completely at rest. This is easily realized by a very simple experiment. Let an *e* vowel be first enunciated with the lips in their neutral or indifferent position, covering the front teeth. Let the vowel now cease, but let the articulatory position be maintained in every respect, except that the lips are drawn upwards and downwards from the teeth, leaving them bare. Let it now be again

attempted to sound the same vowel: it can be at once felt that the tongue is moved instinctively backwards. The removal of the lips has cut off a few millimetres from the tube-porch, and the tongue has thereby been compelled to create compensation by extending the tube further inwards. This experiment is best made with the *e* vowel because it is a vowel which can be articulated without the least *active* participation of the lips.

The lips, then, generally speaking form really part of the tube porch; and by remembering this we are enabled to explain the variable and at first sight totally indeterminate movements and attitudes of the jaws in these tube-porch articulations. We naturally expect *à priori* from what has been already said that the jaws would be obliged to open a millimetre or two wider for *è* than for *i*, for the simple reason that room has to be created in the mouth for a tube-porch of 100 sq. mm. transverse section, as compared with one of 60 sq. mm. only. But when we allow for the elliptical form of the transverse section it does not appear that the space between the teeth would need to be widened by more than 2 millimetres in order to meet this necessity, if the tube-porches were always of even calibre.

In practice however these *i*, *ii*, *e* tube-porches are hardly ever of even calibre: they are generally more or less funnel-shaped: and the teeth are generally situated at a point where the divergence of the funnel is very considerable. But it is imperatively necessary that the teeth shall not impede the funnel at this point: and therefore the jaws must be opened until the teeth no longer impair the funnel-configuration. It thus may and does happen that the teeth are more widely separated in the articulation of a keen *i* with its wide funnel than of a blunt *è* with its even tube. This is just contrary to the normally expected difference of *i* and *e*, but it is fully explained by the considerations laid down in the present paragraph, and the same principle will always be found to be the key to jaw-position in connexion with these vowels.

All the vowels of this series have been hitherto classified by organic phoneticians as "front" vowels, because they are all supposed to be formed by the "front" of the tongue against the hard palate: and the *e*² vowel, which we have next to consider, is placed by them in this class too. So is even that type of the *A*-series which appears in a short form in Eng. *man*. Now it is by no

means inappropriate to call *i*, or even *i*², a "front" vowel, for their tube-porches are formed entirely in the anterior half of the mouth. But all the other vowels of this group have tube-porches which more or less invade the posterior half; whilst the *e*² vowel and the *man* vowel (*a*') have porches which occupy the whole mouth from end to end, and which are not even so much constricted at their "front" as at their "back" orifices.

To a careful observer these facts were sufficiently obvious without the elucidations herein afforded: and we therefore find Mr. Sweet in his latest work on the subject (*Primer of Phonetics*, 1889, § 86) expressly admitting that it would be quite possible to symbolize the so-called "front" series, *i*, *é*, *e*², by signs indicating various degrees of inwardness, instead of various degrees of tongue-elevation. If our views are correct, this would not only be possible but much more accurate: for the admission that these vowels differ in inwardness really implies that the lower members of the series have little claim to be called "front" vowels at all. Here, as in the case of "wideness" and "narrowness" (§ 10), the empirical Bell-Sweet notation and nomenclature, useful as it has been for many practical purposes, must be decisively condemned as rude and unscientific. It leads, for example, to the singular anomaly that the Welsh *ü* is classified as a "mixed" vowel (i. e. intermediate between "front" and "back") whilst *e*² and *a*', whose porches extend far behind that of *ü*, are classed as "front" simply. The just but casual observation of Mr. Sweet, recorded above, contains in fact the germ of the destruction of his whole nomenclature.

The truth is that the longitudinal dimensions of these tube-porches are very difficult of appreciation by any method whatever. This will have been fully apprehended by anyone who has closely followed the calculations attempted herein. Mere inspection is powerless to determine them at all. Hence it happens that these vital particulars do not enter in any way into the current classification and nomenclature of these articulations. The other dimension of the porch, its transverse section, is more accessible to direct observation, and hence its size is roughly indicated in the current system by the threefold gradation of "high", "mid" and "low": e. g. in the so-called "front-narrow" series (*i*, *é*, *e*²) already instanced, *i* is the "high" vowel, *é* is the "mid" vowel, and *e*² is the "low"

vowel. The real meaning of these distinctions is (1) that in the articulation of the *i* vowel the tongue is "high", and therefore the transverse section of the tube-porch is small; (2) that in that of e^2 the tongue is "low", and the porch wide, and (3) that in that of e the calibre of the porch is intermediate. This information is all very well so far as it goes, but it is deplorably vague, even as regards the real calibre of the porches, whilst it totally ignores the fact that both e and e^2 have porches which are considerably more than twice as long as that of *i*! It will be convenient to return to this subject at greater length when the treatment of the e^2 and a^2 vowels shall have been completed. We shall then be able to give a complete conspectus of the first half of our results, and to place them in serviceable comparison both with those of the organic school as represented by Sweet, and with those of the *Eigenton* (absolute pitch) school as represented by Trautmann. The reason for making the comparison at that point is that we shall then have exactly covered all Sweet's "front" vowels, and all Trautmann's upper octave of absolute pitch.

Nevertheless it seems desirable, having now finished the *I* (or tube-porch) group of vowels to give in conclusion a skeleton outline of the results attained. The following table (Table VII) summarizes all the unalterable essentials of the five definite vowels, *i*, i^2 , *ü*, e , e . The first column gives the name of the vowel; the second, the "reduced" volume of its tube-porch expressed as a fraction of the whole configuration; the third, its radical ratio, or ratio subsisting between its two radical resonances; the fourth, the same, expressed as a musical interval between the two resonances, in octaves and the decimal of an octave; in the fifth this decimal is translated into semitones.

TABLE VII.

VOWEL.	PORCH VOLUME	RADICAL RATIO	MUSICAL INTERVAL	
			OCTAVES	OCTAVES AND SEMITONES
<i>i</i>	$\frac{1}{102}$	37	5.21	5 and $2\frac{1}{2}$
i^2	$\frac{1}{63}$ to $\frac{1}{72}$	29 to 31	4.95 to 4.86	4 " 11 $\frac{1}{2}$ to 10 $\frac{1}{2}$
<i>ü</i>	$\frac{1}{39.6}$	23	4.52	4 and $6\frac{1}{4}$
e	$\frac{1}{27}$	19	4.25	4 and 3
e	$\frac{1}{21.6}$	17	4.09	4 and 1

In addition to these fundamental particulars it seems desirable also to tabulate, but with the large reservations already indicated, what may be called the *normal accidents* of the same set of vowels in relation to a full-sized male organism, normally articulating. This is done in Table VIII. The first column of that table contains the names of the definite tube-porch vowels; the second contains the calculated "reduced" volume of the even tube-porch of each of those vowels in an organism whose inner *i* chamber measures 185 326 cubic mm.; the third gives the observed actual length of the porch in such an organism: the fourth gives its "reduced" length; hence are calculated, in the fifth column, its theoretical transverse section, and in the sixth column the actual porch-resonance: finally, in the seventh column is given the actual fundamental resonance, or resonance of the totality.

TABLE VIII.

VOWEL.	PORCH VOL. (REDUCED) <i>cub. mm.</i>	PORCH LENGTH (ACTUAL) <i>mm.</i>	PORCH LENGTH (reduced) <i>mm.</i>	CROSS SECTION <i>sq. mm.</i>	RESONANCES	
					PORCH	TOTAL
<i>i</i>	1817	30.5	35.5	51	d ⁵ +	B?
<i>i</i> ²	2745	44	49	56	a ⁴ —	B?
<i>ii</i>	4680	55	61	76	f ⁴ —	B? +
<i>é</i>	6864	74	80	86	c ⁴ +	A—
<i>è</i>	8580	79	85	101	b ³ +	B? +

This tabulation brings to light no new fact except the remarkable constancy of the deep or fundamental resonance. It does not vary a semitone either way from B? all through the series. This fact will demand our attention in the next section.

§ 16. Vocal Resonance more closely Considered.

We are now at the close of what we have called the I or tube-porch series of vowels, and we are about to enter upon the treatment of vowels which for the most part possess porches bearing no resemblance whatever to a tube, and most of which are therefore unamenable to the same reasonings which have served to eluci-

date the *I* series. The articulations of the immediately adjacent vowels of the *A* series, namely e^2 and a' , are not so far removed from the tubular configuration but that our previous formulæ will be found to be approximately true; but after that we shall be compelled completely to renounce their guidance. Under these circumstances it seems prudent to review our means of research and the general effect of the results already attained with a view to discover any clue which may guide us through the unexplored mysteries of the *A* and *U* groups: and first of all it seems desirable to consider more minutely than hitherto the origin and constitution of vocal resonance.

Resonance, in the widest sense, is sympathetic vibration: it is the communication of vibratory motion from a body which is already vibrating to another which is disposed to vibrate in the same rhythm. We say *disposed* to vibrate, because no solid body, nor even any confined portion of a liquid or gaseous body, is equally disposed to vibrate to every rhythm of vibration. Every such portion of matter has a certain rhythm or rhythms of vibration in which it will vibrate and out of which it will steadily refuse to vibrate. When two portions of matter are tuned so as to have exactly the same rate of vibration the readiness with which one of them will set the other vibrating is often very remarkable. If two forks are tuned to each other very exactly the one will set the other vibrating at several yards' distance. When it is remembered how infinitesimal must be at that distance the mechanical force of the pulses of air by which these vibrations are conveyed it seems almost incredible that a heavy and rigid body like a tuning fork should be moved by them. But the explanation is that the pulses, weak as they are, come crowding forward, several hundred of them perhaps in a second, and *always in the nick of time*. The second pulse comes exactly when the body has fully swung back from the first, and the third when it has fully swung back from the second. Thus their effect is cumulative, and the body vibrates at last, not to the impalpable force of these single vibrations but to the added power of thousands of them.

We surmise at once; however, that unless the tuning was very exact the experiment would be spoiled: and in the case of rigid bodies like tuning-forks the surmise is amply justified by the facts. But when one of the bodies is a small confined portion of air, and the other is a heavy body like a tuning fork, the latter seems able

within short limits to drag the vibrations of the feebler body into consonance with its own. Hence the resonance of air-filled cavities is much more readily roused than that of solid bodies, because the former will respond not only to very nicely adjusted vibrations but to any strong vibrations which are very nearly consonant with its own. This property has been turned to good use in the physical laboratory for the construction of *resonators*. When Helmholtz, for example, wished to detect very feeble vibrations in a tuning-fork he furnished it with a cardboard cylinder, tuned into consonance with the fork and placed with its open mouth in close proximity to it. The result was that the feeble vibrations of the fork were taken up and immensely magnified by the cylinder, so as to become readily sensible to human ears.

The apparatus of human vowel-production is closely analogous to this tuning-fork and resonating cylinder, but a little more complicated. Instead of the vibrating tuning-fork we have the vibrating human glottis, and instead of the resonant cylinder we have the various vowel-configurations. But the tuning-fork and the cylinder needed to be tuned into pretty close agreement: without such tuning they would not have acted. How is this need met in the human apparatus? For the vowel-configurations possess, as we know, not only two resonances a-piece, but the upper of these two resonances varies with every vowel which we utter, in a manner which as yet seems inexplicably irregular. How is it possible for the vibrations of one glottis to minister to a dozen different vowel configurations and animate a dozen various rhythms of resonance in the course of one short sentence? The answer will be best given in another musical illustration, drawn from the sounding of an organ-pipe.

It matters not what particular pipe in an organ is desired to be sounded, the method of excitement is always the same. The air proceeding from the bellows is directed through a narrow slit, and therefore in a broad thin stream, upon the "mouth" of the tube. This mouth is provided with a straight sharp-edged lip, which is so situated as exactly to encounter and break the advancing edge of the thin broad stream of air. This excitement is sufficient to set the pipe in strong musical vibration: and the theory of the process is very well understood. The artfully broken stream of air which flutters at the mouth of the tube has been thrown into all manner

of mixed vibrations, some of which are certain to chance to synchronize with the proper rhythm of the tube itself. It can never be more than a feeble few of these fluttering mixed vibrations which happen just to synchronize in this way. Yet such is their rapidly cumulative force that without appreciable delay the whole tube is set in violent vibration.

The power of the exciting stream of air lies evidently in the heterogeneousness of its vibrations. It is the same kind of stream which excites every pipe in the organ: and the reason why it ministers equally to them all is evidently that its heterogeneous flutter comprises vibrations of every kind and is therefore equally fitted to set pipes of every pitch into sympathetic vibration. When we come to apply this illustration to the various vowel-resonances of man we are obliged to view each vowel configuration as becoming in turn the organ-pipe and the glottis as being the slit through which is poured into it the hissing stream of multifarious vibrations. A difference remains however in the fact that a vowel configuration has generally two proper tones or resonances, while the organ pipe only has one.

These two illustrations, taken together, exactly exemplify the work of the glottis in animating the resonances of vowel configurations. It animates their upper resonances very much like the fluttering wind animates in succession the various notes of the organ: and it perhaps animates their low or fundamental resonance in the same way as the tuning-fork animates that of the attuned cylindrical resonator. It seemed to us at first (§ 6) that the vowel-resonances both in whispered and loud speech were altogether animated by the irregular flutterings and heterogeneous noises which at all times proceed from the active glottis. And so far as everything but the fundamental resonance is concerned we seem to have been perfectly right. But the remarkable result which came to light when we tabulated our conclusions respecting the fundamental resonances of the I series (Table VII) suggests now an hypothesis which, if found applicable to the remainder of the vowels, will introduce a new harmony into our conceptions of phonetic acoustics. That hypothesis is simply that *the inner resonance is tuned to the vocal chords.*

It will be remembered that at the close of § 15 we unexpectedly found that for an adult male organism the fundamental

resonances of the vowels which we have studied so far were practically all B?. We had rather expected, from Helmholtz and Bell, (see *Sens. Tone*, p. 107) that they would form a series rising in the same order as the series of upper resonances is found to fall. Now the remarkable thing about this pitch of B? is that in a full-sized adult male organism it is precisely the neutral pitch of the glottis. In other words it is that tone in which the man speaks when his words have neither a rising nor a falling inflection. It is the pitch of that large part of his discourse which he utters in quiet monotone (see Helmholtz, *Sens. Tone*, p. 238). It is exactly that pitch which he uses when he is articulating most normally: and when we find that it is also exactly that pitch which is best suited to arouse the deepest resonance of various vowel configurations in their most normal forms, we are led irresistibly to conjecture that the one has been naturally tuned to suit the other. If such were the case it would shew a very remarkable double adaptation in the vowel-producing functions. But such adaptations are after all rather to be expected than to be wondered at in the arrangements of nature.

It might seem at first sight that we were here guilty of a little false reasoning, seeing that what we really discovered in Table VIII was that the inner or deeper resonance of certain *whispered* vowels in adult males was B?. The fact that their *sonant* (or spoken) vowels are formed with the addition of a glottal tone whose most usual pitch is also B? is not a quite directly related phenomenon. The articulations which we have so far studied are strictly those of whispered vowels, and it will be seen hereafter that the articulation of a sonant vowel sometimes differs very considerably from that of the corresponding whispered vowel. The articulation of the sonant vowel changes more or less with every alteration in its pitch. But the articulation of the whispered vowel is tolerably constant; and it is found upon close observation to agree very exactly with that of the corresponding sonant vowel when it is uttered in normal monotone. There is no appreciable difference in the two configurations. We may alternate continually between whisper and normal monotone without the slightest organic movement outside the glottis. Both are especially distinguished by the absence of those violent heavings of the larynx (Adam's apple) which set in as soon as any variations of glottal pitch are attempted. These heavings are the

external index to the inner tuning of the vowel cavity to the rapid alterations of the glottal tone.

It would mar the plan of our enquiry to turn aside here and pursue the subject of the sonant vowels before its time. But the identification of whispered articulations with those of normal monotone leads up to some important general inferences respecting glottal conditions. It seems clear that both in whisper and in normal monotone the vocal chords are exactly at their normal or least modified length and tension. If it is desired to speak in a low tone they are slackened and thickened; if in a high tone, they are stretched and attenuated. But if it is desired to whisper they are neither stretched nor slackened, neither attenuated nor thickened, but are merely allowed to fall into a less firm and close juxtaposition to each other.

A trained voice can pass from normal monotone to whisper by a gradation so imperceptible that the point of transition is uncertain. And the reason of this is evident as soon as we try to think out the organic conditions. In normal monotone the chords are placed so firmly side by side that they close the windpipe like a pair of shutters; and the issuing air bursts out between them with a strong musical note. But when their cohesion is relaxed this note, which arises from the vibration of the chords themselves, dies gradually down, and becomes at last feebler even than the hissing frictional noises which are simultaneously created by the air against the edge of the chords. So far as the direct evidence of our senses carries us the glottal tone dies out altogether and the hissing noise called whisper comes into existence. But we are already sure that our senses are wrong in the latter particular, and it seems now likely that they are wrong in the other respect also.

The real difference is apparently one of proportion. The same, or very similar, frictional noises to those which are heard in whisper exist also in the most musical glottal tones; but they are relatively so weak as to be unfelt. But when the glottal vibrations have died down a long way it is they which become relatively the weaker, insomuch that at last they in turn become unfelt. We now, therefore, see the reason why the articulations of whisper and of normal monotone are framed on the same model. It is because both alike need to be tuned to the pitch of the normal or un-

modified glottis. The glottal hiss upon which whisper is founded is not a purely random noise. There are few noises indeed which do not possess some degree of tone-colour, in virtue of possessing more vibrations of certain degrees of frequency than of any others: and the glottal hiss appears to be no exception.

Its deepest element is probably a faint vibration of the unstretched and unslackened vocal chords: and its other elements are frictional noises. It is the former element which is tuned to and arouses the fundamental resonance of a whispered vowel: it is the latter element which is suited by its heterogeneousness to arouse the multifarious and generally much higher resonances of the various vowel-porches. Any exact tuning in this latter case is manifestly impossible: and yet there may be some approximation to tuning in the muscular management of the chords. It is manifest that the frictional noises will be keener or sharper in proportion to the force with which the chords are held together, and *vice versa*. The acoustic meaning of that would be that the glottal hiss would be made richer or poorer in high-pitched vibrations, and would become better suited to arouse the resonance of a smaller or greater porch. Now it seems to be the fact that a whispered *i* is produced with a more tightly closed glottis than a whispered *u*, and the above is the probable explanation of the difference. It is an effort of partial tuning.

The considerations advanced in the last few pages furnish a strong additional reason for that observed fixity of articulations in the same organism, which was touched upon and partly discussed in § 11. For if the normal pitch of the chords fixes the normal inner resonance it also fixes the normal porch resonance at a given interval above it, and that in its turn fixes the "reduced" length, in a tube-porch. The only things which remain capable of much variation are the calibre of the tube and the size of the cavity: and even these cannot vary independently, but only in a very strict relation to each other.

§ 17. *The Minor Elements of Vowel-Resonance.*

Up to this point we have purposely directed our attention almost exclusively to the radical elements of the vowel-resonances. The existence of derivative and subsidiary elements has been men-

tioned but not hitherto enlarged upon. It now seems necessary to consider them in detail with some care. They are chiefly of four kinds, each of which is related in an arithmetically different way to one or both of the primary or radical resonances. We may say in brief that their several rates of vibration are discoverable by the addition, or subtraction, or multiplication or division of the rates of vibration of the two radical resonances: and they are hence suitably classified as (1) summational (2) differential (3) multiple (4) sub-multiple resonances. There are reasons in the nature and origin of these four kinds of resonance which make it convenient to consider them two by two. The summational and differential classes may be suitably grouped together under the name of resultant resonances, and the other two under that of proportional resonances.

These names are meant to indicate an essential difference in the relation of the two groups to the two radical resonances. The first group are called resultant resonances because they arise by direct causation from the mere coexistence of the two prime resonances. The second group on the other hand are not caused by the two radical resonances; their origin is generally quite distinct and independent: but they at once fall under the influence of those two ruling tones, and their precise rate of vibration is practically dictated thereby. This rate is always either a multiple or submultiple of that of one of the two primary resonances; and in the most important class of instances it is simultaneously a multiple of the one and a submultiple of the other. Hence the collective title, proportional resonances.

The subject of resultant tones is treated at some length by Helmholtz (*Sens. Tone*, chap. VII). It is there shewn that whenever a body of air is simultaneously actuated by two sets of pulsations of different frequency they necessarily generate by their own interaction two other sets of pulsations, the one of which has a frequency represented by the sum, and the other by the difference, of the frequencies of the two generating tones. In other words, if a body of air is simultaneously animated by two resonances, one of which vibrates twenty times more rapidly than the other, there will always be generated in some degree both a summational tone, vibrating twenty-one times as fast as the fundamental, and a differential tone, vibrating only nineteen times as fast. And vowel-configurations seem

to be particularly adapted to bring out these resultant tones with special force in such a case. For though we have concluded in the case of every vowel which we have examined hitherto that the essential feature of its configuration is its division into a porch and a chamber, and though, in our artificial reproductions, that division was very sharply carried out, yet in the natural vowels it was uniformly otherwise. The porch *never* terminated so abruptly at both ends as to admit of being definitely measured within a very small fraction of its length. It always opened more or less gradually, both into the outer air and into the inner cavity; and we are hence led to think that a porch of such indefinite dimensions, though it might, for example, resound most naturally to the twentieth multiple of the fundamental, might not refuse to resound somewhat at the same time to the nineteenth and twenty-first multiples, which are sure to accompany it.

But it will doubtless here occur to the mind of the reader that our calculated radical ratios have seldom been exact whole numbers. Suppose now that our two resonances had been related to one another in the ratio of 1 to 19·7, what would have happened then? Would there be a summational tone vibrating 20·7 times as fast as the fundamental, and a differential tone vibrating 18·7 times as fast? It seems probable not. The readiness with which two bodies of aerial vibrations time or tune themselves to each other when only a very small change in the rate of vibration is needed to bring them into some kind of consonance teaches us rather to expect that the upper resonance would be forced to vibrate in an integral ratio *or ratios* to the fundamental. If this inference be just, a calculated radical ratio of 19·7 would probably not fulfil itself in that exact proportion, but rather in the production of a mixed upper resonance, vibrating mostly 20 times, but partly also 19 times, as fast as the fundamental. In other words the leading element of the porch resonance is still the same at 19·7 as it had been at 20, but the differential tone, vibrating only 19 times as fast as the fundamental, has been vastly strengthened. Conversely, we conclude that a calculated radical ratio of 20·3 would imply a leading porch resonance still just 20 times as rapid as the fundamental, but coupled with a strongly reinforced summational tone vibrating 21 times as fast.

It is easy to see that if the radical ratio were pushed a little farther in either direction the principal tone and the chief resultant tone would change places. Thus, with a radical ratio of 20·7 the 21st multiple of the fundamental would be the leading porch resonance but the 20th would still be present as a strong differential tone: whilst with a radical ratio of 19·3, the 19th multiple would take the lead, with the 20th as a strongly added summational tone. It hence seems most reasonable to view the changes of radical resonance in the vowels hitherto studied, not as fractional changes in ratio, but as the progressive substitution of one integral ratio for another. No radical ratio ever exists in its purity: it is always accompanied both by the next above and the next below: and as the ratio alters, in either direction, the one or the other of these neighbouring ratios is progressively substituted for the one between.

Upon this theory we are now partly enabled to understand why each of our definite vowel sounds, in the progressive experimental alteration of the radical ratio, emerged dimly at first, rose more or less rapidly to a climax and then sank with equal speed to its former obscurity. The *i*² vowel alone exhibited a little disobedience to this rule, and the reasons of this disobedience will be discussed in our next section. But in all the others the rise to clearness and the fall to obscurity were short and unbroken: and it seems now reasonable to think that the climax of clearness in the vowel was associated with the highest predominance of some definite integral number in the radical ratio. It was in prospect of the considerations now being developed that, neglecting fractional discrepancies, we ventured to assign the whole number 37 as the radical ratio of *i*, the whole number 23 as that of *ü*, and the whole numbers 19 and 17 as those of *é* and *è*. Why these particular whole numbers should be associated with the most remarkable vowel sounds, whilst most of the intervening whole numbers are associated with vowel sounds of a much less striking kind, is a question which we cannot profitably broach until this discussion of the minor elements of vowel resonance is completed.

These considerations respecting the uniform coexistence of closely adjacent resonances with the chief porch resonance of every tube-porch vowel seem to enlighten us a little respecting the felt musical quality of the *I* (or tube-porch) series. If we compare these vowels with those of the *A*-group and *U*-group, they are

generally speaking much weaker in tone and less pleasing in quality, especially in the former comparison. But in the practical uses of speech they make up very largely for these defects by a certain penetrating quality which makes them "carry" well, even though their force is weak. Their weakness of tone is clearly attributable to the relatively great obstruction which the long and narrow tube-porch offers to the outlet of the inner vibrations: and the explanation of their penetrating quality is exactly that which was given (§ 10) respecting certain kinds of trumpets. The difference in frequency between the chief or radical porch resonance and its two neighbouring resultant tones is never, in any of these vowels, greater than $\frac{1}{17}$ either way. This means a difference in pitch of somewhat less than a semitone. They are therefore violently inharmonic to each other: the discord is somewhat worse than that produced by three adjacent notes on a piano. This is what gives to these vowels, as to certain trumpets, their remarkably penetrating quality.

The other class of minor concomitant resonances next demands attention, namely those which we have called proportional resonances. They readily divide themselves into two classes, — those which lie above the upper radical resonance and those which lie between the two radical resonances. There are none which lie deeper than both. The former of these two classes has been already spoken of at some length in the discussion of the acoustic nature of the keen and blunt (= "narrow" and "wide") forms of the tube-porch vowels. But it is the latter which demands particular attention here. Its importance arises from certain features in the reaction of the resonant vowel-cavities upon the mixed stream of vibrations which is poured into them by the glottis.

The general effect of any resonant cavity upon an injected mass of heterogeneous vibrations is to convert their energy to its own use, appropriating and amassing greedily all those elements which can be made to minister to its own proper pulses, and checking or damping the remainder. The prime effect therefore of the whispering glottis is to forcibly animate the two radical resonances, because, as we have seen, there are functional provisions by virtue of which its strongest vibrations are those which agree, or nearly agree, either with the fundamental or the porch resonance: and these are the essential ingredients of our vowel. But there are many other

elements in the glottal hiss; and these are variously acted upon by the resonant properties of the given cavity. Those which are irreconcilable with either of the proper notes of the cavity are damped and die down, but there will always be large classes of vibrations which will have a certain modified agreement with one of the two radical resonances: that is to say, that will either be undertones of the porch-resonance or overtones of the fundamental. They will not agree with them at every pulsation, but they will synchronize with one of them at every second, or third, or other pulsation, and will therefore enjoy a certain kind of support from them, resembling, but weaker than, perfect resonance.

This phenomenon will not be of great importance, however, when the vibrations in question are supported by only one of the two radical resonances, whilst they are more or less in disagreement with the other. The important cases will be those wherein a certain body of vibrations form simultaneously something like an undertone of the porch-resonance and an overtone of the fundamental. There will be nothing to damp these bodies of vibrations, but much on the other hand to stimulate them and press them into uniform shape. The forcible way in which this principle would operate in certain cases is best illustrated by a concrete example.

Let us imagine a vowel configuration whose two radical resonances are related in the proportion of one to twenty-four: and let us assume that the glottal hiss, when poured into this configuration, will contain elements of every grade intermediate between the fundamental and the porch-resonance. The highest of these will be at once bent to the service of the porch, and the lowest to that of the totality; but there will be no less than six intermediate masses of tone which will tend to vibrate more or less strongly at six other intermediate rates. There will be one class vibrating about twice as fast, and others vibrating 3, 4, 6, 8 and 12 times as fast as the fundamental: and these identical vibrations will be just about 12, 8, 6, 4, 3 times or twice as slow as the porch-resonance. They are thus drawn both ways into consonance with the two radical resonances, and also at the same time into stricter unison with each other: and the final result is the addition of six minor intermediate proportional tones to the resonance of the vowel.

The discussion of these intermediate tones leads up to the promised explanation (see § 14) of the fact that Helmholtz found, a value for the normal adult male fundamental resonance of *e* which is a Twelfth higher than ours, namely f^1 as compared with B7. One thing which seems to have predisposed him to look for too high a resonance was that he continued to assume (see *ante* § 3) all through his treatment of these vowels that their deeper resonance was that of the inner cavity, not of the totality composed of inner cavity and porch. We have repeatedly had occasion to see, and it is in fact evident from our formulæ that the effect of the addition of the tube-porch is to deepen the fundamental resonance very considerably. Helmholtz would have a very good idea from mere inspection what the resonance of such a cavity, *without a tube*, ought to be, and would look for it in the neighbourhood of f^1 rather than of B7.

His means of experimentation were tuning-forks. These were held as close as possible to the opening of the air-chamber of the *e* configuration, behind the upper teeth (*Sens. Tone*, p. 107), and when the f^1 fork was tried the responsive resonance was particularly strong. If our analysis of *e* is right, how could this be? Let us assume that we are right and then see whether the same facts could be reasonably accounted for. The experiment involves in our view the existence of (1) a configuration, silent, but disposed to vibrate to two tones, one of which is either 17 or 19 times as rapid as the other, and (2) a tuning-fork vibrating 3 times as fast as the same fundamental. The first effect will probably be that the strong vibrations of the fork will constrain the vibrations of the porch into nearer consonance with themselves, and that the porch will vibrate with a principal tone just six times as fast as that of the fork and 18 times as fast as the fundamental. The more natural vibrations, 17 or 19 times as fast as the fundamental, will not be entirely displaced, but will inevitably be present as a strong resultant tone. Simultaneously with this the fundamental resonance will also be roused; for it chimes at every third pulse with the fork. In fact it seems certain that no *single* fork could arouse both porch and totality more effectually than f^1 . A fork which really vibrated to the fundamental B7 would have aroused the resonance of the totality,

but it would have had no sensible effect upon the porch, which it would only stimulate at every 17th or 19th pulsation. There would simply have been a deep unimpressive murmur, without any vowel quality whatever. The whole vowel is better roused by the Twelfth than by the true fundamental B2.

[To be continued.]

Liverpool.

R. J. LLOYD.

DIE REFORM DER HÖHEREN SCHULEN.¹

Die *Phonetischen studien* haben bislang über die reform der höheren schulen sich nicht geäußert, aber sie haben doch manches gebracht, das dieser reform dient, wenn sie auch dem streit der meinungen fern geblieben sind, und das mit recht, denn die eigentlichen ziele unserer zeitschrift sind ja ganz andere. Da aber zur zeit die schulreform die gemüter weiter kreise in hohem masse bewegt und mehrere anzeichen dafür sprechen, dass der langjährige kampf zwischen humanisten und realisten demnächst der entscheidung entgegengeht, so möge es gestattet sein, auch in dieser zeitschrift zu jener schulfrage stellung zu nehmen, die bestrebungen der reformer vorzuführen und einer sachlichen beurteilung zu unterwerfen.

Die lehrpläne vom jahre 1882 in Preussen haben zwar manchen früheren berechtigten klagen abgeholfen; sie haben den hauptbestrebungen rechnung getragen, indem sie wenigstens die form für die verschiedenen schulgattungen organisirten; befriedigt aber haben sie niemanden. Die vertreter des gymnasiums, die sogenannten humanisten, welche alle wahre bildung in den toten sprachen allein zu finden glauben, beklagen, dass die früher gewährte unterrichtszeit in denselben gekürzt worden ist; die grosse mehrzahl der altsprachler ist der meinung, dass jedenfalls eine weitere kürzung unstatthaft ist und es sich um sein oder nicht-sein der gymnasien überhaupt handelt: *sint ut sunt, aut non sint*. Die vertreter des realgymnasiums, die sogenannten realisten, waren enttäuscht, weil das latein im neuen plane mit mehr stunden

¹ Der vorliegende aufsatz vertritt eine von der red. der *Phon. stud.* gewünschte rezension der schriften des *Deutschen einheitsschulvereins*. W. V.

bedacht worden war ohne jede erweiterte berechtigung. Die vertreter der oberrealschulen, die sogenannten modernen, hatten allerdings ursache zufrieden zu sein darüber, dass diese schulen endlich aus der unwürdigen stellung der realschulen zweiter ordnung herausgezogen wurden; aber die einzige berechtigung von belang, welche denselben in bezug auf das baufach gewährt worden war, wurde ihnen sehr bald wieder von dem betreffenden ressortminister entzogen, und zwar auf betreiben der bautechniker selbst, welche ein altes vorurteil nicht überwinden konnten und meinten, nur wer latein verstehe, könne ein tüchtiger baumeister sein und „zähle zur gesellschaft“. Zwar steht die technische hochschule nach wie vor den abiturienten der oberrealschule offen, aber sie werden zur staatsprüfung nicht zugelassen und sind daher lediglich auf privatstellung angewiesen, wobei allerdings nicht ausgeschlossen ist, dass sie sich dort öfter weit besser stehen als im staatsdienste. Es scheint nötig, dieses zu erwähnen, weil man vielfach hört, dass mit jener ministeriellen verfügung zugleich die berechtigung entzogen sei, auf der technischen hochschule zu studiren.

Das sind die drei richtungen, in denen sich unser höheres schulwesen allmählich entwickelt hat. Es ist vielleicht kein unge-rechter vorwurf, den man den gymnasien macht, dass sie vornehmlich wegen des starren festhaltens am alten und der einseitigen pflege der buchgelehrsamkeit den zwiespalt hervorgerufen haben. Als die ersten realschulen gegründet wurden, dachte niemand daran, dass sie dereinst das recht beanspruchen würden, zur universität vorzubereiten. Das latein mussten sie, um lebensfähig zu bleiben, in ihren stundenplan aufnehmen, weil es von den behörden vor die berechtigungen gesetzt wurde. Wo irgend in einem berufe lateinische ausdrücke vorkommen, meinte man, dass dieselben nur verstanden werden könnten, wenn die jungen bewerber mehrere jahre lang lateinisch dekliniren und konjugiren gelernt hätten. Zeichenlehrer, gärtner, apotheker, reichsbank- und postbeamte, landmesser und das ganze heer der zivilsuper-numerare bei den eisenbahnen, der verwaltung, auch die offiziere, sollten und mussten latein gelernt haben; sie hätten ja sonst keine ahnung gehabt, was *projektion* und *linearperspektive* bedeuten, warum eine pflanze *viola odorata*, eine salbe *unguentum* heisst, welchen sinn der titel *generaldirektion der seehandlungssozietät* habe,

warum der *direktor* ein höherer beamter sei als der *sekretär* usw. Man muss staunen, wie es möglich war, dass gleichwohl alle diese berufszweige ohne griechisch haben auskommen können, da es doch auch eine menge fremdwörter gibt, die aus dem griechischen abgeleitet sind, wie *alphabet*, *analphabeten*, *horizont*, *methode*, *dialekt* u. v. a. Dass die nichtgriechen auf der schule *mathematik*, *arithmetik*, *geometrie*, *botanik*, *zoologie*, *physik* begreifen können, ist nach jenem standpunkt ein rätsel, wie nicht minder, dass unsere gebildeten verstehen, was *interviewer*, *strike*, *agio*, *adagio* bedeuten, ohne englisch und italienisch gelernt zu haben. Aber die vorstellung, dass man wegen der fremdwörter auf der schule fremde sprachen treiben müsse, ist so weit verbreitet, dass sie fast unausrottbar erscheint. Tierärzte werden für fähig gehalten, auch ohne griechisch eine richtige *diagnose* zu stellen, menschenärzte erlangen diese fähigkeit erst, wenn sie vorher jahrelang griechisch gelernt haben und die möglichkeit gegeben ist, dieses wort *diagnose* zu übersetzen. Doch dieser bann wird allmählich gebrochen; jüngst bei der säkularfeier der tierarzneischule in Berlin erfreute kein geschenk mehr, als die zulassung der jungen leute zu den vorlesungen an der universität.

Während die realschulen so wider willen das latein in ihren lehrplan aufnehmen mussten, hatten sie anderseits von anfang an das streben, ihre schüler ausser in mathematik und naturkunde auch in den neueren sprachen besser auszubilden, als das gymnasium es that. Die realschulen breiteten sich nach und nach aus; es fehlte bald an lehrern, besonders des englischen. Das gymnasium bot zwar die möglichkeit „hebräisch“ zu lernen, aber für „englisch“ war kein bedürfnis bei den humanisten vorhanden. Indem das gymnasium sich den forderungen der zeit verschloss und am althergebrachten festhielt, sah sich der kultusminister MÜHLER gezwungen, um die erforderlichen lehrer zu erhalten, der not gehorchend, nicht dem eigenen triebe, den realabiturienten die universität zu öffnen. Mit welcher ängstlichen besorgnis dies geschah, kann man schon daraus entnehmen, dass anfangs diesen neuen schulamtskandidaten selbst nach vorzüglich bestandener staatsprüfung nur die fähigkeit zugesprochen wurde, an realschulen zu unterrichten. In allem ernst wurde behauptet, dass dies notwendig sei, denn die disziplin würde ja sofort untergraben sein,

wenn z. b. ein gymnasialtertianer den etwaigen realmathematiker fragen würde, warum man *kathete* mit *th*, *hypotenuse* nur mit *t* schreibe. Nun, heute herrscht diese besorgnis nicht mehr, aber es ist unerklärlich, wie bedeutende männer von solcher befangenheit umstrickt sein konnten.

Die neuen studenten hatten an der universität manche schwierigkeit zu bestehen. Ordentliche professoren der neueren sprachen gab es früher gar nicht. Die meisten der neu berufenen gelehrten, die natürlich sämtlich gymnasiale vorbildung hatten und die neueren sprachen ganz in der art der altphilologen betrieben, fanden sich teilweise durch die verschieden vorgebildeten zuhörer genirt; sie glaubten, solche fremdwörter, die aus dem griechischen abgeleitet sind, in ihrem vortrage hinterher übersetzen zu sollen, so dass die gymnasialstudenten lächelten, die realstudenten sich ärgerten. Wie peinlich das auf junge leute wirken muss, wird jedem klar sein, zumal wenn sich solche nachübersetzungen wiederholen, und der professor gar in den ruf gekommen ist, dass er die realschüler nicht mag und seine übersetzungen für hohn gehalten werden. Nicht ohne grund wird die universität Marburg von neusprachlern bevorzugt.

Es ist aber noch ein umstand vorhanden, welcher dazu beigetragen hat, den streit um die reform der höheren schulen zu verschärfen, das ist der hochmut vieler humanisten, welche auf die realisten mit einer gewissen verachtung herabsehen. Dieses gebahren erweckt natürlich auf der andern seite keine freundschaftlichen gefühle. So erklärt sich, wenn einzelne schützen in beiden feindlichen lagern über das ziel hinausschiessen. Auffallend bleibt, dass die heftigsten gegner der gymnasien grade solche männer sind, welche die volle gymnasialbildung genossen haben. Der unbeteiligte und vorurteilsfreie, welcher sich über die streitfrage aufklären will, wird sich mehr den realisten zuneigen, weil diese nur gleiches licht und gleichen schatten verlangen, die humanisten, einzelne stimmen ausgenommen, dies aber nicht gewähren wollen. Es ist unrichtig, dem gymnasium im gegensatz zur realschule die devise „hier wird studirt“ zu geben, diese gebührt lediglich der hochschule; am gymnasium wird gelernt und erzogen, nicht minder an der realschule. Während die lehrer an hochschulen hauptsächlich vertreter der wissenschaft und

fast ohne einfluss auf die erziehung der studenten sind, tritt bei den gymnasien und allen anderen schulen gerade die zucht in den vordergrund.

Die abfälligen urtheile von hochschulprofessoren über die realstudenten sind der sonde sehr bedürftig. Sicher gibt es unter den realen schwächlinge, unter den gymnasialen aber doch wohl auch. Und wenn realstudenten kollegien versäumen und sich entschuldigen mit der redensart: „das haben wir alles schon gehabt“, so ist das einem studenten, der die freiheit geniessen will, nicht allzu übel zu nehmen, und man ist nicht berechtigt, wegen dieser „entschuldigungen“ nun sofort auf die schulgattung loszuschlagen. Diese hiebe sind offenbar nur die folge vorgefasster meinungen. Das kann doch niemand glauben, dass studenten, welche z. b. in chemie bereits drei jahre unter sicherer anleitung eines reallehrers gearbeitet haben, ungeeigneter seien als völlig unwissende, und die kollegien in einem fache „aus überhebung“ schwänzen, welches ihnen als realschüler die angenehmsten stunden gewährte. Hier kann nur die schuld am professor liegen, nicht an dessen gutem willen, gott behüte, wohl aber an seinem verfahren. Das interesse ist da, denn sonst würden die ersten vorlesungen ebenfalls nicht besucht werden, aber dies interesse war nicht rege erhalten worden. Es heisst ferner, die realstudenten brächten in chemie öfters ganz verkehrte vorstellungen mit, die erst mit mühe ausgerottet werden müssten. Dieser vorwurf trifft wieder nicht die schulgattung, sondern den einzelnen vorlehrer, welcher noch an veralteten überlieferungen hängt. In solchem falle sollte der professor sich an das provinzialschulkollegium wenden, damit der chemische unterricht an der betreffenden schule in bessere hände gelegt werde.

Eine grosse anzahl humanisten ist von der überzeugung durchdrungen, dass das latein nur dann wert habe, wenn auch das griechische in ergiebigem umfange gelehrt werde. Es sind das männer, welche aus guten gründen der griechischen sprache bei weitem vor der lateinischen den vorzug geben; aber diese mögen doch auch nicht vergessen, dass zu einer zeit, als das latein noch gelehrtsprache war und bedeutung hatte, das geflügelte wort galt: *Gracca sunt, non leguntur*. Der starke betrieb des griechischen ist lediglich eine frucht unsers jahrhunderts. Die

veränderung, welche das gymnasium hierdurch erfuhr, entsprach zwar der geistesrichtung der massgebenden personen, aber nicht den forderungen des lebens. Müssen wir wirklich erst griechisch lernen, um Lessing, Schiller, Göthe verstehen zu können? Die toten sprachen dominirten nun so sehr, dass alle übrigen unterrichtsgegenstände nur störten; richtige altsprachler wollten von diesen „*allogriis*“ überhaupt nichts wissen und behandelten sie mit der grössten verachtung. Der ausspruch des direktors Ellendt „*mathematicus non est collega*“ charakterisirte die lage.

Es bleibt übrig zu zeigen, woher es gekommen ist, dass der schulstreit zwischen humanisten und realisten nicht ein blosses mönchsgezänke ist, sondern weite schichten der bevölkerung ergriffen hat. Unter anderm heisst es, das gymnasium gewähre keine allgemeine bildung, sondern bereite zu philologen und theologen einseitig vor. Es kultivire hauptsächlich buchgelehrsamkeit und lasse die sinne verkümmern. Das hauptstreben sei darauf gerichtet, die grammatik fremder sprachen kennen zu lernen und die schriftsteller zu *lesen*; sie auch zu *hören* sei kein bedürfnis, ebensowenig sie zu *sprechen*. Alle versuche hierin scheitern am unvernünftigen. Das publikum vermag nicht zu erkennen, dass die beschäftigung mit den toten sprachen zu irgend etwas nützt. Hier wird ja mancher die achseln zucken und mit verachtung von utilitariern reden. Sehr mit unrecht. Je mehr anwendungen irgend eine sache zulässt, desto wertvoller ist sie. Es ist nichts als unverständiges gerede, wenn jemand latein schon in sexta anzufangen grade deshalb empfiehlt, damit die kinder nicht darauf verfallen zu glauben, sie könnten von dem, was sie lernen, einmal gebrauch machen. Solche gedanken liegen kindern überhaupt fern, knaben sowohl wie mädchen. Nicht minder unbegründet ist das gerede, dass die schüler der gymnasien zu idealer gesinnung erzogen würden, die der realschulen dem materialismus verfielen. Solche unwahren gehässigen beschuldigungen machen nur böses blut und erschweren die verständigung. — Aber nicht bloss das nutzlose der toten sprachen, wie man glaubt, sondern auch das mitleid mit den kindern, welche die schwierigkeiten der toten sprachen nicht bewältigen können, bringt das publikum gegen die gymnasien auf. Viele väter, die seit der reifeprüfung nie wieder ein lateinisches oder griechisches buch in der hand gehabt haben

— wer sollte sich auch, ausser denjenigen, welche lehren wollen, dazu veranlasst fühlen? — fangen von neuem an, mit ihren söhnen lateinische grammatik zu treiben, und da vielfach der vater der schlechteste lehrer für seine eigenen kinder ist, so sind gemütsstörungen auf beiden seiten die unausbleibliche folge. Nachhilfe im griechischen verlangen, leider nicht ohne grund, noch knaben im alter von 13 bis 14 jahren, also obertertianer. Mehrere gymnasien suchen zwar die schwierigkeiten zu mindern, indem sie für die xenophonlektüre den schülern gedruckte präparationshefte in die hand geben, in denen auf die betreffenden paragraphen der grammatik hingewiesen wird. Das gefühl des unvernögens bei den schülern ist aber so übermächtig, dass die augen eher nach der präparation schweifen, als darnach trachten, einen überblick des satzes aus dem schriftsteller zu gewinnen. Schliesslich muss doch der vater oder ein anderer helfen. Es ist unnatürlich, dass ein junge, um ein paar zeilen zu übersetzen, fast den ganzen tisch voll bücher nötig hat: das gedruckte präparationsheft, die grammatik, das gedruckte vokabularium und, weil dies zuweilen im stiche lässt, noch ein wörterbuch, das sind mit dem schriftsteller fünf bücher! endlich daneben sein eigenes vokabelheft. In der that, man kann es den eltern nicht verdenken, wenn sie unzufrieden werden. Dazu kommt, dass die gymnasien von vielen nur besucht werden, welche lediglich das einjährige zeugnis begehren und die nun mit einer verkrüppelten schulbildung ins praktische leben treten. Das schlagwort „formale bildung“ macht den zustand darum nicht besser.

All dieses hat in weiten kreisen das lebhafteste verlangen nach abhilfe erweckt; dasselbe hat seinen äusseren ausdruck erhalten durch die bekannte petition von etwa 24 000 unterschritten aus den kreisen aller gebildeten. Wenn JÄGER über dieselbe urteilt, dass nie ein gleichverkehrtes aktenstück von gleich vielen verständigen männern unterzeichnet worden ist, so wird selbst er doch einräumen, dass alle diese männer einen notstand empfinden und des glaubens sind, dass derselbe in irgend einer weise abgestellt werden müsse. Er erkennt ja diesen notstand nicht an, jene männer aber und viele andere thun es, und zwar nicht bloss seine gegner; auch unter seinen freunden, den humanisten, haben eine reihe gewichtiger stimmen sich vernehmen lassen, welche

eine reform des gymnasiums dringend befürworten. Am hervorragendsten wirkt in diesem sinne der *Deutsche einheitsschulverein*.

Dieser verein wurde im oktober 1886 in Hannover gegründet und hat zum zweck, für die innere berechtigung einer, gymnasium und realgymnasium verschmelzenden, höheren einheitsschule mit beibehaltung des griechischen für alle schüler einzutreten und auf die herbeiführung einer solchen hinzuwirken. Insbesondere will er auch eine klärung der ansichten über das berechtigungswesen herbeiführen und erhofft hiervon den gewinn, dass die höheren schulen von „ungeeigneten elementen“ befreit werden, welche die wissenschaftlichen unterrichtserfolge derselben gehemmt und ihren sittlich bildenden einfluss beeinträchtigt haben. Von den schriften, welche der verein herausgegeben hat, sind bis jetzt 7 hefte erschienen.

Schon der name „einheitsschulverein“ hat für viele etwas verlockendes. Man würde aber irren, wenn man annähme, dass der verein einen einheitlichen schulorganismus erstrebe, wobei alle standesunterschiede aufgehoben und gewissermassen die volkschule das fundament und die universität die krone wäre. Im gegenteil, er bekämpft derartige bestrebungen ganz entschieden. Das wort *einheit* bezieht sich lediglich darauf, dass nur eine einzige schulgattung berechtigt sein solle zum studium auf der hochschule. Indem er gymnasium und realgymnasium zu verschmelzen sucht, findet er gleichwohl weder bei diesem noch bei jenem entgegenkommen; uns dünkt, die vertreter des gymnasiums sollten die bundesgenossenschaft des einheitsschulvereins annehmen, während die vertreter des realgymnasiums alle ursache haben, auf der hut zu sein und sich mit aufwand aller kräfte gegen den verein zu wehren. In der that, wenn man liest, wie die mitglieder des vereins, namentlich dessen schriftführer HORNEMANN-Hannover gegen Schrader, Baumeister, Jäger u. a. sich verteidigen, so kann man nicht umhin, diesen sachlich und gut ausgeführten abwehren gegenüber den haltlosen angriffen zuzustimmen. Überhaupt empfehlen sich die schriften des vereins durch den ruhigen ton, mit dem sie schäden blosslegen und mittel zur abhülfe vorschlagen; ob sie die richtigen getroffen haben, wollen wir später prüfen.

Zunächst ist es von interesse zu hören, was der verein seinerseits tadelt und als unhaltbar verwirft. Vor allem wird be-

klagt, dass die jugendbildung nicht mehr gleichartig sei. Reformvorschläge, welche eine gabelung, etwa für die letzten 3 bis 4 jahre in aussicht nehmen, werden daher unbedingt abgelehnt: es werde dadurch die fachbildung, welche erst mit der hochschule beginnen sollte, schon in die mittelschule verlegt. Eine verschmelzung von gymnasium und realgymnasium sei aber nur möglich, wenn der umfang des unterrichts in den toten sprachen, besonders im lateinischen, beschränkt, der grammatische wissensstoff verringert und die vermischung von philologischer fachbildung mit allgemeinbildung vermieden werde. Die lehrweise müsse gebessert, die lehrer für ihren eigentlichen beruf vorgebildet werden. Würden die schulen sodann vom erdrückenden ballast befreit, so sei es möglich trotz der geringeren stundenzahl erspriessliches zu leisten. Im gymnasium werde zur zeit allzu einseitig der nachdruck gelegt auf die bildung der abstraktion und des altertums; es geschehe zu wenig für die bildung der sinne, für das verständnis der konkreten wirklichen welt, sei es im leben der natur, sei es in den grossen realen mächten der gegenwart. Dem realgymnasium hinwiederum fehle das griechische, welches grade der deutschen nationalität am nächsten stehe und uns unentbehrlich sei. Der unselige streit zwischen gymnasium und realschule habe auch eine spaltung unter den lehrern gezeitigt, so dass diese sich selbst untereinander nicht mehr verständen.

Wenn wir nun auch die zuletzt erwähnte klage nicht besonders tragisch nehmen, ja entgegenhalten können, dass grade die lehrer mit derselben gymnasialem vorbildung die heftigsten gegner in diesem streite liefern, während anderseits die lehrer mit realer vorbildung sich als gute kameraden des lehrerstandes erwiesen hätten, so wird man doch im allgemeinen anerkennen müssen, dass der verein eine verständigung in diesem streite erstrebt.

Die vorschläge zur besserung erstrecken sich nicht bloss auf einzelne fächer, sondern fassen das ganze schulleben ins auge. Hierin besonders liegt die stärke des vereins. Der geist soll nicht unter vernachlässigung des körpers entwickelt werden; wenn irgend ausführbar, soll der unterricht durch turnen unterbrochen werden, so dass nicht bloss in je zwei einzelnen stunden nachmittags oder abends geturnt wird, sondern täglich, vormittags in einer halb-

stündigen pause. Durch die sprachen soll nicht bloss die kraft der erkenntnis und des denkens entwickelt, sondern auch das gefühl und der wille gebildet, die sinnliche wahrnehmung und anschauung gepflegt werden. Hierin liege eben der vorzug des realgymnasiums; das müsse das gymnasium aufnehmen, wenn es die zuneigung der bevölkerung wiedergewinnen wolle. Die einzelnen sprachen dürften nicht nach einer und derselben schablone betrieben, aufsätze nur in der muttersprache geschrieben werden. Die naturkunde dürfe nur im anschluss an beobachtungen in der freien natur gelehrt werden. Dem zeichnenunterricht wird ein bedeutender wert für die allgemeine ausbildung eingeräumt und seiner obligatorischen aufnahme in den gymnasiallehrplan sehr das wort geredet. Naturkunde und zeichnen könne man schon mit dem frühesten alter beginnen. In prima jedoch müsse das zeichnen fakultativ bleiben, weil gefahr sei, dass die grenze der allgemeinen bildung zu gunsten der technischen fachbildung überschritten werde. Dies muss man zugeben, so lange der lehrplan das eigentliche ziel des zeichnenunterrichtes verkennt. Aber muss das sein? Sollen alle die vorzüge, welche am zeichnenunterricht für die ausbildung des geschmacks, des auges usw. mit recht gerühmt werden, für primaner nicht mehr stichhaltig sein? Grade den weniger begabten, welche sich am fakultativen unterricht nicht beteiligen würden, thut die weitere pflege erst recht not. Es regt sich der verdacht, dass das zeichnen nur deshalb in prima nicht obligatorisch beibehalten wird, weil die überfülle der für nötig gehaltenen sprachen die zeit dafür nicht freilässt. Da der zeichnenunterricht volle klassen nicht gut verträgt, so möchte sich vielleicht empfehlen, wo es sich thun lässt, die schüler in diesem fache nicht nach klassen, sondern nach fähigkeit und fortschritt in abteilungen zu unterrichten. Diese einrichtung würde zugleich den nebenvorteil bieten, dass dann nicht so leicht direktoren vom zeichnenlehrer verlangen werden, einige zeit in IV den zeichnenunterricht aufzugeben und dafür die knaben im schreiben der griechischen buchstaben zu üben.

Immer lauter wird geklagt, dass lateinisch als erste fremde sprache zu schwer sei. Um dem abzuhelfen, hat ein anderes mitglied des vereins, herr JULING, einen plan entworfen, wonach der sprachunterricht mit französisch beginnt, nach zwei jahren

setzt latein ein, nach abermals zwei jahren griechisch, endlich englisch. Damit die leistungen nicht zu gering ausfallen, verlangt er vor allem, dass das ersitzen der berechtigungen aufhöre und der bisher neunjährige kursus auf zehn jahre ausgedehnt werde. Letzteres wird den vätern unsrer schüler gewiss nicht gefallen, dennoch hat der vorschlag vom allgemeinen standpunkt aus betrachtet viel für sich. Gilt die bestimmung, ähnlich wie in SCHULPFORTA, dass ein schüler, welchem öfter als einmal die versetzung versagt wird, — über welche aber nicht der direktor allein, sondern die lehrerkonferenz (mit zulässiger berufung ans schulkollegium) zu beschliessen hätte —, das gymnasium verlassen muss, so wird aller ballast entfernt und die abiturienten kommen mit guten und sicheren kenntnissen im passendsten alter von 19 und 20 jahren zur universität. Ausnahmestudenten, wie sie früher vorkamen, im alter von kaum 17 bis 18 jahren, sind kein glück; anderseits können so alte abiturienten wie jetzt, wo der neunjährige kursus gilt, alsdann gar nicht vorkommen. Milde und nachsicht bei der versetzung, namentlich in den unteren und mittleren klassen, zu weit getrieben hat den nachteil im gefolge, dass die schwachen sich überanstrengen, den jugendlichen frohsinn verlieren und älter geworden an sich und aller welt verzweifeln, während anderseits die fähigen in ihren fortschritten gehemmt werden. Ist nun das zeugnis der reife mit not und mühe unter grösstem aufwand mechanischen fleisses erlangt, so werden diese armen als unfähige bewerber um ämter dem staate eine schwere last. Um den ballast zu entfernen und frisches, gleichmässiges fortschreiten zu erzielen, seien nötig

1. bürgerschulen ohne latein für die berechtigung zum einjährigen militärdienst,
2. realschulen mit wenig latein für die mittleren karrieren,
3. oberrealschulen mit etwas mehr latein für den höheren reichs- und staatsdienst,
4. gymnasien für das universitätsstudium.

Diese vier schulen sind durch gemeinsamen unterbau untereinander organisch zu verbinden, so dass zuletzt doch nur zwei schularten bleiben. Alle berechtigungen sind an eine abgangsprüfung zu knüpfen. Kommt ein schüler in die notlage, eine höhere schule vorzeitig zu verlassen, so kann es ihm keine

schwierigkeit bereiten, an der niederen leichteren schule die verlangte abgangsprüfung zu bestehen. Jedenfalls dürften ausnahmefälle die organisation nicht beeinflussen. Jede stadt habe zunächst für eine bürgerschule zu sorgen, ehe sie eine höhere schule erhält. Es gebe zur zeit viel zu viel gymnasien.

Prüfen wir diese vorschläge, so kann man zugeben, dass dieselben ausführbar sind, allerdings auch nur unter der bedingung, dass das gymnasium von allen klassenberechtigungen frei gemacht und von lauter befähigten schülern besucht wird. Wenn wir aber auch die möglichkeit zugeben, so können wir uns doch für alle diejenigen schulreformen nicht begeistern, welche vornehmlich in den fremden sprachen das bildungsideal zu erreichen glauben. Die masse fremder sprachen, schon frühzeitig betrieben, wirkt wie ein druck auf das gemüt der jugend. Und weil die alten sprachen wegen ihrer grössern schwierigkeit einen sehr grossen teil der unterrichtszeit in anspruch nehmen müssen, so ergibt sich daraus von selbst, dass dann für andere gegenstände gar keine oder zu wenig zeit übrig bleibt. Der nutzen, welchen der unterricht in den alten sprachen für die ausbildung des geistes gewährt, soll in keiner weise verkannt werden, aber er steht in keinem angemessenen verhältnis zu der darauf verwendeten zeit; er wirkt schädlich für die allgemeine harmonische ausbildung dadurch, dass neben ihm nichts anderes aufkommen kann. In erster linie sind aber diejenigen unterrichtsfächer ins auge zu fassen, welche fürs leben unbedingt nötig sind; das sind die fremden sprachen nicht, weder die alten, noch die neuen. Ein staat kann ohne sie bestehen und doch einen hohen rang in der kultur einnehmen. Die alten griechen selbst sind der schlagendste beweis, dass zur ausbildung des verstandes, der wissenschaft und kunst die kenntnis fremder sprachen nicht erforderlich ist. Damit soll nicht gesagt sein, dass die heutigen völker in derselben lage sich befinden, wie die alten griechen, die verschiedenheit beruht aber auf ganz anderen dingen als auf der sprache. Wir können uns nicht davon überzeugen, dass alle kultur der griechen und römer verloren gehen würde, wenn die schüler unserer höheren schulen aufhören, die sprachen dieser völker kennen zu lernen. Niemand wird leugnen, dass die kultur Englands einen grossen einfluss auf die kultur Deutschlands aus-

geübt hat und noch übt, obgleich unsere gymnasien d. i. die mehrzahl unserer höheren schulen die englische sprache von ihrem lehrplan ausgeschlossen haben. Ebenso verdankt Deutschland der kultur Italiens sehr viel, und doch fehlt auch diese sprache in den lehrplänen. Wenn man sagt, dass die werke der alten bald gar nicht mehr gelesen werden würden, sowie man dieselben nur in übersetzungen übermittelt, so glauben wir das nicht; sollte das dennoch wirklich eintreten, so würde das beweisen, dass diese werke überschätzt worden sind und in der gegenwart nicht mehr die bedeutung haben wie früher. Shakespeares werke sind in Deutschland nur durch übersetzungen in weiteren kreisen bekannt geworden, und er wird doch so verehrt, dass er unseren dichterheroen an die seite gestellt, ja zum teil über dieselben gesetzt wird. Wir sind der meinung, dass eine fremde sprache nicht der grammatik und lektüre wegen allein ein unterrichtsgegenstand unsrer schulen sein darf, der nutzen muss grösser sein. Diesen weiteren nutzen gewähren in der gegenwart nicht mehr die toten, wohl aber die lebenden sprachen. Ein hauptnachteil der toten sprachen ist der, dass sie nur gelesen, nicht gesprochen werden können; die aussprache ist ja unbekannt. Die lebenden sprachen nützen dem staate, dem verkehr, der wissenschaft im weitesten umfange; ihre kenntnis bringt die völker näher, mindert die nationalen gegensätze, fördert den frieden. Man muss sie lesen und sprechen. Wer nur lesen will und vom sprechen derselben gering denkt und sagt, das könne ja jeder kellner und sei den mädchenschulen zu überlassen, der verrät, dass er nur die abgebauten gänge der altphilologen wandelt. Das ist es ja eben, was man im publikum nicht begreift: jahrelang treiben die söhne fremde sprachen und schliesslich vermögen sie nicht einmal am einfachsten gespräch sich zu beteiligen oder einen kleinen brief zu schreiben. Die schulen sollen in erster linie dem leben dienen, dem staate nützen; der wissenschaft dienen die hochschulen, das ist deren zweck.

Indem wir also die toten sprachen als allgemeines bildungsmittel verwerfen, wünschen wir gleichwohl, dass die kultur der alten durch einen vertieften unterricht in der geschichte und literatur lebendig bleibe, aber nicht vorherrsche. Die neuzeit bis auf die gegenwart komme endlich zu ihrem recht. Wir können es nicht billigen, wenn man die jugend aufs genaueste mit den

verfassungskämpfen der alten römer bekannt macht, die verschiedenen *leges* lernen lässt und sie dagegen ganz unwissend in der verfassung des eigenen vaterlandes dem leben preisgibt. Viel wichtiger noch als die verfassung der alten griechen und römer wäre für uns die verfassung Englands und der Vereinigten Staaten.

Man wird einwenden, dass die toten sprachen auf den gymnasien gelehrt werden müssen, weil auch die theologen, juristen und ärzte dieselben in ihrem beruf nötig hätten. Wir glauben daran nicht. Welcher richter liest das korpus juris? welcher pfarrer die hebräische bibel oder das griechische neue testament? Glaubt man dennoch, dass die geistlichen alle griechisch und hebräisch lesen können müssen, so möge ihnen die universität gelegenheit bieten, es zu lernen. Gerade am hebräischen zeigt sich, wie sehr das gymnasium darauf zugestutzt ist, einseitiger gelehrtenbildung vorschub zu leisten. Oder gehört das hebräische auch zur allgemeinen bildung? Wahrlich, den schülern, welche sich am hebräischen beteiligen und, wie die erfahrung lehrt, der mehrzahl nach nicht hervorragend begabt sind, thäte es wohler, wenn sie sich erholten und zu neuer arbeit kräftigten und die häusliche arbeitszeit nötigeren dingen widmeten. Jetzt aber bildet das hebräische sogar einen teil der abiturientenprüfung und trägt mit bei zu den klagen über überbürdung. Ein arzt endlich, welcher Galen und Hippokrates liest, dürfte gefahr laufen, ohne praxis zu bleiben.

Indem wir also den lebenden sprachen den vorzug geben, möchten wir zugleich empfehlen, ausser französisch und englisch in den drei letzten jahren noch eine dritte moderne sprache dem lehrplane einzufügen mit der massgabe, dass die wahl derselben frei sei je nach den wünschen und bedürfnissen der bevölkerung, also entweder italienisch, spanisch, holländisch, dänisch, russisch usw. Diese dritte sprache soll zwar für alle schüler einer schule verbindlich sein, — wir verwerfen grundsätzlich allen fakultativen unterricht, weil derselbe nur störend auf den schulorganismus einwirkt, ungleich belastet, und das gefühl der gemeinsamkeit bei den schülern schädigt —, aber sie soll keinen einfluss auf die versetzung und die reifeprüfung ausüben. Um die begabten und fleissigen trotz der geringen stundenzahl, welche dieser dritten

sprache gewährt werden kann, hinreichend zu fördern, könnten statt des klassenunterrichts abteilungen eingerichtet werden, wie beim zeichnen. Dies hätte noch den vorteil, dass schüler, deren eltern den wohnort wechseln, ohne störung am unterricht sich beteiligen könnten. Die schüler werden in dieser sprache ein hohes ziel nicht erreichen, aber sie erhalten doch eine solche grundlage, dass sie sich weiter bringen können. Einen entscheidenden wert legen wir übrigens diesem vorschlag einer dritten modernen sprache nicht bei, nur der nutzen für den einzelnen und für den staat legte uns den wunsch nahe. In bezug auf die zeit, welche der einzelnen sprache im stundenplane zuzuweisen ist, bekennen wir uns zu dem grundsatz, dass täglich eine stunde das maximum für jedweden unterrichtsgegenstand sein muss.

Für naturkunde in ihrer gesamtheit verlangen wir einen nachmittag zu exkursionen, zu untersuchungen im freien, denen sich spiele anschliessen können, zur besichtigung der sammlungen, zu experimenten, und eine stunde zur durcharbeitung des gesehenen und zur sicherung der notwendigsten kenntnisse. An den jetzigen realgymnasien und oberrealschulen ist der naturkunde in den obern klassen mehr zeit zugewiesen, als wir beanspruchen; aber wir teilen die mathematische physik, insbesondere die mechanik, der mathematik zu, wir sind keine anhänger der absoluten trennung der einzelnen naturwissenschaftlichen fächer und legen besonderen wert darauf, dass naturkunde schon im frühesten alter, also schon in der untersten vorschulklasse, betrieben werden kann. Dabei möchten wir angelegentlich empfehlen, schon die kleinen schüler zum sammeln und zubereiten einzelner häufig vorkommender naturkörper anzuregen. Das interesse wird durch diese selbsterrungenschaften ungemein belebt. So kann z. b. ein blätteralbum unsrer wichtigsten bäume und sträucher vom kleinsten vorschüler ohne mühe angelegt werden; wer sagt, mühe! es ist ja wahres vergnügen, sowohl den knaben, wie den mädchen, die wenigen pflanzen des klassenpensums zu sammeln, die blütenteile zu ordnen, und das wesentliche passend einzufragen. Nur neben solchem anschauungsmaterial, welches nicht bloss für die eine klassenstunde zur beobachtung vorliegt, sondern dauernd, haben die naturkundlichen schulbücher wert; nur mit ihm sind spätere wiederholungen nützlich; der blosse text des

leitfadens verleitet zu verbalrealismus. Ein anderes beispiel: mit welch lebhaftem interesse wird die selbst angelegte kleine käfer- und schmetterlingssammlung betrachtet! Und nun gar die raupen- und puppenkästchen! All der frühere widerwille gegen dieses gewürm ist wie verschwunden. Eifrig wird die verwandlung beobachtet, und die krankhafte schwäche, bei welcher eine unnatürliche furcht vor allem was kriecht zu grunde liegt, wird siegreich überwunden. So wird das spiel der kinder teilweise auf ernste wege geleitet, der sinn für ordnung geweckt und sehen gelernt. Werden ausserdem noch zeichnungen einzelner naturkörper beigefügt, so wird das interesse noch mehr gesteigert. Es schadet gar nichts, wenn dieselben anfangs nicht besonders gut ausfallen, die freude der kinder macht keine zu grossen ansprüche. Selbstverständlich dürfen die eigentlichen schularbeiten darüber nicht vernachlässigt werden; von zwang ist keine rede, der ist auch gar nicht nötig, wenn nur eine gute anleitung gegeben wird. Wie derartige beschäftigungen der schüler geradezu verboten werden können, ist unbegreiflich. Schon dass diese sammlungen imstande sind mit erfolg die briefmarken zu verdrängen, so dass die kinder ihre sparpfennige nicht mehr diesen bunten papierstückchen zuwenden, sollte sie ganz besonders empfehlen.

Für rechnen und mathematik ist durch alle klassen eine stunde täglich erforderlich, wenn die denkthätigkeit, die ausbildung des verstandes nicht zu kurz kommen soll. Man lasse nicht ausser acht, dass arithmetik und geometrie ganz verschieden sind und nur drei stunden wöchentlich auf jede entfallen.

Die bisherige geographie trennen wir: den politischen teil verflechten wir in den geschichtsunterricht, den physikalischen teil, die eigentliche erdkunde, übernimmt der lehrer der naturkunde.

In bezug auf den religionsunterricht möchten wir die klagen nicht unerwähnt lassen, dass namentlich den kleinen kindern gar vieles zugemutet wird, was weit über ihren gesichtskreis hinausgeht. Es ist traurig, wenn grade in diesem gegenstande das gedächtnis in solchem masse in anspruch genommen werden muss. Was hat es z. b. für wert, die namen der kleinen propheten auswendig lernen zu lassen? Ferner, mag man von Luthers katechismus noch so hoch denken, für die kleinen kinder ist das meiste

nichts weiter als unverstandener memorirstoff. Die wirkung der zehn gebote z. b. in ihrer schlichten einfachheit auf das gemüt des menschen ist weit gewaltiger als mit dem zusatz: „was ist das?“ Noch mehr gilt dies fürs vaterunser. Alle diese erklärungen gebühren dem lehrer; dem lebendigen wort kommt nichts gleich. Die bibel ist für erwachsene geschrieben, nicht für schüler. Wenn man hört, welchen unfug sowohl knaben wie mädchen in der schule mit diesem heiligen buche treiben, so ist der wunsch nach abhilfe gerechtfertigt. Ein ungeratenes kind richtet damit den verheerendsten schaden bei bisher unschuldigen an. Der konfirmandenunterricht dürfte nachhaltiger in der schule und zwar statt des religionsunterrichts, um die schüler nicht zu überbürden, gegeben werden. Eine bestimmte klasse werde ein für alle mal festgesetzt; den eltern hierin freie wahl zu lassen liegt kein grund vor. Die vermischung mit den schülern anderer schulen bewährt sich nicht. Dass im abiturientenexamen in der religion geprüft wird, ist von keinem guten einfluss für den religiösen sinn der schüler, die gedächtnisarbeit überwuchert; schulrat und direktor Kiessling plädierte daher für beseitigung dieses unterrichtsgegenstandes aus der reifeprüfung. Beiläufig, auch in der mathematik sollte, wie im deutschen, nur schriftlich geprüft werden; andererseits reicht in naturkunde die mündliche prüfung aus; es kommt hier nicht auf das gedächtnis, sondern auf das verständnis der erscheinungen des täglichen lebens an.

Mit der beseitigung der toten sprachen fällt uns die einheitsschule von selbst zu. Wir sind zwar zu anderer entscheidung gelangt, als der einheitsschulverein, verfehlen aber nicht unsern dank auszusprechen, dass dessen schriften uns anlass zu diesem aufsatz gegeben haben. Wir halten unsern vorschlag, unsre einheitsschule, für sehr nützlich und ausführbar, können aber bei den herrschenden meinungen nicht erwarten, dass demselben folge gegeben werden wird. Wir wollen auch durchaus nicht der deutschen nation den jäger'schen bären aufbinden und lassen gern jedem seine meinung. Wir wünschen nur, dass man gleiche gerechtigkeit gegen anders denkende übe, dass man also, wie es schon der verstorbene direktor Gallenkamp forderte, den drei schulgattungen:

GYMNASIUM, REALGYMNASIUM, OBERREALSCHULE

DIESELBEN BERECHTIGUNGEN ERTEILE.

Man darf immerhin gelten lassen, dass die väter ihren söhnen aus freien stücken diejenige ausbildung zuwenden werden, welche sie für die beste halten, ohne dass man nötig hat, ihnen eine besondere aufzuzwingen. Eine unzufriedenheit mit den höheren schulen in den gebildeten kreisen künstlich gross zu ziehen, kann unmöglich im interesse des staates liegen. Die gewährung der freien wahl sollte auch nicht davon abhängig gemacht werden, wie die professoren an hochschulen darüber denken; diese haben vielmehr sich den neuen verhältnissen anzupassen. Sobald die unterrichtsverwaltung sich entschliesse, diese lernfreiheit zu gewähren, fände sie den ungezwungensten anschluss an die lehrpläne von 1882, welche nach so kurzer zeit schon wieder zu ändern ihr doch auch nicht leicht werden kann. Allerhader würde mit einem schlage verstummen, denn die entscheidung ruht dann allein bei den eltern. Brockenweise eine berechtigung nach der andern im laufe der jahre gewähren, würde den kampf verewigen. Die zwei forderungen, dass jede stadt erst für schulen mit der berechtigung zum einjährigen dienst sorgen müsse und dass alle klassenberechtigungen aufhören, stehen nicht im gegensatz zu jenen lehrplänen, sondern fügen sich sehr gut ein.

Die besorgnis, dass mit dieser völligen freigebung der andrang zu den hochschulen noch grösser werden dürfte, findet ihre schranke an dem ehernen gesetz von anbot und nachfrage. Die überfülle an juristen und medizinern ist eingetreten unter dem gymnasialmonopol. Unter den obwaltenden umständen ist es schwer, die überfülle zu vermindern. Während in einzelnen berufszweigen, wie bei der post, steuer u. a. ohne weiters gesagt werden kann: „in diesem jahre werden nur so und so viel bewerber angenommen“, ist dies verfahren bei anderen karrieren nicht verwendbar. Man kann keinem gymnasialabiturienten verbieten, die universität zu besuchen. Ist aber erst das triennium absolvirt, dann ist es bereits zu spät, einen andern beruf zu wählen. Das einzige vorbeugemittel, welches offen bleibt und zum teil wenigstens wirkung verspricht, wäre das, die jungen leute, so lange sie auf der schule sind und noch keine entscheidung getroffen haben, auf grund von statistischen erhebungen vor überfüllten karrieren zu warnen und auf weniger überfüllte hinzuweisen; das letztere ist das wichtigere.

Der fremdsprachliche unterricht ist für neunjährige kinder, die noch mit der muttersprache zu kämpfen haben, nicht recht geeignet. Es würde sich daher empfehlen, die vorschule um ein jahr zu erweitern, so dass die knaben gereifter in die oberschule eintreten. Der unterricht in der vorschule würde ausserordentlich gewinnen, wenn statt der bisherigen zwei schriftarten nur eine, die lateinische, zur anwendung käme und wenn die orthographie weiter vereinfacht werden könnte auf der grundlage: jedem laut sein zeichen. Die jetzt erforderlichen diktatübungen sind das ödeste, was dem kindlichen geiste geboten werden kann; dennoch schleppen sich dieselben bis quarta hin, ohne die gewünschte sicherheit zu erreichen.

	Vor- klassen.				Unter- klassen.			Mittel- klassen.			Ober- klassen.		
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
	6j.	7j.	8j.	9j.	10j.	11j.	12j.	13j.	14j.	15j.	16j.	17j.	18j.
Religion . . .	2	2	2	2	2	2	2	2	2	(2)	2	2	2
Deutsch . . .	6	6	6	6	3	3	3	3	3	3	3	3	3
Französisch . .					6	6	6	6	6	6	4	4	4
Englisch . . .								4	4	4	3	3	3
Ital. o. e. a. spr.											3	3	3
Geschichte und staatenkunde .			1	2	3	3	3	3	3	3	3	3	3
Rechnen u. ma- thematik . . .	4	5	5	6	6	6	6	6	6	6	6	6	6
	12	13	14	16	20	20	20	24	24	24	24	24	24
Naturkunde . .	1	2	2	2	3	3	3	3	3	3	3	3	3
Erdkunde . . .			1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1
Zeichnen . . .	1	1	1	1	2	2	2	2	2	2	2	2	2
Schreiben . . .	3	3	3	3									
Singen	1	1	1	1	2	2	2	2	2	2	2	2	2
	6	7	8	8	8	8	8	8	8	8	8	8	8
	18	20	22	24	28	28	28	32	32	32	32	32	32

Diesem aufsatz würde bei dem heutigen brauch etwas fehlen, wenn nicht auch in einem schema zur darstellung käme, wie sich die vorschläge unsrer einheitsschule lehrplanmässig gestalten. Es wird ja nichts schaden, wenn zu den 400 vorschlägen, die dem kultusminister vorgelegt sind, noch einer hinzukommt. Das vorstehende schema bildet zugleich ein kurzes resümé.

Den bestrebungen, die elemente der volkswirtschaftslehre dem schulunterrichte einzuweben, zollen wir gern unsern beifall; denn wir halten es nicht für richtig, die schule vom leben abzusperrn. Durch den mangel aller vorbildung in der volkswirtschaft erhalten die zeitungen für den einzelnen menschen einen viel zu grossen wert und damit zugleich auch für die bildung des politischen urteils. Als besonderer unterrichtsgegenstand soll die volkswirtschaftslehre in der schule nicht auftreten, wohl aber sind allen lehrern, besonders der religion, geschichte, mathematik, natur- und erdkunde bestimmte anweisungen dafür zu geben. Der blosse gute wille des einzelnen reicht nicht aus.

Wir lassen dahingestellt, ob zur erlangung des einjährigen zeugnisses nicht auch schulen mit einer einzigen fremden sprache genügen; aber auch hier sollte der grundsatz: „kein unterrichtsgegenstand mehr wie eine stunde täglich“ zur geltung kommen.

Landsberg a. d. Warthe.

KEWITSCH.

SPRECHS A A L.

BEANTWORTUNGEN DES FRAGEBOGENS „ZUR METHODIK DES SPRACHUNTERRICHTS.“

(Fortsetzung.)

No 26.

1. Von der schrift. — 2. Gelegentlich und zwar nur selten, wenn wiederholtes vorsprechen noch nicht hilft, durch lautschrift. — 3. Im französischen folgte ich bisher am liebsten Sachs; im englischen, wenn ich es wiederbekäme (ich bedurfte einer erleichterung), würde ich Sweet folgen. — 4. Ich habe in meinem unterricht keinen bestimmten zeitlich abgegrenzten derartigen übergang. — 5. Erledigt sich aus no. 4. — 6. Benutzt werden als anfangsbücher im französ. Ulbrich, *Elementarbuch*, im engl. Gesenius, *Elementarbuch*, besondere aussprachehilfsmittel aber nicht. — 7. Beide, den genannten büchern entsprechend. — 8. Die übersetzungen aus dem deutschen beginnen hier schon in den ersten wochen des unterrichts zumeist im anschluss an den stoff, den jene bücher bieten. — 9. s. no. 8. — 10. Gar nicht. — 11. Im anschluss an das jedesmal vorliegende lesestück und das dazu gehörige grammatische kapitel, aber mehr nur als abschluss und wiederholung dieser teile. — 12. Durch zergliederung der frz. u. engl. sätze werden die vorher besprochenen regeln etc. zur anschauung gebracht und geläufig gemacht, um so den schüler auch zum schriftlichen übersetzen aus dem deutschen zu befähigen. — 13. Mancherlei verhältnisse machen hier eine grosse menge schriftlicher arbeiten (häusliche, klassenarbeiten, darunter diktate) nötig; die häuslichen folgen meist dem gedruckten übungsstoff; die andern mehr oder weniger dem lesestücke. Korrekturen wöchentlich. — 14. Beim übergange von Plötz zu Ulbrich hat sich in den beiden untersten klassen scheinbar ein rückgang der *schriftl.* leistungen herausgestellt, ein ergebnis das mich weder befremdet, noch beunruhigt, wenn ich die sonstigen fortschritte der schüler in kenntnis der grammatik und besserung der aussprache dagegenhalte. Da nicht wenig sätze in den ersten kapiteln bei Ulbrich ihre schwierigkeiten haben, so sollen künftig vorher leichtere in einer von den lehrern aufgestellten sammlung durchgenommen werden. — Bei Gesenius sind solche misstände nicht hervorgetreten. — 16. Ich

persönlich halte auf klare erkenntnis dieser gesetze und richtige mündliche wieder-gabe derselben durch den schüler sehr viel und bin in dieser hinsicht mit den ergebnissen auch zufrieden.

3. februar 1890.

NIEDERGESÄSS.
höh. bürgerschule, *Gotha*.

No. 27.

1. Erteile den sprachunterricht in den oberen klassen der kreisrealschule. — 2. In den beiden untersten kursen benützen die betr. lehrer die plötz'sche *Elementargrammatik*. Bekanntlich figurirt der verfassers lediglich einzelne wörter in deutschen lettern. — 3. Im englischen unterrichte wird die deutschbein'sche *Grammatik* benützt. Die schüler werden mit dem wichtigsten aus der lautphysiologie bekannt gemacht. — 4. Nach dem lehrprogramm für die realschulen im kgr. Bayern schliessen sich an die schriftl. übers. in den oberen kursen grössere und kleinere diktate an. — 5. — — 6. Nach Plötz wohl an der hand einzelner vokabeln und abgerissener sätze — 7. Wir benützen die plötz'schen lehrbücher. — 8. Nach der bayer. lehrordnung schliesst sich an jedes kapitel zur einübung der erienten regeln, durch alle kurse fortschreitend, eine hinreichende anzahl von schriftlichen und mündlichen übersetzungen aus dem deutschen und französ. und umgekehrt. — 9. Durch beantworten der frage 8 erledigt. — 10. — — 11. „Sprechübungen sind in allen kursen, vom leichteren zum schwierigeren fortschreitend vorzunehmen.“ Ich schliesse sie an die lektion an; mein unterricht bewegt sich überdies fast ausschliesslich in franz. sprache. — 12. Verbinde die synthetische methode mit der analytischen. — 13. Die schüler fertigen schriftl. übers. von einer stunde zur anderen. Im obersten kurse (VI) werden ausschliesslich zusammenhängende stücke übersetzt. — 14. Stehe in mancherlei hinsicht nicht auf dem boden unserer bayer. lehrordnung, neige mich vielmehr den anschauungen und reformbestrebungen Vietors, Breymanns u. a. m. zu. — 15. Das unserem fremdsprachl. unterricht zu grund liegende lehrprogramm lässt dem einzelnen lehrer zur geltendmachung der prinzipien im sinne der reform nur geringen spielraum. Für das absolutorialexamen ist eine mehr oder minder zugestuzte übersetzung ins franz. vorgeschrieben. — 16. — — 17. Im allgemeinen kann ich nach dieser seite hin zufrieden sein.

3. januar 1890.

ERNST LEHMANN,
reallehrer a. d. königl. kreisrealschule, *Kaiserlautern* (Pfalz).

No. 28.

1. Nach hinweis auf ähndliches in der muttersprache wird dem schüler von vornherein der noch grössere unterschied zwischen aussprache und schrift in den fremden sprachen zum bewusstsein gebracht. — 2. Nein. — 3. Keiner. Dieselbe würde m. e. den sextaner nur verwirren und auch für den tertianer vielmehr eine belastung als eine unterstützung beim erlernen der aussprache sein. Die schüler werden zunächst einzeln, dann auch im chor in der aussprache geübt. — 4. — 5. — — 6. An der hand der vorgeschriebenen lehrbücher von Plötz und Sonnen-

burg, von welchen letzteres durch geschickte anordnung in 12 lektionen die wichtigsten eigentümlichkeiten der englischen aussprache nach einander lehrt. Das erlernen der aussprache geht hand in hand mit dem erlernen der sprache. Zur unterstützung des gedächtnisses werden in der lektüre, anfangs öfter, später seltener, akzente und einfache zeichen gesetzt. Ein punkt z. b. unter einem buchstaben bezeichnet diesen als stumm. — 7. Im *engl.* im ersten vierteljahre vorwiegend einzelsätze, daneben einige kleine erzählungen und gedichte, welche allerdings im lehrbuch nicht enthalten sind, sondern hier erst von der 11. lektion an genügende berücksichtigung finden. Im *französ.*, dessen anfangsunterricht fast durchweg in den händen von elementarlehrern liegt, 3 jahre lang fast ausschliesslich einzelsätze. — 8. Im *engl.* zunächst einzelsätze und zwar vorwiegend umbildungen der engl. sätze. Von der zweiten hälfte des ersten schuljahres an wird gewicht gelegt auf die umarbeitung kurzer zusammenhängender engl. stücke. Die menge der engl. übungsstücke verhält sich im buche zu derjenigen der deutschen etwa wie 2 : 1; der benutzung nach auch wie 3 : 1. Im *franz.* fast nur einzelsätze in den ersten 3 jahren, später beides. — 9. In quarta in der zweiten hälfte des schuljahres Plötz, *Französ. chrestomathie*. Im *engl.* werden mit beginn des zweiten schuljahres: *Tales of a grandfather, Robinson Crusoe, Gulliver's travels, Boyle, William I* u. dgl. gelesen (früher Herrig, *British authors*). — 10. Gar nicht. — 11. Im *engl.* sozusagen von anfang an, zunächst durch umbildung von einzelsätzen, später durch zahlreiche fragen über die zusammenh. stücke, endlich durch rekapitulationen gelesener abschnitte. Die verwertung der grammatik zu diesem zwecke wird in dem ministeriellen reglement nicht gewünscht. Im *franz.* von tertia an; doch wäre hier wie im *engl.* zu verfahren. — 12. — 13. Im *engl.* vorwiegend in vorher mündlich geübten umbildungen von einzelsätzen, zusammenh. stücken und (später) abschnitten der lektüre. Solche arbeiten werden sofort ins reinheft geschrieben. — In den 3 unteren klassen sind wöchentliche, von dem lehrer zu korrigierende arbeiten vorgeschrieben, später 14 tägige. Doch werden daneben in den unteren klassen wohl täglich, in den mittleren wenigstens 2 mal wöchentlich schriftl. übungen vorgenommen. Im *franz.* wird sich mehr an das lehrbuch gehalten. — 14. Im allgem. zufrieden. Es würde mehr erreicht werden, wenn der unterricht nicht mehr elementarlehrern übertragen würde und wenn die akad. geb. lehrer die sprachen auch praktisch erlernten. Es gibt viele, die so gut wie keine gewandtheit im mündlichen ausdruck besitzen, und welche auch die schüler hierin nicht üben. — 15. Die schüler zeigen sich vertrauter mit der fremden sprache. Es wird in gewissem masse das sprachgefühl geweckt. Während früher einseitig entweder die praktische erlernung oder die grammatik betrieben wurde, zielt der unterricht gegenwärtig auf die passende verbindung beider hin, ohne dass jedoch der hauptzweck des unterrichts, die schulung des geistes, beeinträchtigt würde. — 16. — 17. »*gesetze*« der histor. oder vergleichenden grammatik können an höh. lehranstalten überhaupt wohl schwerlich gelehrt werden. — *Bemerkungen:* Die phonetik hat m. e. ihre hauptbedeutung für den lehrer. Er wird durch dieselbe in den stand gesetzt, dem schüler nötigenfalls die bildung eigentümlicher sprachlaute zu erklären und ihm dadurch zu helfen, selbst den laut hervorzubringen.

3. februar 1890.

DR. FLECK,
gewerbeschule, Dortmund.

No. 29.

1. Vom laute insofern, als ich von anfang an jedes wort vorspreche, dann nachsprechen lasse, bis die schüler im besitz der aussprache sind. Dann erst werden die bücher geöffnet, die eingefübten wörter von mir noch einmal vorgelesen und von den schülern wiederholt. — 2. Durch lautschrift, bisher nur für englisch, zur veranschaulichung und besseren einprägung der aussprache. — 3. Ich habe die von Sweet in seinem *Elementarbuch des gesprochenen englisch* gegebene lautschrift mit ganz unwesentlichen änderungen benutzt. — 4. Die schüler lernen von anfang an die gewöhnliche rechtschreibung: aber ohne regeln. — 5. Ich habe noch nicht erfahrung genug gesammelt, um diese frage mit sicherheit zu beantworten, da ich erst seit ostern 1889 nach der neuen methode unterrichte. — 6. Der erste ausspracheunterricht begann an der hand von lesestücken (aus Mangold u. Coste) für französisch, von lesestücken und gedichten (nach Gesenius) für englisch. — 7. Auf den anfangsstufen (V französisch) (IIIb englisch) nur zusammenhängenden lesestoff. — 8. Von ostern bis michaelis wurde nicht in die fremde sprache übersetzt. In IIIb begann das übersetzen von einzelsätzen nach Gesenius gleich nach michaelis, in V erst nach weihnachten (zunächst zusammenhängende stücke im anschluss an das gelesene. — 9. — — 10. Anschauungsbilder werden nicht verwertet. — 11. Sprechübungen werden in jeder stunde angestellt: zuerst über den inhalt des gelesenen (frage nach subj., präd., obj. etc.), dann auch über das jahr, monate, wochen, tage, alter, familie, haus, klassenzimmer mit seinen gegenständen u. a. — 12. Soweit es irgend möglich ist, auf induktivem wege (d. h. bisher nur auf den anfangsstufen). Einige versuche wurden auch in sekunda gemacht, z. b. über stellung des adjekt. und gebrauch des infinit. (franz.). — 13. V franzö.: beantwortung von fragen und diktat (wöchentlich). IIIb englisch: desgl., auch einige freie arbeiten über ein lesestück oder ein gedicht (wöchentlich). In den übrigen klassen übersetzung aus dem deutschen in die fremde spr. (wöchentlich, im englischen in II zweiwöchentlich). — 14. 15. 16. — (s. u.). — 17. Die wichtigsten gesetze der grammatik prägen sich, soviel ich bis jetzt gesehen habe, bei dem anfangsunterricht den schülern klarer und fester ein. — *Bemerkungen:* Wegen beantwortung der fragen 14—16 verweise ich auf meine antwort zu frage 5. Bis ostern 1889 wurde hier die neue methode nicht angewandt. Mit genehmigung der behörde haben wir jetzt den ersten versuch gemacht; von dem erfolge wird es abhängen, ob wir dieselbe im nächsten jahre auch auf die nächsthöheren stufen ausdehnen. Alle oben auf die methode bezüglichen antworten gelten nur für den französischen unterricht in V und den englischen in IIIb. Einen entschiedenen fortschritt infolge der anwendung der neuen methode habe ich bei dem lesen eines zusammenhängenden stückes bemerkt; der schüler gewöhnt sich von anfang an an ein sinngemässes und fließendes lesen, da er erst liest, nachdem er die aussprache sich sicher eingepägt hat.

4. februar 1890.

J. MEISSNER, ordentl. lehrer.
realgymnasium, Wollin i. P.

No. 30.

1. Spreche das wort vor, lasse es im chor nachsprechen, dann vom einzelnen schüler und fixire es endlich an der tafel. — 2. Keiner von beiden. In der ersten klasse benutze ich seit michaelis Sweet, *Elementarbuch*. — 3. Sweet, soweit dies für die erste klasse in betracht kommt. — 4. — 5. Allerdings, Lautschrift ist zu hieroglyphisch. Aufmerksamkeit des schülers wird zu sehr auf das entziffern der seltsamen und ungewöhnlichen schriftcharaktere gelenkt, so dass der begriff des wortes, der sinn des satzes nicht unmittelbar u. packend an das bewusstsein der zöglinge herantritt wie bei gewöhnlicher schrift. Ich spreche hier jedoch nur von einer halbjährigen erfahrung. — 6. Im französischen nach anschauungsbildern von Lehmann. Im engl. ist Kade eingeführt. Habe mich bis jetzt streng an dieses buch gehalten. Will hier gleich bemerken, dass nach meiner festen überzeugung Kade ein sehr gutes buch ist: einmal weil er von zusammenhängenden stücken ausgeht und sie nur in einer sprache vorkommen, dann weil Kade dieselben so wählt, dass der schüler bei der konversation in der fremden spr. sich daran als etwas ihm naheliegenden anlehnen kann, und drittens, weil er sich möglichst beschränkt, d. i. dass er ein gebiet nicht breit tritt ähnlich wie Lehmann, *Cours de langue française, deuxième partie*, sondern nur das notwendigste gibt. *Misstände von Kade*: 1. Dass die sätze deutsch sind; 2. dass die englischen einzelsätze über den horizont eines anfängers hinaus gehen. 3. Dass die regeln sich in einem haufen von belegstellen verlieren. — 7. Nur *zusammens hängenden lesestoff*, und hierin liegt der brennpunkt in der verbesserung der methode mehr noch als in dem verlangen einer grösseren berüksichtigung der phonetik. — 8. Wohl oder übel muss ich schliesslich dabei ankommen, dass deutsche übungstück, wie es nur so im Kade vorkommt, aus dem deutschen ins englische übertragen zu lassen. Doch suche ich dem übelstand des übersetzens aus dem deutschen in die fremde sprache dadurch abzuhefen, dass ich den schülern eine gründliche vorbereitung auf das übersetzungstück gebe, so dass sie das ganze, deutsche stück schon englisch gehört, selbst gesprochen, auf ihre verhältnisse übertragen, kurz in der fremden sprache geübt haben. Gewöhnlich wird das stück nicht in der stunde selbst übersetzt, sondern die schüler haben es zu hause in das „gute heft“ einzutragen. (Verkenne nicht, dass den schülern das vorbild dabei mangelt.) — 9. Im französischen ist „Plattner“ eingeführt. Lasse von der 5. klasse übersetzen. Für das englische siehe 8. Jedes übersetzen aus der fremden sprache dient bei mir zur kontrolle und ist nicht selbstzweck der unterrichtsstunde. — 10. Nur im französischen in der 6. klasse. Habe z. b. jetzt bildertafel die wohnstube darstellend darangenommen. 8 personen: Bezeichnung jeder person: *Le grand papa*. Was die person thut: *Le grand papa fume sa pipe*. Was die person in der hand hat: *Le grand papa a un livre à la main*. Nähere bezeichnung: *Voilà le grand papa; le grand papa est dans un fauteuil; le grand papa lit un livre; le grand papa est vieux*. Konversation: frage: *Qui est votre grand papa?* Antwort: *Mon grandpapa est M. Schulze*. — Hier fehlt mir ein französisches, kleines gedrucktes heftchen für ungefähr 20 pf. in der weise wie Baron etc, *Deutsche sprachschule*. Es wäre ein guter gedanke, glaube ich, auf grund der baron'schen sprachheftchen ein 20pf.-buch für den franz. bzw. engl. anschauungsunterricht herzustellen. — 11. Gleich von anfang an. Z. b. nach Kade: *Menagerie: What is a lion? A lion*

is an animal. What sort of animal is a lion? A lion is a noble animal. Family: Have you a brother? How many brothers have you? — 12. Auf in duktivem wege. — **13.** *Frist* ist gesetzlich bestimmt. 8 tage in unteren, 14 in oberen klassen. Ich ziele bei jeder schriftlichen arbeit auf *eine übertragung* seitens der schüler auf seine verhältnisse oder auf seinen erfahrungskreis ab. Z. b. die geschichte im platterer: „Un voyageur arriva avec son cheval dans une auberge. Il appela le garçon et lui dit: Garçon, donnez à mon cheval de la salade...“ etc. lasse ich so niederschreiben, dass jeder schüler zum reisenden eine person aus seinem bekanntenkreise macht, dass der eine bald M. Müller, der andere M. Schulze, dass der eine bald „Merlach“, der andere „Dreussen“ zum dorfe nimmt. — **14.** Bin so zufrieden, wie es ein lehrer sein muss, der nach seinem besten wissen und gewissen seinen schülern das beste nach seiner ansicht gibt. Ich glaube aber, dass noch mehr erreicht werden könnte, wenn Kade bloss *englische* stücke auf-führte und wenn Plattner nur französisch geschriebene stücke enthielte, und die einzelnen, unzusammenhängenden *übungssätze* ganz wegliesse. — **15.** Kann hier nur aus meiner eigenen erfahrung reden. Obgleich der lehrer ein engländer, hat er doch niemals ein wort englisch mit uns *gesprochen*. Wir fürchteten uns förmlich vor einem engländer, dass er uns einmal in gesellschaft englisch anreden möchte, da wir wohl wussten, was für eine traurige rolle wir in der englischen und auch französischen konversation spielen würden. Bei meinen schülern ist es anders. Sie suchen die gelegenheit auf, die fremde sprache zu reden, so gut es eben geht. — **16.** In der orthographie zeigten sich mängel. Es fehlt eben bei Kade das englisch geschriebene vorbild. Ich habe als ich dies gewahr wurde, viel diktate schreiben lassen. — **17.** Ist besser als orthographie. — *Bemerkungen: Methodik der lektüre:* Es ist besser, mit kleinen, nicht umfangreichen *märchen* anzufangen, als mit kleinen *gedichten*. Eine grosse hauptsache dabei ist, dass die geschichte den schülern schon stofflich bekannt ist, und sie nun ihre ganze aufmerksamkeit auf die fremdsprachliche form richten können. *2. jahr englisch z. b. Story of little Mouck* von Hauff. I. Erzähle die geschichte kurz deutsch. II. Zerlege das ganze in abteilungen und versche jede mit englischem titel. III. Jede stunde eine abteilung. Erzähle dieselbe noch einmal deutsch, etwas detaillirter nun. Lasse deutsch nacherzählen. Schreibe die markantesten wörter englisch an die tafel und übe ein. Erzähle selbst englisch mit zuhülfenahme der stichwörter die kleine geschichte. Schüler englisch nacherzählen. Märchenbuch geöffnet, lese vor, schüler liest nach. Deutsche übersetzung und retroversion zu hause.

Ich kann Ihnen keine adressen von kollegen angeben, da das zusammenarbeiten von neusprachlern in unserem distrikte zu wünschen übrig lässt. Ich bin auf Sweet durch einen engländer Mr. Fenton in Leipzig hingewiesen worden. Ich habe später Mr. Sweet geschrieben, er solle den so originell geschriebenen inhalt seiner elementarbücher in gewöhnliche schrift umsetzen, damit das büchlein *namentlich billiger* wird. Lehnte ab und verwies mich auf anthologie, von Vietor.

Bildertafeln zu Sweet's buch, namentlich zu seinen descriptions wären sehr erwünscht z. b. erde, sonne u. mond Themse bei London u. Teddington. Margate das cockneybad. Angelsächsisches haus von aussen u. innen. Menschenrassen in full size etc. etc.

5. februar 1890.

OTTO P. STAAKE, oberlehrer,
realschule, Meerane i. S.

No. 31.

1. Vom laute. — 2. Durch lautschrift. — 3. Ich bediene mich der lautschrift der *Éléments d'anglais parlé* von Paul Passy für das englische, der lautschrift des *Français parlé* von demselben verfassers für das französische. — 4. In dem „Cours complémentaire des Ecoles communales“, wo ich lehrte, dauerte der fremdsprachliche unterricht nur ein jahr. So liess ich meine schüler nur in den letzten tagen zur orthographie übergehen, nur um ihnen das lesen gewöhnlicher bücher zu ermöglichen. Es war aber noch zu früh. — 5. Ich kann kaum darüber antwort geben. Ich habe keine müssstände bemerkt; aber meine prüfung war zu kurz. — 6. 7. Ich fange es gleich mit dem *sprechen* an. Ich mache irgend eine bewegung und nenne sie meinen schülern. z. b. *si get ap.* Dann muss einer aufstehen und mir sagen, was er macht. Natürlich befehle ich englisch. Nächstens sage ich den anderen kindern, was jener macht: *hi gets ap.* Ferner sollen sie mir auf die frage: *howt daz hi dü* antworten (*hi gets ap.*). Fast zu gleicher zeit nehme ich gedichte, lesestücke zur hand. Ich trachte, meine schüler so weit zu bringen, dass sie alles, was wir in einer stunde gelernt haben, in der nächsten noch auswendig wissen. Das gelingt mir aber nicht. Anschauungsbilder benutze ich meistens ein wenig später. Es sind die des *First English reader* von Beljame. — 8. In meinem ersten lehrjahre liess ich so gut wie *nie* übersetzen. Im zweiten viel öfters: sonst sagen die kinder oft ihre lektion ohne sie zu verstehen. Selten übersetzen wir zusammenhängende stücke. Ich frage eher diesen oder jenen über den sinn eines wortes oder eines satzes. Es sind eher erklärungen als wörtliche übersetzungen. — 9. — — 10. Überaus viel. Nachdem wir ein gedicht oder prosastück gelesen haben, lasse ich von den schülern alle gegenstände auf dem zugehörigen bilde benennen. Natürlich hat dasselbe bild schon beim lesen geholfen. — 11. Im weitesten umfange. (Siehe schon oben no. 6.) Sobald meine schüler etwas englisch wissen, trachte ich das französische so wenig wie möglich zu benutzen. So werden schon eine menge sätze wieder und wieder ohne anstrengung geübt: *gou tɔ də blackhoəd, rɔil daun; — d'æt's rɔŋg; — wil jū karekt.* Dann frage ich meine schüler über die letzte lektion. Auch geb ich ihnen befehle: *put jɔc buk ɔn dʒɔn's desk. — teik it bek. — put it intu jɔc desk* etc., welche mir überaus nützlich scheinen: ich sehe dabei, ob der knabe versteht, und es ist für die schüler ein vergnügen. — 12. Immer auf induktivem wege! Am anfang ist das ziemlich schwer, weil die schüler daran nicht gewöhnt sind. Später aber gelingt es sehr gut. Gegen das ende des ersten jahres genügte es nur einmal zu sagen, dass auf die frage: *hæv jū sɔm peipɔ* man entweder: *yes ɔi hæv sɔm (peipɔ)* oder *nou ɔi hæv nou peipɔ (nɔv)* antworten solle, damit ein schüler mir gleich die regel finde. — 13. Ich habe fast keine gegeben: nur sollen meine schüler, was auf die tafel geschrieben wird, auf ihr heft niederschreiben und es dann üben. Einmal liess ich eine kleine geschichte, die wir geübt hatten, wieder schreiben. — 14. Sehr zufrieden. Ich habe meine klasse mit mehreren anderen verglichen. Sie schien mir besser als die eines lehrers, der ganz und gar durch die alte methode lehrt, und ein wenig besser als die eines andern, der durch eine etwas neuere methode lehrt. Doch bedeutend schlechter als die eines dritten, der fast ganz die neue methode benützt, nur nicht

die lautschrift, und der viel übersetzt. Er ist aber ein ausserordentlich guter lehrer, und ich fange nur an. — 15. Ich habe nie durch die alte methode gelehrt, die neue scheint mir aber insofern besser zu sein: 1) die aussprache ist besser, 2) es ist leichter eine gute aussprache durch diese methode zu gewinnen, 3) die schüler lernen zu horchen, zu bemerken, zu generalisiren. — 16. Die mängel kommen vom lehrer, nicht von der methode. — 17. Die schüler kennen sie so viel besser, weil man ihnen nur wenige eingepaukt hat. — *Bemerkungen:* Ich habe über meine methode im *Maitre phonétique* 5 (mai) und 6 (juni) 1888 gesprochen. Ich habe die neue methode auch in privatstunden benutzt, und immer mit dem besten erfolg. Was mir ausserordentlich gut gelingt sind phonetische diktate: es zeigt ganz klar nicht nur dem lehrer, sondern *auch dem schüler*, welche fehler er im HÖREN macht. Einen schweden, der glaubte, er höre ganz richtig das *f* und *ʒ*, *s* und *z*, habe ich so überzeugt, dass er diese verschiedenheit im laute gar nicht verstehe. — Ich habe durch dieselbe methode auch *gelernt* und sie hier überaus erfolgreich gefunden. Erst habe ich meine aussprache im englischen bedeutend verbessert. Dann habe ich etwas portugiesisch und etwas von dem patois des Bearn durch die methode gelernt. So oft es mir möglich war, machte ich es wie folgt: Ich ersuchte jemand mir zu sagen, wie man in seiner sprache sage in solch oder solchem falle: z. b. „was würdest du sagen, wenn du im dorf Aas (in den Pyrenäen) wärest und deinen weg nach Eaux Bonnes fragen wolltest?“ Diese frage machte ich immer in sehr unbestimmten wörtern, so dass eine wörtliche übersetzung unmöglich sei. Die antwort schrieb ich dann phonetisch nieder. Dann studirte ich sie, bis ich sie ganz gut konnte. — Ich habe die phonetische methode, so viel dass geht, im unterricht im altfranzösischen angewendet. Nämlich suchte ich immer durch das zeichen zum laute zu gelangen. Die grammatik des altfranzösischen liess ich meistens aus den texten herausfinden. Die geschichtliche phonetik suchte ich physiologisch zu erklären, und dieses gelang mir am besten: sehr oft sagten mir meine schülerinnen (zwei englische mädchen) nach der physiologischen erklärung einer phonetischen thatsache, sie verstünden jetzt ganz klar, was ihnen zuvor viel unnützes kopfzerbrechen gekostet hatte. Leider hatten sie schon lange durch die alte methode gelernt; ich konnte nicht mit dieser auf einmal brechen, was von ihrer seite misstrauen erweckt haben würde: auch war es ein erster versuch, und endlich gab ich ihnen nur ein oder anderthalb dutzend stunden. Aber ich bin überzeugt, dass die phonetische methode nicht nur zu den lebenden sprachen, sondern auch zu den toten ganz und gar passt. Natürlich sollte sie mehr oder weniger geändert werden. Ich will aber sagen, dass es immer das beste ist, eine sprache als ein lautliches ding, die grammatischen regeln als die verallgemeinerung der sprachlichen thatsachen zu betrachten.

Neuilly sur Seine, 5. februar.

JEAN PASSY.

chargé du Cours complémentaire à d'Anglais
l'École Communale de la rue Montgolfier, *Paris*.
(Actuellement en congé pour raison de santé.)

No. 32.

1. Vom *laute*; doch lasse ich das wort, bezw. die wortgruppen, nachdem sie der schüler lautlich kennt, an die tafel schreiben zur einübung der ortho-

graphie. — 2. Nein. — 3. Keiner. — 4. Sofort. — 5. Nein. — 6. Von lesestücken (Plattner, *Vorstufe*). — 7. Ausschliesslich zusammenhängenden lesestoff. — 8. Fast nur zusammenhängende stücke. — 9. Auf der untersten stufe (quinta). — 10. Gelegentlich zu sprechübungen (die üblichen deutschen aus der vorschule). — 11. Im anschluss an die lesestücke, auch nach anschauungstafeln. In V als frage und antwort; in IV schon wiedererzählungen der stücke aus Plattners *Elementarbuch*, später im anschluss an die klassenlektüre und zur kontrolle der privatlektüre. — 12. Der schüler lernt das neue in der grammatik zunächst durch selbständiges auffinden an der lektüre kennen, dann erst sieht er die regel im zusammenhang im grammatischen teil. — 13. Wöchentlich eine schriftliche arbeit in V u. IV, 2 klassenarbeiten: 1 häusliche arbeit; in III alle 3 wochen 2 arbeiten (1 häusl. u. 1 klassenarbeit); in II 14 tägige häusliche und klassenarbeiten abwechselnd; in I alle 4 wochen je 1 aufsatz, 1 extemporale, 1 exerzitium. Exerzitien sind zusammenhängende stücke. Klassenarbeiten in V diktate, übersetzungen zusammenhängender übungssätze im anschluss an die lektüre, französische antworten auf französisch diktirte fragen etc. Von IV an treten zu diesen übungen auch wiedererzählungen. — 14. Sehr. — 15. Vor allem: erleichterung der schüler, die mit grösserer freude die sprache treiben. — 16. Keine. — 17. Gut.

7. februar 1890.

DR. R. SACHSE, ord. lehrer
am realgymnasium, *Charlottenburg*.

No. 33.

Beim ausspracheunterricht wird von der *schrift* ausgegangen.

7. februar 1890.

DR. MEYER, rektor,
höhere bürgerschule, *Elsfleth*.

No. 34.

1. Vom laute. — 2. Durch lautschrift (wandtafel, *kein* heft). — 3. Nach Vietors *Phonetik* mit mehrfachen modifikationen. — 4. Nach etwa 3—4 wochen. — 5. Nein. — 6. Im englischen lesestücke. — 7. Auch einzelsätze. — 8. Auch einzelsätze (in quinta ausschliesslich). — 9. Französisch quinta, englisch untertertia nach 2- bis 3-monatlichem unterrichte. — 10. —. — 11. Im anschluss an die zusammenhängende lektüre. In obersekunda (englisch) wird zur erklärung gramm. metr. etc. dinge nur das deutsche angewandt. — 12. Durch übersetzen von einzelsätzen. — 13. Sämtlich nach vorschritt: vierzehntägig (ausser V französisch wöchentlich) exerzitien, extemporalien, diktate, beantwortung von fragen, die im anschluss an die lektüre gestellt werden. — 14. Was auf diesem wege zu erreichen ist, erreiche ich. — 15. Besserung in aussprache. — 16. —. — 17. Sie sind gut. — *Bemerkungen*: Vorstehende antworten zeigen den weg, den ich hier einschlage, wo mich lehrbücher (Ploetz, Gesenius) und vor allem lehrplan auf eine bestimmte route weisen. Mein pädagogisches glaubensbekenntnis stimmt in allen wichtigen punkten mit dem überein, was mein freund Walter-Wiesbaden in seinen abhandlungen niedergelegt hat. Im privatunterricht habe ich auf ähnlichem wege gute resultate erzielt.

9. februar 1890.

REINHOLD TRILLER,
realgymnasium, *Krefeld*.

Nr. 35.

1. Vom laut. — 2. Nein. — 3. 4. 5. — — 6. An der hand von lesestücken (lehrbuch von Mangold-Coste). — 7. Nur ersteres. — 8. Beides. — 9. In quinta. — 10. Gar nicht. — 11. Im engen anschluss an den text, umfang mässig. — 12. Induktiv. — 13. Abschriften, diktate, übersetzungen, wöchentliche arbeiten. — 14. Gut. — 15. Grösseres interesse der schüler, erleichterung der arbeit für sie und sichere aussprache. — 16. Keine. — 17. —.

11. februar 1890.

DR. R. BIRKENHOFF.
realgymnasium, Dortmund.

Nr. 36.

1. Ich gehe beim ausspracheunterricht *von der schrift* aus. — 2. Ich unterstütze den unterricht nur im englischen durch *aussprachezeichen* nach Meffert. *Elemente der englischen formenlehre* (Teubner). — 3. 4. 5. — — 6. Der erste ausspracheunterricht wird in der weise von mir erteilt, dass ich die spezifisch englischen laute an besonders ausgewählten *wörtern* einübe und dann sofort zum *lesen von sätzen* übergehe, wie sie das lesebuch zufällig an die hand gibt. — 7. Ich verwerte *im englischen* (u.-III) ausschliesslich *zusammenhängenden lesestoff*, im *französischen* (V) nur *einzelsätze*; was durch die eingeführten lehrmittel (in u.-III: Saure. *Englisches lesebuch* 1. teil, in V: Ciala, *Französische schulgrammatik*, untere stufe [Teubner]) bedingt ist. — 8. Was das *übersetzen aus dem deutschen* in die fremde sprache betrifft, so ist für das englische in u.-III ein besonderes übungsbuch nicht eingeführt, so dass nur retroversion, umformung des textes (bei Saure) möglich ist. Im *französischen* in V werden die deutschen sätze erst übersetzt, nachdem mehrere paragraphen der *französischen sätze* durchgearbeitet worden sind. — 9. Auch in o.-III wird im englischen nur retrovertirt, ein übungsbuch zum übersetzen ins englische erhält erst die u.-II in Mefferts *Übungsbuch zur englischen grammatik*. — 10. —. — 11. *Sprechübungen* werden zwar in den unteren klassen von mir vorbereitet, aber in den oberen fehlt es hauptsächlich an zeit und gelegenheit, sie zu pflegen. Wer kann es wagen z. b. Shakespeare englisch zu interpretiren? Ein lesebuch (Saure, II. und III. teil) ist mir seinerzeit abgeschlagen worden. — 12. Ich versuche die *induktive methode* nicht selten, aber sie erfordert zeit, und die englische syntax in II auf diese weise durchzumachen ist unmöglich. Es fehlt auch an stoffsammlungen. Übrigens verstehe ich die fragestellung nicht. Es schliesst doch nicht aus, dass man die grammatik auf induktivem wege durch übersetzen von einzelsätzen gewinnt? Ich glaube im gegenteil, dass einzelsätze sich vorzugsweise dazu eignen. Die befestigung der grammatik dürfte im anderen falle sich schwer erzielen lassen. — 13. Die *anzahl* der schriftlichen arbeiten ist reglementirt. In I: monatlich ein exerzitium und ein extemporale. Letztere lasse ich ausschliesslich alle 14 tage bis 3 wochen anfertigen. In II: alle 14 tage ein exerzitium und monatlich ein extemporale. In III: alle 14 tage ein extemporale. In o.-III lasse ich als vorübung alle 5 bis 6 wochen ein exerzitium machen. Im englischen tritt an die stelle des extemporale mitunter ein orthographisches diktat. In V: meist alle

8 tage ein extemporale oder orthographisches diktat. Den *stoff* für die exerzitien nehme ich aus R. Wilcke, *Materialien* etc. (Weidmann) für I, aus Mefferts *Übungsbuch* für II, im französischen sind für o.-III Kressners *Übungssätze* eingeführt. Die extemporalien werden meist an die lektüre angeschlossen, sofern dies angeht, sonst sind sie nur historischen inhalts oder reine formenextemporalien. Das deutsche wird nur ausnahmsweise diktirt. — 14. Auf diese frage, welche wohl hauptsächlich der aussprachemethode gilt, kann ich nur antworten, dass ich allerdings mit dem verbessern der aussprache viel mühe habe und bis in die obersten klassen auf die verbesserung der aussprache bedacht sein muss, dass ich jedoch bemerkt habe, dass fast alle von anderen anstalten zu uns herübergekommenen schüler, insbesondere auch die abiturienten der realprogymnasien im englischen, was die aussprache betrifft, sich mit meinen schülern nicht messen konnten. Ob einer von den fremden zöglingen nach der phonetischen methode unterrichtet worden ist, kann ich nicht sagen. — 15. 16. 17. — *Bemerkungen*: Zum schluss gestatte ich mir noch die bemerkung, dass obigen ausführungen eine fast 13 jährige lehrpraxis zu grunde liegt. Ich habe, mit unterbrechung eines jahres, während dieser zeit den anfangsunterricht in V und bis ostern dieses jahres den englischen anfangsunterricht in u.-III, seit 1883 den unterricht in den oberen klassen geleitet. Zu no. 2 erlaube ich mir noch folgenden satz von Sallwürks (*Deutsche literaturzeitung* 1888, p. 1449) zu zitiren: „Wie kann man nur die ungereinheit übersehen, das *schriftbild* durch das *lautbild* verdrängen zu wollen, indem man den schülern eine *lautschrift* vorlegt?“

12. februar 1890.

DR. RICHARD MEDEM, ordentlicher lehrer.
realgymnasium zu St. Johann, *Danzig*.

No. 37.

Hinsichtlich der von mir befolgten methode und meiner ansichten über neusprachliche reformen gestatte ich mir, mich auf den im jahresbericht der grossherzoglichen realschule zu Bingen für 1888/89 enthaltenen aufsatz zu beziehen.

12. februar 1890.

DR. SCHNEIDER, direktor,
realschule, *Offenheim a. Rh.*,
von 1870—1889 direktor der grossherzoglichen
realschule zu Bingen.

No. 38.

1. Vom laute. — 2. In massvollster weise durch *lautschrift*. — 3. Einer eigenen schrift, die nur diejenigen punkte hervorhebt, welche erfahrungsmässig von unseren schülern verfehlt werden. — 4. Im zweiten semester. — 5. Nein! — 6. Lesestücke. — 7. *Nur* zusammenhängenden lesestoff. — 8. Übersetzungen aus dem deutschen werden angefertigt; aber nur zusammenhängende stücke, die eng an die vorhergegangene fremdsprachliche lektüre angeschlossen sind. — 9. Im zweiten semester des fremdsprachlichen unterrichts (fürs französische das 3., fürs englische das 6. schuljahr). — 10. Gar nicht. — 11. Im engsten anschluss an das gelesene zuerst; allmählich freier, aber immer auf rund der lektüre. — 12. Auf

induktivem wege. — **13.** Klassenarbeiten (diktate; übersetzungen aus dem deutschen in die fremde sprache) und häusarbeiten (übersetzungen gleicher art) wöchentlich abwechselnd nach dem turnus: exerzitium, extemporale, diktat. — **14.** Die aussprache ist viel besser geworden, ebenso die fähigkeit *aus* der fremden sprache zu übersetzen; die grammatische sicherheit hat abgenommen. — **15. 16. 17.** unter punkt 14 angedeutet.

16. febr. 1890.

FR. SPEYER, ord. wissensch. lehrer,
kgl. elisabethschule, *Berlin*.

No. 39.

1. Vom laute. — **2.** a) bisher nicht; ist jedoch in aussicht genommen. b) nein. — **3. 4. 5.** — — **6.** Von lesestücken (erzählungen). Hölzels anschauungsbilder sollen angeschafft und benutzt werden. — **7.** Vorwiegend zusammenhäng. stoffe; aus einzelsätzen die grammatischen formen des betr. dem stück zugetheilten abschnitts. — **8.** Meist zusammenhäng. stücke; aus einzelsätzen die grammat. formen des betr. abschnitts. — **9.** In sexta im 2. halbjahre. — **10.** —. — **11.** Das eingeübte lesestück wird satzweise in frz. frage (von seiten des lehrers oder besseren schülers) u. frz. antwort (mit den worten des buches durch die schüler einzeln und im chor) rekonstruiert, auch mit benutzung früher erlernter wendungen bisw. etwas umgeformt. — **12.** Auf induktivem wege und durch nachträgliches übersetzen von einzelsätzchen, die meist nur den betr. passus berühren. — **13.** *Sexta*: 1. halbj. diktat des eingeübten stücks; 2. halbj. diktat einer frz. umformung dess. stücks, od. anfertigung eines *questionnaire* darüber, dessen antworten die schüler selbst frz. bilden, während die frz. frage diktirt wird. Alle 8 tage. *Quinta*: diktat einer umformung eines erlernten stücks, oder übersetzung einer vom lehrer deutsch diktirten umformung, die sich ziemlich eng an das stück anschliesst, oder übersetzung grammatischer formen, besonders von verbalformen. Auch *questionnaires* wie in sexta. Alle 8 tage. *Quarta*: ähnlich wie in quinta. Alle 8 tage. — **14.** Durchaus befriedigt. — **15.** Die teilnahme der ganzen klasse ist viel reger; die zungenfertigkeit ist grösser; das verständnis für den inhalt des betr. stücks ergibt sich schneller; die vokabeln werden unbewusst gelernt, ohne erst aufgegeben zu werden; sprechübungen gehen ungleich besser. Idiomat. wendungen und syntakt. erscheinungen haften fester. — **16.** —. — **17.** Vollauf befriedigend.

16. febr. 1890.

DR. KRON, ord. lehrer,
höhere bürgerschule, *M.-Gladbach*.

Fortsetzung folgt. Ich wiederhole die bitte um fernere einsendungen.
Marburg.

W. VIETOR.

REZENSIONEN.

A. TÄNZER, oberlehrer am realgymnasium zu Zwickau, *Die natur unserer sprachlaute mit berücksichtigung des französischen und englischen*. Programm (ostern 1890).

To the advanced student of phonetics a treatise like the above, which everywhere displays evidences of conscientious and independent investigation, is always much more welcome, because it is much more provocative of thought, than one which merely follows known and tolerably safe authorities. Nevertheless it goes without saying that he who leaves the beaten track is always somewhat more liable to miss his way than he who walks sedulously in the foot prints of his predecessors: and I will therefore venture to express several disagreements with Herr Tänzer's conclusions. But even in these cases it seems to me that Herr Tänzer has sometimes done service to phonetic science: for an infant science, such as phonetics yet is, grows as much by the progressive suggestion, consideration and exclusion of attractive but untenable hypotheses as by straightforward discovery or demonstration of the truth. It will readily be understood, then, that though I am about to criticize adversely some points in Herr Tänzer's treatise, I think also that a more faultless discourse might not have been worth half so much.

To the phonetic investigator the most interesting portion of the work is that (§ 16—26) which the author (*anm.* 11) seems to have had most hesitation in publishing. The effect of those paragraphs is to shew that the same vowel may be produced by different articulations, sometimes by several such. I have already called attention in these pages to the importance of this phenomenon and have undertaken to discuss it further. I will therefore only say here that Herr Tänzer's summary is highly instructive, and that it agrees in the main with my own observations. In one particular only does it entirely clash with my experience. That is in § 24, where he speaks of the edges of the tongue giving way to the pressure of the cheeks ("dem drucke der wangen nachgebend"). In any *unprotruded* position of the tongue I quite fail to realize this: and even in protruded positions it is the lips and not the cheeks proper which press upon the tongue. It is utterly beyond my power to touch both cheeks with my tongue edges at the same time, and therefore, *à fortiori*, utterly impossible for the cheeks to press upon my tongue-edges.

This valuable digression does not, however, sensibly affect the course of the writer's exposition, for he proceeds to assign the sounds severally to their most usual or convenient articulations, and tabulates them accordingly (§ 27). But the value of all such tables is vastly decreased after it has been admitted that the tabulated vowels *can* be articulated otherwise. The table becomes in that case little more than a *memoria technica* of the commoner habits of articulation: and for that purpose Bell's rectangles are still as serviceable as anything which has since been invented.

The six diagrams which follow this table are very interesting specimens of the oft-renewed attempt to represent vowel-affinities clearly by graphical means. It may seem faint praise to say that Herr Tänzler's diagrams are no worse than many others: but it yet remains to be seen whether any entirely satisfactory diagram is possible. It interested me much to note the number and wide distribution of the *ö* class of vowels in Herr Tänzler's schemes, because my own experiments in artificial vowel production point to a very similar result. Their real numerousness has not hitherto been recognised, because their obscure vocal quality only serves to differentiate them very feebly from each other.

After the diagrams follows a table, describing very minutely for each of the ten principal vowels the accompanying changes in the position of the lips, jaws, cheeks, tongue, antedental and post-dental cavities. This is a great improvement upon the mere bald indication of the *artikulationsstelle*, and as such it has an undoubted practical value. But even for practical purposes its value is greatly diminished by the absence of all arithmetical quantifications, especially to any one who has to interpret this table without any aid of personal explanation or instruction. This same deficiency, however, has been universal hitherto, owing partly to the extreme difficulty of measuring the vowel cavities internally. A new method has recently been contrived and practised by Mr. Grandgent of Boston, U. S. A. His results are embodied in diagrams, based on actual internal measurements, and it may be taken as certain that accurate diagrams must eventually supersede the best verbal descriptions of vowel articulations. I hope to give a more detailed appreciation of Mr. Grandgent's work in a future number.

Herr Tänzler has some good remarks (*ann.* 9) on the "reconstruction" of words, and especially of their vocalic elements, in loud speech. The earlier phoneticians, especially those of the organic school, were too much disposed to ignore this phenomenon. They insisted on studying "spoken", by which they meant colloquial, language. It was useless to tell them that colloquial language is debased. They resented the term. For the organic system knows no distinctions of worthiness or unworthiness among its infinite gradations of vowel-sounds. In vain was appeal made to the orthoepist and the pronouncing dictionary. The organic phonetician poured contempt upon both. But the orthoepist and the lexicographer can never be merely arbitrary rulers of language. If they do their duty properly they are simply observers of the current forms of loud and emphatic speech, just as our organic friend has, very usefully, constituted himself the observer of colloquial speech. The orthoepical forms of language are not created by the dictionary, nor even by the schoolmaster. I venture

to think that language had its orthoepical forms before it had even an alphabet. For then as now, the uses of the field and of the shore, of the conflict and of the public assembly, demanded fuller and more sonorous forms of speech than those which sufficed for mere colloquy. The history of human locutions is not one of continual breakdown and decay, but of battle between innovating and conservative forces; and the power of the latter seems to have been almost always underestimated by phonetic writers hitherto.

Herr Tänzler has an idea, to which he recurs several times (§ 9, *anm.* 5, 18), that the vowel sounds are prepared (*vorberzitet*) to some extent before they reach the mouth. In other words, they are not differentiated solely by the operations of the tongue and lips. Whether there is any *glottal* preparation in the case of loud vowels I am as yet unable to say, but I have already (*Speech-Sounds* § 16) recorded my belief that in whisper there is a certain rude tuning of the glottal hiss to the vowel which at the moment is intended to be uttered: but the subject is a very difficult one, and though Herr Tänzler speaks of the *teillonzerzeugern* (*anm.* 18), by which he assumes these effects to be produced, he gives us no clear idea what they are or where they are to be looked for.

There are a few matters of observed fact in which I find myself unable to agree with Herr Tänzler. The English *th* is not protruded by *Englishmen*. Nevertheless it is most easily acquired by protrusion, and the learner can then be taught gradually to withdraw the superfluous portion of tongue. I hardly think the combination *kng* (§ 72) is totally wanting in colloquial English and German, e. g. *blacken, trocken*. I do not find that moistness or dryness of lip or tongue effects any very striking transformation in the fricative sounds. I am inclined to think that it is a mistake to attribute much importance to the *acoustic* vibrations of the soft palate (§ 37), tongue (§ 53), cheeks and palatal arches (§ 3), hard palate, jaws and skull (§ 51). I do not of course here refer to the massive and comparatively slow vibrations by which trills are produced, but to vibrations of tone. These enclosing substances do, no doubt, participate in and carry the vocal vibrations to a certain extent, but their effects seem slight and secondary when compared to those of the vibrating air-column itself. It does not appear that if the enclosing substances were composed of the most irresponsible materials the quality of any vocal sound would be materially altered.

Herr Tänzler thinks that in the case of a very slight opening of the nasal passage the nose simply acts as a kind of conduit for the internal resonances, without impressing them much with specific nasal tone. Whether this is the complete explanation I am not sure, but it is probably part of it. I do not venture to criticize the statement (§ 60) that voiced spirants (*stimmige spiranten*) are unknown (even medially?) to German, but simply signalize it and pass on.

I will utilize my remaining space with a few remarks upon some of the terms employed. The progress of phonetic science is more hindered at present perhaps by its faulty nomenclature than by any other single cause. Yet it is probably too soon to attempt any thoroughgoing reform, because the present confusion of words reposes almost entirely upon corresponding confusions of thought, which are as yet only in process of being cleared up. The most that

can be done at present is to scrutinize carefully the expressions used by individual phonetic writers, with a view to discover (1) whether they have any meaning, (2) whether it is a clear meaning, (3) whether it is an invariable meaning, and (4) whether it is not already better otherwise expressed. It may seem too much to insinuate that there are phonetic terms in existence which express no real fact, but I feel tolerably sure that such is the case in several instances. Two such occur to me as I write. The one is "cheek-rounding", a mysterious because impossible process wherein the action of the cheeks is supposed to be substituted for that of the lips in producing the so-called "round" vowels. The other is "unmodified voice", a term which contains within itself its own condemnation: for, since voice is always glottal tone, *modified* by passing through a vocal passage, it is just as impossible to yet rid of the modification as of the passage which creates it.

One word whose ambiguity was brought forcibly home to me by a passage in Herr Tänzer's treatise was the word *scharf* (= Eng. *keen*). He says that all spirants become keener in quality the more forcibly the articulating parts are pressed together (§ 60). He is speaking with special reference to *f*, and a little reflection on the acoustic conditions involved leads to the conclusion that the real pitch of the compressed *f* must, if it differs at all, be some what *lower* than it was previously. We have thus the apparent paradox of a keener sound at a lower pitch. Yet so far as the sense-impression of keenness (*schärfe*) is concerned Herr Tänzer is undoubtedly right. The compressed *f* does sound keener than the relaxed *f*. Why? Clearly because the keen vibrations are increased in quantity, though they are hardly maintained in pitch. And it was found in my investigation of the *i* vowel that the same feeling of increased keenness might be produced in yet a third manner, namely, by the addition of overtones. Hence it appears that the rather vague sense-perception which we call keenness may correspond to at least three different objective realities.

The next term I wish to criticize is "quantitative" (§ 62). The ambiguity here resides less in the term itself than in Herr Tänzer's use of it. He tells us that the difference between palatal *ch* and voiceless *j*, as also between *s fortis* and *s lenis*, in German is only *quantitative*. Now the term quantity is so uniformly employed to indicate duration in speech-sounds that one hesitates to give it any other meaning. Yet the distinction pointed at by the context does not consist in quantity of duration but in quantity of force; and this, though it is certainly in the objective reality a truly quantitative distinction, is found to produce in the sense-impression a difference which is rather apprehended as qualitative in character.

Last of all let me raise a mild protest against the word "reduced" (*reduziert*) as a term indicating sounds which from haste, carelessness or historical attrition fall short of some other sound which is conceived to be their former or their ideal type. The word "reduced" is, in English at least, overburdened with meanings already: its etymology suggests conscious and *voluntary* retraction, which is exactly what it ought not to indicate. What is really wanted is a word which will indicate that these sounds fall short either (1) of what is actually aimed at by the speaker, or (2) of what former speakers actually aimed

at or (3) of some understood or specified standard. Their characteristic property is that of falling short of some aim, ideal or actual. The French word *manqué* is the nearest one I know, but its form is equally un-English and un-German. Perhaps the present participle *manquant* might be utilized and found expressive for this purpose. Or in German, *unerzielt* might be preferred.

I have purposely said little about Herr Tünzer's treatment of the consonants, not because there was little to say, but rather for the contrary reason. Here as elsewhere his treatment is original and suggestive, but it differs very widely from my own conclusions: and as I purpose preparing an initial statement of my own results for *Phon. Stud.* IV 3 it seems useless to anticipate them here.

In conclusion I would like to call attention to the interesting observation recorded in *ann.* 15. "If a considerable company of men sounds a given tone, and a single individual produces in the same tone any vowel whatever, the vowel sounds forth in a clearly perceptible manner, being reinforced by every individual voice. But if this vowel is produced at a pitch which is a semitone either higher or lower than the prolonged note (of all), then the painful feeling is at once awakened of an unanticipated dissonance and the vowel produced, being smothered by the other conflicting voices, becomes obscure." The bearing of this result upon the theory of relative, as opposed to absolute, vowel-pitch is too obvious to need comment.

Liverpool.

R. J. LLOYD.

A Primer of Spoken English. By HENRY SWEET. Oxford. Clarendon Press 1890.
XII n. 97 s. kl. 8^o. Preis geb. 3 s. 6 d.

Der erfolg von Sweets *Elementarbuch des gesprochenen englisch* war wie zu erwarten, ein durchschlagender, und auch in England selbst scheint sich die überzeugung Bahn zu brechen, dass wer nicht mitkommen will oder kann, eben zurückbleiben muss und wird. Sowie bei uns noch vor etwa 10 Jahren die phonetischen bestrebungen in sprachwissenschaft und sprachunterricht als lächerliche, gemeingefährliche neuerungen angesehen wurden und auch heute noch von vielen, die es doch nicht mehr wagen, öffentlich dagegen aufzutreten, im stillen angefeindet werden, so wird es auch in England kommen. Es ist deshalb wohl kein zu grosses wagnis, dass Sweet speziell für engländer ein zweites *Elementarbuch d. gespr. engl.* erscheinen liess, obwohl über seine darstellung des von ihm gesprochenen englisch die mehrzahl seiner landsleute wieder in helle entrüstung geraten werden.

Der *Primer of Spoken English* enthält, wie das *Elementarbuch*, zunächst eine in englischer sprache geschriebene grammatik s. 1-44, danach texte s. 45-97. Die grammatik ist bis auf einige änderungen eine übersetzung der in deutscher sprache im *Elementarbuch* enthaltenen, die texte jedoch sind ganz neu. Dies macht das büchlein auch für alle, die das *Elementarbuch* schon besitzen, zu einer äusserst willkommenen gabe, denn wie ich in meiner besprechung des letzteren (im *Litbl. f. germ. u. rom. phil.* 1886, n. 10) betont, können wir nicht genug derartig transskribirter texte haben. Diese neuen texte sind ein neues stück kapital

lebend-englischen sprachguts, das nach verschiedenen richtungen hin fruchtbringend zu verweiten ist. Sie sind zudem so gut gewählt, dass es ein ästhetisches vergnügen gewährt, sie zu lesen: zuerst ein paar stücke für kleine kinder, *do san, do murcn, rein, do kauodli litt boi, di aidl boi, do jag rat* und die moralische geschichte von *di ould tscpl*. Danach stücke für erwachsene: *waild laif, a reikwei ihskrofsen, at do sij said, edzjukeifon* (wobei es bezeichnend ist, dass im inhaltsverzeichnis, in der überschrift und im texte selbst *ed:u:keifon* geschrieben wird, im seitenkopf dazu aber durchaus *edju:keifon!*), *soufalizm, skeitig*.

Die texte hat Sweet nicht alle selbst verfasst, sondern auch einige „from older writers (William-Mary Howitt?), *modernizing* and *simplifying* them where necessary“. Es ist sehr schade, dass Sweet diese quellen nicht genau angegeben und uns so die nicht kleine mühe erspart hat, dieselben aufzusuchen; für ausländer wenigstens, doch auch für engländer, namentlich später einmal, wäre es doch von grossem interesse zu sehen, welche ausdrücke und wendungen Sweet im jahre 1890 als veraltet und der modernisirung bedürftig angesehen hat.

Obwohl das buch nur eine art englischer bearbeitung des *Elementarbuchs* sein soll, sind darin doch namentlich in der darstellung der texte wesentliche änderungen vorgenommen worden. Dass Sweet wie in der ersten auflage des *Elementarbuchs* den phonetischen texten nirgends die in der gewöhnlichen orthographie gegenübergestellt hat, wird der schnellen verbreitung nur hinderlich sein, doch das ist eine rein praktische frage.

Während im *Elementarbuch* die texte nach betonungsgruppen gedruckt werden, gibt Sweet hier die bezeichnung derselben auf und setzt statt satzakzent nur den wortakzent; er nennt dies selbst ein experiment, und er wählte es vielleicht auch, um das verständnis zu erleichtern; wenn nun auch die betonungsgruppen sowie die satzmelodie, wie sie im *Elementarbuch* veranschaulicht werden, notwendigerweise subjektiv sein müssen und ganz leicht auch bei ein und demselben sprecher ein anderesmal anders ausfallen könnten, so beeinträchtigt dies ihren wert doch keineswegs. Das gesamtbild des satzes ist darin ebenso wie die bezeichnung des einzellautes eine art photographie des von einem sprech-individuum wirklich gesprochenen. Und deshalb scheint es mir wünschenswert, Sweet kehrte in zukunft zur darstellung im *Elementarbuch* zurück. Wären die texte in gewöhnlicher orthographie gegenübergedruckt, wäre auch ohne isolirung der einzelnen worte alles deutlich genug; so sehen die phonetischen texte höchst sonderbar aus; wenn man die einzelworte in ihrer *gewöhnlichen aussprache als einzelworte* (was freilich nicht das gewöhnliche, sondern das seltene ist) nebeneinanderstellte und es dem leser überliesse, die übergänge und kürzungen sich dazu selbst zurechtzumachen, hätte dies gewiss seine berechtigung; es scheint mir, nebenbei gesagt, eine solche behandlungsweise, die einzig rationelle für schulzwecke zu sein, s. mein büchlein *Über den unterricht in der aussprache des englischen*, s. 49). Doch die einzelworte in den reduktionen, die durch kürzungen und übergänge im zusammenhange des satzes entstehen, einzeln nebeneinanderzustellen, wird vielleicht Sweets landsleute mehr befremden als überzeugen; ein satz wie *where's z iz waif?* sieht unnatürlich aus, weil weder für die verkürzung des *is* in *where's* noch für das fallen des *h* im unbetonten *his* aus dem satzakzent eine begründung abzuleiten ist. Doch auch dies ist nur eine praktische frage von nebensächlicher bedeutung,

durch die der wert der transkribirten texte nur insofern gegenüber denen des *Elementarbuch*s beeinträchtigt wird, als wir uns die betonungsgruppen selbst zusammenstellen müssen; für die satzmelodie ist auch hier durch beifügung von ' und ' etwas gethan.

In der transkription selbst hat Sweet durch einföhrung weiterer schwacher formen eine neuerung vorgenommen, so namentlich *i*, *ö* (im *Elementarb.* *ü*), *zi*, *ou*, *öu* für schwache *i*, *o*, *ai*, *au*, *ou*.

Jeder, der weiss, wie mühsam die drucklegung solcher transkriptionen ist, wird es begreiflich finden, dass hie und da störende druckfehler mituntergelaufen sind. Doch, wenn mir nichts entgangen ist, sind deren verhältnismässig erstaunlich wenige; im folgenden notire ich, was mir aufgefallen, wobei ich es freilich beklage, dass im *Primer* nicht wie im *Elementarbuch* eine zeilenzählung am rande beigefügt ist; auch die engländer lieben es ja doch nach „chapter and verse“ zu zitiren, wie wir nach seiten und zeilen.

47, 19 lies *hi:for* statt *bi:for*.

49, 5 l. *z:baut* statt *z:baut*;

54, 3 l. *fröm pleis to pleis* st. *f. p. to p.*

56, 18 l. *ou a prafiz* st. *ou a prafiz*

70, 5 l. *ouldfæfnd* st. *ouldfæfnd*.

76, 5 l. *maslz* st. *masls*.

(81. 9 l. *mīridjəm* st. *mīridjəm* oder war dies beabsichtigt?)

96, 1 l. *bət* st. *bət*.

Gegenüber dem *Elementarbuch* ist Sweet in reduktionen noch weiter gegangen, und dies wird ihm, wie zu erwarten, von seinen landsleuten übel gelohnt werden. Die grenze zwischen *colloquialism* und *vulgarism* ist freilich da sehr schwer zu ziehen; man müsste zwischen diese beiden begriffe noch das *stadinn sehr nachlässiger aussprache gebildeter* einschieben, das rein *individuell* ist und mit dem bildungsgrade nichts zu thun hat. Da dies aber so individuell ist, muss es als solches betrachtet werden und nicht als allgemein üblich; das heisst, es werden zahllose gebildete so reduzirt sprechen und zahllose viel weniger nachlässig, je nach ihrer lebensweise.¹ Leute, die durch ihre lebensweise, sei es als lehrer, geistliche, vereinsleiter, beamte u. dgl. m. täglich in die veranlassung, ja nöthigung kommen, im zusammenhange vor einer grösseren gesellschaft zu sprechen oder viel vorzulesen, werden, selbst wenn sie sich von allen schulpedantischen unnatürlichkeiten frei halten, naturgemäss sorgfältiger sprechen, und dies wird auch ihre häusliche umgangssprache wesentlich beeinflussen; hingegen privatleute, besonders solche, die an sich menschenscheu und wortkarg sind und durch keinerlei äussere veranlassung und gewöhnheit zu andauerndem deutlichen sprechen gezwungen werden, werden sich viel mehr gehn lassen, auch wenn sie einmal öffentlich sprechen. Selbstverständlich wird bei letzteren der natürlichen neigung zu reduktionen durch keinerlei äussere gründe entgegenearbeitet. Ihre aussprache wird eine gebildete,

¹ Eine längere eingehende unterhaltung über diese frage mit unser rührigen fachgenossin fräulein Laura Soames aus Brighton, die mich hier mit ihrem besuche beehrte, hat mir diese ansichten voll und ganz bestätigt.

aber nachlässige umgangssprache vorstellen. Es wäre nun grundverkehrt, ja wissenschaftlich nahezu wertlos, wollte man nun auf theoretischem wege seine aussprache in etwas sorgfältigerer art zur darstellung bringen: Sweets darstellung seiner aussprache ist eine getreue photographie derselben, *so wie sie wirklich ist*, und das macht dieselbe so wertvoll. So spricht vielleicht sogar die mehrheit der gebildeten, obwohl jeder hie und da einige individuelle abweichungen aufweisen wird, doch eine grosse anzahl, und zwar namentlich solche, die als lehrer für die sache der phonetik in erster linie zu gewinnen wären, spricht entschieden auch im häuslichen umgangssprachlich sorgfältiger. Da nun eine reihe von vulgarismen aus nachlässigkeiten der gebildeten umgangssprache entstehen, hält man vielfach letztere für erstere, die quelle für das verpönte resultat. Es muss mit allem nachdruck betont werden, dass Sweets sprache und zwar nicht nur aussprache, sondern auch phraseologie und syntax (vielleicht mit einigen ganz wenigen ausnahmen, von denen später) *nicht* vulgär ist, jedoch *gebildet-nachlässig*. Daraus ergibt sich n. e. eine wichtige verhaltungsmassregel für die benützung namentlich seitens der ausländer und anfänger. Ich habe seit jeher die these verfochten, dass Sweets transskribirte texte, sowie sie sind, nicht in die schule gehören, denn sie sind an sich für anfänger nicht die nachahmenswerte sprache. Sie zeigen in naturgetreuer gestalt die *natürliche* umgangssprache oder besser gesagt die sprache, zu der die gebildete sprache natürlicherweise werden muss bezw. werden kann, wenn man nicht sorgfältig spricht. Da der anfänger aber nicht das resultat sondern das werden zum resultat kennen lernen muss, muss er zunächst die sorgfältige sprache kennen lernen. Die nachlässige ergibt sich danach von selbst. Es ist sowohl die sorgfältige als die nachlässige sprache üblich, und man erweist Sweet und der phonetischen methode einen schlimmen dienst, wenn man diese begriffe verwischt. Wir haben nicht die nachlässigkeit als das ideal hinzustellen, sondern wir haben ihre resultate *verstehen zu lernen*; wir können aus diesen die natürlichen neigungen des lautwandels studiren, und von diesem gesichtspunkte aus sind die sweet'schen texte nicht nur für praktische zwecke sondern auch für die sprachgeschichte von unschätzbarem werte.

doum maind (89, 27 = *don't mind*), *doum bl-ijv* (90, 20 = *don't believe*), *doung konsids* (90, 3 v. u. = *don't consider*), *doum nou* (68, 1 = *don't know*, vgl. damit das höchst lehrreiche *doumt nou* 68, 2), *wha do jü :sei* (71, 3 = *what do you say*), *ouf :grei rat* (67, 5 = *old gray rat*), *koulbladid* (67, 7 = *coldblooded*), *fo wij gou* (80, 3 v. u.; 92, 11 = *shall we go*), *said* (51, 25; 55, 21 = *said*), *jüw mo pouf* (61, 16 = *you may poach*, ähnlich 89, 11), *jüw mi imedžin* (63, 20 *you may imagine*) u. a. m.: diese und andere formen sind *nicht* vulgär, sie sind äusserst lehrreich, doch sind sie nicht von anfängern nachzuahmen.

Diskutabel sind viele fälle von *have*, *had* ohne *h* doch mit vollem *a*-vokal: *wij-wed* (*we had* 54, 25 zweimal), *jü kaant-av* (92, 1 *you can't have*, ähnlich 94, 15 u. ö.). Doch der satz *do boiz-av a veri :gud 'tain wv it* (94, 6 v. u. *the boys HAVE a very good time OF it*) ist dafür lehrreich. Nicht zu billigen scheint mir *disaatnd* (61, 1 = *disheartened*) ohne *h*; auf letzteres macht mich fräulein Soames aufmerksam, ebenso bezweifle ich mit ihr die reduktion von *my* und *myself* zu *ai* statt zu *i* (52, 3; 53, 1; 79, 5).

Inkonsequenzen finden sich einige, von denen es interessant wäre zu wissen, ob Sweet sie beabsichtigt hat oder nicht.

forin :*aksent* 94, 4 gegen *dʒɔmən* :*aksint* 94, 6; hier ist kein grund für den unterschied zu sehen; vielleicht liegt einer vor in der transkription von *principles* in *ni:til* *vi d maastol fɔst prinsiplz* 86, 25 gegenüber *jū hɛvvi tɔ rɔijd fɔst prinsiplz* :*fɔst* 87, 8; das wort *enthusiasm* steht im *Elementarbuch* als *in'fju:vi:zəm*, ebenso im *Primer of Sp. E.* 89, 19, jedoch 50, 27; 61, 3 als *in'fju:vi:zəm*; erklärlich dürften die verschiedenen transskriptionen von *interest* (86, 20; 57, 27; 69, 10; 73, 20) sein.

Auffällig ist *disgrais* (61, 1 v. u. *disgrace*), *misltōn* (57, 17 *mistlewe*) und *misłpraf* (57, 27 *mis'alhrush*), *fɔzɔɔf*. (60, 16 *furzelush*); auffällig auch *seitɔz* (57, 8 *satyr*s gegen Stormouth, doch freilich es ist ein fremdwort und Nuttall gibt *sa'tɛr*); ferner interessant *li:ɔ* (50, 18 *leisure*, ich habe immer nur *le:ɔ* gehört, auch fräulein Soames „only by some old people“ i u. zwar langes i, wenn man auch die i-form oft angeführt findet); *ijvɔl* (53, 10 = *evil*) wird einem bei Sweet nicht befremden, mir ist *ijvɔl* geläufig, auch frl. Soames, was freilich ebenso wie bei *devil* nur so zu erklären ist, dass die beiden worte eben vorwiegend in der kirchensprache vorkommen und seltener *colloquial* sind. *devil* in England natürlich ausser der kirche nur vulgär. Ein individualismus Sweets dürfte sein konstantes *igsakltli* (81, 12 u. ö. ebenso im *Elementarbuch*) mit beibehaltenem *t* sein.

Ein vulgareismus ist wohl *late* or *getting up* (75, 24) statt IX: *dæt bufɔ boi wɔ:ɔ r:egjɔls* 'bad n (92, 1 v. u. *bad one*) ist scherzhaft *colloquial* und wie mich frl. Soames belehrt würden auch sorgfältige sprecher hier nur so und nicht *bad wan* sagen, weil dadurch die abschwächung des an sich etwas harten ausdrucks verloren ginge. Frl. Soames verlangt ferner in *straiiɔ tɔ get ɔt miɔ* (69, 5 v. u.) *et* betont statt *ɔt*. Was ist *ɔn em sij es* (72 3 = *an MCS*)? etwa *a Member of the College of Surgeons*?

Mögen diesem neuen wertvollen geschenke Sweet's doch recht bald und recht viele ähnliche folgen! Diese texte sind ja wissenschaftlich unschätzbar, und wenn richtig verwendet für praktische zwecke nicht weniger dankbar zu begrüßen. Vielleicht gibt uns Sweet nächstens einmal einige grössere proben phonetisch transskribirter poesie. Mit herzlichem danke sei das büchlein empfangen und begleitet und recht eifrig verwertet!

Freiburg i. B., an Goethes geburtstag 1890.

A. SCHRÖER.

DR. RUDOLF DEGENHARDT, *Lehrgang der englischen sprache*, 50, verbesserte auflage. In zeitgemässer neubearbeitung. I. Grundlegender teil. Dresden 1890. M. Ehlermann. Pr. 2 M.

Wenn ein buch bei der 50. auflage sich in zeitgemässer neubearbeitung ankündigt, so wird damit ein doppeltes zeugnis abgelegt. Es beweist, dass verleger und mitarbeiter einsichtig genug sind, sich nicht durch den erfolg blenden zu lassen und auf den wert des alten allein zu pochen. Dann bekundet es aber auch, dass die zeitgemässen forderungen doch dringender sein müssen, als man sie von manchen seiten hinzustellen beliebt. Ein vergleich mit früheren auflagen

(mir liegt die 45. vor) zeigt, dass die in die aussprache einführende lesehule eine vollständige unarbeitung erfahren hat. Mit sachkenntnis und mit vermeidung alles dessen, was für schüler nicht geeignet ist, führen die bearbeiter nach einigen vorbemerkungen die englischen laute vor. (Einfache reine vokale, mischvokale, halbvokale — mittellaute — verschlusslaute, reibelaute — konsonantenverbindungen). Besonders anzuerkennen ist es, dass die laute gleich an zusammenhängendem material eingeübt werden. Mit der lautbezeichnung, obschon dieselbe mit konsequenz durchgeführt ist, werden sich die bearbeiter schwerlich den dank aller lehrer verdienen.

Wer sich nicht zu vollständiger lautschrift entschliessen kann, der sollte die bezeichnung der laute lieber ganz lassen und es dem vorsprechenden lehrer übertragen, die schüler zu richtiger nachahmung zu bringen. Da die bearbeiter von Degenhardts buch zugleich die orthographie bei der bezeichnung beibehalten, so wird die hilfe, welche sie gewähren wollen, durch die umständliche und für das auge störende weise zum teil wieder aufgehoben. Es konnte nicht ausbleiben, dass ein und derselbe laut auf verschiedene weise erkennbar gemacht wurde. Bald findet sich das den laut andeutende zeichen neben, bald über dem buchstaben (vgl. *nā't'iyŋ* und *ā'nēiyŋ*). Die wahl der zeichen kann schüler leicht irre führen, wie sich aus der bezeichnung der wörter *duck* (*dūck*) und *bush* (*bysh*) ergibt. Der in *duck* kenntlich gemachte vokal muss der orthographie zu liebe in *son*, *come*, *some* etc. ein anderes kleid tragen (*ō*) und dabei darf der schüler nicht vergessen, dass die bezeichnung *nōt* eine andere vokalbildung verlangt. *wā'* und *mōye* (vgl. s. 11) haben wieder aus rücksicht auf die orthographie verschiedene zeichen für denselben vokal. Das anerkennenswerte streben, die stimmhaften und die sich verflüchtigenden laute anzudeuten, musste bei beibehaltung der orthographie zu einer häufung von zeichen führen. Da ausserdem die buchstaben welche keinen lautwert haben, in schräger schrift erscheinen, so wird der eindruck eines solchen, mit allerlei kennzeichen versehenen wortes für das auge kein angenehmer (vgl. s. 9 und 10).

Wie es schon in früheren auflagen geschah, wird wortschatz und kenntnis der grammatik an einem reichlichen anschauungs-material gewonnen. Die mustersätze reihen sich meistens zu grösseren gedankengruppen zusammen. Bei einigen lektionen (4, 7, 17, 24) hätten die sätze besser zu einheitlichen gruppen verarbeitet werden müssen; in ihnen ist rücksicht auf die grammatik vorherrschend gewesen. Das grammatische ist meist in kürzerer form gegeben. Neues tritt hinzu in lektion 25, 26, 28, 29—31, neu ist auch die einfügung von 8 lesestücken.

Schriftliche übungen treten schon von anfang an auf; sie schliessen sich wie in früheren auflagen an die voranstehenden mustersätze an. Meist tritt das bestreben hervor, zusammenhängende gruppen zu bieten. Einige der übungen bilden ein geschickt angeordnetes, fortlaufendes ganze.

Schon die bearbeitung der stufenweisen einföhrung in die sprache und der von den bearbeitern vorgeschlagenen lesestücke muss einen reichlichen gewinn für erwerbung eines wortschatzes und aneignung grammatischer kenntnisse darbieten.

Weniger gefällt mir die zweite abteilung des buches. Hier zeigen sich die bearbeiter noch viel zu sehr in den fesseln der alten methode. Es ist und bleibt den gesetzen einer gesunden pädagogik widersprechend, wenn der schüler durch zusammenhangslose einzelsätze aus einem gedankenkreise in den andern hineingedrängt wird. Dies muss zur zerstretheit führen; auf die äussere form, weniger auf den inhalt der sätze wird der schüler zunächst achten, und doch soll die spracherlernung gedanken und form in gleicher weise bilden.

Wohl mögen die einzelsätze wertvolles material zum zusammenstellen irgend eines baues bilden; aber ist es nicht besser, erst dem auge einen bau vorzuführen und zu zeigen, wie das einzelmaterial zu einem ganzen verbraucht worden ist, anstatt es dem zufall zu überlassen, wie die einzelnen bausteine zu einem ganzen verbraucht werden. Im gefüge des ganzen zeigt sich der wert des einzelnen, und durch vorführung eines wenn auch noch so kleinen baues wird der weg gegeben für die richtige und beste verbindung der einzelnen stücke. Englische originalstücke, wie sie zum teil eingefügt sind und sich in dem angehängten lesebuche vorfinden, mussten im 2. teile in den vordergrund treten. An ihnen konnte ausbeute genug für die grammatik gemacht werden, wenn es auch nicht nötig war, dass jedes stück so viel grammatisches ergebnis bot, als hier in den rahmen einer lektion zusammengefasst ist.

Teilweise haben die bearbeiter diesen weg eingeschlagen, wie sich aus der zusammenstellung von syntaktischen regeln in beispielen des lesebuches ergibt. Der systematische, auch die formenlehre umfassende teil des buches müsste als anhang beigegeben werden. Sobald etwas neues aus der lektüre gewonnen ist, wird auf den entsprechenden grammatischen teil des buches hingewiesen. So sammelt und sichtet sich allmählich das material, das dann am ende des jahres zur wiederholung in systematischer weise durchgenommen werden kann.

Die hauptarbeit der herausgeber richtet sich in der 2. abteilung des buches auf das grammatische. Die knappe und doch genaue fassung der regeln, der häufige vergleich mit dem französischen und deutschen, die belehrung über die stark- und schwachstufigen formen, die neue behandlung des gerundiums u. a. lassen diese auflage vorteilhaft gegen frühere hervortreten. Der einfügung von ungefähr 13 neuen, als anschauungsmaterial dienenden lesestücken sei gleichfalls lobend gedacht. Auch wird die alphabetische zusammenstellung einiger wörter und wendungen, die in grammatischer oder idiomatischer hinsicht zu beachten sind, gewiss anerkennung finden. Ein am ende des buches stehendes register erleichtert die aufsuchung der einzelnen materien. Das gut ausgestattete buch ist je nach den verhältnissen auf eine zwei- oder dreijährige arbeitszeit berechnet. Im vorwort machen die herausgeber vorschläge für die arbeitsverteilung.

Leipzig, 4. oktober 1890.

E. WILKE.

Dr. FRIEDRICH GLAUNING, *Lehrbuch der englischen sprache*. 1. teil, 3. aufl.; 2. teil, 2. aufl. München, C. H. Beck'sche verlagsbuchhandlung. 1890. Pr. à J. 2.

Der anhänger der „alten methode“ wird die vorliegenden lehrbücher mit befriedigung durchsehen. Der trefflichen ausstattung in druck und papier ent-

spricht der sorgfältig bearbeitete inhalt. Der 1. teil enthält ausser einer lautlehre, die die ergebnisse der phonetik berücksichtigt, im wesentlichen eine formenlehre, der 2. teil syntax. Die 2. hälfte jedes teiles gibt englische und deutsche übungssätze, die für die einzelnen grammatischen abschnitte zusammengestellt sind. Dem 1. teil ist in einem anhang eine anzahl englischer lesestücke, dem zweiten eine reihe zusammenhängender deutscher texte beigegeben. Die regeln sind meist klar und knapp gefasst, ebenso die fortlaufenden bemerkungen über häufiger vorkommende synonyma, die am schlusse beider teile alphabetisch zusammengestellt sind. Mit recht wird das wichtigste über die zeichensetzung gleich bei den einzelnen redeteilen gegeben. Einige bemerkungen mögen noch erlaubt sein.

Teil 1. § 3. 3. Die umschreibung des *a*-lautes in worten wie *care* durch *eh*, neben dem *ê* zur bezeichnung gebraucht wird, ist irreführend. Ebenda ist die angabe, dass *u* nach *einfachem l* nicht den diphthongischen laut habe, in ihrer allgemeinheit anzufechten. Gerade in dem als beispiel angeführten *lute* wird nach meiner erfahrung *u* als doppellaut gesprochen.

§ 35. Die regel über die mehrzahlbildung der wörter auf *f* und *fe* wäre vielleicht zu vereinfachen, wenn man ihr folgende fassung gäbe: Die wörter auf *f* und *fe* nehmen in der mehrzahl *s*, — *ves* haben alle wörter auf *lf* ausser *gulf* und folgende 8: *thief, leaf, sheaf; life, knife, wife; staff* und *loaf*. Die 8 wörter werden leicht behalten, weil 6 von ihnen zu je 3 für das ohr reimen, während die im lehrbuch gegebenen buchstabenverbindungen *oof, ief, rf* und *ff* dem gedächtnisse gar keinen anhalt bieten. Ausserdem fielen bei der vorgeschlagenen fassung die ausnahmen von der ausnahme (*thief* und *staff*) weg.

Teil 2. § 1, 3. Anm. 2: „Die umschreibung (mit *to do*) unterbleibt auch im indirekten fragesatze“ wird erst richtig durch den zusatz „wenn er nicht *verneint ist*“. Aus dem grunde entspricht auch das beigegefügte beispiel: *He asked me if I NOT HEARD some noise* dem jetzigen sprachgebrauche nicht.

In § 24 wäre es mit der hauptregel und a) über den gebrauch des perfects genug gewesen. Regel b) „das perfect steht, wenn angegeben wird, seit wann eine handlung dauert“ usw. ist nicht richtig. In dem angeführten beispiel: *I have done nothing but eat and drink, since I have been here* ist der gebrauch des perf. doch nur durch die fortdauer der handlung in der gegenwart, nicht durch die angabe des anfangspunktes bedingt.

§ 68, 1 sollte statt der 3 artikellosen verbindungen *Windsor Castle, Buckingham Palace, Oxford University* die allgemeine regel stehn, dass alle Ortsbezeichnungen, die durch zusammensetzung mit personennamen oder geographischen namen gebildet sind, keinen artikel haben: *London Bridge, Victoria Station* usw.

§ 71. Wie kommt *man* unter die sammelnamen? *woman*, das in bezug auf den artikel wie *man* behandelt wird, fehlt. Oder gehört es auch zu den sammelnamen?

Wer sich zur „*neuen methode*“ bekennt, wird die lehrbücher von Glauning für den schulgebrauch nicht wohl empfehlen können. Der herr verfasser meint zwar in der letzten vorrede zum 1. teil, dem lehrer sei vollste freiheit in der benutzung seines buches gewahrt. Dabei hat er aber nur kollegen im auge, die keine freunde der „reform“ sind. Diese werden vor allem nach dem lesestoff sehen. Das lehrbuch bietet nun im „*anhang*“ des 1. teils bei 74 seiten grammatik nur 10

feiten lesestücke in prosa und 16 seiten gedichte; unter letzteren auch Longsells *Psalm of life*, der nach meiner ansicht für diese stufe inhaltlich viel zu schwer ist. Von den prosastücken sind 7 seiten briefe, darunter auch viele formelhafte, wie *Invitation to a dinner party*, *Declining the same* u. a. m., für den unterricht nach der „neuen methode“ gar nicht, oder nur sehr schwer zu verwerten. Die nun folgenden „erzählungen“ sind gut gewählt; nur fehlt für den anfang eine reihe leichter stücke, die etwa anschauliches bringen und sich zu sprechübungen eignen. Ausserdem ist der lesestoff zu beschränkt, um dem anhänger der reform zu genügen. Beim 2. teil könnte man von englischen lesestücken schon absehen; denn auf dieser stufe kann ein bändchen aus einer englischen schülerbibliothek eintreten.

Michelstadt i. O.

K. STURMFELS.

C. HUMBERT, *Nochmals das E MUET und der vortrag französischer verse*. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1890. 31 s. Preis M. 0,60.

Dieses schriftchen hinterlässt beim leser keinen angenehmen eindruck. Verstimmt durch die beurteilungen, welche seine brochüre *Die gesetze des französischen verses* u. s. w. erfahren hat (vgl. auch band III, heft 3 dieser zeitschrift), bemüht sich Humbert zu beweisen, dass er doch recht habe.

Wie er selbst eingesteht, waren ihm bei abfassung der erwähnten brochüre deutsche bücher über französische metrik nicht bekannt. Inzwischen hat er sich mit Lubarsch vertraut gemacht, auch die ansichten der franzosen selbst über den vortrag der verse, im besonderen über die lautliche geltung des *e muet* in der poesie, eingehender studirt. Da findet er denn nun, dass er „hierin (in bezug auf die aussprache des *e muet*) ganz übereinstimmt mit Keller und Lubarsch“ (s. 6). „Ich war einverstanden auch mit dem geringeren grade des verstummens, wo das *e*, so oft es verschwindet, durch dehnung der vorhergehenden silbe ersetzt wird“ (s. 5). — Wirklich? „Selbst stummes *e* wird zwischen konsonanten klar und deutlich gehört“, hiess es auf s. 10 der *Gesetze des französischen verses*: die worte sind doch klar und deutlich genug und nimmermehr zu vereinigen mit dem, was Humbert im obigen als seine frühere ansicht gelten lassen möchte. — Er hätte besser daran getan, offen einzugestehen, dass er seinen früheren allzu extremen standpunkt aufgegeben und sich an Lubarsch angeschlossen habe.

Oder sollte eine volle übereinstimmung zwischen Humbert und Lubarsch doch noch vorhanden sein? Zu den worten des letzteren: „Nur wird die silbe, der es (das *e* der endung) angehört, durch deutliche, von der vorangehenden silbe losgelöste artikulation ihres konsonantischen auslautes möglichst selbständig für das ohr hervorgebracht“ bemerkt H.: „Soll heissen: Durch dehnung des vorübergehenden vokals wird der ausfall gedeckt, so dass trotzdem fürs ohr die gehörige silbenzahl herauskommt.“ — Soll dies eine interpretation dessen sein, was Lubarsch sagt? Undenkbar! Oder meint H., dass Lubarsch sich in diesem falle irrte? Will er seinen irrtum korrigiren? Dann hätte er dies deutlicher zu verstehen geben müssen. — Oder weiss er nicht, was Lubarsch meint?

Es ist ja nicht zu bezweifeln, dass dieser sich anders ausgedrückt hätte, wenn er in der phonetischen ausdrucksweise geschult gewesen wäre; immerhin aber kann über die bedeutung seiner worte ein zweifel nicht obwalten.

Eine förderung des wissens bedeutet Humberts neuestes schriftchen nicht, da es neues nicht bringt. Wer über den herrschenden zwiespalt der meinungen bezüglich des vortrags französischer verse sich unterrichten will, findet dort einiges wenige zusammengetragen. — Weniger können wir die lektüre der humbert'schen verteidigungsschrift dem empfehlen, der zugleich anmutig, unterhalten sein will: die verbitterte stimmung, welche aus der polemik des schriftchens spricht, berührt unangenehm.

Stettin.

K. BÖDDEKER.

DR. HEINRICH LOEWE, *Unterrichtsbriefe zur schnellen und leichten erlernung fremder sprachen* nach neuer, natürlicher methode. *Französisch*. Unter mitwirkung von C. CHARMILLOT. Zweite auflage. Berlin, C. Regenhardt, 1889. Preis *M.* 6.—.

Der eigentliche lehrgang der loewe'schen französischen unterrichtsbriefe zerfällt in die aussprachelehre (s. 1 — 8), die wortlehre (s. 9 — 100) und die satzlehre (s. 100 — 252), in welcher gleichzeitig phraseologische sammlungen, ein kleines *vocabulaire systématique* und das wesentlichste über den französischen briefstil und über handelskorrespondenz mitgeteilt wird. Daran schliesst sich ein anhang, der proben aus den bedeutendsten französischen schriftstellern von Pierre Corneille bis auf George Sand enthält (s. 253 — 304). Es folgen die lösungen der im lehrbuch gestellten aufgaben (80 s.) und schliesslich ein französisch-deutsches, mit aussprachebezeichnung versehenes wortverzeichnis zu den im anhang enthaltenen litteraturproben (39 s.). — Schon aus dieser inhaltsübersicht ergibt sich, dass die loewe'schen unterrichtsbriefe zum *selbstunterricht* bestimmt sind, und von diesem gesichtspunkte aus sind sie bereits in mehreren fachmännischen besprechungen als ein brauchbares und empfehlenswertes hilfsmittel anerkannt worden. Die aussprache wird an einzelnen sätzen eingeübt; in der wortlehre dagegen besteht der französische text, der zwischen die einzelnen grammatischen pensen verteilt ist, *ausschliesslich* aus zusammenhängenden stücken, denen nach dem muster der bekannten toussaint-langenscheidt'schen unterrichtsbriefe eine interlinearlautschrift und -übersetzung beigegeben ist. Erfreulicherweise spielen in diesen stücken nicht wieder die Leonidas, Miltiades, Hannibal etc. die hauptrolle, sondern die texte sind sämtlich der französischen geschichte, geographie und litteratur, sowie dem französischen volksleben entnommen. Auch ist mit recht dem übersetzen *aus* dem französischen das breiteste feld eingeräumt worden; die beliebten übungssätze zur formenlehre sind gänzlich vermieden, und das übersetzen aus dem deutschen beschränkt sich auf retrovertirübungen. Auch zum freieren mündlichen und schriftlichen gebrauch der fremden sprache wird dem lernenden sehr bald gelegenheit geboten, indem von der 27. aufgabe an über das gelesene stück fragen zur freien beantwortung gestellt werden, wobei nur das eine zu bedauern bleibt, dass nicht gleich hier die fragewörter erledigt werden

und dass sich der verfassers dadurch veranlasst sah, diese fragen vorläufig in deutscher sprache zu stellen. Die formentlehre, bei der sich der ausgedehnte gebrauch einer *deutschen nomenklatur* angenehm bemerkbar macht, beschränkt sich auf das wesentlichste: *hareler* auf s. 46 sowie *traire* und *déchoir* bei den unregelmässigen verben konnten getrost auch noch gestrichen werden; dagegen wird bei den zahlwörtern die regel über die wechselnde aussprache der zahlen 5 10, und auf seite 64 *c'est nous, c'est vous, ce sont eux* nicht entbehrt werden können. Die durch die syntax zerstreuten phraseologischen sammlungen würden erheblich gewinnen, wenn auch bei ihnen statt des regellosen durcheinanders, welches das lernen unnötig erschwert, eine gewisse systematische ordnung durchgeführt würde; dass dies möglich ist, hat Felix Franke in seinen *Phrases de tous les jours* bewiesen.

Eine ganze reihe der von den reformern aufgestellten forderungen haben also in dem loewe'schen buche ihre verwirklichung gefunden. Wenn dieser umstand jedoch mehrere kritiker (vgl. *Pädagogisches literaturblatt* 1889, Nr. 2) dazu verleitet hat, die „neue natürliche methode“, die der verfassers auf dem titel ankündigt, für die analytisch-induktive methode zu halten, so beruht dies auf einer verkennung des wesens dieses letzteren unterrichtsverfahrens. Die loewe'schen unterrichtsbrieife stehen in bezug auf den grammatischen lernstoff thatsächlich noch auf dem alten grammatisch-systematischen standpunkt; nirgends ist bei der formentlehre der versuch gemacht, den schüler aus dem lesestoff das grammatische schema durch eigene kraft finden zu lassen; überall wird das grammatische pensum als fertiger memorirstoff gegeben, und da das buch für den selbstunterricht berechnet ist, wird man mit dem verfassers nicht darüber zu rechten brauchen, dass er den wertvollen erziehlischen faktor, den die analytisch-induktive methode für den klassenunterricht ohne zweifel gewährt, für seine zwecke unberücksichtigt liess. Die geschmacklosen reinregeln seligen angedenkens dagegen blieben wohl auch in einem buche, das ausschliesslich praktische zwecke verfolgt, lieber fort.

Am schwächsten ist leider derjenige teil des buches, der die leser dieser zeitschrift am meisten interessirt: die aussprachelehre und die aussprachebezeichnung. Die letztere beruht auf dem sachs-vilatte'schen system, dessen mängel in diesen blättern mehrfach hervorgehoben worden sind; — und dieses system erscheint bei Loewe obenein in einer vergrößerten form, die beispielsweise das helle (*canal*) und das dunkle *a* (*pas*) in der lautschrift überhaupt nicht unterscheidet. Dazu wird der lernende durch eine lautschrift, die sich der deutschen lettern bedient, beständig verleitet, die französischen den deutschen lauten gleichzusetzen, umso mehr wenn er in der aussprachelehre ausdrücklich angewiesen wird, das helle französische *a* wie den vokal in *ball*, das *ɔ* wie ein „kurzes deutsches *ö*“, das geschlossene franz. *ü* wie den vokal in *lücke* auszusprechen. Was nützt es ferner dem norddeutschen schüler, wenn ihm gesagt wird, dass er zur hervorbringung des nasalen *a* die erste silbe von *angel* mit weiter mundöffnung aussprechen und dann noch das *n* (!) verstummen lassen soll? Was nützt es dem mittel- und süddeutschen schüler, wenn die ganze lehre von den stimmhaften und stimmlosen lauten mit der bemerkung, dass *d* und *t*, *b* und *p* stets genau zu unterscheiden sind, abgemacht wird? — Wenn es überhaupt möglich ist, eine fremde aussprache rein beschreibend zu lehren, so ist es sicher nur auf phone-

tischer grundlage möglich, und es kann dem verfasser nicht dringend genug empfohlen werden, sich für eine neuauflage der unterrichtsbriefe die ergebnisse der wissenschaftlichen phonetik, die in den von Sweet, Victor, Beyer etc. veröffentlichten handbüchern so bequem zugänglich sind, zu nutze zu machen und auf grund derselben die aussprachelehre und die aussprachebezeichnung einer gründlichen umarbeitung zu unterziehen. Die praktische brauchbarkeit des buches wird dadurch ganz wesentlich erhöht werden. —

Die mitarbeiterschaft eines nationalfranzosen macht sich mehrfach angenehm bemerkbar; dennoch finden sich einzelne aussprachebezeichnungen, die schwerlich auf allgemeine zustimmung werden rechnen dürfen: S. 8 steht *devient* mit vokal-trennung, s. 49 *immobile* = *ãmobil* statt *imobil*, s. 57 und 58 *dix-huit* und *dix-neuf* = *dis^uit* und *dis^uöf* statt *diz^uit* und *diz^uöf*, ebenda *soixante-dix* und *quatre-vingt-dix* mit der aussprache *di* für die letzte silbe statt *dis*, s. 75 *Chamillard* = *samilar* statt *sam^uar*, s. 95 *joignait* = *ž^uæñæ* statt *ž^uañæ*; in *pieusement* (s. 98), *remercier* (s. 136) und *apprécier* (wortverzeichnis s. 3) steht *e* statt *i-e*; *rit* (s. 2), *nos* (s. 2), *pot* (s. 2), *Tuvenne* (10), *pour* (10), *vic* (21), *généraux* (22), *nouvelle* (52) werden mit langem vokal in der letzten silbe angeführt, u. s. w. In den gedichten findet sich überall das stumme *e* mit lautlichem wert bezeichnet. S. 6 wird richtig angegeben, dass im satze der „ton“ auf der letzten lauten silbe liegt, und doch zeigt die lautschrift überall den wortton auch innerhalb des satzes, z. b. gleich auf s. 8: *Les commencements sont toujours difficiles*. Leider ist auch die vokalische bindung, dieses haupterfordernis für eine korrekte französische aussprache, durchweg vernachlässigt (z. b. *elle a une amie*).

An druckfehlern habe ich folgende notirt: *Apporte un parfum* (5), *Elle a* (6), meine knaben (7), *de franchise* (23), *l'ouest* (53), *est-il* (59), *il est dix heures* (59), *s'il* (66), zeichen des feminins (71), *foi* (75), *ils boivent* (90), *résolus* (93), *fit une* (95), *chefs-d'œuvre* (97), *tu fais* (160), *à peine* (240), *il ne restait plus* (263), *autre* (wortverz. 4). Einer besonderen durchsicht bedarf die unterscheidung der beiden *o* resp. *ö* in der lautschrift. So findet sich der offene laut fälschlich angegeben für *composer* (94), *reposer* (98), *trône* (104), *oser* (165), *déposer* (165), *composer* (183), *besoin* (wortverz. 5), *bleuâtre* (wortverz. 5); andererseits ist der geschlossene laut vorgeschrieben für *commencements* (8), *force* (8), *offrir* (10), *offres* (10), *sommeil* (21), *hospitaliers* (24), *emporter* (34), *donnait* (39), *obscur* (49), *polie* (54), *Normandie* (93), *comme* (94), *proverbe* (94), *homme* (94), *protestait* (94), *grandeur* (96), *bonheur* (177), *maréchal-de-logis* (185), *déplorable* (200), *tohu-bohu* (213), *port de lettres* (250), *amélioration* (wortverz. 2), *approche* (wortverz. 3), *avocat* (4), *bigote* (5) etc. Ebenso ist die silbentrennung vielfach falsch angegeben, z. b. in *Louis* (34, 97, 154), *assièrai* (87), *poêle* (95, 96, 97, 98), *anciens* (100) *meurtrier* (104), *aîeux* (wortverz. 2), *amélioration* (2), *assiégeant* (4), *bananier* (5), *bélier* (5), *bohémien* (5); *patriotique* (96).

Berlin

ALBERT HARNISCH.

KARL KÜHN, *Französisches lesebuch*. Unterstufe. Dritte auflage. Bielefeld und Leipzig 1890. Broschirt *M* 1,60, gebunden *M* 1,90.

Von Kühns *Französischem lesebuch* ist in kurzer zeit die dritte auflage erschienen, ein zeichen, dass sich das buch unter den lehrern, die eine änderung des neusprachlichen unterrichts für wünschenswert halten, immer mehr freunde erworben hat. Die 3. auflage unterscheidet sich nur wenig von der zweiten. Die einzelnen seiten entsprechen sich genau, so dass beide auflagen ohne bedenken neben einander gebraucht werden können. Doch merkt man im einzelnen die bessernde hand des verfassers. Das stück nr. 70 (pag. 37) hat anstatt *La reblette* das gebräuchlichere *Le roitelet* als überschrift erhalten. In nr. 75 (pag. 41, 7) ist hinzugefügt: *et la tour Eiffel haute de 300 mètres*. In *L'âne perdu* sind pag. 69, 25 und pag. 70, 2 einige vereinfachungen im sprachlichen ausdrück vorgenommen. pag. 94, 26 ist *sur ses arçons* gestrichen. Vielleicht hätten sich noch weitere schwierigkeiten wegräumen lassen. Ein genaues wörtliches verständnis des französischen textes ist für den schüler durchaus nötig. Daher muss die sprachform im anfang möglichst einfach sein. In der 4. auflage, die hoffentlich bald nötig sein wird, entschliesst sich der verfasser vielleicht noch zu einigen änderungen. So schlage ich vor pag. 31, 13: *qu'aussitôt qu'il en a vu un, il veut le manger*. 47, 18: *pendant qu'elle l'apprêtait*. 49,1: *qu'il envroula*. 49,5: *tant qu'il y réussit*. Auch 34,20: *Et le renard de courir* könnte wohl geändert werden.

In der phonetischen umschrift des wörterbuches sind einige neuerungen vorgenommen, über deren zweck sich der verfasser in der vorrede ausspricht, Mir scheint indes die umschreibung des *i* in worten wie *soleil*, *bataille*, *fille* und des *o* (*ou*) in worten wie *trois*, *loin*, *oui*, wie sie in der 2. auflage angewandt war, besser als die neugewählte: *j*, *w*. — Das wörterbuch selbst ist vervollständigt worden. Aus eigenen erfahrungen, die ich beim unterricht gesammelt habe, füge ich noch einiges hinzu. *arriver* geschehen, — *à qu. ch.* zu etwas kommen, *avoir* bekommen; *coller* schmiegen 64, 9; *le défilé* das vorüberfahren 64,4; *Établissements de saint Louis* verordnungen Ludwigs des Heiligen 89,28; *s'étonner* sich wundern; *faire grâce de qu. ch. à quelqu'un* jem. etwas schenken 90,36; *par ma foi* meiner treu; *ne — pas même* nicht einmal; *se perdre* zusammenstossen 63,37; *pilote* lotse; *profession* handwerk, beruf; *ne rien valoir* nichts taugen; *ferrant* (*maréchal f.*) könnte auch unter *f* aufgeführt werden, ebenso *teutonique* (*chevaliers Teutoniques*) unter *t*. — pag. 165, 1. spalte unter *donner* ist *à cœur joie* zu schreiben. — *tempête* ist *f*, nicht *m*, wie im wörterbuch steht. — Bei *tige* ist das geschlecht nicht angegeben. Als fehlend habe ich *haillon* und *mauvais* bemerkt. Unter den erklärenden zusätzen wäre vielleicht beim ersten vorkommen des namens Joinville eine bemerkung angebracht gewesen.

An der hiesigen lateinlosen realschule wird seit ostern 1889 in der 6. und seit ostern 1890 auch in der 5. klasse das kühn'sche lesebuch benutzt und hat sich vollkommen bewährt. Für das 1. jahr bieten die stücke nr. 1 — 85, genügend stoff. Ich habe einige derselben wie die gedichte: *Le printemps* (nr. 55), *Le hanneton* (nr. 61), *L'hirondelle* (nr. 63) erst im 2. jahre lernen lassen. Auch das prosastück: *Le bassin de la Seine* (nr. 75) scheint mir für die 5. klasse geeigneter zu sein. Als lektüre dieser klasse gelten sodann nr. 86 — 91 des ersten teils, sowie die *Contes* und nr. 1 — 7 der *Leçons de choses*. Ja, ich möchte sogar

die eine oder andere grössere erzählung wie *Le chat, le coq et la faucille* oder *Le conte des rois mages* für das dritte jahr vorschlagen, da bei dem langsamen vorgehen, das in der 5. klasse noch immer nötig ist, die schüler leicht durch die länge des stücks ermüdet werden. In der 5. klasse sind auswendig zu lernen die oben erwähnten gedichte sowie die 7 ersten des abschnittes *Poésies*. Für das 3. jahr würde der geschichtliche teil des lesebuchs, nr. 8 - 17 der *Leçons de choses*, die gedichte nr. 8 - 17, sowie vielleicht die eine oder andere grössere erzählung des vorhergehenden abschnitts, die in der 5. klasse nicht durchgenommen ist, stoff genug bieten. Meine vorschläge weichen, im einzelnen von der kühn'schen aufstellung in seinem *Entwurf eines lehrplans für den französischen unterricht* (Marburg 1889) ab. Da dieser für realgymnasien bestimmt ist, so mögen für lateinlose realschulen, die in der 6. klasse mit französisch beginnen, immer einige änderungen angebracht sein. — Allen kollegen, die sich für die reform des neusprachlichen unterrichts interessiren, sei das kühn'sche buch aufs wärmste empfohlen. Möge uns der verfasser bald mit dem 2. teile seines lesebuchs erfreuen!

Wismar.

W. WANDSCHNEIDER.

H. BERGÉR, *Zur reform des französischen unterrichts*. Lehrgang und lehrverfahren, nebst proben der unterrichtlichen behandlung. Hanau, G. M. Alberti 1890. 22 seiten. Preis M. 0,75.

Dem von uns schon früher besprochenen *Elementarbuch der französischen sprache* lässt der verfasser nun auch ein erläuterndes schriftchen folgen, welches in einem engen rahmen folgende 5 hauptkapitel behandelt:

- I. Zweck und ziel des französischen unterrichts (c. 1 $\frac{1}{2}$ seiten);
- II. Lehrgang des französischen unterrichts (zerfällt wieder in eine reihe von abteilungen und unterabteilungen (c. 5 seiten);
- III. Lehrverfahren (5 unterabteilungen, 5 seiten);
- IV. Proben der unterrichtlichen behandlung (abteilungen, unterabteilungen, tabelle, lehrproben; 5 $\frac{1}{2}$ seiten).

Dieser pomphafte apparat, der eine vollständige methodik des neusprachlichen unterrichts vermuten lassen dürfte, ist in der that nur aufgebaut, um längst zermahlene kleie noehmals durchpassiren zu lassen; was wunder, dass auch nicht ein einziges nutzbares mehlistäubchen zu tage tritt. Wir haben vergeblich nach einem gedanken gesucht, der des durchdenkens oder beachtens wert gewesen wäre. Über den unterricht in der lautlehre besitzt Bergér noch ziemlich unklare ansichten; verwechslung und mischung von *laut* und *schrift* sind dabei nicht zu verwundern:

Der o-laut wird dargestellt durch *au, cau*,
 der u-laut wird dargestellt durch *ou*, der ö-laut durch *eu, oeu*,
 der ä-laut (!) durch *ai* und *ei*“ u. s. w.

Die vokale teilt er ein in grundvokale, nasalverbindungen, diphthonge und mouillirte laute; zu letzteren zählt auch das *l* (s. 7).

Noch auf der „mittelstufe“ verlangt Bergér eine wiederholung der „aus-sprachegesetze“. Bei den schriftlichen arbeiten der oberstufe zählt er alle nur möglichen arten des briefstils auf.

Bergér scheint auch „lauttabellen“ verfasst zu haben, auf denen ganze sätze stehen müssen, da er an solchen die laute üben lässt. Sie sind uns nicht zu gesicht gekommen.

Das „lehrverfahren“ bringt den „lehrgang“ in etwas breitgetreterer form.

Wir wüssten uns den zweck dieser kleinen brochüre nicht anders zu deuten, als dass sie den namen sowie die lehr- und lesebücher des verfassers zur allgemeinen kenntnis bringen soll.

Karlsruhe.

J. BIERBAUM.

HEINRICH OBERLÄNDER, kgl. schauspieler, und lehrer der schauspielkunst, *Übungen zur erlernung einer dialektfreien aussprache*. Zweite bedeutend vermehrte auflage. Mit einem anhang: „Übungen in der richtigen anwendung der tonfarben“. München, verlag von Fr. Bassermann. 1890. Preis M. 2,40.

Seit nunmehr fünf jahren (1885) habe ich das buch am kgl. konservatorium in Dresden als übungsbuch eingeführt und spreche somit aus erfahrung. Das buch ist für die übung zur erlernung der dialektfreien aussprache eine perle, und ist es erstaunlich, wie schnell bei richtiger anleitung und richtiger übung die schüler und studirenden das reine hochdeutsch vermöge dieser übungen sich zu eigen machen. Dieses buch, welches eigentlich für studirende der schauspielkunst geschrieben, wäre wert in den schulen eingeführt zu werden, damit die schüler an der hand desselben nach und nach das reine hochdeutsch erlernten. Denn jeder deutsche sollte neben seinem mehr oder minder schönen dialekte ein reines hochdeutsch sprechen können. An der hand dieser übungen können dann gleich die stimmbildung und organübungen vorgenommen werden, welche ich in meinem heft *Das schönsprechen* (vortrag 108 in der *Sammlung gemeinnütziger vorträge*, Prag) angeführt habe. Welchen nutzen eine richtige schulung des organs mit sich bringt, steht wohl bei phonetikern ausser allem zweifel.

Diese übungen Oberländers beginnen mit dem satze: „Mein freund, das was du hier zu lesen hast, lasse nicht durch *das, was es sagt*, sondern durch *die art, wie es gesagt* ist, auf dich wirken, nicht mit dem verstande, mit dem ohre hast du dabei aufzumerken, nur den klang des gesagten hast du zu prüfen, ob er den anforderungen einer reinen aussprache genüge.“

Dieses ist das eigentliche vorwort, das programm des buches. Der verstand soll nicht abgelenkt werden durch gedankenreichen inhalt, sondern nur das ohr geschult werden für den richtigen klang der laute. Daher sind die sätze dem alltäglichen leben entnommen und nicht zitate aus klassikern oder gedankentiefe sätze. Denn die erste regel zur erlangung der reinen aussprache ist: „höre, was du sprichst!“ Das ohr soll also geschult werden, und dieses geschieht vortrefflich durch diese übungen. Ferner ist noch ein grosser nutzen damit verknüpft. Jeder anfänger, wenn er vorliest, verfällt in ein hohles pathos, ich möchte es das „zeitungsvorlesepathos“ nennen. Man kann das am besten wahrnehmen, wenn man jemanden eine zeitung vorlesen lässt, auf hundert schritte hört man schon, dass derselbe *die zeitung* vorliest. Denn der anfänger glaubt, wenn er etwas vorliest, er müsse das in pathetischem tone vortragen und verfällt so in den

verwerflichen „kanzelton“ oder ermüdende monotonie. Diese übel werden durch die fast triviale natürlichkeit der sätze verhindert, indem der schüler von vornherein an natürlichkeit des vortrages gewöhnt wird. Er soll, wie man zu sagen pflegt, sprechen: „wie ihm der schnabel gewachsen ist“, d. h. rein hochdeutsch, natürlich, ohne deklamatorisches pathos. Kann der schüler das, so sind sogenannte vortragsübungen beigelegt, welche schilderungen, reden u. s. w. enthalten, welche nun natürlich in den betreffenden stimmungen und in der dazu gehörigen erregung vorzulesen sind und somit überleiten zum vortrage von gedichten, röllen, zum vortrage von reden jedweder art. Den schluss des buches bildet ein anhang über tonmalerei, es sind hier sämtliche stimmungen, deren der mensch fähig, in sätzen ausgedrückt, und sollen dieselben dann vom studirenden, genau der überschrift folgend, wiedergegeben werden, d. h. bei „gleichmut“: die sätze gleichmütig zu lesen, bei „interesse zeigen“: dasselbe auch im vortrage zum ausdruck bringen. so bei allen ferneren seelenstimmungen wie liebe, hass, entsetzen, verzweiflung u. s. w. Dieser anhang ist erst in der 2. auflage hinzugekommen.

Das buch beginnt mit den vokalen und unter diesen mit dem schwierigsten, dem *a*. Hier sind, wie bei allen folgenden abhandlungen mit grosser kunstfertigkeit sätze zusammengestellt, welche vorzugsweise worte mit *a*, später mit *e*, *ä*, *g* u. s. w. enthalten. Als 2. abschnitt folgen worte mit der verbindung von *a* mit *l*, welche für die richtige aussprache viel schwierigkeit bereitet. Dann schliesst den *a*-abschnitt eine vortragsübung über *a*. Nach *a* kommen übungen über *e* (*ē*; *ē* und *ö*; *e* und *ö*; *ē*; endsilbe *en* = *zn*), dann *i* (*i* und *ī*; *i* und *ü*), endsilbe *in* (welche besonders studirende aus Ost- und Westpreussen (provinz) wie *en* sprechen). Darauf übungen über *o* (*ō* und *o*) und *u* (*ū* und *u*). Jeder buchstabe hat eine vortragsübung, wovon die über *e* und *ö*, über *o* die besten sind; bei *u* fehlt leider eine solche.

Nach beendigung der vokale folgen die konsonanten *d* und *t*, *b* und *p* u. s. w., das *r* mit seinen sämtlichen verbindungen — und zwar ist hierbei stets das zungen-*r* gemeint, welches für die deutlichkeit der aussprache und für die stimbildung das einzig wahre ist, während das entsetzliche zäpfchen-*r* der ruin jeder stimbildung, ja der ruin der stimme, der grund des sogenannten „lehrer-räusperns“ ist.

Was Oberländer vom *g* und von den silbenauslautenden konsonanten (im inlaute) sagt, ist ganz unphonetisch. Das *g* ist durchaus inkonsequent behandelt und zwar scheint er als berliner hofschauspieler dem unphonetischen *g* seines chefs, des herrn grafen Hochberg zu folgen. Er stellt folgende behandlung des *g* auf und hat für jede regel, die er aufstellt, übungsbeispiele zusammengestellt. Leider hat er hierhin nicht gelassen, was er in der ersten auflage anführte, sondern wie gesagt eine inkonsequente, unphonetische behandlung des *g* aufgestellt. Sie heisst: „Die allgemeine aussprache des buchstaben *g* ist der leicht anschlagende, zwischen dem *ch* und *k* liegende gaumenlaut. Ausnahmsweise wird *g* wie ein weiches *ch* gesprochen, jedoch nie wie *k*.“

Oberländer meint also: *g* ist im allgemeinen der stimmhafte zungen-gaumen-verschluss. Ein weiches *ch* gibt es nicht, *ch* ist entweder *ç* (also ein *i*-*h*-laut) oder *c* (also ein *ach*-laut). Weiches *ch* wäre stimmhaft, also *j*, welches aber

kein *ch* mehr ist. *ch* ist ein stimmloser zungen-gaumen-reibelaut, während *j* ein stimmhafter zungen-gaumen-reibelaut ist.

„Jedoch nie wie *k*.“ Das ist sehr richtig, aber nun kommt der längst überwundene fehler: das auslautende *g* wie einen einfachen stimmhaften zungen-gaumenverschluss sprechen zu wollen. Es herrscht leider am theater noch vielfach die ansicht: man spreche *tag* wie *täg*, indem man das *g* nicht wie *k*, sondern wie *g*, recht linde, recht weich ausspreche. Dies ist der phonetischen regel entgegen, dass kein auslautender konsonant im deutschen stimmhaft ist. *Im deutschen* (reinen neuhochdeutschen) *sind alle silbenauslautenden konsonanten* (die liquiden ausgenommen) *stimmlos*.

Es hat auch bis jetzt uns noch kein schauspieler, der das behauptete, das *g* so aussprechen können, entweder wurde es *k* (hartanschlagend) oder man hörte es gar nicht.

Nach meiner ansicht ist das *g* silbenanlautend = *g* und silbenauslautend = *ch*.

Beweise sind dafür: die geschichtliche entwicklung der obersächsischen aussprache bis zur vollendung als neuhochdeutsch, also von Luther bis Lessing. Nicht mittelhochdeutsch als solches liefert beweis, denn dieses beruht auf oberdeutschen dialekten, während das neuhochdeutsche sich aus der sächsischen kanzleisprache in Meissen, also aus dem obersächsischen entwickelt hat. (Siehe Kluge. *Von Luther bis Lessing*).

Als zweiter beweis gilt der überwiegende gebrauch. Da unser neuhochdeutsch mehr auf verschmelzung mit niederdeutschen mundarten beruht, als oberdeutschen, so greift auch das *j* oder *ch* immer mehr um sich. Die sprache ist ein lebendiges ganze; was vor 50 jahren richtig war, ist heute teils falsch, und was heute richtig ist, kann in 50 jahren falsch sein. Immer neues leben saugt die pflanze „neuhochdeutsch“ aus unseren mundarten und wird so vor erstarrung bewahrt.

Aus diesen beiden beweisn geht auch die behandlung der endsilbe *-ig* hervor. Diese muss wie die endsilbe *-lich* behandelt werden, also das *g* dort silbenanlautend und silbenauslautend wie *ch* gesprochen werden. Silbenanlautend spricht man es meist nur stimmhaft, d. h. wie *j*. Schon im 8. jahrhundert wurde in einem teile Mitteldeutschlands *-ig* wie *-ich* u. s. w. gesprochen. Also muss es heissen: *könig* = *könich* (*könig*) und *die könige* = *könije* (*könij*).

Oberländer sagt weiter: Anschlagend (seinem vollen werte nach) ist das *g* also zu sprechen:

1) am anfang der wörter und silben z. b. in *Gott, gehen, gut, glanz, ge-gessen, aus-gabe, vorgehen* (*dies ist richtig, falsch ist es aus oben angeführtem grunde in:*) *weni-ge, flüchti-ge*.

2) Als auslauter hinter einem vokale (ob kurz oder lang). Z. b. in *tag, lag, schlag, weg, hinweg, steg, log, flog, betrog, trug, klug, schlug, genug, unsäglich, beweglich, erträglich, möglich*.

Dies ist aus eben angeführten gründen falsch; *g* als auslaut stimmhaft sprechen zu wollen, ist als überflüssige spielerei längst abgethan. Als hartanschlagend, also wie *k*, will es ja Oberländer selbst nicht haben, er hält es ja auch für nicht hochdeutsch, mithin bleibt nur der reibelaut *ch*, welcher nach eben angeführten beweisgründen der einzig richtige ist. Mithin müssen in allen eben angeführten worten die *g* wie *ch* gesprochen werden.

3) Hinter einem konsonanten (sagt Oberländer weiter). *Z. b. in balg, talg, sarg, berg, zwerg, verbig, burg.*

4) Zwischen zwei konsonanten. *Z. b. in kargt, balgt, verborgt, birgt, borgt, folgt, schwelgt.*

5) Vor *d* und *t*. *Z. b. in jagd, magd, sagt, klagt, fegt, schlägt, beugt.*

6) In der langen silbe *-ieg*. *Z. b. in sieg, krieg, stieg, schwieg.*

Von nr. 3–6 ist die behandlung des *g* aus oben mehrfach angeführten gründen falsch und muss es, da silbenauslautend, wie *ch* gesprochen werden. Nun kommt die inkonsequenz der ganzen *g*-theorie, welche das ganze gebäude in sich zusammenstürzen lässt.

Oberländer sagt weiter: Als ausnahme von der regel wird das *g* wie ein weiches *ch* gesprochen, und zwar:

1) In der kurzen silbe *-ig*, wenn dieselbe im auslaute eines wortes steht. *Z. b. könig, wenig, honig,*

2) In zusammengesetzten wörtern. *Z. b. königreich, honigkuchen, wenigkeit.*

3) Wenn das *i* vor dem *g* durch einen apostroph ersetzt wird. *Z. b. ew'ge, heil'ge, geist'ge.*

4) Wenn auf die silbe *ig* ein *s*, *st* oder *t* folgen. *Z. b. kömigs, wenigste, beleidigt, gereinigt.*

Diese drei regeln sind richtig, sind aber zu den vorigen regeln über das *g* inkonsequent. Oberländer empfindet sehr richtig, dass bei der endsilbe *-ig* ein nichtreibelaute falsch und daher unschön wäre und stellt diese komplizirte regel auf. Wenn er *ew'ge* = *ew'che* gesprochen haben will, was richtig ist, so muss auch *weni-ge* wie *weni-che* gesprochen werden. Mithin ist bei *-ig* die regel einfach: *-ig* wird wie die endsilbe *-lich* behandelt, also silbenauslautend und silbenanlautend *-ich* also:

wenig = *wenich*, *wenige* = *weniche*, *ew'ge* = *ew'che* u. s. w.

Dass *n* und *g* gleichsam ein laut ist, ist auch richtig, *ng* ist ein zungen-
gaumenverschluss-resonant (phonetisch *ŋ*), in folge dessen darf *n* und *g* auch nicht getrennt werden. Es ist also falsch *rang* wie *rank* und *engel* wie *en-gel* zu sprechen. Oberländer hat hierin also das richtige gesagt.

Es bleibt also als einfache *g*-regel, welche am dresdner kgl. konservatorium und am dresdner hoftheater durch herrn oberregisseur Marcks, welcher meiner anregung bereitwilligst folge leistete, welches ich hier mit grossem dank ausspreche, massgebend (z. b. frl. Pauline Ulrich, frl. Salbach u. a. sprechen das *g* jetzt in jeder hinsicht so):

1) *g* ist silbenanlautend = *g*. *Z. b. in Gott, geben, gut, glanz, ge-gessen, aus-gabe, vor-geben.*

2) *g* ist silbenauslautend, = *ch*. *Z. b. in tag, lag, schlag, weg, hinweg, steg, log, flog, betrog.*

Balg, talg, sarg, karg, borg; kargt, balgt, verborgt, borgt; jagd, magd, sagt, klagt, fegt, schlägt, beugt.

Sieg, krieg, stieg, schwieg, möglich, wagner, Egmont.

3) Die endsilbe *ig* ist wie *lich* zu behandeln, also das *g* in der endsilbe *-ig* silbenauslautend und silbenanlautend = *ch*.

Z. B. in *köni-ge* = *könige*, *wenig* = *wenich*, *königreich* = *könichreich*, *ewige* = *ewiche*, *ew'ge* = *ew'che*, *königs* = *könichs*, *gereinigt* = *gereinicht*.

4) *ng* ist ein laut, ein nasaler konsonant; z. b. spreche man *rang* nicht *rank*, *engel* nicht *en-gel* u. s. w.

Als zweites unphonetisches bezeichne ich die behandlung der konsonanten im inlaute. Im neuhochdeutschen sind alle auslautenden konsonanten stimmlos (hart) und meine ich hiermit auch alle silbenauslautenden, ob sie im worte oder am ende eines wortes stehen, es ist also falsch: *weiblich* wie *vaißlich* zu sprechen, es muss wie *vaißlich* gesprochen werden; ebenso *möglich* weder wie *mō-klich* noch wie *mō-glich* sondern wie *mō-glich*. (*ç* ist = *ch* in *ich* und *ö* ist geschlossenes langes *ö*.)

Dieses sind nach meiner ansicht vom phonetischen standpunkte aus die beiden einzigen (natürlich durch das ganze buch gehenden) fehler. Ich lasse dieselben meine schüler und studirenden, wenn wir an die stellen kommen, verbessern und erkläre ihnen, warum sie vom standpunkte des neuhochdeutschen falsch sind. Neuhochdeutsch ist nicht berlinisch, sondern veredeltes obersächsisch, ausgeglichen durch ober- und niederdeutsche mundarten. Nicht veraltete, unwissenschaftliche standpunkte, wie die Tiecks oder Devrients, nicht persönliches schönheitsgefühl und persönliche traditionelle ansicht darf in so wichtigen fragen leiten, sondern nur wissenschaftliche, phonetische begründung, nur die historische entwicklung und der überwiegende gebrauch. Dies lassen besonders schauspieler und sänger (letztere sind leider fast niemals zu überzeugen) zu oft ausser acht, und doch gerade sie sollten ihr ohr am wenigsten der phonetik verschließen, sondern als rechte deutsche sprachapostel der neuhochdeutschen schriftsprache hand in hand mit den phonetikern schreiten. Wenn künstler, die einen höheren schwung, einen weiteren gesichtskreis haben, vertroeknen in tradition und „was du ererbt von deinen vätern hast“, dann ist es traurig, denn die kunst soll mit der wissenschaft und die wissenschaft mit der kunst gehen, „sie beide wohnen auf der menschheit höhen.“

Noch eines wäre zu erwähnen: Vor jeder übung eines buchstaben (lautes) sind die üblichen dialektfehler angeführt, so z. b. bei der endsilbe *-er* oder der vorsilbe *ver-* das schlechte aussprechen des *e* wie ein dunkles *ü* statt kurzen offenen *e* auch nicht dem nach *ö* klingenden *e*, welches Viotor phonetisch mit verkehrtem *e* = *ø* bezeichnet, oder gar diese endsilbe *-er* wie *a* also *vater* wie *vata* zu sprechen. (Seite 65 ist nr. 2 kein feiler aus oben angeführten gründen, die stimmlosen endkonsonanten betreffend). Um nun nutzbringend die übungen anzuwenden, lasse man erst alle gewöhnlichen übungen lesen, bis sie fehlerlos vortragen werden, bei jedem fehler, der vorkommt, verbessere man sofort, welches der lernende unmittelbar darauf richtig nachsprechen muss. Dann lasse man die vortragsübungen lesen, erst wie die anderen übungen, dann nach dem sinne und schliesslich in den stimmungen, die nötig, d. h. also, als ob man die erzählungen u. s. w. selbst, natürlich erzählte, als ob man es selbst erlebt habe. Um dies in schwierigen fällen noch besser zu erreichen, lasse man dieselben erst auswendig lernen und dann vortragen, als etwas selbstgemachtes und selbsterlebtes. Nach alle dem gehe man zur tonmalerei über, lasse erst die lernenden selbst versuchen die richtigen tonfarben zu finden, sind sie das nicht im stande, spreche man es vor und lasse sie es dann nachsprechen, bis sie es sinn und stimmung

gemäss können. So wäre das ein buch wert in allen schulen, in schauspiel- und operschulen, in phonetischen seminaren eingeführt zu werden. In meiner am kgl. konservatorium neugegründeten vortragslehre (neuhochdeutsches phonetisch-orthoepisches seminar) habe ich es auch eingeführt und kann ich nur sagen, dass die studirenden an der hand dieser übungen in kurzer zeit mehr oder minder ein gutes hochdeutsch sich angeeignet haben. Zu anfang des unterrichts, nachdem ich die vorträge über phonetik beendet und das praktische beginnt, lasse ich einige sätze phonetisch (mit den zeichen des hr. prof. Vietor, die ich für die besten für neuhochdeutsch halte) schreiben und wiederhole das von zeit zu zeit. Bei groben aussprachefehlern bitte ich den betreffenden das wort phonetisch an die wandtafel zu schreiben, entweder schreibt er es richtig an, dann schreibe ich seine fehlerhafte aussprache phonetisch an, oder umgekehrt; in beiden fällen wird ihm *ad oculos* demonstriert, was er falsch gemacht hat.

Nach alledem habe ich gefunden, dass phonetik, verbunden mit den trefflichen übungen Oberländers, ein schnelles und sicheres mittel ist, reines hochdeutsch zu lernen; besser als die veraltete methode, an guten prosa- und poesiestücken aussprache und vortrag zu üben. Die schüler kommen auf diese weise schneller und sicherer zum ziele, kommen dann mit beherrschung der technik von aussprache und vortrag zu den herrlichen kunstschöpfungen der poesie und ermüden somit nicht beim lesen und vortragen derselben, sondern haben selbst freude daran, gewiss ein unbezahlbarer nutzen für die erhaltung der liebe zur poesie in unserer so prosaischen und materiellen zeit. Durch die übungen an den klassischen erzeugnissen werden sie für diese kalt und interesselos; Oberländer hat ein mittel gefunden, davor zu bewahren, und schade, dass sein so nutzenbringendes werk, so alle errungenschaften der phonetik in betreff des *g* und der harten inlauter ignorirt. Gerade dieses werk könnte für die einigung des *g* grossen nutzen bringen, wenn es auf wissenschaftlicher grundlage mit diesen fragen ruhte, während es so wieder hindernd auftritt. Hoffentlich wird der verfasser in der 3. auflage dieses wieder gut machen, indem er sich eingehend mit der phonetik beschäftigt und das *g* besonders phonetisch-orthoepisch behandelt. Hiermit sage ich dem verfasser noch vielen dank für die erleichterung, die er mir beim unterrichten mit seinem werke geschaffen und kann es nur jedermann aufs eindringlichste und wärmste empfehlen.

Dresden.

SENF-GEORGI.

ERWIDERUNGEN.

Das 2. heft des 3. bandes der *Phonet. studien* (1890) enthält aus der feder des herrn Swoboda eine kritik der österreichischen ausgabe der sonnenburg'schen grammatik. Letztere findet in hr. Swobodas augen keine gnade, trotzdem sich anerkannte fachmänner — wie professor Zupitza — sehr lobend über diese grammatik ausgesprochen haben. Swoboda behauptet „zu nutz und frommen seiner kollegen“ zu schreiben. Glücklicherweise sind die österreichischen realschullehrer nicht auf sein urteil allein angewiesen. Wenn S. sagt: „Die aussprache geht vom buchstaben aus und lehrt die schüler hauptsächlich englische laute für englische schriftzeichen einsetzen“, so spendet er — natürlich ohne es zu wollen — diesem teile der grammatik das denkbar grösste lob. Welches ist denn das ziel, das der schüler in der aussprache und orthographie erreichen soll? Offenbar soll er englische laute für englische schriftzeichen einsetzen und englische schriftzeichen für englische laute. Selbst wenn er zuerst nach phonetischen zeichen lesen soll, so ist dies doch nur eine übergangsstufe, auf der er nicht stehen bleiben kann; er soll doch schliesslich im stande sein, ohne die brücke der phonetischen zeichen englische laute für englische schriftzeichen einzusetzen. Man erkläre die laute phonetisch, aber lasse soviel als nur möglich die englischen schriftzeichen stehen, damit der schüler sich nicht verwirre und damit er von vornherein die orthographie erlerne. Es ist ein grober irrthum zu glauben, dass der schüler ohne weiteres mit einem willkürlichen phonetischen zeichen auch den richtigen laut verbinde.

Was der kritik er im einzelnen tadelt, ist mitunter geradezu scherzhaft. Er sagt: Eine böse konsequenz des ausgehens vom buchstaben ist auch die, dass man gezwungen ist, orthographische regeln mit der lautlehre zu mischen, deren allgemeingiltigkeit sehr zweifelhaft ist, wie z. b. 'ausser I = ich gibt es kein wort, in dem nicht dem auslautenden i ein stummes e folgt'.“ In den augen des kritikers entbehrt diese regel der allgemeingiltigkeit; — denn man höre und staune! — in *banditti* kommt diese regel nicht zur anwendung. Die grammatik spricht von englischen wörtern, gibt regeln über englische wörter; der kritik er sagt: „diese regeln sind falsch!“ und bringt zum beweis ein italienisches wort! Aber der kritik er wird noch scherzhafter. Er tadelt den ausdruck „die kurzen laute der betonten vokale“. „Unter vokalen“, sagt er, „versteht man doch gewisse laute“. Die besten englischen grammatiken (z. b. die von Mason) sprechen doch von *vowel-sounds* etc. Für den schüler enthält überdies der ausdruck nichts be-

freundendes. Nach des kritikers manier kann man alles lächerlich machen. „Gewisse laute“! Sicherlich gibt es manche „gewisse laute“, die noch lange keine vokale sind. Wahrlich! Herr Swoboda ist ein verwegener schäker, offenbar hat er an *vent du soir* von Gustav Droz gedacht. Was *horse* anbetrifft, verweise ich z. b. auf das wörterbuch von W. James (Fauchnitz). Der kritikler wird dort die transkription *hōrs* finden (vgl. dagegen *hoarse*). An einer stelle sagt Swoboda: „Zum glück kann der schüler lange lesen, bis ihm dieses wort *worsted* unterkommt“. Ist denn *worsted* ein so seltenes wort? Ein engländer würde das nicht unterschreiben. In der vorrede sagen wir, ein solcher stoff (wie essen und trinken) gehöre nicht in die *schule*, und darauf basirt der kritikler die behauptung, wir hätten gesagt vom essen etc. dürfe man überhaupt nicht reden! Nach des kritiklers meinung enthält die österreichische bearbeitung zuviel des lehr- und lernstoffes (sie enthält nämlich 304 seiten). Jeder vernünftige sollte nun meinen, die zwei bücher, welche S. rühmt, enthielten viel weniger. Nun enthält aber das *Elementarbuch* 133 seiten und die *Grammatik der englischen sprache* 200, zusammen 333 seiten! Wahrscheinlich entfallen bei diesen büchern die „10 gegenstände“ ebenso wie die „ferien und feiertage“, die uns einen so bösen possen spielen. Der gelehrte kritikler meint, es werde ja auch noch ein englisches *lesebuch* verwendet werden müssen. Ja warum denn nicht? Muss es denn aber 528 seiten enthalten, wie das von Nader und Würzner? Vielleicht entfallen da auch da „ferien und feiertage“ etc. — Auch die behauptung des kritiklers, dass das *Elementarbuch* approbirt worden sei, ist nicht ganz richtig; es wurde seitens des h. ministeriums zum lehrgebrauch zugelassen, ebenso wie die bearbeitung der sonnenburg'schen grammatik die ja auch — trotz Swobodas bemühungen — an vielen schulen gebraucht wird. Jedenfalls steht das als thatsache fest, dass der schüler nach Sonnenburg gern lernt, und dass er rasch und sicher lernt. Schliesslich kann ich dem besorgten kritikler die versicherung debem, dass ich mich „auf dem rücken eines so hockbeiniges gaules“ ganz wohl befinde: jedenfalls viel wohler als so mancher lehrer, der nach der „neuen“ methode unterrichtet, ohne eine gründliche kenntnis des neuenglischen zu besitzen.

Wien.

JULIUS BAUDISCH.

Trotzdem prof. Zupitza die grammatik von Sonnenburg-Baudisch lobt, habe ich vieles daran auszusetzen gefunden, und von diesem vielen ist einiges wenige h. Baudisch nicht recht. Meine österreichischen kollegen sind auf mein urteil nicht angewiesen; das halte ich für ein glück, denn es wäre beklagenswert, wenn wir überhaupt auf die autorität eines einzelnen schwören müssten, und wäre es selbst prof. Zupitza, wie es h. B. zu wünschen scheint. In dem satze „die aussprachelehre geht vom buchstaben *aus* und lehrt etc.“ liegt der nachdruck auf *den* durch den druck ausgezeichneten wörtern. Dass h. B. bloss den 2. teil des satzes für seine sache verwertet, ist scheinhaft. Ich betrachte jedes wort der engl. sprache, dessen aussprache ich lehren muss, nach dem vorgange Vietors in *German pronunciation* als englisch, so auch *banditti* und *genü* etc. Der etymologische standpunkt ist hier nicht haltbar, daher auch eine englische

grammatik bei der aufstellung ihrer regeln auf alle in der sprache üblichen wörter rücksicht zu nehmen nat. mögen sie welches ursprungs immer sein. Auch Masons autorität wird mich nicht bewegen, wendungen wie „die kurzen laute der betonten vokale“ für logisch zu erklären. Dass James sowie ältere oithoepisten für *horse hörs* transskribiren, weiss ich so gut als h. B. Das verb *worsted* ist mir in der schullektüre, soviel ich weiss, bisher nicht vorgekommen.¹ Über seine sonstige häufigkeit mögen engländer entscheiden. Der stoff über essen, trinken, wetter, anzug etc. gehöre nicht in die schule, sagt die „vorrede“. H. B. glaubt aber doch, dass man über diese „trivialen“ dinge sprechen kann, und ich sage muss. Wo sollen *schüler* das lernen? in der schule offenbar. Oder spricht h. B. mit ihnen darüber ausserhalb der schule? Nader-Würzners grammatik ist eine grammatik in beispielen, die *alle* aus dem *Elementarbuch* und dem *Lesebuch* entnommen sind. Das *Lesebuch* derselben vff. enthält *lesestoff*, aus dem man *wählen* kann burg-Baudisch enthält jedoch 138 grossoktavseiten *lernstoff*.

Ich bin der aufforderung der redaktion der *Phonet. stud.* das buch zu beurteilen, nachgekommen, halte jedoch das buch nicht für so gefährlich, dass ich „bemühungen“ gemacht hätte, der verbreitung des buches zu schaden. Ich weise den in dieser andeutung enthaltenen vorwurf gebührend zurück. Endlich unterschreibe ich den schluss der „erwiderung“, da ich auch der meinung bin, dass ein lehrer ohne gründliche kenntnis des neuenglischen besser und bequemer unterrichten kann nach Sonnenburg-Baudisch, sofern er nur seinen schülern um einige lektionen voraus ist und dass er sich dabei ganz wohl befinden kann.

Graz.

WILHELM SWOBODA.

¹ Nicht in Sweets *Elementarbuch*.

NOTIZEN.

ZUR ORTHOGRAPHIE IN DEN ENGLISCHEN SCHULEN.

Der jüngst veröffentlichte offizielle bericht des Rev. J. W. Sharpe, H. M. I. enthält folgende bemerkenswerte vorschläge :

„1) No dictation to be required, but transcription only, in the 1st and 2nd standards.

„2) No anomalous words other than such monosyllables as, 'who, which, there, their' to be required in the 3rd standard.

„3) No words to be marked as mistakes in any standard (a) which are of rare occurrence, or (b) which have a termination taken from some foreign language or scientific terms (except such as occur in the subjects taught in the school). I think also it would be wise to give warning of each difficult word as it is given out in dictation, and to give an explanation or synonym to prevent misunderstanding of its meaning. The scholar would thus have time to recall the rule for the spelling of receive and believe, for the doubling of the consonants in travelling and sitting, for the omission of the letter 'e' in development, judgment, or any of the 19th century anomalies of spelling. I doubt whether independent and pendant, precede and succeed ought not to be allowed in schools to be spelt either way without being counted as mistakes, much as American and German publishers treat silent letters and other irregularities of spelling.

The spelling of all who are not willing readers of books must always be unsettled and arbitrary; only those who read with pleasure and observation have that cultivation of the eye which alone ensures (insures) good spelling.“

ALEXANDER JOHN ELLIS †.

Am 28. oktober d. j. starb in London im 77. lebensjahre Alexander John Ellis, der verfassers des werkes *On Early English Pronunciation*, ein veteran und bis zum ende ein vorkämpfer, der neuen phonetik.

Ein nekrolog wird im nächsten hefte d. zs. erscheinen.



SPEECH SOUNDS: THEIR NATURE AND CAUSATION.

§ 18. *A Theory of the Principal Vowels.*

It is evident that, if there is any justice at all in the views propounded in § 16 and 17, the possibility of the presence of strong intermediate proportional tones in the vowel resonance will vary very greatly with the radical ratio. We saw that when the radical ratio was 24, there was the possibility of six intermediate proportional tones, all enjoying a certain support from both of the radical resonances and also from each other. But if the radical ratio had been altered from 24 to 23, not one of these six possible concomitants would any longer have possessed the same groundwork for existing. For, in virtue of this small alteration in radical ratio, the arithmetical conditions which previously lent support to them on every side would have completely disappeared. In place of a strong phalanx or plexus of intermediate tones we should have approached as near as may be to a resonance containing no intermediate tones whatever. The radical ratio 23, being what arithmeticians call a *prime* number (*i. e.* a number which cannot be divided by any other number except 1 without leaving a remainder), renders the existence of any intermediate tones of the doubly-consonant class impossible. For since there is no number whatever which is at the same time an exact multiple of 1 and an exact submultiple of 23 there cannot be in this case *any* intermediate class of vibrations which will pulsate exactly a certain number of times faster than the fundamental, and at the same time exactly a certain

number of times slower than the porch resonance. Hence it follows that when the radical ratio is a prime number the most important, i. e. the doubly-consonant, class of intermediate proportional resonances disappears.

It is natural to remember at this point that the radical ratios 37, 23, 19 and 17, which we have determined for the vowels *i*, *ii*, *é*, and *è*, are all *prime numbers*: and that the *i*² vowel has a radical ratio extending from 29 to 31, which are both also prime numbers. Moreover we find on glancing down the list of numerals from 37 to 17 that these are the *only* prime numbers in that list. Seeing then that within this range every prime radical ratio is strictly associated with a vowel sound of more than ordinary impressiveness and individuality it is natural to suspect that there is some good reason for this strict association: and the preceding reflections upon the fluctuations of concomitant resonances seem to indicate what that reason is.

The conclusion reached by Helmholtz in his classical researches into the nature of the sense of hearing was that the ear discriminates all mixed modes of vibration by resolving them into their simple or pendular elements (*Sens. Tone* p. 33). We hence conclude that in the hearing of a vowel there is implicated an analysis of its resonances in and by the ear, followed by a cognition of the results of this analysis. It seems fair to assume that this cognition will be readiest and keenest when the sound thus analysed by the ear is found to divide itself clearly into the fewest number of elements. The sound which of all mixed-sounds is most cognizable will probably be that which when analysed falls into two, and only two, contrasted rates of vibration. Hence the supreme cognizability of vowel-sounds, and especially of those whispered vowels of double definite resonance which we are at present studying. Their whole method of production is bent, as we have seen, to the emission of a tone containing two predominant elements, one of which is the resonance of the porch and the other that of the totality.

But we now see that this effort to emit a simply twofold mixture of tone is destined to be largely frustrated in certain cases. Whenever the ratio between the two commingled tones is not a prime number, the conditions of human articulation are such that these two tones do not come forth pure, but are liable to be accom-

panied by strong vibrations of other intermediate tones. There is hence probably nothing possible in these cases but a blurred and vague cognition of the nature of the tone-mixture emitted: and it is these less perfect cognitions which appear to constitute the secondary or obscurer class of vowels which we have found to intervene between the others, and to be uniformly associated with radical ratios which are not prime. But when the radical ratio is a prime number these considerations do not apply. Intermediate tones are much less favoured: and the cognition of the two prime tones and of their radical ratio (or relative pitch) is therefore comparatively clear.

There are but 13 prime numbers from 37 to 1, inclusive of both. They are 37, 31, 29, 23, 19, 17, 13, 11, 7, 5, 3, 2, and 1: and their distribution is such that notable gaps exist between 37 and 31, 29 and 23, 23 and 19, 17 and 13, 11 and 7; whilst on the other hand 31 and 29, 19 and 17, 13 and 11, 7 and 5, are distributed in pairs, with the smallest possible interval between them, — for the one numeral which intervenes is of necessity *even*, and therefore cannot be prime. The later intervals of the series, 5 to 3, 3 to 2, 2 to 1, although numerically small, are relatively great.

The relative importance of these intervals is best seen by expressing them logarithmically; and in doing this it is most convenient to take the number 2 as our logarithmic base, because then we obtain as our logarithm for each ratio a number which also expresses, in octaves and the decimal of an octave, the musical stretch between the upper and the lower radical resonance. A conspectus of the results of such a calculation is given in the first and second columns of Table IX. The first column gives a complete list of prime radical ratios from 43 to 1; the second gives the logarithmic number which expresses in each case the musical stretch between the fundamental and the porch resonance. The third column gives the same thing, but expresses it by semitones of just intonation, in place of the decimal fractions of the previous column. The fourth column then gives, in just semitones, the difference in musical stretch between the successive members of the series. The fifth column identifies, with more or less certainty, the several prime ratios with the several principal vowels. The sixth gives the reader an approximate key-vowel for each. The seventh states the authority which is considered to justify, more or less, in each case this initial

and tentative synopsis of identifications between vowels and their radical ratios. I have added the ratios 43 and 41 because they seem to be the basis of the very close Swedish long *i* (see *infra* § 23), with which I was not previously acquainted.

The previous part of this enquiry enables us rightly to locate the vowels belonging to the first eight ratios in this table: our treatment of the e^2 vowel will enable us satisfactorily to locate the next two: and it fortunately happens that our investigation here nearly joins hands with some observations of Helmholtz, whose attention was more largely and successfully given to the *a*, *o*, and *u* vowels than to those situated at the other end of the gamut.

The most pertinent passage from Helmholtz may be advantageously quoted: "On applying to a reed-pipe which gave $b \text{ } \flat$, a glass resonator also tuned to $b \text{ } \flat$, I obtained the vowel *u*. Changing the resonator for one tuned to $b' \text{ } \flat$, I obtained *o*. A d^3 resonator gave a clear *a*" (*Sens. Tone* p. 117). In this experiment we have only to consider that the reed-pipe acts the part which we have hitherto seen to be acted by the totality of a vowel-configuration, whilst the resonator acts that of the porch, in order to see in it a strong suggestion of the real composition of these vowels. It is simply an experiment in the variation of radical ratio. When both elements are $b \text{ } \flat$, the radical ratio is 1: when one is $b \text{ } \flat$ and the other $b' \text{ } \flat$, the radical ratio is 2: and when one is $b \text{ } \flat$ and the other d^3 , it is exactly 5. Other passages in Helmholtz, and in Ellis's notes (see Ellis's edition pp. 60, 117, 124, and appendix II, section M), point to the same conclusions, though less clearly. In the place last cited Ellis makes some comments upon Preece and Stroh's synthetic vowels which, taken with the other evidence, seem to indicate that the strong presence of the third partial, creating a radical ratio of 3, gives to the resulting vowel a resemblance to o^2 (Eng. *awe*). We assign therefore for the present the values 5, 3, 2, and 1 to the radical ratios of a^0 , o^2 , *o*, and *u* in our table, but it will be our duty to re-examine them later on.

I have ventured to assume that Helmholtz's German *a* would be a^0 rather than a' , i. e. more like the "*path*" vowel than the "*man*" vowel in English speech. When this is done there are still three vacant places in the gamut, namely a' , o^2 , and u^2 : and there are two vacant radical ratios, 7 and 3. The former seems pretty

TABLE IX.

RADICAL RATIO	SPAN, IN OCTAVES	SPAN, IN OCT. AND SEMITONES	DIFF. OF SPAN: SEMITONES	RESULTING VOWEL	NEAREST KEY-VOWEL (AS CURRENTLY WRITTEN)	AUTHORITY
4/3	5.43	5	0.750	\hat{i}	Sw. long <i>i</i>	Present enquiry
4/1	5.36	5	1.875	\hat{i}	" "	" "
3/7	5.21	5	3.000	<i>i</i>	Ger. long <i>i</i>	" "
3/1	4.95	4	1.000	\hat{e}^2	Eng. strong short <i>i</i>	" "
2/9	4.86	4	4.250	\hat{e}^2	" weak "	" "
2/3	4.52	4	3.250	\hat{u}	Welsh mod. <i>u</i>	" "
1/9	4.25	4	2.000	\hat{e}	Fr. strong \hat{e}	" "
1/7	4.09	4	4.500	\hat{e}	" weak "	" "
1/3	3.70	3	3.000	\hat{e}^2	Fr. \hat{e}	" "
1/11	3.46	3	7.700	\hat{e}^2	Cockney short <i>a</i>	" "
7	2.81	2	5.800	\hat{a}^0	Eng. " "	Conjecture
5	2.32	2	9.000	\hat{a}^0	Ger. long <i>a</i>	Helmholtz
3	1.58	1	7.000	\hat{o}^2	Eng. <i>au</i> or <i>av</i>	Ellis on Precece
2	1.00	1	5.000	\hat{o}	Ger. long <i>o</i>	Helmholtz
1 1/2?	.59	0	7.000	\hat{u}^2	Eng. short <i>oo</i>	Conjecture
1	.00	0	7.000	\hat{u}	Ger. long <i>u</i>	Helmholtz

certainly to belong to α' and the latter to o^2 . The u^2 vowel is thus left without a place, but it seems certainly to come between u and o , and its radical ratio to be therefore between 1 and 2. We may possibly find that its radical ratio is $1\frac{1}{2}$, or 3 to 2. It is not unnatural to find that i^2 and u^2 , the vowels whose right to a place in the gamut of leading vowels has been found most questionable (see the various vowel schemes in Sievers and Trautmann), have also each a somewhat exceptional arithmetical basis.

§ 19. *Preceding Analysis compared with our Sense-Perceptions.*

If the preceding analysis is correct it will naturally follow that some kind of rude correspondence at least will be observable between these arithmetical figures and the less measurable, because qualitative, phenomena to which they are supposed to give rise. Although we cannot accurately measure the similarities and dissimilarities of our vowel perceptions, yet we are often very well able to say whether one pair of them resemble or differ more than another pair; and we are always able to say whether any given pair are to us distinguishable or indistinguishable. It follows, therefore, that if our results are correct there will probably be a recognizable parallelism between the magnitude of the arithmetical steps in our table and the felt acoustic departure of each vowel from that which immediately adjoins it.

When we consider the three-vowel gamut, for example, its acoustic appropriateness seems to find a very exact arithmetical counterpart in the fact that the two typical forms of a are found to be situated almost exactly half way between the typical form of i and the typical form of u . The difference in span between a^o and u is 2 octaves and 4 semitones: between a' and i it is 2 octaves and 4.7 semitones.

If we then proceed to consider the five-vowel gamut u, o, a, e, i , the table lends itself equally to its explanation. Remembering that the u' vowel and its supposed radical ratio only appear in this table for the sake of completeness, we see at once that the three most considerable gaps in the series of prime numbers are those existing between 1 and 2, 3 and 5, and 7 and 11, respectively. Expressed severally in semitones of stretch or span, they mean gaps or differences of 12, 9, and 7.7 semitones respectively. That is to say, there is a difference of a whole octave in radical span between

u and any kind of *o*, of 9 semitones between any kind of *o* and any kind of *a*, and of 7.7 semitones between any kind of *a* and any kind of *e*. Thus we see that the widest arithmetical gaps are found exactly where the first four vowels of the quintett are demarcated from each other. The demarcation of the fifth vowel *i* is not so decisive, because the gap is broken and partly bridged by the *ü* vowel. The emergence of this intermediate type may perhaps have been long hindered by its organic difficulties. But there is after all no need to resort to this supposition. Let it be granted that, at a certain stage in the development of the auditory functions, the human subject had a pretty clear cognition of *e*, but was unable to distinguish with ease between *ü* and *i*; and we are then almost forced to think that the habitual form of the fifth vowel would be the fully and clearly differentiated *i* rather than the undecided *ü*. When that came to be so, there would be a solid gap of 7.5 semitones between any kind of *e* and any kind of *i*, — a demarcation very comparable in strength to the other three which mark off the five cardinal vowels from each other.

It is possible to regard this useful and time-honoured classification of vowels in yet another aspect, which is perhaps more useful and just in its application to the early history of language. If we are justified in thinking that at one time human faculties had not reached to the effective discrimination of two kinds of *o* or *a*, much less to that of four kinds of *e* or *i*, it seems more philosophical to view each of these four primitive vowel-groups as a solid and unitary mass, and to measure their distances from centre to centre rather than, as above, from circumference to circumference. The *average* span of the *o* group is 1.29 octaves, of the *a* group, 2.57 octaves, of the *e* group 3.87, and of the *i* group 5.16. The regularity of this progression could hardly be exceeded. It places in a stronger light than ever the natural basis of the primitive five-vowel scale; and it further illustrates the peculiar isolation and exceptionalness of the 23 ratio and the *ü* vowel. In an early stage of development and culture it must always have been much easier to stumble upon some kind of *i* or *e* vowel than upon such an one as *ü*, which can only be produced upon one single ratio, and which therefore demands a very accurate articulation in order that it may be produced at all.

As soon as we advance beyond the simplicity of the five-vowel system it becomes exceedingly difficult to limit the scale of vowel-distinctions to any definite number. The first distinction which claims our attention is that of *o* into close *o* and open *o*, — *o* proper and *o*²; and simultaneously there arises the same question with respect to *e*. These distinctions each repose upon an exactly equal musical difference, 7 semitones of span. Then comes the differentiation of the two types of *a*, the vowels of the English words *path* and *man*. This difference reposes upon a diversity of 5.8 semitones in radical span. Then in the fourth place the "modified" *u* claims recognition as a different vowel from *i*, wherefrom it is separated by $4\frac{1}{4}$ semitones of span. Fifthly comes the distinction between the close and open *i*, *i* and *i*², Eng. *bean* and *bin*, reposing on a radical difference of 3 to 4 semitones.

When we have gone thus far we are somewhere near the limit of the ready practical perception of vocalic differences, as exemplified at present in the everyday speech and hearing of Western Europe. It is therefore useful to pause and note that there is just such a gradation of impressiveness and cognizability among these five supplementary vowel-distinctions as their presumed arithmetical bases would lead us to expect. There is no difficulty whatever in recognizing the difference between the close and open forms of *e* and *o*. No Englishman, for example, would ever imagine that *foal* and *fall* had identical vowels. No German fails to apprehend the difference between *e* and *ä*, even though he does not always remember to observe it. These differences are palpable, even to obtuse and inattentive ears. But the distinction between the vowels of *path* and *man*, is not realized by ordinary speakers without reflection. This is partly because the real quality of the *man* vowel is disguised by its shortness and by its spelling. To those (Southern) speakers who make both vowels long the distinction is palpable enough.

But difficulty of perception manifests itself more clearly when acquaintance is made with the French *ü*, or still more with the Welsh *ü*. The perception of the former as a distinct sound by the English beginner is greatly aided by its *visible* differences. This is evidenced by the fact that the Welsh vowel, whose acoustic difference is almost the same, but which hardly differs *visibly* from *i*, is apprehended as a distinct vowel with much greater difficulty. French teachers

also habitually rely very much more upon visible example in teaching this vowel to Englishmen than they do in other cases.

On passing to the fifth pair of supplementary discriminated vowels, *i* and *i*², a further increase of difficulty is at once felt. It is true that both vowels are currently used in English, and by most speakers are never interchanged. But that arises largely from the fact that with these speakers *i*¹ is always short and *i* is always long. It is only with some difficulty after many trials that these same speakers realise that the shortening of the word *bean* does not produce *bin*, nor the lengthening of the latter produce the former.

The remaining distinctions in our table are acoustically the finest, as they are arithmetically the smallest, in the list. They pass almost entirely beyond the range of ready popular recognition and current linguistic use. But they are nearly all recognizable by practised ears and reproducible by practised tongues. Most of them are based upon those pairs of closely neighbouring radical numbers whose existence was noticed in § 18, viz: 11 and 13, 17 and 19, 29 and 31, 41 and 43. Of these intervals the first is relatively the widest, being equivalent to a difference of 3 semitones in span. It teaches us to expect to find *two* slightly differing types of sound within the compass of the *e*² vowel, and I am inclined to think that these two types exist and are currently distinguished in the Cockney dialect of English. If the pronunciation of the words *man* and *men* in that dialect is closely scrutinized it will generally be found that the former word is pronounced with the *i*² vowel. It is in fact just equivalent in quality to the vowel of *men* in normal English, but it is increased in length. But the same people who do this are obliged to push the pronunciation of *men* on to the *e*² vowel in order to preserve any distinction between the two words. As in this dialect both vowels are nearly long the distinction is sufficiently clear to be usable, but it is a very fine one, and I doubt its permanency, even in this dialect.

The next distinction, in descending order of magnitude, is that which exists between the normal (German) long *i* and the close (Swedish) long *i*, which I have represented in the table by *i*. The diacritical sign is intended to suggest Sweet's symbol of organic compression (^). The arithmetical amount of this difference is, on the average, 2 1/4 semitones: and the acoustic distinction is one of that

finer character which is quite unsuited for the office of distinguishing separate vowels in one and the same language, but at the same time is perfectly audible to a phonetic ear. Mr. Sweet in his elaborate paper on Swedish pronunciation (*Philol. Soc. Trans.* 1877—9; p. 461) very emphatically assigns to the Swedish *i* this compressed and almost consonantal character.

Next comes the distinction, amounting to 2 semitones of span, between the two types of *e*: and here again we are helped to the appreciation of it by the ear of an expert phonetician. M. Paul Passy (*Les Sons du Français*,² p. 11) has noticed that the French *é* has really two sounds, one of which is heard in *dé*, and the other in the first syllable of *maison*. It seems reasonable to think that the latter is a kind of incipient "reduction" or slurring of the former; and that if the *dé* vowel is based on the 19 ratio, the other is probably based on the 17 ratio with its wider and less strenuously articulated porch. This would accord well with Sweet's organic estimation of the *dé* vowel, which he classifies as "raised" in tongue-position above the average place for *e*.

The next distinction in point of size is that which separates the two types of the *i*² vowel (1 semitone): and here we seem to realize the limit of cognizable difference even by trained ears. Mr. Sweet recognises a difference between the two vowels of Eng. *pity* (*Hist. Eng. Sounds*, p. 3; *Primer of Phonetics* § 196). The second vowel is "lowered", i. e. its porch is larger than that of the first. Its radical ratio therefore is smaller. The case seems exactly parallel to that of French *é*: in strong positions the vowel takes the higher of two ratios upon which it is based, — in this case 31: in weak positions it falls back upon 29, just as *é* falls back upon 17 in French.

There remains now but one prime radical distinction within the compass of our table to be dealt with: it is the distinction between the two types of *i*. It is based on a difference in span of $\frac{3}{4}$ of a semitone, but I am not aware that the acoustic difference which is thereon founded is distinctly sensible to human ears. It is worth noting, in quitting this part of the subject, that we have found the limit of possible discrimination between prime vowels to be associated with an arithmetical difference of about one semitone in span; whilst the limit of practicable discrimination in ordinary speech has

seemed to involve about 3 semitones of span. These conclusions are only applicable to prime vowels: in the case of vowels which are not prime both limits will probably be considerably wider. These vowels now demand a few words. Meantime it seems fairly proved that in the former class there is as close a correspondence between the figures of our table and the observed individuality and divergence of the various corresponding vowel-perceptions as could well be expected to exist.

§ 20. *Vowels which are not Prime, or not simply Prime.*

After we have thus pursued the prime series of vowels through diminishing shades of differentiation until they cease altogether to be discriminable by our auditory perceptions it seems clear that a like process must be more or less applicable to the obscurer vowels of the non-prime series. It may take a wider change of span to produce a clearly sensible difference, and it may therefore hardly be possible to discover within the same range of span the same number of separately cognizable types: and the types when found will certainly not be endowed with the same marked individuality of quality which is the property of the prime series. But the reasons upon which we have conjectured the comparative obscurity of these non-prime vowels to rest are evidently not equally applicable to every ratio in the series.

In the case of the ratio (24) which we took as an example of this non-prime series the number of possible intermediate proportional tones was no less than six. But there are three cases wherein only *one* intermediate proportional tone is possible. These cases are those wherein the radical ratio is the square of a prime number. This state of things is realized in the three cases where 4, 9, and 25 are the respective radical ratios. It is easy to see that here no intermediate tone of the doubly-consonant class is possible except that which vibrates respectively twice, 3 times, and 5 times as fast as the fundamental resonance. Here, therefore, more than elsewhere in the non-prime series, we might expect some individuality of character in the associated vowels. We have already in our first four tables noticed the existence of a vowel resembling that of Fr. *peu* whose radical ratio is evidently somewhere in the immediate neighbourhood of 25. Dr. Pipping's researches (*see infra* § 23)

lead me to suspect that the deep almost unrounded Swedish *ö* in *öl* is sometimes at least based on the ratio 9. The ratio 4 remains to be investigated: Helmholtz says it gave a rather close (German) *a* (*Sens. Tone* p. 117).

Next to these in the order of decreasing simplicity stand those ratios which admit of two, and only two, intermediate proportional tones. These are the numbers which contain only two prime factors, such as 34 ($= 2 \times 17$) or 35 ($= 5 \times 7$). In the former example the only possible intermediate partials are the 2nd and the 17th: in the latter, only the 5th and the 7th. The simplicity of cases like the former, where the ratio is just the *double* of some prime number, is enhanced by the fact that the one intermediate tone is simply the Octave above the fundamental, and the other is the Octave below the porch resonance. This is perhaps why we realized a more distinct vowel quality, sometimes heard in Eng. *bird*, on the ratio 34. Considering, on the other hand, the manifest shortcomings of the ear in discriminating between notes of the same name in different octaves, it seems vain to expect that on ratios like 8, 16, and 32, where the series of possible tones is a string of octaves, any very definite quality of vowel will be realized. And it may be here also noted that the ratio 22 in Table V was not found to produce any sensibly marked character of tone, although $22 = 2 \times 11$. We are here led to suspect that it is the very close adjacency of the prime ratio 23 which mars the vowel. A resultant summational tone may well arise in this case, and vibrating pretty strongly on the 23 ratio would naturally make the vowel sound more like a bad *ü* than anything else. Similar reasons may perhaps account for the fact that the ratio 30, planted in the narrow interval between 29 and 31, is not felt to give rise to an intervening vowel, but gives *i*² as they do: whilst the ratio 18, on the other hand, planted in the wider gap between 17 and 19 does give rise to a sensible hiatus.

It seems then that there are a few minor but usable vowel distinctions based upon those double definite resonances whose radical ratios are not prime. Nor is this all. There are probably two or three which are based upon very simple *fractional* ratios. We have already pointed this out (§ 18) in the case of the *u*² vowel, which appears to be the simplest and therefore the clearest member of this class. And finally it seems possible that there may be at

least one *amorphous* vowel, whose resonance is not double, or, if double, is not apprehended by the ear to be made up of commensurable elements.

One thing is yet lacking to a complete survey of the whole vowel-field, — the treatment of the nasal vowels. The subject is too large to be treated fully in the present section, but completeness demands that its general principles should be stated here. A nasal vowel, then, in its acoustic essence differs only from the corresponding normal vowel in being crossed by nasal tone. Nasal tone is the proper resonance of the nasal passage or cavity. The comparative immobility of that part of the organism makes its resonance comparatively fixed; so that it is quite incapable of assuming at will a wide range of proportionate values like those of the oral porches. It has therefore no fixed numerical relation to the other resonances of those vowels into which it enters. It simply crosses them at random, but at a pitch which cannot be very much varied.

This pitch varies a little of course with the size of the organism, but its maximum value is not hard to determine for any given individual. The nasal resonance will naturally be at its highest when the nasal passage is at its shortest, i. e. when the uvula and soft palate are well drawn forward, and the space behind them is thus thrown into the general cavity of the pharynx. This happens in the articulation of the guttural-nasal sound so common in German and English, and represented in both by the symbol *ng*. Fixing my mouth in this position, I found on emitting a strong breath or snort through the nose that its pitch was about midway between *b* and *c*, octave uncertain. But the length of this unalterable portion of the nose-passage is about 70 mm., and it possesses some convoluted extensions on its upper side which compel us to think that its effective length is a little greater. We therefore fix this maximum resonance between b^3 (1980 vib.) and c^4 (2112 vib.), which corresponds to an effective or "reduced" tube-length of 84 mm.

Conversely, the nasal resonance has a minimum of pitch when the nasal passage has a maximum of length, i. e. when the uvula is dropped to its full extent and well retracted. The articulation of the e^2 (*ä*) vowel secures the dropping, and that of the *n* consonant the retraction. Hence the minimum pitch is best realized by pronouncing the word *men* with a strongly breathed nasal after-glide

as before. The pitch of this glide is a full tone lower than the other. We may say that in my case the extreme limits of the nasal resonance are a^3 and c^4 , a range of 3 semitones. This is quite as much as the limited mobility of the inner end of the passage entitles us to expect.

It was pleasing to find one of these estimates very closely confirmed by one of Prof. Hermann's phonophotographic curves (*Archiv für die ges. Physiologie*, vol. 47, plate VIII, fig. 7). It is the curve of b (247 vib.), sung by him through the nose. The uvula would of course be well advanced, in order to give the freest passage to the tone. In a line containing 10 vibrations of b there are 88 vibrations of the concomitant nasal tone, giving for the latter a pitch of 2173 vibrations per second, — a shade over c^4 .

It might be supposed that the organic relation between the normal vowels and their nasalized counterparts was exceedingly simple, consisting perhaps merely in the opening of the nasal passage without any other organic change. Such is in fact, so far as I know, the teaching of all the handbooks. But it is nevertheless quite contrary to fact. Let any one articulate alternately a normal vowel and its nasal counterpart, taking care that the latter shall be, except for its nasality, exactly the same vowel; and the search-light and mirror will soon convince him that the oral articulation of the two is *never* identical. No sooner is the vowel audibly nasalized than its oral porch is visibly contracted in calibre: and the stronger the nasality becomes, the more energetic becomes the oral contraction.

Why is this? It is simply that the opening of a new outlet from the configuration through the nose has *changed the fundamental resonance*: it has therefore upset the radical ratio, upon which the vowel is founded: and some further alteration must therefore be made, in order that the right proportion may again subsist. A little reflection shews that, in the case of the tube-vowels at any rate, the demands of the case will be exactly met by a well adjusted contraction of the porch calibre. The formula

$$N = 46705 \frac{\sigma^{\frac{1}{2}}}{L^{\frac{1}{2}} S^{\frac{1}{2}}}$$

shews at a glance that any increase in σ , the transverse section of a tube-porch, immediately increases N , the pitch number of the fundamental resonance. The practical effects of such an increase

may be studied in detail in Tables I and II. But, so far as the inner resonance is concerned, it matters little whether this change is made by widening the porch which already exists, or by opening a second porch alongside of it. The moment therefore that we begin to open the nose, the deep resonance begins to shift, and it keeps rising in proportion as the nose-passage is more widely opened and the nasality of tone becomes more distinct.

The remedy lies in *compensation*. The oral porch must be reduced in width — not length, for that would unsettle the porch resonance too, — until the effect of the opening of an additional orifice in the configuration has been exactly neutralized. These considerations explain the well-known difficulty of nasalizing certain vowels. Mr. Sweet notices (*Swed. Pron.*) that when the Danes nasalize *i* it drops to *i*²: it is exceedingly difficult at any time to confer marked nasal quality on a really tense *i*. And the reason is clear: the *i* porch is already so small that it can give very little compensation when the nose-passage is opened. It is hardly possible to open that passage at all without abolishing the porch and the vowel. Hence the practical difficulty. The wide-porched vowels like *a* and *o*² on the other hand, being easily able to afford compensation, admit very readily of a pronounced nasality. But a like difficulty appears again at the other end of the gamut. It is impossible to nasalize the *u* vowel, and at the same time to preserve its quality as *u*, without progressively diminishing the mouth-orifice: and a point is soon reached where the effort to increase the nasality abolishes the vowel.

These remarks have a very direct application to the phonetic history of the French language. There is a prevailing tendency in language, of which one instance has been already given from Danish, *not* to redress the articulation of strongly nasalized vowels, but to let them simply slide into a new position, more central in the gamut and therefore easier to the speaker. The present French nasals are four. They are commonly spelled *in*, *en* (or *an*), *on*, and *un*. But it is perfectly clear that those symbols did not always possess their present values. If we wish to realize approximately what their values were before the process of nasalization set in — i. e. before normal vowel plus nasal consonant began to be changed into nasal vowel plus nil — we can easily do so by noting the values which the

same signs still possess before a vowel or silent *e*. We then obtain two rows of sounds which exhibit in the most striking manner the effect of strong nasality in transmuting the closely articulated vowels. The older series gives us *i*, *e*, *a*, *o*, *ü*: the newer series \tilde{a}° , \tilde{a}° , \tilde{a}° , \tilde{o} , \tilde{o}^2 , where the diacritical sign indicates concomitant nasal tonic, and \tilde{o}^2 denotes the deeper sound associated with that sign which has been conjectured to be sometimes based on radical ratio 9. The only sounds which have fairly maintained their position in the gamut are *a* and *o*. The closer vowels have all slidden a long way towards the lower middle of the scale, so that all of them, except one, now stand within the compass of *a* and *o*: and that one is only halfway in ratio between *a* and *e*.

§ 21. *Conflicting Theories: Willis.*

Whatever the true theory of the nature of vowel-sound may be, it must clearly be consonant with all the facts, and not simply with those which have happened to arrest the attention of some particular observer. It is imperative therefore at this point to take some account of the results of other investigators and especially of those whose observations appear to conflict most directly with the theory which has just been propounded. Most of the observations hitherto recorded repose upon the use of resonators or tuning-forks, or upon the direct evidence of the ear. All of these without exception lie under some suspicion of determining some other tone than that which is really sought, — generally some overtone or undertone of it. It seems preferable therefore to discuss here first of all those observations whose evidence is most unequivocal, and whose force must therefore be either at once eluded or submitted to. The oldest and best established of these are those of Willis (*Camb. Philos. Trans.* 1829). The latest and most promising are results of very recent phonographic researches. It is the purpose of the present section to deal with the former. The latter will form the subject of the succeeding sections (§ 22 and 23).

Willis's experiments, repeated by Wheatstone, heard by Ellis, adopted by Herschel and, with some alterations, by Helmholtz, have now long formed part of the classical literature of this subject. They appear to have been recently repeated by Prof. Jenkin and Ewing (*Nature*, vol. 18, p. 168). German readers will find a short account

of them in Helmholtz (*Sens. Tone* p. 117). But I find much difficulty in accepting the amendments which Helmholtz there proposes to make in them. Those amendments are based on the supposition that Willis made an error in calculating the pitch numbers of his shorter tubes. But I do not find any evidence that Willis obtained the pitch of these tubes from calculation at all. On the contrary, he expressly says that he tried other cavities of the same pitch as his tubes, and found that, so long as the pitch was the same, the same effects were realized with these other cavities as with the tubes. It is clear then that Willis had made the pitch of his tubes a subject of direct observation, and we accordingly find that he records his results, not in pitch-numbers, but in even semitones of the normal musical scale.

Willis simply found that the note of a reed organ-pipe, when conveyed through a tube, assumed a sensible vowel quality: and that this vowel quality was in most cases as strictly dependent upon the pitch of the auxiliary tube as it was at the same time strictly independent of the pitch of the reed. The exceptions and additions to this doctrine, otherwise deeply interesting, do not concern us here. The important point for us is that throughout a large part of the musical scale a definite connexion is established between the felt quality of these artificial vowels and the fixed resonance or absolute pitch of the cavity which seems alone to create them. It seems at first sight almost inevitable to conclude that vowel-quality is determined by a concomitant resonance of a certain absolute pitch; and if the now very numerous examinations of the human vowels had led to the discovery that they also possessed concomitant resonances of the same absolute pitch, the case for that theory would have seemed unanswerable. But this is very far from being the case, and I venture to think that Willis's facts are capable of a very different explanation, based essentially upon the theory which is hereinbefore laid down.

His leading facts are tabulated in the columns of Table X. The first column gives the length of each tube: the second, its pitch: the fourth the resulting vowel, as indicated by an English key-word. He omits to indicate his exact basis of pitch; but for purposes of further calculation it is necessary, and it seems fair, to

TABLE X.

TUBE LENGTH: INCHES	TUBE PITCH	EQUIV. VIB. (c = 132)	KEY-WORD	VOWEL PROBABLY INTENDED	VOWEL PROBABLY REALIZED	EXPECTED RADICAL RATIO	ACTUAL R. R. (FUND. = 212)
	indefinite		Boot	<i>u</i>	<i>u</i>	1	
	indefinite		But	<i>ɔ</i>			
4.7	c ²	528	No	<i>o</i>	<i>o</i> [?]	2	2.49
3.8	c ² ₇	633	Nought	<i>o</i> ²	<i>o</i> ²	3	2.99
3.05	g ²	792	Paw	?	?	4 [?]	3.74
2.2	d ³ ₇	1122	Part	<i>a</i> ^o	<i>a</i> ^o	5	5.29
1.8	f ³	1408	Pad	<i>a</i> ^e	<i>a</i> ^e	7	6.64
1.0	d ⁴	2376	Pay	<i>e</i> [?]	<i>e</i> ²	11	11.21
.6	c ⁵	4224	Pet	<i>e</i> ² [?]	<i>e</i>	19	19.90
.38 [?]	g ⁵	6336	See	<i>i</i>	<i>i</i> ²	29 to 31	29.89

assume a probable basis of $c = 132$. On this basis his pitch-notes are transformed, in column 3, into pitch-numbers.

It is needful to note that the middle part of this table is admittedly more satisfactory than either of the extremities. At the upper end of the column it is the determination of the pitch and tube-length which is difficult. The *u* vowel is in quality about the best of all, but the length of tube which produces it is not so rigidly definite as in the other cases. There is some reason to suspect that the same drawback may exist, in a less degree, with *o*, (see *infra*). It is indeed very conceivable that these deeper vowel-types may owe some of their characteristic *timbre* to *interference*; in which case we may find them exhibiting their most characteristic quality at a slight range on either side of the exact radical ratio. At the lower end of the column it is the vowels themselves which become less satisfactory. Jenkin and Ewing say respecting the whole series (*loc. cit.*) that their quality as vowels is not very definite when heard in isolation, especially for *i* and *e*: but when heard in rapid succession the ear accepts them as representing a series of vowels. The difficulty about *i* and *e* reminds us at once of our own difficulties with those vowels, and of the conclusion then arrived at (§ 10 and 13)

that a simple cylindrical tube is only capable of producing these vowels in a "blunt" form. We accept the last three vowels in the scale therefore as being really some kind of *i* and *e*, but necessarily liable to inexact discrimination by the ear.

The phonetic interpretation of Willis's key-words presents some difficulties. What did he conceive to be the vowel-sound of *paav*, as distinguished from *nought*? Herschel, his contemporary, (*Encyc. Metrop.* vol 4. p. 819) is just as much in the dark here as we are. We are compelled to think also that Willis intended the word *pay* to call up the close *e* vowel, and the word *pet*, the open *e*²: but their position in the series equally compels us to think that there is a mistake here, — the blunt cylindrical *e* having been mistaken, not unnaturally, for *e*², with which it has thus changed places. There seems to have been some uncertainty about the place of *i*: hence its tube-length is marked by him with a note of interrogation. The length and pitch given seem really to belong to *i*².

If, after thus scrutinizing the meaning of Willis's table, we compare the pitches given therein for *i* and *e* with the normal average pitch which we have determined for the same vowels when uttered by a full-sized adult male organism (see Table VIII, § 15), we are startled to find a difference of nearly, if not quite, an octave. The artificial pitches are to that extent higher than the natural ones. But further scrutiny discloses after all a remarkable proportionality between Willis's results and ours. If the list of pitch numbers in Table X is compared with the list of radical ratios put forward by us for the same vowels in Table IX, they are seen to vary almost *pari passu*. This is evidenced most accurately by observing what *would be* the radical ratio of Willis's vowels if we were to refer them to a hypothetical fundamental nearly an octave higher than that of the human *i* and *e*, — say one of 212 vibrations, between $g\frac{2}{2}$ and *a*. The results of such a calculation are given in the last column of Table X, and will well repay examination. In contrast with these, in the previous column, stand the radical ratios which our theory has taught us to expect in similar human vowels; and there is only one case wherein the two columns do not display a noteworthy parallelism. The exception is the vowel *o*; but it is to be noted that this vowel is adjacent in position to those whose tube-length was found to be too indefinite for exact determination:

and in respect to the smaller divergencies of the two columns it is well to consider what was just now said about interference, and at the same time to remember that Willis only records his pitch in semitones, and the difference between the columns in no case reaches a semitone, i. e. one sixteenth, except in that of *a*.

It is easy to see whither all this tends. If our theory of relative radical pitch be true, the hypothetical fundamental tone of about 212 vib., which, according to that theory, Willis's vowels demand, must have had a real objective existence in his experiments somewhere. But where? Certainly not in the reed; for that, up to a certain pitch, could be altered at will. Nor in fact anywhere else in the vowel-apparatus. But it might perhaps be in the *hearer*! Let us see if such could be the case.

The listening organism is, of course, quiescent: and its most considerable cavities are relaxed from the positions which they occupy in speech, so that they present a long tube-like succession of spaces, reaching unbrokenly from the outer air to the further extremity of the bronchi. The pharynx and larynx still form a very considerable enlargement at one part of its course: but they are no longer closed cavities; and the glottal orifice which now stands open between them is very similar in diameter to the tube of the trachea before it begins to widen into the larynx. We are prepared to expect that this string of cavities will be disposed under favouring circumstances to vibrate as one long tube, to a note which may be approximately discovered by calculation and experiment.

Its actual length, in the normal position of the body, measuring from the further extremity of the greater (i. e. the right) bronchus to the lips, and along the median line of the cavity, is fully 13 inches (330 mm.). Measuring through the nose it is fully 15 mm. more. This measurement needs a correction of uncertain amount for the irregular width of the cavity. This correction will certainly raise the effective length of the tube beyond 350 mm.: and we hence expect to discover a pitch somewhat lower than 243 vib. (velocity of sound divided by four times the length of this stopped tube).

This result, however, is capable of being made more definite by actual observation. The force of breathing may be so augmented that the proper tone of the passage itself becomes audible to the observer. Several observations were made, and they did not vary

a semitone either way from $g\sharp$, octave uncertain. Our previous calculations shew that it must be the unaccented $g\sharp$, 209 vib., which is almost exactly the value of which we are in search. It seems very possible therefore that Willis's sounds owe their faint but recognizable vowel-quality to the deep vibrations which they concomitantly set up in the air-passages of the hearer. There seems to be a certain analogy between the perception of this fundamental datum in vowels and that of *key* in music. It has even seemed to me in certain cases that the perception of a given fundamental has been perpetuated in the mind, like that of *key*, and has thus given a *subjective vowel-quality* to some immediately succeeding sound, in which the fundamental itself had really ceased to be present.

§ 22. *Digression on the Sung Vowels.*

The year 1890 has been signalized by the publication of two remarkable series of researches in which it has been attempted, with markedly increased success, to analyze the vowels by phonographic means. The primary aim of both sets of experiments is the same: it is to cause the vibrations of a membrane or plate, against which a vowel sound is uttered, to transcribe themselves legibly, in a more or less magnified form, upon the surface of an evenly rotating cylinder, or other moving surface. The apparatus by which this is done is sometimes called a *phonautograph*. A *phonautograph* differs from a *phonograph* in that the surface which receives the writing is relatively at right angles to the receiving surface of the other instrument. In the *phonograph* the receiving surface is presented perpendicularly to the swing of the vibrations to be recorded: and it records them as pits and furrows in the receiving surface. But in the *phonautograph* the recorded vibrations write themselves to and fro upon the cylinder in a plane parallel to the direction of their swing, and therefore describe a continuous curve whose rises and falls accurately disclose to us the intimate details of the vibratory motion by which it was traced. It is seldom indeed that that motion has the simple pendular swing which is characteristic of a pure unmixed tone of definite pitch. There are minor vibrations within the completed swing — halts, retrogressions, accelerations, of various energy: and it is these, recurring regularly within every pulse, and plainly visible in the constant curve which that pulse

traces on the cylinder, which give to the sound its timbre as a musical note or its quality as a vowel. All this was known before; but it is only in these very recent researches that the *i*, *e*, *ü*, vowels have been transcribed with any approach to success. Hence the necessity of noticing them here.

One of the two works referred to is that of Dr. Hugo Pipping of Helsingfors, which has been already quoted. His experiments were carried out with an improved form of the phonautograph of Prof. Hensen of Kiel. In this apparatus the vibrations of the membrane are conveyed through a relatively long lever to a fine diamond-point, which writes them on a plate of glass moving evenly before it. They are read by the microscope and measured by the micrometer. The other work is that of Prof. Ludimar Hermann of Königsberg. It is contained in three articles in Pflüger's *Archiv für die gesammte Physiologie* vols. 46 and 47. He substitutes a ray of light for the lever. This ray is reflected from the vibrating surface and made to converge to a very fine focus upon the surface of a distant cylinder, which is covered with sensitized paper or other photographic material. The images thus obtained are no longer microscopic, — so far at least as their general contour is concerned: and they are remarkably well-defined.

It will readily be understood that the vowels which lend themselves most easily to this kind of investigation are the sung vowels. The spoken and whispered vowels are greatly complicated, as we have already seen, with heterogeneous noise. Hence they are found to yield curves so irregular in form as practically to baffle the attempt to disentangle their essential from their accidental elements. The curves submitted by these investigators are, without exception, those of sung vowels. Their results, too, have a general, but by no means a detailed, correspondence. Hence the need for the present digression.

We preferred (§ 6) to study the whispered vowels first, because they are free from strong glottal tone. But in any other kind of vowel glottal tone is the strongest element. It enters equally into speech and song, but it is best studied first in the latter, because its operation in speech is hardly for a moment constant, whilst in song its variations are made by sudden and comparatively distant leaps. The faulty term, vocal *chords*, leads us rather to think of

glottal tone as something resembling the vibration of strings: but it really does not appear that the vibrations of the chords themselves directly produce any great amount of sound. They are the condition, however, of another phenomenon of great acoustic force. This is the *puff* of air which issues from between them as their rhythmic vibration alternately shuts and opens the glottal slit. We have in the *siren* an exact example of the production of strong musical notes by similar rhythmic puffs of air. Here also the machinery of production has itself little effective share in the resulting vibration.

We have already had occasion to speak of the *pendular* kind of vibration by which, and by which alone, an absolutely pure and homogeneous tone can be produced. It is advisable now to picture to ourselves more exactly what this kind of vibration is. The imagination realizes it most easily upon an immensely magnified and retarded scale. Let us imagine a large circular grass-plot, with a diameter visibly marked across it. Let two persons, holding a string stretched between them, and both standing at the same end of this diameter, start thence, at the same moment and exactly at the same rate, to walk round the circle in opposite directions, — still keeping the string stretched between them. Both persons will reach the other end of the diameter at the same moment: they will pass each other and return in exactly equal times to the starting point. But what will be the motion of the string? It will evidently, remain always perpendicular to the visible diameter and, whilst the two men have each walked completely round the circle, it will have simply travelled the full length of the diameter and back again. Let it be now noted that the *length* of the string varies *pari passu* with the velocity of its progression up and down the diameter. This striking and exact truth affords to the non-mathematical student the most vivid attainable image of a pendular vibration. It is the journey to and fro of an elastic (generally aerial) particle performed both ways at a velocity which varies in magnitude exactly in the same proportion as a circle varies in width.

It need hardly be said that the glottal vibrations are not pendular. No natural vibrations ever are: yet some come exceedingly near being so: and it is evident that in some circumstances, e. g. in song as contrasted with speech, the glottal vibrations will probably approach more nearly than elsewhere to the pendular standard.

Let us therefore briefly regard the machinery and process of glottal vibration, that we may discover, if possible, where this difference comes in. Let it be remembered, of course, that the phenomena described are many thousands of times briefer and smaller than the time and space which it takes to describe them.

Glottal vibration cannot begin until the glottis has been closed with sufficient firmness to resist a considerable amount of expiratory pressure. When this pressure is applied the first result is to increase the density of the internal air. The elastic force of the air inside the vocal bands will then exceed that of the outer air in strict proportion to this difference of density. As soon as this preponderance is sufficiently great to overcome the force by which the vocal bands are held together, the latter are pushed back in a lateral and outward direction, so that a puff of the denser air begins to be emitted. This puff does not last long, because the resistance of the chords to further displacement grows always in proportion to the displacement already effected, whilst on the other hand the transfer of a body of denser air to the outside of the vocal bands has momentarily almost nullified the differential density and pressure by which the chords were originally forced apart. So the chords swing back towards their original position, and the first puff is over.

Meantime every aerial particle lying in front of the glottis has been executing a vibration, being first pressed strongly against its neighbours (and condensed) by the glottal shock, and then being projected back again by their elastic reaction, as soon as the force of the puff has sufficiently declined. Up to this point, although we cannot say that the vibration is pendular, yet there is in the forces engaged a continuity of increase and decrease which forbids us to think of its vibrational form as very erratic. But this continuity will manifestly only last to the end of the vibration upon one condition, namely, that the impress of the new puff and the new vibration begins exactly where the old vibration has reached its furthest point of recoil. If the chords are held too firmly together, so that the second vibration breaks in always at some later point, it may well be expected that the periodic form of the vibration thus generated will be erratic indeed.

It is very possible that the difference here sketched is precisely that which chiefly distinguishes the tones of the singing from that

of the speaking voice. We have already noted that the latter is distinguished by an unresting change of pitch. But it is also distinguished by a much greater harshness of quality. Helmholtz finds in this difference of quality (*Sens. Tone*, p. 104) a remarkable resemblance to the difference in timbre between "free" and "striking" reeds: and he suggests that the conditions of speech and song are probably distinguished from each other by some analogous difference in the working of the vocal chords. The above is an attempt to define that difference more exactly: and it is evidently just as applicable to the parallel case of reeds as to that of the vocal organs. The machinery, too, for such a contrasted adjustment is all provided in the known structure and functional capabilities of the larynx. The muscular adjustments by which the chords are drawn together are entirely independent of those by which they are stretched. Nothing is therefore needed but an exactly appropriate adjustment of their relative tensions in order to procure the nearest practicable approach to pendular vibration, and *vice versa*.

Just as pendular form means simplicity and purity of tone, so irregularity of vibrational form means complexity of tone. If therefore the speaking voice is produced with a lateral glottal pressure which is adjusted to exceed that of song, its vibrational form will be irregular, and its quality will be mixed with strong and probably numerous overtones. But, for the purposes of vocalic distinctness, it will have been greatly improved both by the added overtones and by its unlimited freedom to oscillate in pitch. The former peculiarity necessarily improves its power of kindling resonance in the vowel cavities; whilst the latter strongly assists the separate cognition of the relatively steadfast vowel-resonances amid the constantly vacillating tones of glottal pitch.

So much for glottal vibration in itself. We have now to mark the fate of those vibrations when they are poured into vowel-configurations. But here we need the aid of the recent important researches whose bearing upon this enquiry now demands to be considered and weighed.

§ 23. *Phonautographic Analyses of Sung Vowels.*

The first thing we here look for is naturally that which is to our perceptions the most powerful element of every sung vowel,

-- the proper tone of the glottis. It will be convenient henceforth to call this tone the glottal fundamental, and to distinguish the fundamental resonance of the adjoined configuration as the vocalic fundamental. But to our great astonishment Hermann's curves do not shew the glottal fundamental at all, and there is a considerable minority of Pipping's where it is practically wanting. Below the pitch of 252 vib. this is no longer a minority but a large majority. But in the case of a female voice on the other hand, singing at the pitch of 352 to 354 vibrations, on the widely different vowels *u*, *e*, *ü* (Sw. *y*), the glottal vibrations are simply overwhelming: everything else is swamped, and the curves are almost simply pendular.

What are we to think of this? In the first place we feel at once sure that the glottal fundamental was not as completely absent from Hermann's vowels as it was from the vibrations of his plates. In Pipping's curves on the other hand, the extremely varied fate of the glottal fundamental may be taken to demonstrate that somewhere between the glottis and the glass-plate there are conditions which may either enormously reinforce or very strongly damp it. These must exist either in the oral configuration or in the receptive membrane, — probably in both: for then it is easy to understand that very extreme results are produced whenever both influences happen to cooperate in the same direction. We are further led to conclude from the contrasted outcome of the glottal tones in the two sets of curves that there must be something essentially different in what we may call their *field of view*. This is somewhat elucidated by considering the nature and construction of the vibrating bodies employed.

Hermann's vibrators are stiff plates, of various materials, resembling those of the telephone and phonograph: and if, as the curves lead us to suppose, these plates are utterly deaf to the proper tones of the bass register, it is at first sight hard to understand how bass voices are reproduced in those instruments at all. But Hermann himself (see *infra*) supplies us here with a most satisfactory answer. Turning now to Hensen's instrument, as used by Pipping, we find that the vibrating body is an ingenious imitation of the tympanic membrane. It is not flat in form, but somewhat conical. This conical shape is produced and maintained by a fine but rigid rod or needle which is firmly attached in a radial position to the membrane, just as the handle of the *malleus* is attached to the natural

tympanum. The drawing-back of this radial rod or lever makes the membrane in both cases into a stretched cone.

It is a somewhat risky thing to describe, and still more to criticize, instruments which one has not yet seen, but in this case one remark seems justified. The imitation of the ear is not complete: one important part is wanting. This is the muscle, *tensor tympani*, by which the tension of the natural ear-drum is continually modified, so that its range of sensibility may be shifted from moment to moment. The fact that such an accessory is needed seems to indicate that in the case of sounds like sung vowels, which comprise, in one compound *klang*, elements differing by several octaves, the ear itself cannot hear the whole sound at once, but takes up its elements successively, in the course of a rapid contraction of the tympanic muscle. Notwithstanding this immense advantage the whole range of aural perception is only about 10 octaves. We seem bound therefore to ascribe a considerably smaller range than this, even to the best forms yet extant of phonautographic vibrators. But it is of course possible successively to use different vibrators of different ranges of sensibility, and we seem partly to realize this advantage in the two notable series of observations which we are now discussing.

These considerations introduce a time-element into aural perception which is probably still more important than it at first appears. All our knowledge of vibrating membranes goes to shew not only that their range at a given tension is limited, but that their sensibility within that range is unequal and capricious. But the power of varying the tension of the tympanic membrane probably carries with it the opportunity of eliminating from the subjective perception the varying effects of this caprice. It is by a very similar subjective process that we take an apparently simultaneous and uniformly vivid impression of a large field of view notwithstanding the remarkable irregularities of sensibility in the different parts of the retina. I am inclined therefore to think that Hermann is entirely right in saying (*Pflüger's Archiv*, vol. 47, p. 350) that experiments with one single kind of membrane can only yield imperfect results respecting the nature of vowels.

Comparison of the two sets of curves leads at once to the remark that Pipping's curves are sensibly rounder at their summits. The others are often rather pointed. This is probably an inevitable

consequence of Hensen's method. It is perfectly clear that whatever force is expended, at right angles to the axis of the curve, in tracing it upon the glass, is subtracted from the energy of the vibrating lever, whose natural movement remains therefore to that extent unrecorded. It is equally clear also that whenever the lever is either approaching to or receding from the extremity of a swing (i. e. when its velocity, algebraically expressed, is either not much more or not much less than zero) it will record nothing: because the momentum of the lever will be insufficient to overcome the resistance of the sides of the little trench in which its diamond point is imbedded. Hence an inevitable flattening of the curves at every summit, such as the eye at once observes.

Quitting the realm of fact for that of inference, we find considerable divergencies. Prof. Hermann concludes that the characteristic tone of every vowel is *relatively* fixed. But the latitude which he allows to each is not so small but that we can accept this doctrine in its entirety, on the ground of what has been already said about the relatively constant size and shape of human vowel-configurations. In some cases there is a very remarkable agreement between his "characteristic tone" and our "upper radical resonance". Of any second or third characteristic tone he takes no account, although his own observations (pp. 367—8) suggest very strongly to my mind that if his vibrating plates were modified so as to shift what we have called their field of view, the deeper elements of the vowel resonance might be successfully brought to light. Pipping on the other hand considers that every vowel is strictly associated with *one or more* fixed localities in the musical scale: and that every partial of the glottal note which happens to fall within one of these localities is strongly reinforced. It is worthy of note that he thinks *ö*, one of our non-prime vowels, must have *three* localities of reinforcement.

A somewhat warm controversy has arisen between the respected investigators, turning chiefly on the question whether the characteristically reinforced tones are all of them partials of the glottal fundamental. Our own line of research has led us all along to consider that the vocalic resonances bear no necessary relation to the tonic vibrations of the glottis. At the same time it is perfectly certain that whenever the glottal tone or any of its partials happens to

coincide with any of the vowel resonances, it will be immensely reinforced by the latter. Nay more: there is evidence indicating that if a strong glottal tone is *nearly* consonant with one of the vowel resonances, it is able to drag the latter nearer to itself and sometimes into sensible identity. It must therefore happen very often indeed that the characteristic resonance of a sung vowel is simultaneously a partial tone of the glottal note.

This is probably a further reason why vowel quality is more distinct in speech than in song: it renders it less easy in the latter to discriminate the resonantal from the glottal effects, because they are partly merged together. That the discrimination of vowel quality from musical note is essentially a mental separation of the resonantal from the glottal elements is made beautifully clear by Hermann's curves. We also obtain therein some glimpse of the clues whereby the perceptive faculties are enabled to make this discrimination. So far as the resonantal elements are concerned we see that a sung vowel differs from its whispered counterpart in that the glottal hiss is attenuated from the continuous form in which we have hitherto viewed it, down to a series of short recurring puffs. Each of these puffs in its turn animates the vowel resonances, and the resulting appearances are the most striking general feature of Hermann's curves. He himself describes it by saying that the characteristic vowel vibrations undergo a rhythmic fluctuation in amplitude at every pulse of the glottal tone (*oscilliren im Tempo des Kehltons*). This comes out most clearly in those specimens where there are several vibrations of resonance to a single vibration of glottal tone. We then clearly see the former rising in amplitude as the glottal puff increases in force, and subsiding again as the glottis closes.

But if the effects of every glottal vibration are nearly constant, whilst the resonantal vibrations fluctuate violently, though rhythmically, in amplitude, we have exactly that kind of difference which will enable the sensorium unerringly to discriminate between them. It is instructive here to compare a similar twofold cognition by another sense. When we stand before a shop-window we never for a moment confound the sensations belonging to the fixed forms of the exhibited goods with the fleeting forms of passing objects reflected in the glass: but we do sometimes get them mixed with the reflections of distant

fixed objects, and have some trouble in attaining to a separate cognition of each.

We are now able to explain how it is that the glottal tone, though itself absent from the vibration of a telephonic or phonographic plate, is nevertheless reproduced to the ear. It is a well-known fact that beats (*Schwebungen*), if sufficiently frequent, produce the sensation of a tone of the same frequency. Graphically considered, the rhythmic fluctuations of the vocalic amplitudes strongly resemble beats: and Hermann has taken great pains to shew that the tone produced by such a fluctuation may be subjectively far stronger than that of the more rapid vibrations by whose fluctuation in amplitude the former tone is produced.

The reproduction of the glottal fundamental being thus accounted for, it remains only to enquire how the vocalic fundamental makes its reappearance, and what, if any, are the signs of its presence in the phonogram. They are few indeed in the specimens yet laid before us: yet our failure to recognize this comparatively weak, though highly essential, element by mere inspection is no ground whatever for concluding it to be absent. We can only look for feeble indications at the best, and I think such indications may already be discerned in certain cases. Let us consider Hermann's German *a* (*a*^o) vowel (*Pflüger's Archiv*, vol. 47, plate 8, fig. 1, and Table 6, p. 360). Its upper resonance is from 693 to 781 vib. per sec.: therefore its lower resonance, at radical ratio 5, is from 139 to 156: its average is 144. The existence of this deeper resonance, though not evident upon the face either of the curves or of the table, explains several things about them which otherwise might seem accidental. It is noticeable that those curves whose glottal period is much longer than $\frac{1}{144}$ sec. each shew a slight but distinct *secondary* maximal point of oscillation; which is exactly what we should expect. In the fifth curve this secondary maximum disappears, because the glottal pitch, 147, is almost exactly that of the total vocalic cavity. It disappears also in the sixth curve, for though the glottal pitch is 164, it *carries the pitch of the cavity with it*, as far as 156: for the upper vibration is 781. This latter proof of the existence of some deep disturbing influence at certain points in the scale is paralleled in the tables for all the other vowels.

TABLE XI.

PROBABLE VOWEL		PIPPING'S KEY-WORD	HERMANN'S LETTER	PROMINENT PARTIALS		VOCALIC (UPPER) VIBRATIONS
SYM- BOL	R. R.			LOWER	HIGHER	
\hat{i}	41—43	is		261—293	2051—2349	
$i^?$	29—43		I			2294—3087
\ddot{u}	23	yr		265—362	2120—2172	
\acute{e}	19	ed		354	2322	
\grave{e}	17		E			1960—2209
e^2	11 or 13	är			1168—1446	
a^e	7	lag			1114—1179	
a^o	5		A			693—781
o	2		O			541—666
u	1	<i>Ger. du</i>	U	188—376	798—940	529—658
Non-prime vowels: —						
\ddot{o}	9 or 18?	öl		352—435	1056 & 2175	
o^a	$\frac{5}{2}$?	är		488—502	845 & 1036	

Pipping tells us exactly what are the vowels he analyzed. They are those of the Swedish language, as spoken by the educated classes in Helsingfors: and he gives us key-words. This is a great advantage, although the standard given is not a very accessible one. Hermann's vowels are distinguished merely as *i, e, a, o, u*: we may assume them to represent the long values of those signs in German. I therefore conclude by tabulating their chief results, merely remarking that Hermann's results are based on measurements of the isolated vocalic vibrations, whilst Pipping's are based on a laborious Fourierian analysis of whole glottal periods. The latter represent primarily therefore those partials of the glottal tone which were most strongly reinforced by the vocalic resonance. In the first column of the table I have endeavoured to discriminate all the vowels examined, and to locate them as far as possible in the scale of prime vowels which we have sketched in Table IX. My phonetic discrimination of Pipping's vowels is derived from pronunciations given to me by the rev. pastor of the Scandinavian Church, Park Lane, Liverpool, except

in the case of *a* in *lag*. Pipping expressly distinguishes his *a* from the German *a*. His analysis of it differs widely from Hensen's analysis of a German *a*, made with the same instrument. I hence conclude that Pipping's *a* is *a'*, radical ratio 7.

Singular to say, no pair of vowels investigated by the two explorers appears to be identical, except one, and in that one they do not agree. Nevertheless when exhibited as we have placed them they lend each other a certain support: and it is exactly in those places where they are most consistent with themselves and with each other that they derive further confirmation from our own very different researches. We cannot yet think that *i* has been successfully analysed when its characteristic tone is said to be sometimes actually lower than that of *e*. We conclude that the instrument employed did not fully record the highest vibrations of the vowel: they were beyond its "field of view". I am inclined to think that the octave below the real resonance may in some of these extreme cases have been recorded by the membrane or plate. At the other end of the scale localities are determined for *o* and *u* which in part are discordant and in part fail to establish any distinction between them. But in the *a* region the results only differ from our expectation in shewing a somewhat higher value for the fundamental resonance (140 to 160 vib.) than we have found in the *i* and *e* region. Our next section will tend to shew the entire agreement of Pipping's analysis of *ü* (Sw. *y*) with those attained by our own methods: whilst in the *e* vowels, which we have already examined, the agreement is on every side truly remarkable. We found the fundamental resonance of those vowels to be about *B* γ (118 vib.) in a full-sized male organism. We therefore expect an upper resonance of about 2006 vib. for *è*, with its radical ratio of 17, and one of about 2242 vib. for *é*, whose ratio is 19. This expectation is very exactly borne out by Hermann's analysis of the former and Pipping's of the latter.

[To be continued.]

Liverpool.

R. J. LLOYD.

ESSAI DE GRAMMAIRE PHONÉTIQUE.

Le *Précis d'orthographe et de grammaire phonétiques* de M. L. Clédat, précis qui, proprement, n'est qu'une grammaire officielle, transcrite en orthographe phonétique, nous a déterminé à entreprendre cet Essai de grammaire phonétique, qui, comme l'ouvrage de M. Clédat, s'adresse aux étrangers désireux d'apprendre le français pour le parler, l'écrire et arriver le plus tôt possible à la lecture des chefs-d'œuvre de la littérature française, et non pas pour briller par des connaissances d'emprunt, mal digérées, mal comprises. Combien l'étude détaillée de la grammaire française, de l'accord des participes, des flexions verbales a dégoûtés d'étrangers de poursuivre l'étude de cette langue, qui leur est si sympathique, et combien de moments précieux que l'on devrait donner à l'éducation morale et intellectuelle de la jeunesse et que l'on perd à s'occuper de ces absurdes vtilles! On en a fait l'expérience, munis d'un fond de mots suffisant, sans connaissance aucune de l'orthographe officielle, les étrangers sont arrivés facilement, après avoir parcouru la grammaire phonétique, à lire et à comprendre des livres français; deux ou trois observations leur étaient indispensables: que *s* est représenté par *ch*, *z* par *j*.

Le titre de cette esquisse, ainsi que la circonstance qu'elle ne s'adresse qu'à des élèves, et non pas aux initiés, nous dispensent de faire appel à l'indulgence des lecteurs. Les remarques, trop nombreuses peut-être, ne font pas partie de la grammaire; elles touchent les points où nous demandons la permission de ne pas être d'accord avec les maîtres en matière phonétique, ou renferment des observations et des expériences qui pourraient intéresser les jeunes gens qui se vouent à l'enseignement. Nous nous permettons

de faire remarquer que l'on ne saurait être trop circonspect dans le choix des exemples. Nous voudrions pour exemples des combinaisons de mots qui reviennent le plus souvent dans la conversation, entremêlés çà et là de maximes d'une valeur générale, de proverbes, de sentences pratiques et morales. Il en est de même dans la phonétique. Nous avons vu des maîtres prendre *vvar* pour faire réussir un Allemand (qui avait le *v* bilabial) à émettre un *v* correct (labio-dental). Sous l'action du *v* suivant, malgré la meilleure volonté et en dépit de tous ses efforts, il ne pouvait y parvenir, et arrondissait sans cesse son *v*. Il ne faut pas perdre de vue que la position des organes dans la formation de certaines consonnes correspond plus ou moins à celle de certaines voyelles. Il y a des consonnes fermées et ouvertes, comme il y a des voyelles fermées et ouvertes. Il y a des voyelles qui conviennent mieux à telle ou telle consonne, qui participent pour ainsi dire de leur nature. Ce phénomène joue un grand rôle non seulement dans le développement historique des sons français, surtout des atones, mais encore dans les différentes nuances de timbre des toniques et des atones modernes¹.

Donc, on commencera par choisir des mots où les voyelles fermées non arrondies sont combinées avec des consonnes de même nature :

vital, verite plutôt que *vvar* pour expliquer *v*
ba, la „ „ *ta* „ „ *a* vélaire.

Il y a fort peu du nôtre dans tout ce que nous exposons dans la partie phonétique. Les vues d'ensemble pourront offrir quelque intérêt. Quant à la grammaire, nous avons suivi notre propre chemin sans nous soucier de ce qu'ont écrit d'autres.

Nous nous permettons d'exposer en peu de mots la méthode que nous avons suivie dans l'enseignement du français, et qu'il serait, à notre avis, juste de suivre dans tout livre de lecture phonétique.

On ne laissera, entre les mains de l'élève, aucun livre à orthographe officielle. Son premier livre sera un dictionnaire rigoureusement phonétique, où l'on tiendra compte des familles de mots, où

¹ Je dois ces observations et bien d'autres à mon maître, M. le dr. Cornu, professeur à l'Université all. de Prague. Pour les voyelles qui correspondent à certaines consonnes, voir son article sur la langue portugaise, *Grundriss für romanische philologie*, p. 737. Ces particularités nous semblent être propres à tout langage parlé.

les terminaisons seront séparées des radicaux (dict. phonétique synoptique)¹.

Son second livre sera une grammaire phonétique aussi simple que possible, libre de tout pédantesque fatras, qui prétend se dissimuler sous le faux nom de science, libre aussi de tout ce qui a trait au langage de la plus basse classe; bref, qui s'en tiendra au langage libre, non affecté de la conversation d'aujourd'hui².

Son troisième livre sera un livre de lecture phonétique, où il trouvera appliqués systématiquement les principes développés dans sa grammaire. On commencera par la lecture et, sur cette base, on recourra au dictionnaire et à la grammaire.³ Ce livre suivra à peu près la méthode suivante:

1. D'abord et avant tout, le verbe (et non pas les verbes auxiliaires, qui, dans la majorité des cas, ne jouent que le rôle de préfixes); on choisira des verbes intransitifs, dont le sens n'exige pas de régimes; on prendra les plus usités dans la conversation et on les joindra à des substantifs sujets en commençant par le pluriel fém. Ici, comme dans tous les autres cas, ces mots seront fondus les uns avec les autres⁴). De la sorte l'élève se familiarisera avec les personnes qui reviennent le plus souvent dans le discours.
2. De là on fera passer les substantifs après les verbes transitifs les plus usités, en indiquant les modifications qui, par là, surviennent dans le sens de la phrase.
3. On s'occupera d'abord du présent, puis du futur et enfin de l'imparfait.

¹ Un dictionnaire phonétique permettrait d'abrégier la gramm. phonet., surtout l'article des fém. des adj., en basant les particularités sur les groupes finaux, c'est-à-dire en considérant les consonnes qui précèdent les voyelles finales.

² C'est-à-dire le langage de nos bons bourgeois, du peuple, de la nation, et non pas des salons, des théâtres et de je ne sais pas quoi. L'étude du langage de la plus basse classe, de l'argot, ne sera entreprise qu'après une connaissance suffisante du français officiel, et par ceux qui auront intérêt à *žaspíněžár*.

³ Le plus simple serait de faire passer cette petite grammaire phonétique au bas des pages du livre de lecture, en guise de commentaire.

⁴ La méthode éminemment analytique nous semblerait devoir l'emporter sur la synthétique dans l'étude des langues modernes: elle répondrait mieux à l'esprit de la phonétique et à la réalité: de l'analyse des groupes de mots, passer à celle des mots simples.

4. On parlera des remplaçants des êtres de la troisième personne du pluriel et du singulier, et l'on formera la phrase interrogative.
5. On passera à la forme négative expositive¹, et ensuite à la négative interrogative.
6. Les substantifs, les plus usités, seront, jusqu'à cette étape, accompagnés de l'adjectif démonstratif et puis de l'article.
7. On ne parlera pas de déclinaison.
8. On prendra ensuite des verbes à régimes indirects, on exposera d'abord le rapport exprimé par *á*, ensuite celui désigné par *á*, et comme on sera parti du féminin, on n'arrivera aux contractions qu'après s'être familiarisé avec ces prépositions et d'autres les plus fréquentes.²
9. On prendra les adjectifs monosyllabes ou dissyllabes les plus fréquents et que le peuple place presque toujours avant le substantif, et on les mettra dans des rapports aussi intimes que possible avec les mots suivants, en commençant toujours par les formes les plus amples, celles qui précèdent des substantifs fém. plur. qui commencent par une voyelle. Tous les autres seront impitoyablement relégués après le substantif³ et n'occuperont que peu l'élève.
10. En combinant le part. passé avec les deux temps principaux, le présent et l'imparfait du verbe *árvár* et plus tard, du verbe *atr*, on aura les temps composés de l'actif et le passif; quant à cette voix-ci, on ne l'abordera qu'après avoir mis des part. passés en rapport avec des subst., et démontré ainsi leur nature adjective.⁴ De là il sera aisé de passer au
11. Conditionnel, qui sera toujours construit avec l'imparfait des propositions hypothétiques; le conditionnel présent sera suivi

¹ Ayant soin de bien faire reproduire le son vélaire de *pa*, si fréquent dans la conversation.

² Faire jouer à ces mots le rôle de préfixes; ici la méthode analytique est de rigueur. Présenter des groupes où l'article, la prép., etc., seront fondus avec leurs substantifs.

³ Tout le docte fatras relatif à la place des adjectifs sera mis de côté, ainsi que toutes les prétendues questions de goût.

⁴ Ce qui nous ferait croire qu'il vaudrait peut-être mieux commencer par le passif

du conditionnel passé. Les autres parties du discours se suivront à peu près dans l'ordre que voici :

12. Adjectifs possessifs.
 13. Pronoms démonstratifs, et ensuite personnels, figurant dans des phrases où leurs fonctions seront bien évidentes.
 14. Pronoms possessifs.¹
 15. Pronoms interrogatifs.
 16. Adverbe et gradations.
 17. Pronom relatif et conjonctions.
 18. Subjonctif présent.
 19. Part. prés., passé déf., imparfait du subj. —
- NB. Ces deux derniers temps, nous aimerions à les faire disparaître complètement d'une gramm. phonétique (c'est ce qui les attend), et à ne conserver le part. prés. qu'à cause du caractère adjectif qu'il a dans certains cas.

PHONÉTIQUE.

I.

Les principaux organes de la parole sont: *le diaphragme, les poumons, les bronches, la trachée-artère, le larynx, les cordes vocales, la glotte, le pharynx, les parties de la langue, le palais mou (la luctte), le palais dur, les joues, les dents, les lèvres.*

Le souffle part des poumons, traverse la trachée-artère, la glotte, où, trouvant un obstacle à son passage dans les cordes vocales, il les met en vibration et produit la voix, et continue son chemin par la bouche, ou, simultanément, par le nez.

Le souffle, non accompagné ou accompagné de la voix, rencontre des obstacles dans son passage, soit un rétrécissement très considérable de la voie, où, alors, il se produit un frottement plus ou moins intense de l'air contre les parois, soit une fermeture complète du passage, que l'air perce avec violence et produit une explosion ou éclat: ces sons sont nommés *consonnes*: non accompagnées de la voix *soufflées* (qui ne consistent que dans le souffle), accompagnées de la voix *vocaliques*. Le souffle, traversant les organes sans trouver d'obstacle, produit un léger frottement, plus ou moins

¹ De la sorte l'égoïsme (l'élève commençait toujours par *Ěj, nu*), et avec lui, la rapacité seront relégués à la queue, place qui leur convient.

sensible selon la force d'expiration (*h*). S'il fait vibrer les cordes vocales et produit ainsi la voix, ce souffle vocalisé trouve, dans les modifications des cavités buccale ou nasales, des modifications d'une chambre de résonance, et prend différentes nuances, appelées *voyelles*.¹

II.

CONSONNES.

Les consonnes représentent le squelette, les voyelles la chair du langage. Nous commençons par celles-là.²

Les organes relativement les plus mobiles étant les lèvres, les différentes parties de la langue, les joues, la luette, il n'y a rien d'étonnant que l'homme recoure à ces organes pour former ses consonnes. Ces sons, il n'était possible de les produire que par un rétrécissement ou par une fermeture du passage de l'air, ou par une combinaison, ou par une répétition rapide de ces procédés. La répétition ne pouvait être exécutée que par l'organe le plus élastique, la pointe de la langue ou la luette.

La *fermeture* ne peut s'opérer commodément que par les deux lèvres, par le devant de la langue et la bande supérieure de la paroi intérieure des dents d'en haut, par le dos de la langue collé contre le palais dur, et par la racine de la langue collée contre le palais mou.

¹ Vu que les consonnes, plus ou moins bien articulées, exercent une grande influence sur les voyelles circonvoisines, ce qui n'est pas le cas inversement. on ferait bien de commencer par les consonnes, et de prendre d'abord les vocaliques, et ensuite les soufflées. On choisira des mots à consonnes exclusivement vocaliques, puis à consonnes excl. soufflées, et puis à consonnes mixtes: *žábo — šápo — žápō, švázišéž*.

Il est vrai que l'on peut chanter un air sur une consonne fricative douce, mais aussi sur une soufflée; alors la différente intensité du frottement remplace la différente hauteur de la voix.

Si, après avoir perdu une partie de sa force à mettre les cordes vocales en un certain nombre de vibrations produisant un bourdonnement étouffé et particulier à chacune des deux subdivisions des consonnes douces (qui est *z* étouffé ou un son vocalique plus neutre encore et que l'on perçoit le mieux, et pour cause, dans *ž*) le souffle rencontre un obstacle dans la bouche, il produit un frottement ou une explosion affaiblié; ce caractère persiste dans le chuche et forme ce qui distingue les consonnes chuchotées douces des dures.

² Procédé non historique, mais pratique.

Le *frottement* s'opère soit par le rapprochement des deux lèvres, par celui d'une lèvre et des dents, ou du devant de la langue et des dents, ou du dos de la langue et du palais dur, de l'arrière-langue et du palais mou, des joues l'une de l'autre, et enfin par le rétrécissement du pharynx.

Sont donc formés sur le bord de la cavité buccale b, m, p, w̄ (w), v, f.

„	„	„	„	devant	„	„	d, n, t, z, s, l, r.
„	„	„	„	milieu	„	„	dg, tk, ű, j, ž, š.
„	„	„	„	arrière	„	„	g, k, x, h, w, r. ¹

Mode de formation. Les consonnes sont formées soit par l'explosion de l'air vocalisé ou non, concentré dans une des parties de la cavité buccale, soit par un frottement continu de l'air vocalisé ou non, soit enfin par une combinaison de ces procédés; de là :

1. *Explosives,*
2. *Fricatives,*
3. *Fricatives-explosives.*

Elles sont soit *vocaliques*, soit *soufflées*.²

Les premières ne sont naturellement pas *prolongeables*, les secondes le sont, les troisièmes ne le sont pas non plus, leur trait caractéristique étant l'explosion (à l'exception de r).

¹ Les autres modes d'articulation sont pénibles: l'explosive formée par le devant de la langue et la lèvre supérieure plus ou moins rentrée dans la bouche participe de *b* (*p*) et de *d* (*t*), l'explosive formée par le dos de la langue et le palais dur participe de *d* (*t*) et de *g* (*k*), c'est *ű* oral, ou, ce qui revient au même, un *g* ou *k* palatal exagéré (faute de signe: *dg, tk*). Les dents d'en bas et la bande inférieure des dents d'en haut sont impropres à former des explosives, soit à cause des interstices, soit à cause de la difficulté de former une fermeture complète. Exécutée malgré ces difficultés, l'explosive, que l'on rencontre en espagnol, et autre part (cf. aussi *th* anglais), est bâtarde. On peut former aussi *r* bilabial, surtout après des explosives labiales: *brenneu, prellu*, dans la bouche de quelques individus et *brrrr*, expression de froid. Un léger changement dans les organes de la parole n'entraîne des modifications sérieuses dans le son que pour les fricatives dentales; aucune des séries n'est plus délicate ni plus importante qu'une autre: toutes, elles se partagent également le domaine du langage.

² Il ne se peut pas qu'une voyelle ne diffère d'une consonne douce prolongeable que par l'absence de frottement, impossible qu'il est de prétendre que la voyelle soit dépourvue de frottement: cf. *a — i*. Plus le passage est rétréci, plus le frottement est intense, plus la voyelle se rapproche de *son son consonantique correspondant*; et inversement.

*Lieu d'articulation. 1. Explosives:*¹

- α. L'air, vocalisé ou non, est arrêté, soit par les deux lèvres b — p
 β. soit par la langue collée contre les dents ou les alvéoles d'en haut d — t
 γ. soit par l'arrière-langue collée contre le palais mou. g' — k

2. *Fricatives.*

- α. L'air, vocalisé ou non, se frotte soit entre les dents d'en haut et la lèvre d'en bas v — f
 β. soit entre la paroi int. des dents d'en haut et le devant de la langue. z — s
 γ. soit entre le dos de la langue et le palais dur . . j — x
 δ. soit entre les joues rétrécies, les dents et les lèvres ž — š²

¹ L'explosion, si brusque qu'elle soit, ne l'est jamais assez pour n'être pas suivie du frottement de l'air chassé des poumons, vocalisé ou non. Ce frottement, qui, d'ordinaire, se perd dans l'élément suivant, a son caractère particulier et le conserve. Vocalisé, ce son, non ou à peine articulé, a souvent été pris pour *z*, avec lequel il n'a que peu de commun, soufflé, il est identique à (*h*), à l'aspiration plus ou moins sensible; il est plus fort après les explosives, presque nul après les fricatives. Sa présence est le plus sensible à la suite des explosives vélares, où la force de l'air chassé est le plus intense immédiatement après l'éclat, quand il traverse les régions palatales. Aussi cet *h* palatal palatalise-t-il les explosives vélares et l'emporte même sur les voyelles vélares précédentes. Si le *k* de *kábán*, *káráf* est palatalisé par *á*, le *k* de *sák* est palatalisé par l'*h* suivant; on dit *kase* avec un *k* guttural sous l'action de l'*a*, mais, le parisien prononce *lofaddapak* avec *k* palatal malgré l'*a* précédent, et cela, sous l'influence de l'*h* palatal suivant.

² Dans la fixation du lieu d'articulation, il faut distinguer l'essentiel de l'accessoire. Chacun décrit la formation du son selon sa manière, en y ajoutant ses accessoires à lui. L'essentiel est commun à tous, l'accessoire diffère selon les individus et ne mérite pas d'être mentionné, surtout jamais dans la phonétique pratique. Pour former *z*, *s*, il n'est pas essentiel d'appuyer les côtés de la langue contre les molaires d'en haut; les dents *peuvent* servir de point d'appui à la langue, dont la pointe se tend vers les dents incisives. Il faut remarquer en outre que non seulement pour le lieu d'articulation, mais encore pour le mode de formation dans ses différentes modifications il ne faut jamais considérer la consonne isolée, qu'il faut tenir compte des éléments circonvoisins, qui les modifient selon leur caractère propre. De la sorte on n'arrivera pas à des discussions à propos de *bottes*, surtout jamais à établir entre différentes langues des nuances, qui n'existent pas ou qui reposent sur des phénomènes tout différents. Ainsi l'*ll* castillan est bien éloigné du *gl* italien et français méridional; si, dans ces deux cas, le son est un "iotacirtes

3. *Fricatives-explosives.*

- α. L'air se frotte contre les bords des deux côtés de la langue, dont la pointe est soulevée contre les alvéoles. L'essentiel est le faible éclat produit par la pointe de la langue détachée des alvéoles /¹

Z', il est, en espagnol, très rapproché du *j* septentrional et identique à ce son dans des provinces de l'Espagne; l'*U* officiel est un *j* explosif formé sur la limite des alvéoles et du palais dur. — Quant à *ž* et à *š*, on peut dire que ce sont les consonnes au frottement le plus perceptible; le lieu d'articulation est le plus étendu: *joues* (organe principal), *dents*, *lèvres projetées* et tant soit peu *arrondies* pour allonger le canal et augmenter le frottement; la langue n'a qu'une fonction de minime importance: sans la langue, nous aurions un *ž* (*š*), très faiblement modifié, la langue ne servant qu'à rétrécir le canal par sa présence, et si cet organe était absent, nous arriverions aussi à un *ž* (*š*), mais plus creux. Ces deux sons varient selon les individus et selon les émotions; les dames en ont plusieurs, surtout dans le parler affecté (cf. *s* final portugais). Ce son a le plus d'affinité avec *j* (et *x*): en élargissant le canal (en baissant la langue) et en resserrant les dents, on arrive à *š* (*ž*); ce n'est pas sans motif que les enfants imitent ainsi le bruit de la vapeur. Cf. le *ch* allem. devenu *š* chez bien des personnes: *mančmal* n'est pas un phénomène étymologique, le *t* est produit par *n*, et *ch* est devenu *š*.

S'il y avait la moindre importance pratique on pourrait ajouter à ces sons *žw* et *w*, qui ne sont qu'un *j* arrondi, et un *n* relâché, tous deux à demi articulés. Dans l'enseignement élémentaire, on les fera passer pour des *y* et *n*, on glissera ensuite dessus, et l'élève arrivera inconsciemment à les prononcer correctement. Dans le midi, le son (*w*) n'est pas encore arrivé à ce degré de développement, il est plus tendu *omwã*, presque de trois syllabes,

La vraie fricative gutturale, celle des Allemands (*ach*) et encore mieux celle des Espagnols (*hijo*), formée par le rétrécissement du passage de l'air amené par le rapprochement de la racine de la langue des parois pharyngiennes, n'existe pas comme élément du langage; on l'entend quand on fait des efforts pour cracher (Araujo).

¹ De ces consonnes, c'est *l* qui, grâce à son mode de formation, est le plus imbu de voix, et qui ressemble le plus aux voyelles; c'est le cas, mais à un moindre degré, pour *r*, *m*, *n*, *ñ*. En revanche, aussitôt que *l* est dévocalisé, l'air, qui traverse la cavité buccale, trouve dans la langue soulevée par la pointe un obstacle considérable et un champ de frottement très large. Il en résulte une friction très intense (congénère de *š*), surtout après les explosives soufflées quand il y a agglutination, quand l'explosion du premier son coïncide avec le frottement de *l*. Le frottement suivant *p*, *t*, *k* se fond avec celui qui précède *l*, ils se renforcent mutuellement, et produisent un son rapproché du *š*: *ph+hl* = *phhl* = *pšl*; l'inertie qui préside plus ou moins au passage d'une langue à une autre, supprime l'articulation de *l* et on obtient *pš*; de là très facilement *š*: *kłamare* latin *chamar* (*šamar*) port. Ce serait le moyen le plus simple d'expliquer ce phénomène portugais, s'il ne fallait pas tenir compte de ce

- β. L'air échappe par une ou plusieurs petites explosions consécutives précédées et suivies de légers frottements. Ces explosions sont produites par la vibration de la langue ou de la luectte contre les alvéoles ou la racine de la langue¹. *R, r*
- γ. L'air, dans la formation du *b* (*β*), peut trouver libre passage par les cavités nasales, il en résulte un léger frottement suivi de l'explosion propre à *b*, mais, naturellement, affaiblie *m*
- δ. En appliquant le même procédé à *d* (*t*) on arrive à *n*
- ε. En appliquant le même procédé à *d* (*t*) très fortement palatalisé on obtient *ñ*

Exemples:

*b*²: *ba, bā, bā, bē, bā, bi, by, bebe, bu, bo, bō, bal, bæse, bær, byr, aba, ābe, káb.*

groupe dans les autres langues romanes. On remarquera que les groupes *pl, fl, kl* sont bien plus intimement liés que les mêmes combinaisons amenées par la chute d'une voyelle intermédiaire: c'est ce qui rend compte des changements qui se sont produits dans les premiers: Ainsi l'*l* de *plā* est plus étroitement lié à *p* que l'*l* de *āple*. Le frottement de *R* normal, formé par une seule explosion, ainsi que celui de *m, n, ñ*, n'est que très faible; ils n'existent que par la voix; rien d'étonnant, puisque l'air, s'échappant, ne produit ni explosion bien sensible, ni frottement considérable: ce sont des sons bâtards. Et c'est précisément ce caractère qui rendra compte de leur disparition plus ou moins complète à la fin des mots, après des consonnes. Il n'y a que deux possibilités: on articulera pleinement la finale vocalique et alors on aura nécessairement un son transitoire qui, devant une consonne, fera syllabe: *tāpl·dōdjō*, ou, vu le groupe de consonnes, *tāplōdōdjō*, ce que le peuple n'aime pas, car la combinaison est, inutilement, allongée d'une syllabe; ou bien la consonne, plus ou moins dévocalisée par l'élément précédent, n'est pas articulée du tout ou ne l'est qu'à demi, et alors elle se fond dans le son transitoire précédent et finit par disparaître complètement: *sykr* ou *syky* ou *syk*; ce mot trochaïque en est là où *froid* de *frigidus* en était il y a des siècles. — Ces sons, à eux mêmes, ne peuvent former syllabe, comme dans d'autres langues, surtout slaves; dans *parly*, nous n'avons que deux syllabes, le frottement de *l* se fond dans celui de *r* mal articulé, l'explosion de *l* coïncide avec celle de *t*, ou n'est pas exécutée du tout.

¹ Ce son produit par plusieurs vibrations de la pointe de la langue est propre aux Auvergnats, par une seule vibration de la luectte est propre aux Parisiens (*pārdōnar* presque *pārdōnar*).

² Pour les vocaliques, chercher autant que possible des mots où la consonne est entre deux voyelles.

f: *fa, fã, fæ, fã, fi, fy, pefc, pö, pu, po, pö, pal, pul, pærse, pær, fyr, apa, kãp.*

d: *dãhi, dã, dã, di, dy, de, dö, du, do, dö, dar, ðr, ðwa, vudire, fãd.*

t: *ta, tã, tã, tã, ti, ty, te, vãnitö, tu, to, tö, tvr, tva, vutire, fat.*

*g*¹: *ga, gã, gãgã, gãæ, gã, gi, ægy, ge, gö, gu, go, gö, ægzakt, ægzãæ, ægzãl, ægzãmã, grã.*

k: *ka, kã, kãka, kã, kã, ki, ky, ke, kò, ku, ko, larãkõpãs, kãr, akse, sãks, lyks, krã.*

*v*²: *vã, vã, mrvã, vã, vi, vy, ve, vö, vu, vo, vö, agrãve, plãv, mæv, næv.*

f: *fa, fãfã, fãt, fã, fã, ðcfã, fi, fy, fe, fö, fu, fo, fö, næf, agrãfc.*

z: *zãmã, pãjsã, fãzã, rãzã, wãzãf, nuzãvözy, rãze, wãzö, ilzuvr, læzo, ilzö, sizjãem, ðizjãem.*

s: *sabr, sã, sã, sæ, sã, si, sy, nuzãvösy, se, sö, ilsuvr, læso, ilsö, svãisãt, æ(k)sklyr, æ(k)skyz, æ(k)spãrjãs.*

*j*³: *nupãjö, æsãæjã, bãtaj, vãj, pãje, ðepuje, bryjã, kyjãr, kij.*

x: *pãx, epãx.*

š: *laš, šã, šã, šãu, šã, ašã, ši, šy, šc, šö, šu, šo, šö, aše, kãž, larž, mãž, mãž, pãtãž.*

š: *laš, šã, ðesã, šãen, mãšã, ši, šy, šc, šu, šo, mãšö, aše, kãš, larš, mãš, mãš, pãtãš.*

l: *la, lã, lã, læ, lã, mólã, li, ly, le, frilö, lu, lo, lö, vãl, vil, sevil, trãkil.*

*r*⁴: *ra, rã, rã, rã, rã, ri, ry, re, vigurö, ru, ro, rãtir, rö, rar, frãr, mã(r)krãdi, putr.*

¹ On arrive le plus facilement à un *g*, *k*, palatal en partant de la dentale correspondante palatalisée: *d(j)*, *t(j)*, et en s'efforçant de la rapprocher autant que possible des régions gutturo-palatales, c'est-à-dire d'y mettre pour ainsi dire du *g* et du *k*: *djv* — *gö*, *tjãr* — *ãkãr*.

² Le *v* tombe très souvent, dans le peuple, devant *w* (et même devant *v*): *wãjãž*, *ãvãir*.

³ *j+j* se fondent en un seul: prés. et imprft. *mãvãjö*.

⁴ Pour arriver à bien prononcer les *r* finaux ou ceux placés à la fin d'une syllabe, commencer par les *r* suivis d'une voyelle, c'est-à-dire les mettre en liaison: *lãpã-rãvny*, *ra-rãpresjö*, et ensuite *lãpãrdmõnãmi*. Il en est de même des autres vocaliques finales: *ðu-zukã-zuvã*. Pour faciliter aux Allemands l'*r* final d'une syllabe, nous intercalons souvent *r*: *obãr(ã)žist*, *gũãvãr(ã)nãt*.

m: *ma, mā, m̄a, m̄æ, m̄ā, m̄i, my, fyme, fymō, mu, mo, mō, prism.*

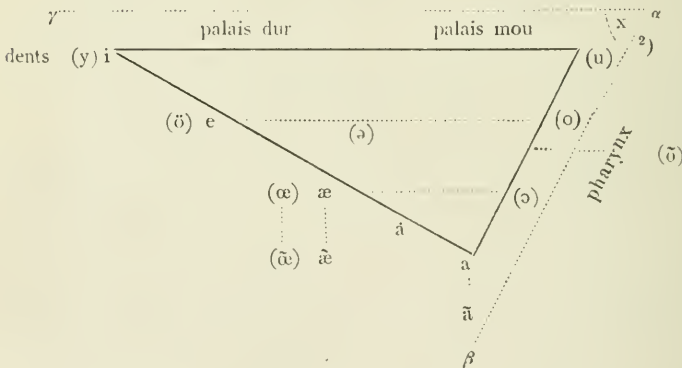
n: *nānā, n̄ā, n̄i, ny, ne, nō, nu, no, nō, fāncā, an, žan.*

ñ: *ññō, pññār, pññedm̄, ññrā, ññā, ññaf, k̄āpāñ, fāññ.*

III.

VOYELLES.

Les voyelles sont formées, elles aussi, dans les régions *palatales* ou dans les régions *gutturales* (vélaire), avec la bouche plus ou moins ouverte. On obtient à peu près le triangle suivant, qui indique le lieu d'articulation des voyelles.



Les voyelles, ainsi que les consonnes, sont produites avec une grande tension musculaire.

Les palatales ont leurs gutturales correspondantes.

Les gutturales sont produites, les lèvres arrondies.³

¹ C'est avec intention que nous avons mis les mots isolés.

² Chaque voyelle a sa consonne correspondante; il y a des voyelles qui conviennent mieux à certaines consonnes qu'à d'autres, ce qui est important pour le choix des exemples.

³ La parenthèse désigne l'arrondissement des lèvres, le til marque la nasalité. Ce qui distingue la nasalité française de celle des autres langues, c'est le manque de résonance. Le degré de nasalité n'est du reste pas le même pour toutes les voyelles. — Quantité d'étrangers et même des Français sont accoutumés à nasaliser

Les palatales ont leurs arrondies correspondantes.

Les voyelles sont soit *orales*, formées par le passage de l'air vocalisé par la cavité buccale différemment modifiée, soit *nasales*, produites par le passage de l'air par la bouche et le nez.

insuffisamment non pas un son intermédiaire entre σ — τ , mais un τ , son qui se distingue fort du $\bar{\sigma}$ pur. — Ce sont du reste des sons intermédiaires, bâtards, qui sont nasalisés, l'énergie articulatrice se trouvant partagée. — \bar{a} nasal remplace \bar{a} dans la bouche de bien des personnes: *mātnā* devient presque *mātnā*.

Ce triangle est de la dernière importance parce qu'il représente bien l'affinité des sons. L'Allemand, qui est porté à prononcer \bar{a} comme ϵ , arrivera à reproduire l' \bar{a} en se rappelant qu'il est plus près de \bar{a} et en y mettant de ce son. Il faut absolument partir de \bar{a} (\bar{a}) pour arriver à \bar{a} et τ , de i (y) et u pour arriver à ϵ ($\bar{\sigma}$) et σ . — Dans les arrondies, il y a, à côté de l'arrondissement des lèvres, celui des organes circonvoisins. Voilà l'unique importance de ce triangle, au point de vue pratique, puisque l'angle maxillaire et la manière dont on le détermine ne peuvent avoir qu'un intérêt purement théorique, et parfois imaginaire, nul (cf. P. Passy, *Les sons du français*, p. 40—41: en baissant encore plus que pour τ le fond de la langue et en ouvrant [la bouche] *tout à fait, aussi grande ouverte que possible*, on a \bar{a} etc.); mais en aucun cas il ne peut servir de guide à l'étranger, qui, alors, n'est que trop porté à exagérer, à donner à sa bouche une ouverture, un élargissement ridicule. Du reste les chiffres devraient différer selon les individus, puisque la conformation, les dents, le volume de la cavité buccale varient selon les individus; et encore, dans une bouche française, l'angle maxillaire et le degré d'arrondissement ne sont-ils que des éléments accessoires. Nous arrivons, par exemple, *les dents serrées*, à énoncer, sans aucune nuance perceptible, toutes les voyelles aussi pures que si l'angle maxillaire était en jeu (cf. les anglo-manes parisiens prononçant leur langue la bouche presque fermée). Il en est de même, mais à un moindre degré, des fonctions labiales, qui, alors, sont remplacées par les fonctions génales. Dans l'enseignement, ne pas se soucier de ce que la bouche forme ou non un petit trou ovale, ne pas se soucier des coins, faire arrondir les lèvres, et impitoyablement, surtout pour y . — Il doit y avoir une faculté particulière au larynx, au pharynx, ou à tous les organes postbuccaux de se conformer aux mouvements des joues et des lèvres, et, au besoin, de les substituer. L'arrondissement des lèvres ne suffit pas à former y de i ; nous ne sommes arrivé ainsi qu'à un son abâtardi, qui ressemble à l' y relâché allemand; il nous a souvent fallu recourir au cri des charretiers; c'est un son qui a incontestablement quelque chose de guttural, il faut reculer tant soit peu la langue de la position de i , ce qui n'est pas seulement la conséquence du décroissement d'énergie amené par l'arrondissement des lèvres, et non plus celle de la participation de la langue à l'arrondissement. Cela pourrait tenir tout au plus à l'embarras et à la concentration de l'air dans l'arrière bouche amenés par le rétrécissement du passage à la suite du soulèvement de la langue et de l'arrondissement des lèvres.

³ Les arrondies ne manquent qu'à l'espagnol *official*; elles sont dialectales.

Les unes sont formées par l'arrière-langue plus ou moins baissée, donc *gutturales*, les autres par le devant et le milieu de la langue plus ou moins rapprochés du palais: *palatales*.

Exemples :

a: pa¹, tašam, mašat, kilrapa, āvazjō, nasjō, pasjō, barō, murō, sabr, sabl, kadr, bar, rar, kádavr, batak, kánaj, baz, raze, kase, pase, luse, rámase, baje, raje, aba, a ba, bas, gras, las, tas, klas, āpas, ešas, šas, elas, ajō, ka, la, mava, trava.

ā: vā, prā, brā, spādā, āfā.

a: kāmārad, parād, salād, ābāsād, anir, lu, mava, trava.

æ: pārlæ, pārlərə, pārlæš, pārlvæš, væš, æš, sæš, dærnjær, prēmjær, grosjær, plæn, sræn, balæ, vræ, æ.

*e*²: pārlæ (purpārlæ, šepārlæ, vupārlæ, špārlæ), pārlərə, še, šse, šve, ke, ge, pje, buše, šāpalje, vūtrije, dærnje, prēmje, grosje, e.

ā: brā, plā, srā, fā, divā; ā, bā, pā. mā. vā, fā, dā, tā, nē, sā, šā, rā, lā.

æ: pæv, vœl, mæv, plæv, æf, bæf, šæn, flær, āvægl, kaj, særkaj, æj.

ö: pö, vö, mö, plö, dæzö, dachö, šön³, ö-röz, pö-röz, krö-ze, nötr, fötr, emöt, ö, zjö (jö), dö, dözö, döbö⁴, kö, ljö, blö, fö, djö, ö-röp, ö-šæn.

ā: brā, lādi, ābær, āšā, pārfā, āprā.

i: i, bi, pi, mi, ni, vi, fi, di, ti, si, ši, ri, li, ki, mit, sit, pilib, jū, divin.

y: hy, py, my, vy, fy, dy, ty, ny, sy, žy, šy, ry, ly, ky, y, gāžyr, væržyr.

u: u, bu, pu, mu, vu, fu, du, tu, nu, su, žu, šu, ru, lu.

o: o, bo, po, mo, vo, fo, do, to, no, so, šo, ro, lo, drol, kōtrol, æ(k)splozjō, nosjō, emosjō, devo, depo, luotr, lvotr, oze, poze, ose, defo.

ō: ō, bō, pō, mō, ilvō, ilfō, dō, tō, nō, sō, rō, lō.

ɔ: port, stal, pital, rati, devt, tno.

ə: ce son, intermédiaire entre *ö* et *æ*, plutôt *æ* que *ö*, peut-être un *æ* relâché, n'a qu'une existence relative, disparaît partout où le

¹ Commencer par ce mot qui revient à tous les moments.

² Les exemples nous forcent de suivre cet ordre.

³ Plutôt *žæn*, *dezane*; *arö*, *parö* sous l'action de *par*, *bnær*.

⁴ Dans le peuple *döbæf*, *kätæf*.

groupe de consonnes n'est pas trop hétérogame, apparaît partout où le choc de plusieurs consonnes serait désagréable à l'oreille :¹

āglāter,
pramje,
āšrosy — āvōnursy,
žadmādrā — nudmādrjō.

Remarques 1. *e* ne peut figurer qu'à la fin d'une syllabe tonique; aussitôt qu'à la suite de *e* vient se placer une consonne, il se transforme en *æ* avec une très légère nuance: la différence qu'il y a entre *paræž*, *parlæwž*, passé défini et imparfait interrogatifs, futur et conditionnel interrogatifs, c'est qu'au passé défini et au futur l'*æ* n'est pas aussi ouvert qu'aux autres temps.

2. *ɔ* n'est jamais final; aussitôt que la consonne finale devant laquelle il se trouve disparaît, il devient *o*: *devot* — *devo*.

3. *ö* seul peut figurer et ne peut figurer qu'à la fin des mots (à quelques exceptions près); aussitôt qu'il rentre dans le corps du mot, il s'ouvre: *pö* — *par*, *tvö* — *twal*, *plö* — *plæw*, *mö* — *mar*.²

¹ La rencontre de plusieurs consonnes hétérogènes est inadmissible au commencement du mot isolé ou commençant la phrase. Si nous n'avons pas suivi partout ce principe, c'est que nous avons voulu partir du difficile: on arrive, même à l'étranger, à prononcer plus facilement *lōšāpo* que *lšāpo*: on supprimera donc le *ɔ* partout où les consonnes trouveront des appuis suffisants dans les voyelles circonvoisines: *lōšō* — *lšō*. Le peuple est très logique en cela: il dit fort correctement: *purvādrālfōr*, *purvādrālkāje*, mais par analogie: *žēdfādrā* — *nulefādrjō*, *žmurā* — *numurjō*, *purvōrjā*. Frappé d'accent, cet *ɔ* devient complètement palatal, et se change en *æ*: *setā brātō brātūnā*, et surtout quand on est embarrassé de continuer la phrase: *ždika... kō...* — D'autres fois, quand le groupe est hétérogène ou hétérogame, le peuple fait tomber des consonnes: *podām* pour *podādm*, *poskriptm* ou *postaskriptm*, *ilaplymōdaskatwā*. Mais ce sont des particularités qu'on évitera d'enseigner aux élèves même les plus avancés: rien de plus désagréable que d'entendre prononcer à un étranger que sa prononciation trahit toujours: *kulcugžsās*, *uēdhākwī*, *uēdhāknō*, *ōšpa*, *ōvarī*. — C'est la voyelle où dégénèrent les autres avant de disparaître: *bōšur*, *mōnāmi* ou *mōnāmi* ou *māmi*, *imākmāde djāle*, *nōnōpā (pā)*.

² Ce que nous venons de dire de *e*, *ɔ*, *ö*, s'applique aussi à *ā* dans la bouche de bien des Français: *ā* devenant final se change en *a*: *agzākt* — *agza*, conformément au développement historique. Ce n'est pas général, puisque le langage, lui aussi, a sa tendance à la simplification, à la moindre dépense d'énergie (à ouvrir la bouche le moins possible): les *a*, moins nombreux, subissent l'influence des *ā*, et sont condamnés à disparaître à la longue; ils diminuent de jour en jour; sans la négation *pa* ils auraient déjà disparu. De la sorte nous n'aurons, des voyelles orales, à la fin des mots que: *i*, *y*, *e*, *ö*, *ā*, *o*, *u*. Le son

IV.

VOYELLES ATONES.

Les voyelles qui ne sont pas atteintes par l'accent tonique, celles sur qui la voix passe rapidement sans s'arrêter assez pour permettre à la langue de se tendre et aux organes d'articuler clairement, se distinguent des voyelles toniques par deux traits caractéristiques: *tension minime, articulation imparfaite*. Cependant, sous l'action de l'analogie, les voyelles atones participent du caractère de leurs toniques correspondantes: voilà le guide le plus sûr dans la fixation de l'ouverture ou de la fermeture, ainsi que de la quantité d'un grand nombre d'atones: *ge* ayant *e*, *gete* aura plutôt *e* que *æ*;

šabrač „ *æ*, *abrač* „ „ *æ* „ *e*;

lsjæč „ *æ*, *sjæče* „ „ *æ* „ *e*;

šakre „ *e*, *nukreō* „ „ *e* „ *æ*;

šprɔpɔz „ *o*, *prɔpɔz* „ „ *o* „ *ɔ*;

oz étant fermé et long dans quatre personnes du prés. de l'indic. et du subj., dans une personne de l'impératif, toutes personnes d'un usage très fréquent, l'*o* restera long et fermé quand même il serait atone.¹

V.

REMARQUES.

1. Quand *y* ou *u* figurent dans une syllabe en combinaison avec une voyelle qui les suit, la voix ne fait que glisser sur ces sons et leur fait perdre leur caractère de voyelles; ils ne sont plus que

æ subira le sort de son compagnon vélaire. Des petits mots d'un très fréquent usage, tels que *še*, *že*, *ge*, *ke* etc., influencent fort les autres; on commence déjà à prononcer *vre* pour *væ*.

¹ Qu'on s'en tienne là dans l'enseignement, et que l'on établisse que les atones sont hybrides, mi-ouvertes, mi-fermées, et que les consonnes circonvoisines exercent une influence sur leur caractère. Qu'on évite surtout ces développements physiologiques qui n'offrent aucun intérêt pratique et qui, théoriquement, ne sont que de vagues hypothèses, plus ou moins bien fondées. La tendance de *r* à ouvrir les voyelles, par exemple, est manifeste en français: *bar* et non *bâr*, *iskar*, *mar*, et de là, *mardi*, *karo*, *baro* etc., mais *fârdo*. L'*â* provenant de *æ* reste tel: *lâtâr* pour *lâter* dans les patois.

demi-consonnes ou demi-voyelles: *ïv* et *w*: *lïvi*, *lwi*, *ilsərwa*, *rwa*, *pwa*, *ilzwa*, *omwadzwa*; il en est de même de *i* (= *j*): *pje*, *zjãdre*, *stjãdre*.¹

2. *Redoublement et assimilation des consonnes.* Les voyelles et les consonnes prolongeables (fricatives) ont cela de commun qu'elles conservent la même physionomie pendant toute leur durée. Les explosives, en réalité, modifient leur physionomie pendant leur courte durée², et c'est précisément ce qui en fait de véritables consonnes. Voici donc l'affinité des sons:

Voyelles — fricatives — fricatives-explosives — explosives.

Les fricatives occupent donc une place intermédiaire entre les voyelles et les vraies consonnes, et peuvent, au moins quant à la durée, former syllabe; si *varty* avec *y* dévocalisé peut être considéré comme dissyllabe, *passwār* (*pa səswär*) peut être compté de trois syllabes: première *pa*, seconde *ss* (*s+s*), troisième *swār*; plus long que *syssä* et de beaucoup plus long que l'*s* simple de *lāpaswār*.

C'est le plus souvent la seconde qui influence la précédente, car la force d'expiration est minime à la fin de la syllabe, tandis qu'elle reprend avec la consonne initiale de la syllabe suivante. *Les vocaliques vocalisent, les soufflées dévocalisent les consonnes précédentes* qui sont, avec elles, dans un rapport intime.³ Elles se les assimilent

¹ Il n'est pas logique de partir de ce son bâtard pour expliquer les sons légitimes, comme l'ont fait de bons phonéticiens. — Il se peut que l'on ait affaire à ce son là où la voyelle finale *u* se dévocalise par un déplacement d'accent tonique: *varty*, la voyelle n'étant plus exactement articulée. C'est surtout dans ces cas de déplacements d'accent amenés par des émotions qu'il y a souvent substitution de fonctions: les fonctions labiales substituent très facilement les labiales. — Dans l'enseignement on ne fera aucun cas de ce phénomène; en prononçant *ly*, *ru*, *pu*, et en y ajoutant ensuite *i* ou *a*, etc., *ly+i*, *ru+a*, *pu+ï* en deux syllabes, et enfin en une seule syllabe, d'une seule émission de voix, ayant bien soin de mettre l'accent tonique sur la dernière, l'élève n'arrivera que trop facilement, par instinct, inconsciemment, à la juste prononciation, qui, du reste, n'est que naturelle. Ce phénomène en amène d'autres, qui ne sont qu'analogues; dans le parler du peuple pas de différence entre *lörwä* et *illörwätku*, *lätwä* et *illätwä*.

² On peut leur donner le même bourdonnement, mais c'est artificiel; l'air de plus en plus condensé, modifie l'intensité du bourdonnement.

³ L'assimilation n'est que partielle; elle est complète dans des combinaisons où les mots se sont fondus l'un dans l'autre: *rätkärv*. Nous avons préféré mettre partout les formes assimilées pour faciliter l'intelligence de la phrase parlée. On

parfois, mais rarement, quant au mode d'articulation, plus souvent, quant au lieu d'articulation.

Une consonne douce, et parfois aussi une soufflée, combinée avec une nasale, et surtout placée entre deux nasales, court le danger d'être nasalisée: *b* plus rarement que le *d*, l'explosion du premier étant plus prononcée que celle de l'autre: *vāndō* — *vāntrava* — *vānkāt*¹; ce qui démontre clairement que la nasale l'emporte sur la soufflée suivante et que la fermeture du *t* (devenu *d*) appartient à la syllabe nasale.

Le redoublement (gémiation) des consonnes résulte généralement, dans la combinaison des mots, de la rencontre de deux consonnes homogènes ou homorganes, ou de deux consonnes hétéroorganes ou hétérogènes qui ont subi l'assimilation; dans le corps des mots le redoublement se produit souvent à la suite de la chute d'une voyelle. Dans les particules privatives *im*, *il*, *ir*, suivies d'un adjectif commençant par les mêmes consonnes le peuple néglige pour la plupart le redoublement²

<i>sātte</i> — <i>sātate</i> ,	<i>passvār</i> — <i>sasvār</i> ,
<i>lsāpottōpar</i> — <i>dotōpar</i> ,	<i>passi</i> — <i>sasi</i> ,
<i>ivavullir</i> — <i>vulōlir</i> ,	<i>ševylluvr</i> — <i>lōluvr</i> . ³

ne fera pas grand cas de l'assimilation du lieu et du mode d'articulation; car l'élève y arrive de lui-même dans les cas les plus fréquents: il palatalisera par instinct les dentales devant les palatales, etc., son *s* arrondira tant soit peu son *i* (*désire*): et quant aux cas rares *yntit*, *švāl* (= *šoval*), il les apprendra à la longue, en fréquentant des Français qui parlent en articulant avec négligence. De même pour les assimilations partielles, telles que celle de *l* à *t* dans *ältje*, vu que dans sa langue maternelle il ne procède pas différemment: l'explosion de *l* coïncide avec celle de *t*. D'autres assimilations très prononcées, telles que la palatalisation de *l* devant *j*, appartiennent exclusivement au langage du peuple: dans la majorité des cas *l* devient alors fricatif et disparaît: *mijō*, *mijō* (rare), *suje*. La dévocalisation et la disparition des liquides (*l*, *r*, *m*, *n*) finales à la suite d'une soufflée, surtout de *s*, est très fréquente dans le peuple: *rymātis*, *minis* pour *ministr*.

¹ *vānṅkat*, *itōmṅpa*. Une voyelle nasale peut influencer une consonne malgré une consonne intermédiaire: *lāndā* dit le peuple (et les enfants) pour *lāddā* — *yumijar* = *yummijar* = *yudmijar*.

² A quelques mots près, dont le sens l'exige et qui, d'ordinaire, sont prononcés sous le coup d'une émotion: *setymarrar*, *setevrribl*, *vrribl*, etc.

³ Il arrive souvent que sous l'action d'une émotion on déplace l'accent tonique, qu'on le fait passer sur la pénultième, ou le plus souvent, sur les autres syllabes de façon à ce que, si la finale est accentuée, il n'y ait pas de choc d'accents toniques. Dans ce cas, on double et triple parfois la consonne

Pour bien saisir le caractère des vraies consonnes et bien comprendre leur assimilation, il faut distinguer trois éléments dans leur physionomie: 1) commencement (arrivée) — 2) durée (tenue) — 3) fin (explosion, détente).

Dans les fricatives le commencement et la fin ont la même physionomie que la durée: bref, ces consonnes n'ont que la tenue; donc, quand on veut multiplier une fricative, on n'a qu'à interrompre l'émission, qu'à couper la durée en autant de portions qu'on veut avoir de fois la consonne. Mais il n'en est pas ainsi des explosives; couper le bourdonnement qui précède l'explosion¹ n'est pas multiplier la consonne; il faudrait, pour y arriver, répéter l'explosion,² ce qui amènerait inévitablement l'intercalation d'un *o* plus ou moins sensible, et une syllabe de plus dans le groupe. Dans ce cas il n'y a pas de redoublement, il n'y a que prolongement de compensation: la durée est prolongée d'un quart ou tout au plus d'une demi-syllabe; dans *láráb-barv* (*ladāze*), *filip-prā*, *labarak-krak*,³ l'avant-dernière syllabe se

initiale ou finale de la syllabe qui porte l'accent tonique irrégulier, ou même les deux à la fois, et on prolonge même, au besoin, la voyelle de la syllabe en question. Ce que la consonne explosive a de tranchant et de brusque, ce que la fricative a de perçant, un frottement plus intense, une fermeture exécutée par une sorte de secousse, et qui étouffe la détente, la longueur de la syllabe, le geste qui accompagne la parole, tout cela ne manque pas d'attirer l'attention de l'interlocuteur et de produire son effet. Le choix de l'élément à prolonger dépend de l'espèce et de l'intensité de l'émotion: *o žámæžžámæ*. Quand on dit *žollevy, nullávōdi*, nous voulons surprendre l'interlocuteur par cette assertion, c'est une sorte d'objection inattendue: c'est le pronom régime que l'on a en vue, qui occupe notre esprit, et comme il est élié, ou plutôt puisqu'il n'est représenté que par une lettre, pas même par une syllabe, il faut le faire ressortir et il n'y a, hors la répétition, qu'un seul moyen, c'est le prolongement du pronom. Il y a intonation ascendante (´): *vumpárle komsizmlávōpavy, me žollevy*. — *vukrwaje krunlávōpadi, me, sá, nullávōdi*. On peut en effet, comme le prétendent quelques-uns, arrêter l'expiration pendant la durée de la consonne ou la dévocaliser, mais cela dépend de l'emphase, de l'espèce d'émotion, et n'est aucunement une condition sine qua non. Que l'on se rappelle l'exclamation si fréquente *óllili*, et d'autres, et l'on verra que la durée n'est que rarement ou jamais interrompue (sauf les explosives soufflées!).

¹ Pour les soufflées la difficulté redoublerait.

² L'élément principal est l'explosion: c'est pourquoi elles ne peuvent former syllabe, comme dans d'autres langues: on ne dit pas: *ávěklpær*, mais *ávěklpær* ou aussi *ávěklpær*.

³ Arrivée et détente très sensiblement palatales.

termine par la fermeture, la dernière commence par l'explosion de la consonne; donc une seule consonne à durée prolongée; dans *ilþjáf-för*, deux consonnes distinctes, deux *f* très étroitement liés.

Les voyelles et les fricatives peuvent se redoubler.

Les explosives ne se redoublent pas.

Les consonnes, intimement liées les unes aux autres, s'assimilent.

3. On remarquera que les syllabes françaises ne peuvent se terminer que par un son prolongeable. Tout son consonantique pouvant s'appuyer sur une voyelle suivante appartient à ce son vocalique.¹ Des explosives il n'y a que la fermeture qui puisse appartenir à la syllabe précédente: dans *apstónir* l'explosion de *p* se fond avec *s*; *y-ni-vær-si-te*; *vál-dö-gras*; *i-læ*; *il-sö*, *æs-páñ*.

4. *Quantité*. Dans toutes les langues romanes, il y a une certaine tendance à abrégér toutes les voyelles.² La longueur des toniques n'est perceptible que dans les cas où la voyelle est suivie d'une fricative douce finale ou d'une *r* finale. Dans tous les autres cas on tendra à la brièveté: plutôt *säläd* que *säläd*, *abítýd* que *abýtýd*.³

¹ Dans l'enseignement on s'efforcera de rapporter les consonnes aux voyelles suivantes autant que les groupes et leur prononciation le permettront: ce procédé facilite la liaison et est très propice à une prononciation correcte. Commencer, par exemple, toujours par l'*r* final en liaison.

² La brièveté des voyelles en français n'est pas si brève qu'en allemand; c'est précisément pourquoi, dans l'enseignement pratique, la quantité n'a que peu d'importance.

³ L'analogie joue un grand rôle: *frvá* (non *frva*) étant bref, *frväd* sera plutôt bref que long; l'*ä* (et non l'*a*, cf. P. Passy, *Les sons du français* p. 60) de *frväs*, *bvät* (*vjejbvät*, *krebvät*), étant suivi d'une soufflée, sera, chez tous les parisiens, bref; dans *ynnurítýrsan* et *iläsotädälsan*, *æ* est toujours bref; *ábim*, verbe et subst., bref; voilà pourquoi *ábime* est aussi bref. On ne devrait pas généraliser ainsi quelques particularités tout individuelles, et on devrait plutôt tenir compte des tendances générales de la langue. La quantité des atones a été traitée. — Les consonnes et les voyelles se partagent la durée de la syllabe, qui ne peut être prolongée outre mesure: donc une voyelle brève est nécessairement suivie d'une longue et inversement. Les voyelles, ainsi que les consonnes ouvertes, dont la formation n'exige aucune grande dépense d'énergie, celles des voyelles qui sont plus pleines de voix, celles là des consonnes qui sont moins frottées, aiment à durer (*a*, *o*, *l*, *r*), tandis que les éléments à frottement intense (*i*), qui nécessitent une grande dépense d'énergie, s'abrègent; les consonnes vocaliques (frott. + voix) exigent une grande dépense d'énergie, s'abrègent par conséquent, ce qui amène le prolongement de la voyelle.

5. *Accent tonique.* Les mots isolés (sauf ceux qui représentent des phrases elliptiques) n'ont pas d'accent tonique. Quant aux groupes de mots, plus la syllabe est rapprochée de la finale, plus elle se prononce fortement: la syllabe finale est la plus saillante, à moins que, sous le coup d'une émotion, il n'y ait déplacement d'accent; alors on aura soin d'éviter les chocs d'accent: on ne dira pas *lovérpré*, mais bien *livértprari*.

GRAMMAIRE.

A.

VERBE.

Infinitif.

Les infinitifs des verbes français se terminent par un *e* ou par une *r*.

En retranchant ces terminaisons nous obtenons les radicaux, bases de tous les temps et de toutes les personnes.

Après le retranchement de la terminaison de l'infinitif *e* (*voyelle*), les radicaux apparaissent terminés par une *consonne*,¹ après le retranchement de la terminaison de l'infinitif *r* (*consonne*), les radicaux apparaissent terminés par une *voyelle*.

De là, deux conjugaisons, l'une dite *consonantique*, l'autre *vocalique*.

La conjugaison consonantique se divise en deux classes, l'une dite *forte* (*stable*), c'est-à-dire, dont la consonne finale ne disparaît jamais, l'autre dite *faible* (*instable*), c'est-à-dire, dont la consonne finale est parfois condamnée au mutisme.

Donc 1^e conj. *a*) — *consonantique forte* (*stable*).

„ „ *β*) — „ *faible* (*instable*).

2^e conj. — *vocalique*.

Présent de l'indicatif.

On forme ce temps en ajoutant au radical les terminaisons:

Sing. 1^e pers. 0, 2^e pers. 0, 3^e pers. 0;

Plur. „ „ *ō*, „ „ *ι*, „ „ „

¹ Ajouter à-peu-près 70 verbes terminés en *voy. nas.* + *dr* et en *rdr*, et le verbe *rōpr* et comp, qui forment la classe secondaire 1,β.

Ia.

Appartiennent à la 1^e *a* tous les verbes qui se terminent par un *e* à l'infinitif.

Perdent la voyelle finale du radical, et, partant, sont considérés comme appartenant à la Ia les verbes suivants: *wrir* et comp., *ʒfrir*, *sufrir*, *sajir*, *kəjir*, *kurir*, *kerir* et comp. (diphthongaison de l'*e*¹), *murir* (changement de *u* en *æ*).

REMARQUES. 1^o Tous les verbes dont le radical se termine par une *l* précédée d'une consonne autre que *k*, *g*, *b*, *f*, *r* (à l'exception de *karle* et *burle*), et surtout tous ceux dont l'*l* finale du radical est précédée d'un *p* (à l'exception du verbe *kuple* et comp., *kôtāple*, ainsi que des dérivés des nombres multiplicatifs); tous les verbes dont le radical se termine par un *t* précédé d'un *s*,² tels que *aste*, *værste*, ou précédé d'un *j*, tels que *ægviijte*, ou d'un *f*, tels que *bufte*, *bräfte*; quelques-uns de ceux dont le *t* final du radical est précédé d'un *k*: *brikte*, *bakte*, *bākte*, *bakte*, *bikte*, *etikte*, *kakte*, *nakte*, *mārkte*, *pārkte*, *pakte*, *desikte*, ou d'un *l*: *koltte*, *myltte*, *vāltte*, *voltte*, d'un *p*: *gopte*, *trōpte*; ensuite les verbes *kante*, *fyrte*, *epuste*, *rāpjeste*; enfin les verbes *dəpse*, *pze*, *āpze*, *sme*, *ālue*, *mne*, *šve*, *āšve*, *lve* — intercalent *æ* entre la consonne finale du radical et celle qui la précède là où le radical figure isolé. Les radicaux dont la consonne finale est précédée de *e* ou *ə*, changent ces sons en *æ* là où le radical est isolé. La prononciation du peuple procède, à quelques exceptions près (*šte*, *āste*, *šle*), régulièrement.

2^o Les verbes de la 1^e conj. *a*) dont les radicaux sont terminés par *j* précédé de *i*, *e* (*æ*), *vā*, *vi* excepté *āpāræje*, *emāræje*, *kōsæje*, *væje*, *somæje*, *tæje*, *ægviije*, *sajir*, *kəjir* — perdent l'élément final là où le radical figure sans flexion: donc *pyblije* — *pybli*, *pæje* — *pæ*, *āvovæje* — *āvovā*, *āpivije* — *āpivi*; ceux dont les radicaux se terminent par *j* précédé d'une consonne, changent cet élément en *i* là où le radical est isolé: *vomærsje* — *vomærsi*.

3^o Des verbes de cette conjugaison les seuls dont les radicaux se terminent par une voyelle sont: *āgree*, *bee*, *kree*, *gree*, *gee*, *syplee*.
klue, *true*, *flue*, *ebrue*, *frue*, *ekruc*;
encore une oreille fine perçoit-elle facilement, dans une prononciation soignée, un son transitoire entre *u* et *e*; tout ce que nous venons de dire de *j*, s'appliquerait à ce son transitoire consonantique (*æ*).

4^o Le verbe *āle* est irrégulier au singulier et à la 3^e pers. du pluriel: *ve*, *vā*, *vā*, — *vō*.

¹ Dans les remarques relatives aux modifications des voyelles des radicaux des verbes non terminés en *e* à l'inf., sous-entendre toujours: "là où le radical figure sans flexion".

² Quelques-uns de ces verbes adoucissent, devant *æ*, la consonne qui précède, ce sont: *bräfte*, *bufte*, *bufte*, *säfte*, *gopte*, *šte*, *værste*.

I_β.

Appartiennent à la conjugaison I_β tous les verbes dont l' *r* de l'infinitif est précédée d'une consonne. Cette consonne finale du radical disparaît aux 3 personnes du sing.

Perdent la voyelle finale du radical et, partant, appartiennent à la conj. I_β les verbes suivants: *đormir*, *bujir*, *mātir*, *partir*, *sarpātir*, *sātir*, *sarvir*, *sortir*, *vātir*, *žezir* (rad. *žis*), *fājir* (changement de *a* en *o*), *tnir* ou *tonir*, *vnir* ou *vonir* (la disparition de l' *n* amène la nasalisation de *o* diphtongué en *ja*), *plavvār*, *muvār* et *puvār*¹ et *vulvār*² (changement, chez tous, de *u* en *ö* (*æ*)), *fālvār* et *vālvār* (la chute de *l* amène le changement de *a* en *o*), *sāvār* (changement de *ā* en *e*³), *avār* (changement de *ā* en *e* à la 1^e pers. du sing., la 3^e pers. pl. est *ō*), *āsvār*⁴ (radical *asæj*; diphtongaison de *æ* en *je*³), les verbes en *-svār* (changement de *o* en *vā*).

REMARQUES. 1° *a*) Les radicaux qui se terminent par *d* précédé de *ā*, changent cette consonne, là où elle doit sonner, en *n̄*, qui, naturellement, dénasalise la voyelle précédente *ā* en *æ* et *vā* en *vā*.⁵

β) Dans les mêmes conditions, les verbes en *-atr* (excepté *mātr*) et le verbe *krvātr* changent le *t* en *s*.

γ) Dans les mêmes conditions, *kvātr* change le *d* en *z*; *mudr*, le *d* en *l*; *apsudr*, le *d* en *lv*, groupe qui, à son tour, amène le changement de *u* en *o*.

δ) Le verbe *prādr* change le *d* en *n*, qui, à son tour, dénasalise (cf. Rem. 1° *a*) l' *ā* en *o*, lequel, tonique, devient *æ* à la 3^e pers. du pluriel.

2° *atr* est irrégulier et fait *sivi*, *æ*, *æ*, *som*, *at*, *sō*.

II.

Appartiennent à cette conjugaison tous les verbes dont les radicaux se terminent par une voyelle. Le choc de la voyelle finale du radical et de la voyelle de la terminaison, nécessite l'intercalation d'une des consonnes, que nous nommerons *ligatives*, *s*, *z*, *v*, *j*, qui, à l'exception de *j*, persistent à la 3^e pers. du pl.

¹ À côté d'une forme *pivi* pour la 1^e pers. de sing.

² Au point de vue phonétique le *v*, très intimement lié à la voyelle, lui appartient et disparaît avec elle.

³ Pas de changement à la 3^e pers. du pluriel.

⁴ Peut appartenir à la 2^e conj.

⁵ Bref: *d* se palatalise et s'empare de la nasalité de la voyelle palatale précédente (cf. *prādr*, dont l'*a* ne permet pas la palat.; *d̄* = *n*).

Preennent 1° *s*: la presque totalité des verbes dont le radical est en *i*.

2° *z*: *lir*, *dir*¹ (2° p. du pl. *dît*), *kôfir*, *syfir*, *sirkôsir*, tous ceux en *-îvir*², à l'exception de *fîvir* et *brîvir*, ensuite *plær*, *tær*, *fær* (pl. *fæzô*, *fæt*, *fô*), *klær*.

3° *v*: *ekrir*, *bvâr* (changement de *vâ* en *y* aux 2 prem. pers. du pl.).

4° *j*: *brîvir*, *fîvir*, *rir* (*rijô* ou *rjô*), *brær*, *trær*, *vivar*, *krvar*, *âsvâr*, *syrsvâr*, *êsvâr*, *dešvâr*.

REMARQUE. Le seul verbe qui ne prenne pas de consonne ligative est *kôklyr*; mais la consonne ligative ne peut-elle pas, en réalité, être représentée par un son transitoire (*îv*)?

Présent du subjonctif.

Ce temps est identique au présent de l'indicatif, sauf que les terminaisons du pluriel qui sont *jô*, *je*, que les consonnes finales et les ligatives des radicaux (à l'exception de la ligat. *j*), telles qu'elles s'offrent à nous à la 1° pers. du plur. du prés. de l'indic., persistent au singulier et au pluriel.³

REMARQUES. 1° Les radicaux *fâl*, *vâl*,⁴ mouillent l'*l*, quand ils figurent sans flexion, *vul* peut la mouiller à toutes les personnes; le rad. *âl* sert à former tout le subj. du verbe *ale* et mouille l'*l* aux personnes sans flexion.

2° Ont un radical modifié pour tout le subjonctif présent les verbes *atr* — rad. *svâ*, *âsvâr* — rad. *æ*, *puvâr* — rad. *pâvis*, *sâsvâr* — rad. *sâš*, *fær* — rad. *fas*; *âsvâr* — conserve partout son radical non modifié (*asæj*).⁵

Impératif.

L'impératif est identique à l'indicatif, à l'exception de *atr*, *âsvâr*, *vulvâr*, *sâsvâr*, qui prennent les formes du subjonctif.

¹ Excepté *modîr*.

² N'est-ce pas, après *cs+1q*, plutôt *yâvi* que *îvi* (cf. *brîvîre*?!), donc dissyllabe, comme, en poésie, pour tous les verbes en *îvir*, sauf *fîvir*?

³ En une phrase: subj. prés. = 3° pers. pl. de l'ind. (+ *jô* à la 1°, *je* à la 2° p. du pl.).

⁴ Excepté *preval*.

⁵ Il est oiseux de mentionner avec Clédât que le *j* final du radical et le *j* de la terminaison se fondent en un seul *j*; personne ne s'aviserait de prononcer dans un mot, deux *j* consécutifs.

Imparfait.

On forme l'imparfait de l'indicatif en ajoutant au radical, modifié ou non, tel qu'il s'offre à nous à la 1^e pers. du pl. de l'indic. prés., les terminaisons :

Sing. *a*, *æ*, *æ*, plur. *jō*, *je*, *a*.

REMARQUE. *ætr* fait, sur le radical *æt*, régulièrement *ætæ*.

Futur et Conditionnel.

On obtient le futur et le conditionnel en ajoutant les term. :

Futur: Sing. *re*, *rā*, *rā*, pluriel *rō*, *re*, *rō* (*r*+prés. de l'indic. de *āwār*)

Cond.: „ *ræ*, *ræ*, *ræ*, *rjō*, *rje*, *ræ* („+term. de l'impft.)

au radical tel qu'il s'offre à nous au singulier de l'indicatif présent.

Les consonnes finales des radicaux de la I^β persistent.

A l'exception de *sājir*, *kajir*, *kurir*, *kerir*, *murir*, aucun des verbes en *ir* n'abrège son radical.

REMARQUES. 1° Subissent la modification de la voyelle et de la consonne finale du radical les verbes *tnir* (*tnir*) et *vnir* (*vnir*), *fālvār* et *vālvār*, qui, tous, intercalent un *d* entre le radical modifié et la terminaison; *svār*, *āsvār* (à côté des deux autres formes régulières).

2° Font choir la consonne finale du radical: *āwār*, *sawār*, *puwār*, *vulwār*, les deux premiers en changeant *a* en *o* (*o*), le dernier en intercalant *d* entre le radical et la terminaison.

3° Ont un futur irrégulier les verbes: *āle* — *ire*; *ætr* — *s(o)re*; *fær* — *f(o)re*; *vār* — *være*; *āwaje* — *āwære*, *svār* — *šære* (et non *šære*) et comp. (*dešwār* peut être régulier).

Passé défini.

On forme le passé défini en ajoutant les terminaisons, pour la

I a) Sing. *e*, *ā*, *ā*, pl. *am*, *at*, *ær*;

„ b) „ *i*, *i*, *i*; „ *im*, *it*, *ir*;

II a) „ 0, 0, 0; „ *m*, *t*, *r*;

b) „ *y*, *y*, *y*; „ *ym*, *yt*, *yr*;

au radical tel qu'il s'offre à nous à la 1^e pers. du pl. de l'ind. prés.

IIc). La presque totalité des verbes de la II^e, c'est-à-dire tous les verbes en *ir* (à quelques rares exceptions près), y compris ceux qui, au présent, passent à la première conjugaison, ont le passé défini identique au radical, se terminent donc en *i* et prennent au pluriel

les termin. *m, t, r*; d'autres¹ ajoutent les terminaisons b) aux radicaux du présent de l'indicatif, mais *abrégés*²; d'autres enfin prennent les terminaisons de la Iβ).

Les verbes suivants de la 2^e conj. ajoutent au radical abrégé les terminaisons b): *lir, murir, kurir, kōklyr, bwār, krwār, purwār, plær, ter.*

Quelques verbes de la 2^e conj. ajoutent les terminaisons de la Iβ) au radical non abrégé,³ ce sont les verbes en *-iir* à l'exception de *fīir*; d'autres les ajoutent au radical abrégé, ce sont: *fær, swar* et comp., *vwar.*

Iβ) — *prādr* et *matr* ajoutent leurs terminaisons au radical abrégé. *natr* les ajoute au rad. *nāk.*

Quelques verbes de cette conjugaison prennent les terminaisons IIb), ce sont les vv. *mudr, vīvr* (rad. *vek*), *ætr* (rad. *f*), d'autres les ajoutent à leur radical abrégé, ce sont les verbes en *-ætr*, en *-vwar*, puis *æwār, krwār, āpsudr* (*āpsolv*, abrégé de *v*).

REMARQUE. Le radical du v. *akerir* se contracte au p. déf. en *aki*, *vāir* et *tnir* perdent l' *i* du radical, et l' *n* devenant finale disparaît en nasalisant la voyelle du radical devenue *æ* sous l'action de l'accent tonique.

[*Imparfait du subjonctif.*

On obtient l'imparfait du subj. en ajoutant à la 2^e pers. du sing. du passé défini les terminaisons:

Sing. *s, s, 0⁴, pl. sjō, sje, s.]*

Participe passé.

Le participe passé des verbes de la Iα), de la II^e ainsi que ceux de la Iβ) qui abrègent leur radical, et les verbes *mudr, vīvr*, ont le part. passé identique à la 1^e pers. du sing. du passé défini; tous les autres verbes de la Iβ) ajoutent *y* au radical tel qu'il s'offre à nous à la 1^e pers. du pl. du prés. de l'indicatif.

Quelques verbes ont leur participe passé identique à la 1^e pers.

¹ Comme ils sont peu nombreux, on pourrait se passer de cette subdivision et joindre IIb à Iβ en guise de remarque; donc: pas. déf. de la II^e conj. = radical (+ *m, t, r* au pl.).

² Nous entendons par radical *abrégé*, tout radical dépourvu de sa voyelle finale, ou bien de sa consonne finale et de la voyelle qui précède.

³ Et prennent, naturellement, la consonne ligative.

⁴ L'*d* du passé défini devient alors *vélaire*.

du sing., non pas du passé déf., mais du prés. de l'ind., ce sont les verbes en *-ãdr*, en *-wir*, *ekrir*, *far*, *trær*, *eklor*; *apsudr* appartient aux deux catégories.

REMARQUES. 1° Les verbes *uvrir*, *ofrir*, *sufrir* font *uvær*, *ofær*, *sufær*.

2° *vætir* et *vvar* changent en *y* leur *i* du passé défini; *t(ə)nir* et *v(ə)nir* font *t(ə)ny* et *v(ə)ny*; *ætr* fait *ete*, *nætr* — *ne*, *murir* fait *mør*¹.

Participe présent.

On forme le participe présent de tous les verbes en ajoutant la terminaison *ã* au radical tel qu'il s'offre à nous à la 1^e pers. du pl. du présent de l'indicatif.

NB. 1. Il n'y a que le verbe *ávvar*, combiné avec un part. passé, qui soit intimement lié avec lui. Ce n'est que dans ce cas que le peuple intercale parfois, pour faciliter la prononciation, une consonne entre ce verbe et le part. suivant commençant par une voyelle; encore cette liaison n'est-elle que facultative; presque obligatoire quand ce verbe est suivi des part. passés *y*, *ete*.²

Liaison presque obligatoire: *tïvã[z]*, *nuzãvõ[z]*, *vuzãvẽ[z]*; *ilzõ[t]*,
šãvã[z], *tïvãvã[z]*, *nuzãvjõ[z]*, *vuzãvjẽ[z]*,
ilãvã[t], *i(l)zãvã[t]*.

Liaison facultative dans tous les autres cas, donc inutile à l'élève.

2. Nous sommes bien loin de nous imaginer avoir réduit la conjugaison à sa dernière simplicité. Ainsi, le subjonctif présent pourrait être ramené à la 3^e p. du pl. du prés. de l'ind.

Nous avons évité de mentionner ce qui avait l'air savant. Ainsi *air*, pour nous, est régulier, même aux trois pers. du sing. de l'ind. prés. *Vox populi* — *vox dei*.

¹ Les féminins des participes passés sont identiques aux masculins.

Preennent au féminin *t*: tous ceux en *-r*, *-æ*, *-dïvi*, puis *di*, *ekri*, *fri*, *kõfi*, *fæ*.
træ, *apsu*.

" " " *z*: *ãki*, *sí*, *mí*, *pri*, *sirkõsi*, *klo*.

² Disons plutôt cette consonne ligative. *ætr* intercale facultativement. Pourquoi l'omission de la liaison serait-elle si désagréable: le peuple n'en fait pas. Si *žey*, *ilãy* sont permis, pourquoi défendrait-on *tyay*: cette combinaison est, dans la bouche du peuple, *monosyllabe* (*tïvãy*). Les pataqués, le peuple les fait, non par instinct, mais plutôt par une fausse imitation de la classe qui aime à s'appeler bien élevée.

Il resterait encore à établir les affinités des conjugaisons entre elles. C'est moins l'affaire de la grammaire que celle de celui qui enseigne. Par rapport au singul., la I^{re} et la II ont de commun l'apparition d'une consonne de plus à la 3^e pers. du pl. — etc.

* * *

Cet article sur le verbe phonétique avait été rédigé et expédié bien avant le reste de la grammaire, ce qui explique les différences de notations et quelques infractions aux lois exposées dans l'introduction. Le précepte si rigoureusement observé dans la suite, d'après lequel il faut passer du féminin au masculin, du pluriel au singulier, de la 3^e p. à la 1^e p., n'a malheureusement pas été observé ici. On considérera comme circonstances atténuantes que le féminin du part. pas., comme tel, participe du caractère de l'adjectif et, partant, n'a pas sa place dans le verbe, et que, pour le reste, il n'y a à introduire dans le verbe que quelques légères modifications, que l'aimable lecteur voudra bien faire lui-même.

[La fin au prochain n^o.]

Prague.

GUSTAVE ROLIN.

DIE VERWERTUNG DER PHONETIK BEIM UNTERRICHT.

(Nach praktischen versuchen.)

Der lebhafte streit über die methodik des unterrichts in den lebenden sprachen beginnt sich allmählich zu klären. Die forderungen der reformer, dass unsere „grauenhafte“ *schulaussprache* gründlich zu bessern, dass dem schüler die fremde sprache von vornherein nur in *zusammenhängendem text* zu bieten ist, dass die *lektüre* und die *übertragung der fremden sprache in musterhaftes deutsch* in den mittelpunkt des unterrichts zu treten hat, dass ferner der *grammatische lehrstoff* auf das notwendigste zu beschränken und *induktiv* zu lehren ist, dass die formenlehre auf der *lautlehre* beruhen und dass man schliesslich dem schüler von anfang an gelegenheit geben muss, das fremde idiom auch durch das ohr zu lernen und seine *sprechfertigkeit* zu bilden — alle diese forderungen finden in immer weiteren kreisen anerkennung, sie bestimmen den charakter einer grossen anzahl der neuerdings erschienenen lehrbücher, und sie beginnen wegen ihres hohen *erziehlichen wertes* die aufmerksamkeit der schulverwaltung in immer höherem masse auf sich zu ziehen. Und wenn von gegnerischer seite der unsachliche einwand erhoben wird, dass Quousque tandem und seine nachfolger diese gedanken nicht erfunden haben, so bleibt es doch ihr dauerndes verdienst, das interesse für dieselben in die weitesten kreise getragen zu haben. Die weite verbreitung, welche die ploetz'schen lehrbücher bis in die jüngste zeit hinein besessen haben, beweist unwiderleglich, dass die bestrebungen derjenigen, die schon vor dem auftreten der reformbewegung in der oben angedeuteten richtung wirkten, vereinzelt waren und einen einfluss auf weitere kreise zu erlangen nicht vermocht hatten.

Streitig bleibt die stellung der *phonetik*, die von gegnerischer

seite nach wie vor aufs lebhafteste bekämpft wird. Sie wird in zukunft die stelle bezeichnen, an der sich alte und neue richtung scheiden. Denn über die *notwendigkeit der phonetischen schulung* des sprachlehrers besteht in der that auf seiten der reformer keine meinungsverschiedenheit. Bietet doch diese forderung dem neuphilologen nicht nur die sicherste gewähr für eine korrekte *aneignung* der fremden aussprache, sondern befähigt ihn auch gleichzeitig, den *unterricht* in der aussprache am erfolgreichsten zu erteilen, und in dieser ihrer bedeutung kann die phonetik durch nichts, auch durch den aufenthalt im ausland nicht, ersetzt werden. Vielmehr kann man behaupten, dass der aufenthalt im auslande erst dann die rechten früchte tragen wird, wenn demselben nicht nur, wie das bisher üblich war, eine gründliche schulung in der flexionslehre und in der syntax, sondern auch ein gewissenhaftes studium der lautlehre des fremden idioms vorausgegangen ist. Wer kennt nicht aus eigener erfahrung fälle, welche beweisen, dass selbst ein jahrelanger aufenthalt im ausland nicht notwendigerweise auch eine korrekte aussprache schafft? Woher rühren die falschen aussprachebezeichnungen in unseren wörter- und lesebüchern? Dem verf. selbst ist von kollegen, die sich in Frankreich längere zeit aufgehalten hatten, die existenz des hellen franz. *a* bestritten worden. Solche erfahrungen wird man bei dem neuphilologen, der ein gründliches theoretisches studium der aussprache hinter sich hat, schwerlich machen; denn die phonetische schulung schärft die beobachtungsgabe für die fremden laute; sie schafft die disposition für die unterscheidung von lauten, die dem ungeübten ohr als gleichwertig erscheinen; sie versetzt den neuphilologen in die möglichkeit, den lautbestand des fremden idioms von vornherein mit vollem bewusstsein zu studiren und sich anzueignen. Für den unterricht aber befähigt die phonetische schulung den sprachlehrer zur erfolgreichen übermittelung der aussprache an den schüler. Wo dem schüler selbst beim besten willen die nachahmung nicht gelingen will, helfen fast stets ein paar angaben über die bildung des lautes, und die gegner selbst bedienen sich dieses hilfsmittels beim englischen *th*. Warum nicht ebenso gut beim engl. *l*, *r* u. s. w.? Die zeiten allerdings, wo der neusprachliche unterricht vogelfrei war und jeder altphilologe und mathematiker sich für befähigt hielt, eine lektion nach Ploetz zu erteilen, sind damit vorüber, und auch der phonograph und der nationalfranzose können dem phonetisch ge-

schulden neusprachler keine konkurrenz machen; aber darüber brauchen wir uns wohl nicht zu beklagen. Das studium der phonetik ist nachgerade für jeden neuphilologen eine unabweisbare forderung geworden, und wir besitzen für dasselbe in Sweets *Handbook of phonetics*, in desselben verfassers *Elementarbuch des gesprochenen englisch*, in Vietors *Elementen der phonetik*, in Beyers *Französischer phonetik* u. s. w. so vortreffliche hilfsmittel, dass Schröer neuerdings die behauptung hat aufstellen können, eine *korrekte* aussprache könne auf der hochschule durch das studium der phonetik gewonnen werden.

Wenn aber auch die absolute notwendigkeit der phonetischen vorbildung immer wird betont werden müssen, so dürfte es doch sich empfehlen, die verwendung der *lautschrift* und einer allgemeinen *lautphysiologischen einleitung* in dem reformprogramm vorläufig zur *fakultativen* benutzung freizustellen, da über diese punkte die meinungen auch unter den anhängern der neueren richtung auseinandergehen. Die frage über die praktische verwendung der lautschrift ist in den *Phonetischen studien* vielfach erörtert worden, und die praktischen erfahrungen, die hierin allein entscheiden können, sind bis jetzt, so weit ich sehen kann, ausnahmslos günstig ausgefallen. Tangers und Eidams widerspruch beweist nichts, eben weil er ein rein theoretischer ist. Ich selbst habe leider noch keine gelegenheit gehabt, die lautschrift beim unterricht in dem umfange zu verwenden, den Passy, Walter, Klinghardt, Quiehl (auf dem frankfurter neuphilologentag 1887), Gundlach u. a. empfehlen; doch habe ich beobachtet, dass meine schüler, die jetzt in dem *Elementarbuch der englischen sprache* von Dubislaw und Bock im wortregister und in der grammatik beständig die lautschrift angewandt sehen, in der orthographie keineswegs unsicherer sind, als diejenigen, die ich früher nach Sonnenburg und Gesenius unterrichtete.

Ebenso hat die *lautphysiologische einleitung*, die vielfach für die ersten stunden des fremdsprachlichen unterrichts auf lautlicher grundlage empfohlen worden ist, selbst unter den entschiedenen anhängern der reform ihre gegner. Auch ich halte sie nicht für absolut notwendig, doch habe ich mit derselben recht gute erfahrungen gemacht und glaube, dass sie sich vielfach als sehr nützlich erweist. Zunächst haben die schüler sowohl auf der unter- wie auf der mittelstufe interesse für den gegenstand, dann aber sind derartige ausführungen auch in hohem grade geeignet, den schüler von vornherein auf das wesen

der sprache hinzuweisen und in ihm den vorsatz, auf eine korrekte lautbildung hinzuarbeiten, zu befestigen. Dies erwies sich besonders bei meinen berliner schülern nützlich. Die eigentümlichkeit der berliner höheren bürgerschulen, dass sie abweichend von den lehrplänen aus dem jahre 1882 erst in der quarta mit französisch anfangen, hat zur folge, dass der lehrer beim anfangsunterricht vielfach schüler vorfindet, die sich die anfänge des französischen schon auf einer anderen anstalt (allerdings vielfach nach der grammatischen methode) angeeignet haben, und die infolgedessen dem französischen anfangsunterricht nur geringes interesse entgegenzubringen geneigt sind. Bei diesen schülern erwiesen sich einige einleitende bemerkungen lautphysiologischen inhalts als ganz besonders nützlich, weil sie dadurch von vornherein der sprache gegenüber auf einen andern standpunkt gestellt wurden und nun dem unterrichte genau mit demselben eifer folgten wie die aus quinta versetzten schüler. An zeit für die lautphysiologische einleitung kann es auch kaum fehlen, denn was dem schüler über die einrichtung der sprachwerkzeuge mitzuteilen ist, lässt sich in ein paar stunden abmachen, und sicher ist die zeit auf diese weise besser angewandt, als wenn man dem schüler, wie das früher vielfach üblich war, statt dessen einen langen kathedervortrag über die entstehung und die bestandteile der englischen sprache hält. Diesen hört sich der schüler in der regel stumm und andächtig an, weil er ja die englische sprache, von der ihm so gelehrte dinge erzählt werden, noch gar nicht kennt, während die phonetische einleitung dem lehrer gelegenheit gibt, beständig an die eigenen beobachtungen des schülers anzuknüpfen und ihn zu regem mitarbeiten an der gewinnung der gewünschten ergebnisse heranzuziehen.

Wie man aber auch über den methodischen wert einer solchen einleitung denken mag; sicher wird man dieselbe nicht deshalb verwerfen dürfen, weil derartige ausführungen angeblich das fassungsvermögen der schüler übersteigen. Das was der schüler über die sprachwerkzeuge erfahren soll, lässt sich vielmehr unter anknüpfung an seine eigenen beobachtungen so einfach und anschaulich darstellen, dass für das verständnis keine schwierigkeiten entstehen. Ich erlaube mir im folgenden den gang, den ich beim unterricht einschlage, kurz darzulegen.

Schon Victor hat in seiner bekannten broschüre vom jahre 1882 darauf hingewiesen, dass bei der zerlegung der sprache in ihre letzten

bestandteile von den schülern vielfach die *buchstaben* als solche genannt werden. Meine erfahrung hat dies durchaus bestätigt. Doch genügt zum auffinden der richtigen antwort stets der hinweis darauf, dass die schüler in ihren jüngeren geschwistern selbst menschen kennen, die sprechen können und doch vielfach von den buchstaben nichts wissen. Die „sprache“ ist das „gesprochene“, und nur wer *laute* hervorbringen kann, kann sprechen. Die kunst, die laute durch zeichen darzustellen, die sich bei den zivilisirten völkern herausgebildet hat, ist mit der sprache an sich keineswegs notwendig verbunden. (Darum eben verkennt die alte methode das *wesen* der sprache, wenn sie auf die orthographische sicherheit grösseren nachdruck legt als auf die korrekte aussprache, und wenn sie das können des schülers vorwiegend nach dem ausfall der schriftlichen arbeiten beurteilt. Friedrichs des Grossen französische kenntnisse wären von diesem standpunkt aus sehr ungünstig beurteilt worden; denn seine originalbriefe sind voll von orthographischen fehlern).

Das wichtigste organ nun, das zur erzeugung von lauten dient, ist leicht zu bestimmen. Jeder junge weiss, dass er schmerzen im hals, d. h. im *kehlkopf* hatte, wenn er heiser war und nicht sprechen konnte. Den kehlkopf fühlt der schüler, er hat ihn auch schon bei tieren gesehen und definirt ihn als das oberste stück der luft-röhre, womit man für die schule zufrieden sein kann. Doch ist der kehlkopf nicht hohl wie die übrigen teile der luft-röhre, sondern über ihn sind, als freiliegende spitzwinklige kanten von beiden seiten hervorspringend, die *stimmblätter* ausgespannt, mit der stimmspalte dazwischen.

Wie entstehen nun in diesem apparat laute? Nicht anders als wie wir es auf dem spaziergang bei windigem wetter an den telegraphendrähten beobachten, die längs des wegcs ausgespannt sind. Der wind setzt die drähte in schwingungen, und sie summen, gerade wie die schnur summt, die der junge mit dem finger reisst, gerade wie die violinsaiten, die durch den bogen in schwingungen versetzt wird. Nur ist unser kehlkopf viel vollkommener eingerichtet als die telegraphendrähte, da wir die stimmblätter willkürlich nähern und voneinander entfernen, die stimmspalte verengern und erweitern können. Nur bei engenbildung aber kann ein geräusch entstehen; wer pfeifen will, muss den mund spitzen; der dampf zischt, wenn er durch eine möglichst kleine öffnung den kessel verlässt. Trifft also

der wind (d. h. der atem) die genäherten stimmbänder, so wird er ein summendes geräusch erzeugen, bei weit geöffneter stimmspalte dagegen wird er ungehindert und geräuschlos als atem durch den luftweg den körper verlassen.

Nun spreche man den schülern den in der kehle gebildeten *stimmton* (mit indifferenter mundlage) und den *stimmlosen ausatemungs-laut* vor; einzelne schüler wiederholen ihn, dann die klasse im chor, und durch schliessen der ohren überzeugt sich jeder, dass der stimmton thatsächlich auf dem summen der stimmbänder im kehlkopf beruht.

Alle sprachlaute müssen auf einem dieser beiden grundelemente beruhen: stimmton oder hauchlaut, denn eine dritte möglichkeit existirt nicht. Die schüler finden mit leichtigkeit, dass man alle diejenigen laute, die mit dem stimmton behaftet sind, *stimmhafte*, die anderen *stimmlose* laute nennen wird und dass die mannichfaltigkeit der thatsächlich vorhandenen verschiedenen sprachlaute darauf beruht, dass die beiden grundelemente durch die mitwirkung des mundes und der nase in der mannichfachsten weise gestaltet werden.

Jetzt spreche man den schülern abwechselnd beide arten von lauten vor, wobei natürlich mit den reibelauten angefangen wird, und es macht ihnen das grösste vergnügen, jeden laut ohne weiteres seinem wesen nach charakterisiren zu können. Die vorgesprochenen laute werden einzeln und im chor wiederholt, und wo sich eine unsicherheit zeigt, wird durch schliessen der ohren klarheit geschaffen. Niemals habe ich die erfahrung gemacht, dass die schüler, wie Eidam behauptet, kein interesse für derartige sprechübungen haben und eine gute aussprache als etwas nebensächliches betrachten. Was von den schülern als wesentlich und was als nebensächlich angesehen wird, hängt übrigens bei dem anfangsunterricht in den fremden sprachen doch fast ausschliesslich von dem gesichtspunkt ab, von dem aus der lehrer die leistungen seiner schüler beurteilt. Eidam selbst erklärt sich für diktir- und sprechübungen und verwirft das übersetzen aus dem deutschen auf der unter- und mittelstufe. Wie will er bei diesen versuchen befriedigende erfolge erzielen, wenn seine schüler für das sprechen der sprache kein interesse zeigen?

Bei den oben skizzirten übungen fällt den schülern schon von selbst der unterschied zwischen *stimm-* und *geräuschlauten* und andererseits zwischen *augenblicks-* und *dauerlauten* auf. Ich muss zwar Jes-

persen in der theorie recht geben, wenn er für die letzterwähnte einteilung die bezeichnung *verschluss-* und *reibelaute* als die allein korrekte bezeichnet, da ja in verschiedenen sprachen auch die augenblicks-laute durch gemination eine gewisse dauer annehmen können. Dennoch habe ich die ersterwähnte bezeichnung beibehalten zu sollen geglaubt, erstens weil sie den grossen vorzug hat, dass die schüler sie ohne schwierigkeiten regelmässig selbst auffinden, dann aber auch, weil Jespersens bedenken wohl gerade für das französische nicht von bedeutung ist. Trotz des zuweilen geäusserten widerspruches möchte ich zwar die existenz der gemination für das französische nicht gänzlich in abrede stellen, aber sie erstreckt sich hier doch wohl ausschliesslich auf die liquiden: *illégal, innavigable, immoral, terrible*; und wo sie sonst sekundär aus der übereinstimmung oder angleichung des auslauts und des anlauts zweier aufeinanderfolgender wörter entsteht: *une goutte d'eau, un malade doit . . .*, ist sie doch nur die folge des fehlenden kehlkopfverschlusslautes.

So kommen dem schüler in sehr kurzer zeit die begriffe stimmhafter und stimmloser, augenblicks- und dauerlaut zum klaren bewusstsein, und als erste wichtigste grundlage für eine gute aussprache ist die prinzipielle disposition zur genauen lautbildung damit geweckt.

Ist der unterricht bis zu dieser stelle vorgeschritten, so kann man mit der entwicklung des speziellen lautsystems der zu behandelnden sprache beginnen. Die auffindung des vokaldreiecks bietet nicht die geringsten schwierigkeiten, wie Lange in seiner *Artikulationsgymnastik* überzeugend nachgewiesen hat. Die schüler artikuliren *a-i-a-i* und beobachten durch auflegen des fingers oder eines bleistiftes auf die zunge, dass dieselbe beim *i* mit ihrem vorderen teil nach vorn oben drängt; dasselbe zeigt sich bei der übung *a-c-a-c*, und das artikuliren von *e-i-e-i* zeigt dann schliesslich, dass die hebung und vorwärtsbewegung der vorderzunge von der *a-* zur *i-*stellung stärker ist als diejenige von der *a-* zur *e-*stellung. Das *e* liegt also auf der verbindungsline *a-i*, und damit ist die vorderseite des vokaldreiecks bereits konstruirt. In ähnlicher weise kann man die schüler die übrigen vokale und die konsonanten auffinden lassen, und auf grund der artikulationsstellen eine lauttafel aufstellen, wie dies bereits Walter in dieser zeitschrift für den englischen anfangsunterricht geschildert hat.

Ich stimme indessen Dörr bei, wenn derselbe keinen wert auf

eine sofortige vervollständigung der lauttafel legt, sondern nach der allgemeinen einleitung den schüler möglichst bald in die fremde sprache selbst einführt und die lauttafel nur in dem masse vervollständigt, wie sich gelegentlich neue erscheinungen einstellen. Der richtige weg liegt eben auch hier in der mitte. Es ist überflüssig, gleich am ersten stück das ganze lautsystem der fremden sprache zu entwickeln; es führt andrerseits zu unzuträglichkeiten, wenn man *sofort* nach der allgemeinen lautphysiologischen einleitung zum zusammenhängenden text übergeht, weil gerade einige der häufigsten laute derartige schwierigkeiten bieten, dass ihre einübung am text den zusammenhang auf längere zeit unliebsam unterbrechen würde. Derartige laute empfiehlt es sich also systematisch einzüben, ehe man den schüler in den zusammenhängenden text einführt, wobei man sich selbstverständlich auf diejenigen laute beschränken wird, die in dem gerade vorliegenden ersten text gebraucht werden, mag dabei selbst das englische *th* oder das französische lange offene *o* und dergleichen vorläufig unerwähnt bleiben.

Mit rücksicht auf Walters oben erwähnten aufsatz beschränke ich mich im folgenden auf den *französischen anfangsunterricht*. Hier sind es vor allem die *nasalvokale*, die bei norddeutschen schülern eine systematische einübung erfordern. Lange macht in seiner *Artikulationsgymnastik* den vorschlag, die schüler abwechselnd *añ-a-añ-a* artikulieren zu lassen; dabei bliebe von dem gutturalen klang des *ñ* so viel zurück, dass das *a* allmählich zu dem französischen nasalvokal *ã* würde.

Wenn ich diese methode an mir selbst probire, finde ich sie durchaus bewährt; doch halte ich sie für den unterricht nicht für empfehlenswert, weil sie den schüler über das *wesen* der französischen nasalvokale im unklaren lässt und ihn nicht in den stand setzt, sich mit bewusstsein selbst zu kontrolliren. Richtig ist bei Langes vorschlag ohne zweifel das ausgehen von dem deutschen gutturalen *ñ*; denn dieser laut liefert uns für die erlernung der neuen französischen laute das wichtigste anschauungsmaterial, das der schüler aus seiner muttersprache mitbringt. Die schüler nennen wörter mit dem deutschen gutturalen *ñ*, z. b. *anker*, und sie werden angehalten, die erste silbe lang auszuhalten: *añ*. Dabei beobachten sie, dass die silbe aus zwei lauten besteht, *a* und *ñ*, von denen der erstere kurz abbricht und nur der letztere lang ausgehalten wird. Um nun den französischen

nasalvokal zu treffen, handelt es sich darum, das *a* die ganze silbe hindurch festzuhalten, aber nicht als reines *a*, sondern gleichzeitig behaftet mit der gutturalen färbung, die als das zweite element in der deutschen silbe *añ* beobachtet wurde, so dass ein einheitlicher, sich durch die ganze silbe gleichbleibender laut entsteht. Diesen laut spreche man den schülern nun langgezogen vor. Die nachahmungsversuche scheitern fast regelmässig; es muss also ein schutzmittel angewandt werden, um den rückfall in den deutschen laut zu verhindern. Dieses schutzmittel ist der nasenverschluss. Ein aushalten der deutschen silbe *añ* erweist sich bei geschlossener nase als unmöglich; der laut *ñ* bricht bei dem versuch kurz ab, ein deutliches zeichen dafür, dass der luftstrom bei der bildung dieses lautes ausschliesslich durch die nase streicht. Der französische nasallaut *ã* dagegen lässt sich auch bei geschlossener nase anhalten; also muss der luftstrom den weg durch die nase gar nicht oder nur teilweise benutzen. Das gaumensegel, das bei dem deutschen laut die mundhöhle gänzlich absperrt, muss bei dem französischen laut gehoben sein. Schliessen wir also die nase und versuchen *añ* zu sprechen und strengen dabei die muskeln in der gegend des gaumensegels so lange an, bis es uns gelingt, das *a* festzuhalten, so lernen wir den französischen nasallaut, und der nasenverschluss macht jeden rückfall in den deutschen laut unmöglich. Die schüler üben nun einzeln und im chor mit geschlossener nase langgezogen den laut *ã*. Ist hierdurch der richtige charakter des lautes erst einmal erfasst, so kann man den nasenverschluss sehr bald entbehren. Die schüler üben wieder ein paarmal mit nasenverschluss; auf einen wink hin wird die nase freigegeben, nachdem vorher eingeschärft worden ist, dass die mundstellung dabei ganz unverändert bleibt, und auch dieser versuch gelingt nummehr ohne schwierigkeiten. Um die bewusste nachahmung zu stärken, kann man getrost gleich in derselben stunde den versuch machen, nach mehrmaligem wiederholen des französischen lautes den deutschen zum deutlichen unterschied dazwischen sprechen zu lassen. Mehrere generationen von 45 — 50 quartanern erlernten auf diese weise den französischen nasal-laut *ausnahmslos* in sehr kurzer zeit. Durch gelegentliche zwischenfragen verschaffte ich mir gewissheit darüber, dass die schüler über den grundverschiedenen charakter des deutschen und des französischen lautes volle klarheit gewonnen hatten. Wo einmal ein laut verunglückte, merkte es der schüler in der regel selbst, noch ehe

der sofortige lebhafte widerspruch der klasse sich bemerkbar machte. Einige schüler neigen allerdings dazu, wenn das zeichen zum aufhören des langgezogenen französischen nasallautes gegeben wird, noch im letzten augenblick das gaumensegel sinken zu lassen und mit \tilde{a} abzuschliessen: $\tilde{a}\tilde{a}$. Für diesen fall muss darauf gehalten werden, dass die schüler, wenn das zeichen zum aufhören gegeben wird, den mund noch einen augenblick unverändert offen stehen lassen. — Bei fortgesetzten übungen kann nun gleich darauf geachtet werden, dass das franz. \tilde{a} wie alle französischen nasalvokale ein *offener* laut ist, also etwas tiefer klingt als das gemeindeutsche a in $a\tilde{a}$,¹ und in derselben weise werden die andern nasalvokale eingeübt, immer vorarbeitend im anschluss an die beispiele, die dem schüler in seinem ersten lesestück begegnen werden.

Bricht man die systematischen übungen nun an dieser stelle ab und geht zum zusammenhängenden text über, so zeigt sich sehr bald der missstand, dass die schüler infolge ihrer gewohnheit, den nasalvokal langgezogen zu üben, wörter wie *grand, main, un*, in denen der nasalvokal wie jeder auslautende vokal kurz ist, zu gedehnt aussprechen, und dass die aussprache dadurch etwas schleppendes erhält. Deshalb ist es empfehlenswert, sofort nachdem der wahre charakter der französischen nasallaute erfasst ist, darauf zu halten, dass die schüler dieselben auch kurz aussprechen lernen. Einzeln und im chor wird der nasallaut in der altgewohnten weise ein paarmal langgezogen gesprochen und unmittelbar hinterher schlagförmig ein paarmal kurz.

Nach dieser übung ging ich in der regel sofort zum zusammenhängenden text über. Was sonst noch kleine schwierigkeiten bot, wie der mangel an lippenrundung in *le* u. dgl., die aussprache des hellen a namentlich in unbetonten silben, des auch bei kürze stets geschlossenen i und u ,² des offenen langen und kurzen o und $ö$, des

¹ Jespersen hat neuerdings sogar (besonders häufig bei kindern und damen) die tendenz beobachtet \tilde{a} zu runden und es fast oder ganz wie \tilde{o} zu sprechen.

² Der unglaubliche wirrwarr, der in bezug auf die quantitätsangaben herrscht, erklärt sich wohl zum guten teil daraus, dass wir deutsche zum unterschied vom französischen gewöhnt sind, mit geschlossener aussprache des i notwendig länge, mit offener aussprache kürze zu verbinden u. s. w. (vgl. nach Beyer: *biene, bin; wenig, wenn; mühle, müller*, u. s. w.), wodurch die vielen französischen wörter mit kurzen geschlossenen i oft fälschlich als lang bezeichnet werden. Für die schule wird

deutlich geschnarrten *r*, u. s. w. nahm nicht so viel zeit in anspruch, dass der zusammenhang des textes dadurch in bedenklicher weise unterbrochen worden wäre. Jespersen hat vor einiger zeit die existenz des geschnarrten *r* bestritten, und auch Passy beobachtete bei der neueren pariser aussprache eine entschiedene neigung, das zäpfchen-*r* seines rollens zu berauben und dafür je nach der umgebung einen stimmhaften oder stimmlosen reibelaut zu setzen. Wenn ich also soeben ein deutlich geschnarrtes *r* für das französische verlangte, so ist dies nur relativ, im verhältnis zu der in Berlin üblichen aussprache des *r* aufzufassen; denn was das berliner *r* anbetrifft, so ist es sicher bei weitem nicht so geschnarrt wie ich es von franzosen stets gehört habe. *Garten* klingt im berliner volksdialekt, der auch die aussprache der gebildeten nicht unbeeinflusst lässt, *jaïm*, und der berliner schüler überträgt dies auf das französische *regarder* u. dgl., wenn nicht von vornherein auf ein gut gesprochenes *r* gehalten wird.

Schwierigkeiten fanden meine schüler auch vielfach bei der stimmlosen aussprache der liquiden in wörtern wie *quatre*, *aimable* etc. Die direkte nachahmung wollte fast nie gelingen, und die meisten schüler schieben zwischen *t* und *r*, resp. *b* und *l* einen stützvokal ein. Um dies zu vermeiden, ist es ratsam, die schüler zunächst *kätrə*, *emäblə* aussprechen zu lassen, und erst wenn sie daran gewöhnt sind, das *ə* abfallen zu lassen. —

Dass gleich von vornherein mit dem grössten nachdruck auf stimmbindung und vermeiden des kehlkopfverschlusslautes gehalten werden muss, ist selbstverständlich. Doch habe ich es bei dem ersten stück in Ulbrichs *Elementarbuch*, das mit den worten: *Un jeune homme qui avait un bouclier magnifique, le montra à Scipion* anfängt,

man bei der im heutigen französisch deutlich hervortretenden tendenz, lange vokale (besonders in unbetonten silben) zu kürzen, mit der vokallänge ausserordentlich vorsichtig sein, vor allen dingen aber die *konstanz der qualität* aufs sorgfältigste beachten müssen. Erklärte doch erst kürzlich Storm in dieser zeitschrift, dass man (namentlich in Ostfrankreich) überhaupt nur noch die qualität der vokale (das timbre) scheidet, nicht auch gleichzeitig ihre quantität, und auch Ellis ist der ansicht, dass in bezug auf die quantität im französischen nur noch theoretische unterschiede bestehen. „Der ganze, in anderen sprachen so wichtige unterschied zwischen offener und geschlossener silbe darf im französischen für den schüler phonetisch gar nicht existiren. Ihm muss unveränderte *reine qualität*, und zwar weitaus überwiegend in kurzer quantität, die regel werden, jene besonders beachtenswert in orthographisch geschlossenen, diese in offenen silben.“ (August Lange).

schwierig gefunden, die schüler (wie es wünschenswert gewesen wäre) gleich beim ersten worte zum unterlassen des knackgeräusches anzuhalten. Die anweisung, den luftstrom schon vor dem einsetzen des stimmtons ausströmen zu lassen, ist für die schüler nicht anschaulich genug und bleibt daher ohne rechten erfolg. Man wird sich in solchem falle vorläufig mit dem ungefähr begnügen müssen, und wird erst wieder auf den anfang zurückkommen können, nachdem der schüler bei *jeune homme, qui avait* u. s. w. das vermeiden des knacklautes gelernt hat. Nichts ist geeigneter, dem schüler hierbei den wesentlichen unterschied zwischen dem deutschen einerseits und dem französischen und englischen andererseits, der in dem fehlen des (im deutschen besonders beim flüstern deutlich hörbaren) kehlkopfverschlusslautes in den beiden fremden sprachen besteht, klarzumachen als der hinweis auf die art und weise, wie franzosen und engländer das deutsche aussprechen. Jeder berliner junge hat gelegenheit, hierüber beobachtungen anzustellen; denn bei fast allen ausländern ist das fehlen des für das deutsche charakteristischen kehlkopfverschlusslautes in ausdrücken wie: *ich auch, ich habe ihn gesehen*, auffällig. Wo die schüler wenig gelegenheit haben, ausländern sprechen zu hören, empfiehlt Klinghardt die anknüpfung an die muttersprache als äusserst wirksam, z. b. *Leo*.¹

Wenn in dieser weise von vornherein nachdrücklich auf genaue artikulation gehalten wird, so finden die schüler sehr bald von selbst die von der deutschen verschiedene vorgeschobene *französische artikulationsbasis* (die wichtigste vorbedingung für eine ungezwungene französische aussprache), namentlich wenn man denselben schüler dadurch, dass man ihn bald deutsche, bald französische laute sprechen lässt, nicht selbst zwingt, die artikulationsbasis jeden augenblick zu verlegen. Ebenso stellte sich bei den schülern durch das bestreben so genau und sauber wie möglich auszusprechen und durch die daraus folgende grössere muskelanspannung der sprachorgane die „*narrow*“-aussprache der französischen laute und die *energische lippenartikulation* ganz von selbst ein. —

Aber bei aller korrekttheit im einzelnen würde der französische

¹ *Päonie* ist mir zweifelhaft; ich glaube es auch mit kehlkopfverschlusslaut gehört zu haben.

anfangsunterricht seinen zweck doch nur halb erfüllen, wenn er nicht auch gleich von vornherein sein augenmerk auf die richtige art und weise richtete, in der sich die wörter zum satzganzen verbinden. Denn wenn die *neuere richtung* so standhaft das ausgehen vom zusammenhängenden text fordert, so bestimmt sie dazu u. a. auch die erwägung, dass der wirkliche fremde akzent (ohne den jede korrekte einzelaussprache wirkunglos bleiben muss) weder am wort noch am einzelsatz, sondern erfolgreich nur am satzgefüge, d. h. am zusammenhängenden stück gelernt werden kann. Die *kombinationslehre*, wie sie Sievers nennt, muss mit der lautlehre von vornherein hand in hand gehen. Überhaupt sind es ausschliesslich *praktische* gründe, die uns bestimmen, die phonetische unterweisung des schülers mit den lauten als den einfachsten gebilden zu beginnen; strenggenommen müsste ohne frage die untersuchung des *satzes* in den anfang gestellt werden; denn wir sprechen in sätzen. Nur am zusammenhängenden satz zeigt sich in ihrer ganzen kraft die charakteristische eigentümlichkeit der französischen sprache, den wortakzent dem *satzakzent* zu opfern. Trotz der schwäche des französischen akzents wird nicht bestritten werden können, dass noch immer beim einzelnen wort der hauptakzent auf der letzten lauten silbe ruht. Das beweisen nicht nur diejenigen fälle, in denen wörter *in pausa* stehen, sondern auch die schwächung des stammvokals in den endungsbetonten verbalformen: $\tilde{z}am$, $tüam$, $ilam$, $nuzemô$, $vuzeme$, $ilz'am$. Ebenso gewiss ist es aber auch, dass dieser wortakzent im zusammenhängenden text so gut wie ganz verschwindet und durch den satzakzent, der im wesentlichen musikalischer hoch- oder tiefon ist, ersetzt wird. So entsteht denn innerhalb der einheitlichen satzperiode jenes ebenmass der betonung, jene harmonie, die auf der schwächung des hauptakzents der einzelnen wörter und auf dem (stets massvollen) hervortreten des mobilen rhetorischen hochtonigen nebenakzents der an sich unbetonten silben beruht. Das endergebnis ist die für den deutschen an den romanischen sprachen so auffällige „ausserordentliche klarheit und reinheit, womit alle teile der wörter hervortreten, das gleichgewicht, worin sie sich befinden“ (Storm). — Gewiss wird es der unterricht nicht versäumen dürfen, die schüler auf die ausserordentliche feinheit, mit der sich der franzose gerade des rhetorischen nebenakzents im zusammenhängenden text bedient, hinzuweisen und sie hier und da zur nachahmung anzuleiten; aber ebenso gewiss wird es auch sein, dass derartige ver-

suche nicht in den anfangsunterricht gehören, dass dieser vielmehr für jene erst eine *tabula rasa* schaffen und sich damit begnügen muss, wenn es ihm gelingt, die deutsche manier, den wortakzent auch im satze zum ausdruck zu bringen und die schwachen silben infolgedessen undeutlich auszusprechen, gründlich zu beseitigen. Für diesen zweck empfiehlt es sich, gleich vom ersten zusammenhängenden stück an darauf zu halten, dass die silben jeder satzperiode ganz gleichmässig gesprochen werden, ohne dass eine von ihnen durch veränderung der tonhöhe oder durch stärkere betonung vor den andern hervortritt. Nur am ende der satzperiode tritt dann der satzakzent deutlich ein, der beim vordersatz mit hochton, am ende des ganzen satzgefüges mit tiefen markiert wird. Manchem wird diese strenge forderung bedenklich erscheinen, und ich selbst muss gestehen, dass ich den versuch, als er mir von herrn professor Dr. Ulbrich empfohlen wurde, mit einem gewissen widerstreben angestellt habe, weil mir die methode zu mechanisch schien. Doch hat der erfolg jedes bedenken sehr bald beseitigt; zwar erfordert die durchführung sehr viel geduld von seiten des lehrers, aber die darauf verwendete zeit wird durch den späteren unterricht, dem dadurch zahllose verbesserungen erspart werden, reichlich eingebracht. Ist es doch ohne zweifel ein richtiger grundsatz für den anfangsunterricht, unter verzicht auf manche feinheiten zunächst einmal erst klare grundlagen zu schaffen, auf denen mit erfolg weiter gebaut werden kann; und für diese zwecke kann ich das oben beschriebene verfahren angelegentlichst empfehlen. In kurzer zeit sprechen alle schüler „clear brightly tapped out syllables of nearly equal force and clearness“, wie sie Ellis fordert. „French intonation seems to depend mainly on pitch, and in many cases to be characterized by preserving a tolerably level and rather great pitch, till the end of a clause, when the pitch rises.“

Wegen der grossen wichtigkeit, die der beseitigung des germanischen wortakzents im satzzusammenhang beizumessen ist, muss ich auch Klinghardt beipflichten, wenn er gegen Walter und Quiehl für das französische das *ausgehen vom gedicht* nicht für empfehlenswert hält. Denn die tendenz zur falschen intonation wird hier beim schüler nur noch deutlicher hervortreten. Selbst wenn die an deutschen schulen noch immer hier und da bestehende unsitte, das stumme *e* in gedichten mit lautweit sprechen zu lassen, vermieden und dafür ersatzdehnung angewandt wird, besteht doch für den schüler, nament-

lich wenn er der aufsicht des lehrers entzogen ist, zu grosse gefahr, dass er in leiernder weise eine strenge durchführung des jambischen metrum versucht, die für französische ohren geradezu unerträglich ist. Ist es doch gerade die scheu der französischen sprache vor der eintönigkeit, welche dadurch entsteht, dass alle wörter oxytona sind; auf die nach Gaston Paris' ansicht die schwäche des jetzigen französischen akzents zurückzuführen ist.

Ich gebe zum schluss das erste stück aus Ulbrichs *Elementarbuch der französischen sprache*, das ich bei den obenerwähnten versuchen benutzte, in phonetischer umschrift:

↳ bukli₁'₁.

ô zôn ɔm ki avet ô bukkie mânjfik¹, lo môtrâ â sipi₁ô₁. mô [jis¹,
l¹i di so grâ zenevral¹, tô bukkie et an¹ afæ tre¹bo¹, mæz ô soldâ ɔmâ,
d¹at av¹âr plü d¹ kôfiäs ä sâ mâ dr¹at kâ sâ mâ gos¹].

Berlin, august 1890.

ALBERT HARNISCH.

¹ Ich kann mich vorläufig noch nicht dazu entschliessen, die *normannische nasalirung* für den unterricht zu verwenden. Was bedeuten auch solche gründe, wie sie Beyer in seiner *Französischen phonetik* zu ihren gunsten anführt: „Man soll eine sprache möglichst bereichern, sie nicht ärmer machen. Und unterbleib der so schönen nasalirung in den zahlreichen gebundenen nasalformen bedeutet einbusse an wohlklang.“ Entscheidend können doch nicht ästhetische bedenken sein, sondern allein der sprachgebrauch der mehrheit der bevölkerung, mag derselbe noch so hässlich sein. Sonst wäre ja schliesslich auch noch die weitverbreitete ansicht, dass der niederdeutsche provinzialismus des „spitzen“ *st* die standard-aussprache des deutschen repräsentire, im recht.

MISZELLEN.

ZUR REFORM DES DEUTSCHEN SPRACHUNTERRICHTS IN SCHULEN ZWEISPRACHIGEN GEBIETS.

(Eine skizze.)

Altem herkommen gemäss bezeichnet man die schulen in zweisprachigen gebieten mit dem namen *utraquistische schulen*. Was versteht man unter *utraquistischer schule*? In beantwortung dieser frage müssen wir von vornherein bemerken, dass heute von *utraquistischer schule* in des wortes eigentlichster bedeutung nicht mehr die rede sein kann. In früheren jahrzehnten, wo noch in den in zweisprachigen gebiet belegenen lehrerseminaren unterricht in der neben der deutschen sprache bestehenden sprache den seminaristen erteilt wurde, damit die zukünftigen lehrer imstande wären, in gewissen lehrfächern diese sprache zu gebrauchen, da, wo gewissermassen die deutsche sprache als fremde sprache gelehrt wurde, da konnte man, weil *utraque lingua* angewandt wurde, wohl von *utraquistischer schule* sprechen. Heutzutage hat sich die hohe staatsregierung veranlasst gesehen, in *utraquistischen gebieten* die germanisierung energischer zu betreiben. Dass sie dabei auch der schule nicht entraten konnte, war natürlich. Nicht nur, dass jetzt der gesamte unterricht in der deutschen sprache erteilt werden muss, es werden auch deutsche lehrer aus deutschen gegenden in die betreffenden gebiete geschickt, um so den gebrauch der andern sprache in der schule zu verhindern.

Wenn jedoch der fortschritt in der anwendung der deutschen sprache nur ein langsamer ist, so darf das nicht wundern. Verhehlen wir uns doch nicht, dass es gilt, dem volke seine muttersprache, an der es mit allen lebensfasern hängt, vergessen zu machen und an deren stelle die deutsche zu setzen. Berücksichtigen wir, dass das schulkind ausserhalb der schule meist nichts von deutscher sprache vernimmt, dass der häusliche wie der ausserhäusliche verkehr meist in der sprache der eingebornen geführt wird, dass also die übung in der letzteren eine grössere, ja bei weitem grössere ist, als die in der deutschen sprache. Und nach der schulzeit? Nun, da kommt die deutsche sprache bald ganz ausser gebrauch, besonders da, wo kein guter grund gelegt wurde, wo die kinder nur mangelhaft deutsch sich ausdrücken gelernt haben, und sie infolge des sich schämen, eine so unvollkommen erlernte sprache weiter zu gebrauchen. Daher kommt es ja, wenn kaum der schule entwachsene zeugen vor gericht erklären, nicht deutsch

sprechen, ja nicht einmal verstehen zu können. Dazu kommen noch andere der ausbreitung der deutschen sprache feindliche einflüsse, auf die wir hier nicht eingehen wollen.

Aus dem bisher gesagten folgt: Die schule *allein* kann in utraquistischen gegenden dem deutschen idiom nicht zur herrschaft verhelfen, wohl aber kann sie viel dazu beitragen, mehr dazu beitragen als jetzt, *wenn methode und lehrplan besser werden*. Doch davon später. — Das werk der schule aber wird wesentlich unterstützt, wenn deutsche einwanderer in utraquistischen gegenden sesshaft gemacht werden. So nur wird dem verkehr der nichtdeutsche charakter genommen, so nur wird der eingeborne gezwungen, sich der deutschen sprache zu bedienen. Und wird zur einwanderung ein zäher deutscher stamm gewonnen, der bürgschaft leistet, dass er von deutscher sitte und sprache nicht lässt, so dürfte eine vermischung dieser deutschen mit den eingebornen nicht ohne segensreiche folgen sein: deutsche sitte, deutsche sprache, sie würde dann ins haus gebracht, in die familie. — und ist das erreicht, dann hat dort das germanentum gesiegt.

I. DER SPRACHUNTERRICHT IN DER SOGENANTEN UTRAQUISTISCHEN SCHULE IM VERGLEICH ZU DEM IN DER TAUBSTUMMEN- UND NEUSPRACHLICHEN SCHULE.

Dem deutschen sprachunterricht in erstgenannter schule fällt die aufgabe zu, dem kinde die deutsche sprache so anzueignen, dass es dieselbe anstatt seiner muttersprache gebrauchen kann. Die deutsche sprache muss also verkehrs- und bildungsmittel werden. Dies wird sie aber nur, wenn sie richtig gesprochen, richtig verstanden und richtig geschrieben wird. Die sprache soll erstlich *verkehrsmittel* werden, d. h. im verkehre in und ausser dem hause, mündlich und schriftlich, soll die deutsche sprache angewendet werden, was vorzugsweise durch übung im gebrauche der sprache zu erreichen ist. Die sprache soll aber auch bildungsmittel werden. Aus deutschen gebet- und gesangbüchern soll man sich zu gott erheben, deutsche vaterlandslieder soll man singen, aus deutschen schriften soll liebe zu kaiser und reich erwachsen; deutsch soll auch die sprache der politischen, wie der belletristischen zeitschriften sein. So erzieht man deutsches denken; so entwickelt sich deutsches fühlen und wollen.

Also durch übung und gebrauch lernt das kind die sprache. *Nicht* lernt es dieselbe, wo sie mit hilfe der dem kinde bekannten muttersprache gelehrt wird, nach der sogenannten übersetzungsmethode. Wo erst die begriffsbezeichnungen und begriffsverbindungen in der muttersprache erklingen, um dann ins deutsche übersetzt zu werden, wo die grammatik bestimmend für den spracherlernungsgang wird, wo man so verfährt, wie es bei der erlernung der alten sprachen geschieht, da wird nie das oben angegebene ziel der spracherlernung, deutsches denken und deutsches sprechen, erreicht werden.

Nun kann der lehrer in der sogenannten utraquistischen schule über den bei der sprachaneignung einzuschlagenden weg gar nicht im zweifel sein, wenn er sieht, wie anderswo lebende fremde sprachen gelehrt werden und mit welchem erfolge dies geschieht. Wir verweisen ihm, um in dieser richtung beobachtungen zu machen, in die taubstummenschule und in solche schulen, wo die frühere methode

der erlernung der neuen sprachen einer reform unterworfen wurde. Ist doch die einführung der kinder in utraquistischen gegenden in die deutsche sprache nichts anderes, als das lehren einer fremden sprache mit möglichst konsequentem ausschluss der anwendung der muttersprache. *Mutatis mutandis* wird das beim sprachunterricht in der taubstummenschule und das beim unterricht in den neuern sprachen beobachtete verfahren auch beim sprachunterricht in schulen utraquistischer gebiete gute erfolge zeitigen. In allen den genannten schulen handelt es sich darum, den gebrauch einer bis dahin fremden sprache zu vermitteln. Das ziel ist also dasselbe. Die schüler der utraquistischen und der neusprachlichen schule sind auch vor erlernung der ihnen fremden sprache schon im besitz einer lautsprache, die jedoch beim unterricht in der neuen sprache so viel als möglich ignoriert werden soll. Nicht ganz in derselben lage ist der taubstumme sprachschüler; zwar besitzt er auch schon eine sprache, in der er denkt, die geberdensprache; dieser gehen aber die vorteile der lautsprache ab. Doch auch diese sprache wird bei der lautspracherlernung nicht oder nur wenig im anfang benützt; ja es ist aufgabe des sprachunterrichts, die geberdensprache vergessen zu machen.

Vergegenwärtigen wir uns nun zuerst, wie der taubstumme in den besitz der deutschen laut- und schriftsprache gelangt. Da der eigentliche taubstumme bis zu seinem eintritt in die schule überhaupt der lautsprache ermangelt, muss ihm ein *erster sprachunterricht* die sprachelemente, die sprachbewegungen im einzelnen und in verbindung ausführen lehren. Dies kann nur ein lehrer zuwege bringen, der mit den gesetzen der lautentwicklung vollkommen vertraut ist. Bald im beginn des ersten sprachunterrichts tritt auch der sprachunterricht ein; denn der taubstumme soll nicht nur sprechen, er soll auch *denkend* sprechen lernen. Dazu bedarf es des sich bewusstwerdens des sprachinhalts. Dies vermittelt ihm zuerst die unmittelbare anschauung. Anschauen und sprechen werden also kombiniert. Ist die aufgabe des ersten sprachunterrichts der hauptsache nach gelöst, so wird auf aneignung eines umfangreicheren vorstellungsinhalts hingearbeitet, der sprachlich zum ausdruck gebracht werden muss. Es geschieht das im *freien anschauungsunterricht*. *Frei* heisst der anschauungsunterricht, weil der gang nicht durch die grammatik bestimmt wird, lediglich das sprachbedürfnis darauf einfluss übt. Die sprachformen werden geübt, wie sie uns gerade entgegentreten. wie wir sie gebrauchen; jedoch ist im allgemeinen das gesetz: vom leichten zum schweren! nicht ausser acht zu lassen. Die auswahl der zu besprechenden gegenstände erfolgt mit rücksicht auf die räumlichen kreise und auf die jahreszeiten. Schriftliche übungen dienen zur befestigung des gelernten. So kommt der schüler in den besitz einer elementar-umgangssprache nur durch übung. Er soll aber auch mit verständnis die sprache gebrauchen lernen. Es wird das in den folgenden (5.- 8.) schuljahren zu erreichen gesucht. Es tritt jetzt nämlich der *sprachformenunterricht* als basis des gesamten sprachunterrichts auf. An beispielen lernt der schüler die sprachgesetze kennen; letztere werden aus ersteren entwickelt, so dass auch hier die forderung erfüllt wird: *Nichts wird dem schüler von regeln gegeben; er findet sie selbst aus den beispielen!* Auf den sprachformenunterricht hat der weitere anschauungsunterricht insofern zu rücksichtigen, als er gelegenheit gibt, die verstandesmässig erfassten sprachformen in anwendung zu bringen. Der *freie sprachunterricht* lehrt mehr und mehr die umgangssprache kennen, ist also eine

fortsetzung des früheren freien anschauungsunterrichts. *Aufsatzübungen* sorgen für aneignung eines korrekten schriftlichen ausdrucks, während *lesen* richtigen gebrauch und richtiges verstehen der sprache zugleich anstrebt. —

Wir gehen zur betrachtung des neufremdsprachlichen unterrichts über. So wie er bisher erteilt wurde, dürfte uns die methode nicht zum vorbilde dienen, und doch gerade so wurde in den schulen uraltaquistischer gegenden der deutsche sprachunterricht gegeben. Hier wie da war von vornherein die grammatik die grundlage des sprachunterrichts: man gab die regeln und — liess übersetzen. Dann wurden die übungen an sätzen vorgenommen, die gar keinen zusammenhang hatten, die vermöge ihres oft albernen inhalts eher den geist töteten, als ihn anregen. Günstigenfalls kam man ja so weit, ein zusammenhängendes lesestück zu lesen und notdürftig zu verstehen, aber zum sprechen, zur anwendung der sprache im verkehr, brachte man es nicht. So ging auch bei mangelnder übung nach der schulzeit schnell das verloren, was die schule erarbeitet hatte. —

Heute jedoch sind wir in der lage, beim neufremdsprachlichen unterrichte eine reform der unterrichtsmethode verzeichnen zu können. *Vom laut zum zeichen! Von der gesprochenen sprache zur geschriebenen!* Das gilt heute als grundsatz. Auch hier sehen wir von phonetisch geschulten lehrern einen *ersten sprachunterricht* erteilen, der den schülern die dem fremden idiom eigentümlichen laute richtig bilden und sprechen lehrt. Dieser unterricht wird jedoch von kürzerer dauer sein, als bei taubstummen schülern, kommt doch hier das gehör zu hülfe und erleichtert das sprachliche nachahmen. Kann der schüler die fremden laute sprechen, die fremden zeichen lesen, so geht es an die eigentliche spracherlernung, an die aneignung einer elementar-umgangssprache. Am besten wird man zum ziele kommen, wenn man *anschauungsunterricht* in der fremden sprache so erteilt, wie wir ihn in der taubstummenschule vorfanden. Daneben aber werden auch leichte zusammenhängende kurze lesestücke sprachverständnis schaffen helfen. Man benütze aber auch andere, ausserhalb der schule sich darbietende gelegenheiten, um die schüler im gebrauche der zu erlernenden fremden sprache zu üben. Spaziergänge, turnspiele, der verkehr der schüler in den schulpausen bieten geeignete veranlassung. Ist nun der schüler in der lage, diese elementar-umgangssprache zu verstehen, so wird der formelle teil der sprache mehr berücksichtigt, das früher geübte wird jetzt verstandesmässig befasst, selbstverständlich auf dem wege: vom beispiel zur regel! Wie im taubstummenunterrichte wird auch im neufremdsprachlichen unterrichte der logische teil der sprache im lesen weitere ausbildung erfahren; auch die umgangssprache in sogenannten freien sprachübungen ihre weitere pflege finden.

Oben zeigten wir, dass aufgabe und ziele des sprachunterrichts sowohl in der taubstummenschule, wie in der neufremdsprachlichen und sogenannten uraltaquistischen schule gleich sei. Es ist nun nicht schwer daraus zu folgern, dass, da die bisher in den beiden ersteren arten von schulen beobachtete methode erfreuliche resultate geschaffen hat, dieselbe auch in den schulen doppelsprachigen gebiets grosse erfolge zeitigen muss, zumal die vorbedingungen für die spracherlernung in allen den genannten schulen mit wenig abweichungen dieselben sind. Im folgenden werden wir zeigen, wie sich hier der sprachunterricht *in den ersten schuljahren* zu gestalten hat, und näher auf das wesen und die bedeutung der

einzelnen sprachfächer für die sogenannte uraltaunistische schule eingehen, zugleich auch in einigen skizzirten lehrproben für den anschauungsunterricht praktische winke geben.

Wer als geborner deutscher in zweisprachigem gebiet wohnt, kann tagtätlich die erfahrung machen, dass die deutsche sprache von denen, die sie nicht als muttersprache erlernten, lautlich oft recht falsch gesprochen wird, und dass gerade diese thatsache oft spott für die beteiligten einbringt, daher diese wieder abhält, deutsch zu sprechen. Hierin trifft die verantwortung die schule. In ihr arbeiten lehrer, die oft selbst lautlich unrichtig deutsch sprechen, mithin auch das deutsche nicht richtig sprechen lehren können. Man muss also schon im seminar die angehenden lehrer phonetisch schulen; sie müssen auf ihre aussprache achten lernen, müssen lernen, wie sich ihnen später in der praxis entgegenstellende sprechfehler leicht und schnell abzustellen sind. Noch besser aber ist es, wie es ja auch bereits hier und da geschieht, man stelle deutsche lehrer in solchen gegenden an, wo der deutschen sprache eingang verschafft werden soll. Von kindheit an nicht deutsch sprechende lehrer schicke man in deutsche gegenden; für sie wird der tägliche verkehr eine gute sprech- und sprachschule sein. Erst unter den hier genannten voraussetzungen kann man daran gehen, dem in die schule eintretenden kinde einen ersten sprechunterricht zu erteilen, der die aufgabe hat, die deutschen laute einzeln und in verbindungen richtig sprechen zu lehren.

DER ERSTE SPRECHUNTERRICHT.¹

Hier in Oberschlesien unterscheidet sich die deutsche aussprache des eingebornen von der des eingewanderten deutschen hauptsächlich durch die dunkle färbung der mundöffner, durch verwandlung des *v* am schlusse des wortes in *é*, durch bildung eines *e*² (im rachen gebildetes *c*), welches für *ç* gesetzt wird, durch teilung des *y* in *gg*, sowie endlich durch öftere falsche betonung. Alle diese fehler sind im ersten sprechunterrichte abzustellen. Man lasse zuerst den mundöffner *a*, *ā* sprechen, nachdem der lehrer richtig vorgesprochen hat. Sobald der laut im einzelnen richtig gebracht wird, lasse man ihn in verbindung mit solchen lauten sprechen, die von den eingebornen mit den deutschen übereinstimmend gebildet werden, verbindungen, die aber auch so weit als möglich einen deutsamen inhalt haben, z. b.: *vas, nar, hat, hart, zat, mat, man; vār, klār, rāt, spās*. Selbstverständlich sind auch später wieder bei bildung des *a*, *ā* auftretende fehler sofort abzustellen. Bei den lauten *b* und *p* werden wir keinen abweichungen begegnen. In derselben weise wie *a* üben wir *u*, *ū* und die folgenden laute, die besonderer übung bedürfen. *Verbindungen: mus, šluk, guk, muter; gūt, hūt, fūs, hūn*; hieran schliesst sich *au*, wobei besonders zu verhüten ist, dass der uraltaunist nicht sprungweis sondern allmählich von *a* zu *u* übergeht, eine regel, die für alle diphthonge geltung hat. *Verbindungen: maus, haus, kauf, baum, frau, braut*. An das folgende *f* reihen wir sogleich *pf*, bei welcher mundschliesser- verbindung der lehrer darauf zu achten hat, dass die *p*-plosion vor *f* unterbleibt.

¹ Bezüglich der hier in anwendung kommenden lautumschrift siehe: Hoffmann, *Einführung i. d. phonetik*, Marburg 1888.

vielmehr der während der *p*-bildung eingeschlossene *a*tem durch die *f*-stellung entweicht. Auf dies gesetz achte man auch bei *ks* (*x*), *ts* (*z*), *kw* (*qu*). *w* übt man als stimmhaftes labiodentales *v*. Für *o*, *ö* gilt das unter *a* gesagte. Verbindungen: *got*, *grop*, *fon*, *ofon*, *kom*; *tot*, *hol*, *son*, *ofon*. *d*, *t* sind ohne schwierigkeiten zu sprechen; mehr erfordern *st*, *sp* unsere beachtung. Der utraquist ist gewöhnt, das deutsche so zu sprechen wie er es geschrieben findet. Er spricht, wenn er nicht auf das falsche hingewiesen wird, anlautendes *sp*, *st* nicht wie *šp*, *št*, sondern eben *sp*, *st*. Man übe deshalb folgende verbindungen: *štoson*, *štāp*, *štam*, *štrō*; *špilon* *špirtsōn*, *špis*. Bei *h* zeigt man, dass intervokales *h* im deutschen im allgemeinen nicht gesprochen wird. Verbindungen: *frūō*, *zīō*, *zī zān*, *štēn*. *l*, *m*, *š* werden meist fehlerlos gesprochen. Wir kommen zur übung des *e*, wobei *ē*, *e* (*ä*), *e* und *ɛ* zu unterscheiden sind. (Vergl. hierzu: Hoffmann, einföhrung in die phonetik etc. Marburg 1888 seite 26). Verbindungen: *gē*, *zē*, *štēl*, *zēr*, *fēlon*, *zēlic* *endō*, *švēr*; *elf*, *der*. *zetsōn*; *gabō*, *gabōl*, *lībō*, *amōn*. *k* und *g* wird richtig gebildet, jedoch ist *e* und *ɛ* besonders zu üben. *e* (der gutturale reibelaut nach *a*, *o*, *u*, *au*) wird vom slavischen utraquisten oft nicht kräftig genug artikuliert: man übe folgende verbindungen: *ac*, *lacō*, *macō*, *kocō*, *loc*, *būe*, *sūcō*. Wie schon bemerkt, bringt der utraquist für *ɛ* (den palatalen reibelaut nach *e*, *i*, *ai*, *oi*) ein am hinteren gaumen oder rachenraume gebildetes *e*, das ich mit *e*² bezeichne. (Vergl.: *Organ der taubstummen-anstalten* u. s. w. 1889, nr. 8: Hoffmann, *Die ratiborer aussprache*.) Verbindungen: *ič*, *mič*, *dič*, *prečlic*, *lečzn*, *štecōn*, *brecōn*, *vaič*, *daič*, *laič*, *oič* *foič*, *loičtōn*. *i*, *ī* wird analog den früheren mundöffnern geübt. Verbindungen: *in*, *ič* *bin*, *šlim*, *nim*; *ir*, *bir*, *binz*, *flugō*, *zīō*. Betreffs der aussprache von *ai* und *oi* siehe das unter *au* gesagte. Verbindungen: *bain*, *švain*, *dain*, *main*, *fain*, *klain*; — *hoi*, *hoilō*, *froid*, *toir*, *boimō*, *moizō*. Da *j* stimmhaftes *ɛ* ist, dürfen wir auf das bei letzterem bemerkte verweisen. *n* bedarf keiner besonderen übung, umso mehr aber *ɲ*. Man bemühe sich, unter allen umständen zu vermeiden, dass an inlautendes *ɲ* mit darauffolgendem mundöffner ein *g* gehängt werde. Bei den schülern in der utraquistischen schule wird das gehör die richtige aussprache bald zuwege bringen; wichtig ist nur das richtige vorsprechen. Verbindungen: *layō*, *zīyō*, *šlijō*, *brīyō*, *klīyōl*. Wird *ö* und *ü* wie *ē* und *ī* gesprochen, so suche man auch diesem die sprache verunzierenden fehler beizukommen. Verbindungen: *zōnō*, *šōn*, *hōr*: — *hūō*, *fūrō*; *hūō*, *mūō*, *hūōr*. — Es konnte hier nicht meine absicht sein, eine anleitung zur abstellung von sprechfehlern zu geben: ich setze vielmehr bei erteilung dieses ersten sprechunterrichts, wie schon gesagt, phonetisch geschulte lehrer voraus.

Der erste sprechunterricht soll nun aber nicht stunde für stunde erteilt werden; das würde die kleinen schüler ermüden. Sie wollen abwechslung haben: ein zu langes verweilen bei einer und derselben beschäftigung ist der kindesnatur zuwider. *Variatio delectat!* Und wir sind wohl in der lage diese abwechslung dem kinde zu schaffen. Um das schreiben vorzubereiten, möge man in dieser zeit die elemente der buchstaben und zahlzeichen üben lassen und zwar so lange, bis die verbindung mehrerer elemente zu einem buchstaben oder zu einer ziffer später bei eintritt des leseunterrichts keine schwierigkeiten mehr bereitet. Dann auch sind wir in der lage, uns beim lesegang, anstatt sich wie bisher dabei von der schreibschwierigkeit der buchstaben, von der sprechschwierigkeit

der laute leiten zu lassen. Inwiefern dieser umstand für die erlernung der rechtschreibung ins gewicht fällt, das habe ich in meiner schrift: *Über sprachentwicklung* etc. Leipzig 1887 nachgewiesen.

Aber ein noch wichtigeres unterrichtsfach muss bald von beginn der schulzeit an, neben dem ersten sprechunterricht hergehend, beachtung finden. Es ist der sogenannte *freie anschauungsunterricht*. Die schüler sollen nicht nur korrekt sprechen lernen; sie sollen auch sprachvorstellungen erhalten. Sie sollen von ihren geisteskräften ergiebigen gebrauch machen, sollen beobachten und wahrnehmen, sollen zu vorstellungen gelangen und mit diesen operiren lernen, sollen endlich das, was sie geistig aus der aussenwelt erfassen, was sich in ihrem innern vollzieht, zum sprachlichen ausdrück bringen.

DER FREIE ANSCHAUUNGSUNTERRICHT.

Viel ist über die stellung, ja über die berechtigung des anschauungsunterrichts im lehrplan der volksschule geschrieben worden. Es hiesse *eulen nach Athen tragen*, wollte ich hier auch nur auszugsweise auf die geschichte dieses unterrichtszweiges eingehen. Für uns handelt es sich vor allem um die frage: Ist in der schule in utraquistischen gebieten ein besonderer anschauungsunterricht benötigt? und wenn dies der fall, — welche stellung gebührt ihm mit rücksicht auf das schreiblesen?

Wer unsern bisherigen ausführungen über die die sprachaneignung in der taubstummen-, neufremdsprachlichen und sogenannten utraquistischen schule folgte, wird nicht im zweifel sein über die berechtigung des anschauungsunterrichts in letztgenannter schule. Durch übung soll der schüler zum gebrauch der sprache kommen. Man entgegne uns nicht, dass dies auch und zwar allein durch die andern unterrichtsfächer erreicht werden könne. Wohl soll jedes unterrichtsfach die sprache fördern helfen, aber erst in zweiter reihe; in erster reihe hat jedes fach seine besonderen aufgaben zu erfüllen. Der anschauungsunterricht hat aber die aufgabe, das angeschaute sprachlich ausdrücken zu lassen, in erster reihe also eine sprache dem schüler anzueignen. Der lehrer weist den schüler auf das, was die sinne berührt, hin und leitet ihn zum sprachlichen ausdrück des empfundenen an. Dabei darf von innehaltung eines grammatischen ganges keine rede sein. Was der schüler an sprachlichen formen braucht, wird ihm gegeben, wird aber auch bis zum unverlierbaren eigentum geübt, und nur im grossen und ganzen soll auf ein fortschreiten vom leichten zum schweren geachtet werden. Somit glauben wir die berechtigung des anschauungsunterrichtes gerade für die schule im zweisprachigen gebiete nachgewiesen zu haben.

Wir kommen zur anderen frage: Welche stellung soll der anschauungsunterricht im lehrplane dieser schulen dem schreiblesen gegenüber einnehmen? Wir haben zwischen zwei möglichkeiten zu wählen: entweder ist der anschauungsunterricht anfangs dem schreiblesen untergeordnet, oder das lesen und schreiben ist mit ihm, als der hauptsache, verbunden. Bei beantwortung der letzteren frage handelt es sich lediglich um das erste schuljahr; für die folgenden schuljahre bemerken wir im voraus, dass der anschauungsunterricht vom zweiten bis vierten, dann aber mehr der sprachformenunterricht bestimmend für den gesamten sprach-

unterrichtsgang auftritt. Wir nehmen die gestellte frage wieder auf. In der taubstummenschule ist der anschauungsunterricht der unterrichtszweig, von dem alle übrigen fächer abhängig sind, und zwar aus folgendem grunde: *Aller* unterricht muss in der lautsprache erteilt werden; zu diesem behufe gilt es, dem schüler erst eine lautsprache zu schaffen. Da dies nur, wie gesagt, durch den anschauungsunterricht ganz erreicht werden kann, tritt dieser einstweilen in den vordergrund. So auch in der utraquistischen schule. Hier soll aller unterricht in der *deutschen* sprache erteilt werden, mithin ist es nötig, durch den anschauungsunterricht auf empirischem wege dem kinde erst eine deutsche umgangssprache anzueignen. Dieses wichtige unterrichtsfach darf nun durch rücksichtnahme auf andere unterrichtsfächer nicht beengt werden. Es tritt aber dieser fall ein, wenn er dem schreiblesen untergeordnet wird. Man beginne getrost mit dem anschauungsunterrichte, auch wenn der schüler noch nicht schreiben und lesen kann. Es wird auch die zeit kommen, wo das gesprochene geschrieben und gelesen werden kann, wo das schreiblesen dann in den dienst des in rede stehenden unterrichts tritt. Um das letztere aber sobald als möglich zu erreichen, halte ich mit Dittes eine verlegung des schreibleseunterrichts in das zweite schuljahr keineswegs für geraten. Man strebe an, dass nach dem ersten halbjahre schreiben und lesen die zwecke des anschauungsunterrichts fördern können. Also unabhängig von lesen und schreiben, als *besonderer* lehrgegenstand, soll der anschauungsunterricht, den wir wie schon bemerkt, einen freien nennen, weil er nicht von der grammatik beeinflusst werden darf, in der schule mit utraquistischen schülern auftreten.

Beim eingehen auf das wie?, auf das unterrichtliche verfahren, stößt uns zuerst die frage auf: Was ist im anschauungsunterrichte zu behandeln? oder: Nach welchen rücksichten ist der stoff auszuwählen? Wir antworten: Nach raum und zeit. Was dem kinde am nächsten liegt, interessirt es anfangs am meisten, erst nach und nach will sein geist auch über fernerliegendes aufschluss erhalten. Also: Vom nahen zum fernen! — Im frühlinge beobachtet das kind die erwachende natur; es freut sich an den ersten blumen, sieht die zurückgekehrten vögel, sieht wald und flur sich schmücken; im sommer wird es aufmerksam auf die wogenden, im ernteseigen stehenden felder; es beobachtet die arbeiter in der ernte, hört das grollen des donners; im herbste labt es sich an den früchten, nimmt teil am einschaffen derselben, bemerkt mit gewisser wehmut das absterben der natur; im winter sieht es die erde erstarren im winterkleide ruhen, es vergnügt sich draussen auf der schnee- und eisfläche; auch das weihnachtsfest geht nicht spurlos an ihm vorüber. Ich meine, hier bietet sich dem geschickten lehrer genug des stoffes zur besprechung. Man muss eben die feste feiern wie sie fallen. Also auf die jahreszeiten achte man bei der stoffauswahl ebenfalls. — *Wie* ist der stoff zu behandeln? Das kind soll mit interesse dem unterrichte folgen, so nur verspricht er erfolge. Freilich wie meistens der anschauungsunterricht in der volksschule erteilt wird, das wirkt ermüdend und abstossend. Man erzielt das gegenteil von dem, was man zu erreichen beabsichtigt. *Was ist das? Wie ist das? Woraus ist das? Was hat der, die, das —? Was that —?* das sind die fragen, die in unabänderlicher folge gestellt werden, mag gegenstand der besprechung sein, was da will. Bilder über bilder hängt man auf, lässt von denselben aussagen, was niemand darauf sieht, stellt frage auf frage an die kinder

— das nennt man für gewöhnlich anschauungsunterricht. Kann man es den männern von besserer einsicht verargen, wenn sie den so erteilten besonderen anschauungsunterricht aus der schule verbannt wissen wollen, darf man sich wundern, wenn bei solchem unterrichte die schüler sprachfaul und spracharm werden, anstatt ihre sprache zu bereichern? So erteilten anschauungsunterricht möchte auch ich aus der volksschule gewiesen sehen. Ich will folgendes bei erteilung des anschauungsunterrichtes in der sogenannten utraquistischen schule beachtet wissen: 1. Soll der anschauungsunterricht im schüler eine sprache schaffen, so ist der schüler zu möglichster vollständigkeit im gebrauch der sprache während genannten unterrichts anzuhalten. Der lehrer vermeide zu diesem zwecke ein besonders im anfang des unterrichts allzu häufiges fragen. Vielmehr beschränke er sich darauf, auf die sonst zu erfragenden vorgänge aller art hinzuweisen. Bei erfolgenden nicht richtigen antworten trete die berichtigung ein. Somit wollen wir die katechetische lehrweise zu gunsten der heuristischen beschränkt wissen, ersterer nur bei der wiederholung mehr freien spielraum lassen. 2. So viel als möglich halte sich der lehrer in seinen anforderungen an den derzeitigen sprachlichen standpunkt der schüler, jedoch vermeide er auf der andern seite allzu grosse peinlichkeit, wenn anders die natürliche sprachliche ausdrucksweise darunter leiden sollte. Wird eine bis dahin fremde sprachform einmal benötigt, so gebe und übe man sie ohne bedenken. 3. Daraus ergibt sich, dass der einfluss der grammatik auf den gang des anschauungsunterrichts, wenn überhaupt zulässig, nur sehr gering ist. Es entscheidet hierbei mehr das sprachlich praktische bedürfnis. 4. Von der besprechung des einzelgegenstandes schreite man zu der von gruppen fort. 5. Man knüpfe die besprechung, wenn irgend möglich, an den gegenstand selbst an, sonst aber ziehe man das gute modell dem bilde vor. 6. Der anschauungsunterricht ist vom 1.—4. schuljahre unabhängig von andern fächern zu erteilen.

LEHRPROBEN.

1. *Das buch.*

Wir setzen voraus, dass den schülern einige namen für gegenstände in deutscher sprache bekannt sind.

Lehrer weist auf das vor ihm liegende buch hin. Schüler: das ist ein buch. Lehrer lässt das buch, sodann ein messer, einen federhalter fallen. Indem er auf die fallende bewegung aufmerksam macht, spricht er: fällt. Die schüler sprechen das wort nach. Das buch fällt wieder und die schüler bilden: Das buch fällt. Ähnliche sätze werden vom fallenden messer, federhalter u. s. w. gebildet. Ein schüler wird zu fallen veranlasst. Lehrer zu dem schüler: Du fällst. Andere schüler sprechen zu dem fallenden: Du fällst. Der fallende von sich (event. nach berichtigung des lehrers): Ich falle. — Lehrer zeigt auf das liegende buch, das liegende messer u. s. w. und spricht: liegt. Indem die schüler auf die liegende tafel, die kreide, den stift, das messer, das buch aufmerksam gemacht werden, bilden sie: Die tafel, die kreide, der stift u. s. w. liegt. Ebenso bilden sie von sich: Ich liege, du liegst. An die vorher vollzogene thätigkeit anknüpfend bildet der schüler mit hilfe des lehrers: Der lehrer gibt mir das buch. N. N. gibt mir dir das buch. Ich gebe dir das buch. Du gibst mir das buch. Sie

machen das buch auf. N. N. macht das buch auf, zu. Ich mache, du machst das buch auf, zu. Ich trage, du trägst das buch fort. Ich hole, N. N. holt das buch. Etc. etc.

2. *Der krug und das glas.*

(Es ist vorauszusetzen, dass die schüler bereits einige übung im gebrauch der ortsbestimmungen auf die frage wo? und wohin? haben.) Auf dem tische steht ein krug und ein glas. Der lehrer deutet darauf hin. Schüler: Das ist ein krug und ein glas. Lehrer: Wo steht der krug? Sch. Er steht auf dem tische. L. Wo steht das glas? Sch. Es steht auf dem tische. L. Sprich das zusammen! Sch. Der krug und das glas stehen auf dem tische. L. Lass *der* und *das* weg! Sch. Krug und glas stehen auf dem tische. Der lehrer stellt das glas neben den krug, legt das buch neben die tafel, macht auf die lage der gegenstände zu einander aufmerksam und spricht: neben. L. Wo steht das glas? Sch. Das glas steht neben dem kruge. Zwei schüler werden nebeneinander gestellt. Sch. N. steht neben N. Der lehrer stellt den krug unter den tisch, legt die tafel unter das pult und spricht: unter. Sch. Der krug steht unter dem tische, die tafel liegt unter dem pulte. Durch betrachten des kruges findet der schüler: Unten ist der krug weit; oben ist er eng. Unten ist der bauch, oben der hals. L. Das ist der henkel. Der lehrer fasst den krug an dem henkel an. Sch. Sie fassen den krug an dem henkel an. L. Hole wasser! Während der befehl von einem schüler ausgeführt wird, bildet ein anderer schüler: N. holt wasser in dem kruge. Der zurückkehrende schüler: Ich habe wasser in dem kruge geholt. Der lehrer zeigt auf den vollen krug. Sch. Der krug ist voll. Der lehrer giesst wasser in das glas. Sch. Sie giesen wasser in das glas. L. Bitte um wasser! Sch. Ich bitte um wasser. L. Warum? Sch. Ich bin durstig. Der schüler trinkt. Ein anderer schüler: Du trinkst wasser aus dem glase. L. Giesse das wasser aus! Sch. N. giesst das wasser aus. Der lehrer zeigt den krug. Sch. Der krug ist leer. Etc. etc.

3. Die an den *gang in den garten* geknüpfte besprechung dürfte folgendes ergebnis haben: Wir wollen in den garten gehen. N. macht die gartentür auf. Wir treten in den garten. Ich sehe hier viele blumen, welche blau, rot, weiss, bunt sind. N. pflückt eine blume ab. Du darfst keine blume abpflücken; das ist verboten. N. hat eine blume abgepflückt, weil es herr N. erlaubt hat. Diese blume ist schon welk, verblüht. Jene blume riecht gut, schlecht. Da stehen viele sträucher. Die sträucher sind dicht. In den dichten sträuchern nistet ein vogel. Durch den garten führen wege. Sie sind gewunden und mit kies bestreut. N. reisst unkraut aus. Da steht auch eine laube. Wir werden uns in die laube setzen. Hier ist es kühl, weil die sonne nicht in die laube hineinscheint. Etc. etc. --

Diese lehrproben liessen sich noch weiter ausdehnen. Ich muss mir dies hier mit rücksicht auf den raum versagen. Ich hoffe aber, mit diesen lehrproben ein bild davon gegeben zu haben, wie ich mir eine nutzbringende erteilung des anschauungsunterrichts denke. Je weiter die schüler im sprachverständnis fortschreiten, um so mannigfaltiger werden die übungen. Der lehrer hat aber auch darauf zu achten, dass die neu eingeführten sprachformen geübt werden. Zu

diesem zwecke mag er einige stunden wöchentlich verwenden. Hierbei lässt sich mündliche und schriftliche übung verbinden.

DER ERSTE SCHREIBLESEUNTERRICHT.

Wir bemerkten bereits, dass schon mit beginn des ersten sprechunterrichts die vorübungen für das schreiben beginnen. Es sind da, um abwechselung zu schaffen, die buchstabenelemente zu üben. Sind diese sicher geübt, so verbinden wir sie zu buchstaben, und lassen diese schreiben. So werden wir beim lesen-lehren aus der unangenehmen lage befreit, die uns bisher zwang, die schreibschwierigkeit als massgebend dabei anzusehen; wir können vielmehr auf die sprechschwierigkeit der laute rücksichtigen (s. seite 307). Einer besonderen fibel bedürfen wir einstweilen nicht. Der schüler liest nur das, was er, die andern schüler oder der lehrer schreiben. In die druckschrift wird er erst im zweiten schuljahre eingeführt und ihm von dieser zeit an ein lesebuch in die hand gegeben. Es ist selbstverständlich, dass schreiben und lesen, sobald es den schülern eigen ist, sofort in den dienst des sprachunterrichts tritt.

UNTERSTÜTZUNG DES SPRACHUNTERRICHTS DURCH ANDERE LEHRFÄCHER.

Es steht unumstösslich fest, dass in der schule im zweisprachigen gebiete der sprachunterricht anfangs, wenigstens in der ersten hälfte der schulzeit, an erster stelle stehen muss, dass ihm demgemäss die übrigen unterrichtsfächer zu unterstützen haben. Also gilt auch für die sogenannte utraquistische schule der grundsatz: In allem ist sprachunterricht!

Der erste sprechunterricht bringt den schülern lautverbindungen, die so viel als möglich deusam sein und erklärt werden müssen. Eben darauf ist auch beim ersten schreibleseunterricht zu achten. Alles was im gesangunterrichte zur übung gelangt, muss dem texte nach den schülern erklärt werden; sie müssen den inhalt des liedes verstehen. Vom zweiten schuljahre an tritt im lehrplane biblische geschichte und rechnen auf. Eher biblischen geschichtsunterricht zu erteilen, ist durchaus nicht anzuraten. Hat es doch für den schüler keinen wert, wenn er die vom lehrer deutsch vorgetragene erzählung nicht versteht. Erst ist er in die deutsche sprache einzuführen und dann hat der biblische geschichtsunterricht unter steter berücksichtigung des sprachlichen standpunktes der schüler zu beginnen. Man mache ja nicht den einwand, die zeit werde für den religionsunterricht unter solchen umständen zu kurz. Kann der taubstumme in 4—5 jahren religiös gebildet werden, dann sind 7 jahre für den vollsinnigen nicht zu wenig. — Auch das rechnen, dessen bedeutung für das praktische leben wir durchaus nicht unterschätzen, kann erst im zweiten schuljahre begonnen werden. Man lasse nur allen unnötigen ballast fallen, ziehe nie verhältnisse in den bereich des rechnens, die dem schüler zeitlebens fremd bleiben werden; vielmehr halte man darauf, dass auch hier gut gesprochen und dass bei angewandten aufgaben der inhalt dem schüler klar gemacht werde. —

Es bleibt uns nur noch übrig zu bemerken, dass der lehrer keine gelegenheit vorübergehen lassen darf, um seine schüler im gebrauch der deutschen sprache zu üben. Wichtige ereignisse werden sofort in der schule besprochen. In den

schulpausen, beim spiel weile der lehrer bei den schülern und lasse sie zum deutsch-sprechen an. Auf schulausflügen, bei patriotischen festen halte er darauf, dass der festzettel deutsch ausklinge. Für die schülerbibliothek endlich schaffe er leicht verständlich geschriebene deutsche schriften an.

So wie in der taubstummenschule die methode vom 5. 8. schuljahre mehr und mehr der methode in der volksschule gleichkommt, ebenso wird auch das verfahren in der sogenannten utraquistischen schule in dieser zeit dem in der allgemeinen volksschule entsprechen, jedoch wird der sprachunterricht immer eine gewisse begünstigung erfahren.

Zum schluss wollen wir folgende stundenverteilung in der mehrklassigen utraquistischen schule empfehlen.

I. schuljahr.

sprechunterricht 6 stunden.¹
freier anschauungsunterricht 10 stunden.
schreib- und leseübung $6\frac{1}{2}$ stunden.
gesang $2\frac{1}{2}$ stunden.

II. schuljahr.

sprechunterricht 2 stunden.
freier anschauungsunterricht 6 stunden.
lesen und schreiben $6\frac{1}{2}$ stunden.
rechnen 4 stunden.
biblische geschichte 4 stunden.
gesang $2\frac{1}{2}$ stunden.

III. schuljahr.

religion 4 stdn.
rechnen 4 "
fr. ansch.-unt. 6 stdn.
sprechunt. 2 stdn.

IV. schuljahr.

religion 4 stdn.
rechnen 4 "
fr. ansch.-unt. 6 stdn.
sprechunt. 2 stdn.

V. schuljahr.

religion 4 stdn.
rechnen 4 "
fr. ansch.-unter. 4 stdn.
sprechunter. 1 stl.
sprachformenunterricht u.
aufsatz 4 stdn.
schreiben u. lesen 4 stdn
realien 4 stdn.
turnen 2 stdn.
gesang 2 stdn.

schreiben u. lesen 4 stdn.
realien 4 stdn.
turnen 2 "
gesang 2 "

schreiben u. lesen 4 stdn.
realien 4 stdn.
turnen 2 stdn.
gesang 2 stdn.

VI. schuljahr. VII. schuljahr. VIII. schuljahr.

religion	4 Stunden:
rechnen	4 "
sprachformenunterricht und aufsatz	4 "
anschauungsunterricht	2 "
lesen	4 "
realien	5 "
turnen	2 "
gesang	2 "

Katiber.

H. HOFFMANN.

¹ Im 2. halbjahr werden 2 tlr den sprachunterricht bestimmte stunden für schreib- und leseübungen verwendet.

SPRECHS A A L.

BEANTWORTUNGEN DES FRAGEBOGENS „ZUR METHODIK DES SPRACHUNTERRICHTS.“

(Fortsetzung.)

No. 40.

1. Von der schrift. — 2. Bisweilen wohl; sonst aber suche ich mit der lehre von der aussprache durchzukommen, wie dieselbe geboten wird von Mefferts *Elementarbuch d. engl. sprache*, § 1—24. — 3. 4. 5. — — 6. Es werden sofort lesestücke zu grunde gelegt. — 7. Ausschliesslich zusammenhängenden lesestoff in IIIB u. IIIA. — 8. Ja; es findet zunächst retroversion statt, bei welcher der text deutsch gesagt wird. Darauf werden einzelsätze übersetzt, die sich eng an das gelesene anschliessen, dann noch sätze im anschluss an das betr. kapitel der grammatik. — 9. In untertertia. — 10. — — 11. Nach beendigung des ersten kapitels von Dickens, *A child's history* werden die schüler veranlasst, englisch zu antworten auf (deutsche u. weiterhin auf) englische fragen. So wird der inhalt jedes kapitels abgefragt: bessere schüler erzählen mit den worten des buches. Ich lasse auch die schüler sich gegenseitig fragen stellen und beantworten. Die lektüre von Dickens, betrieben in IIIB u. IIIA, wird in den höheren klassen durch repetitionen im gedächtnis der schüler festgehalten. — 12. IIIB lernt vor beginn der lektüre die hilfswerba *to have* und *to be*, sowie das schwache verb (*to ask, to live*) mit dem passivum, dazu das notwendigste über artikel. „deklination“, adjektiv, wortstellung, Meffert § 25, 26. Die folgenden grammat. kapitel behandle ich im zusammenhang vor dem übersetzen der engl. einzelsätze. In IIIB wird der versuch gemacht den deutschen satz (Meffert gibt nur solche im *Übungsbuch*) in den vordergrund zu stellen. — 13. Extemporalien durch alle klassen, wöchentlich in IIIB u. IIIA, alle 14 tage in II u. I. Sie sollen sich eng anschliessen an das in der klasse gelesene und durchgenommene — abgesehen von II B u. I. wo die arbeit selbständiger sein muss. — 14. 15. 16. — — 17. Was Meffert im *Elementarbuch* bietet, wird ganz angeeignet, gelegentlich auch erweitert, wie dies die lektüre bisweilen fordert. Von dem, was die meffert'sche *Grammatik* bringt, wird häufig gestrichen, besonders da, wo zu viel lexikalisches erscheint. Immerhin wird die grammatik in ziemlichem umfange traktirt — *Bemerkungen*: In IIIB tritt die lektüre (Dickens) mit den daran geknüpften übungen in den vordergrund; die beteiligung der schüler ist eine lebhaft. IIIA setzt diese übungen an demselben stoff fort, erhält aber noch neue lektüre in

einer stunde wöchentlich dazu: meist Scott, *Tales*, oder ein anderes bändchen aus Wiemanns *Schülerbibliothek*; die darin enthaltenen idiomatischen wendungen werden gelernt. Für II u. I s. antwort auf frage 11. Natürlich wird in diesen beiden klassen noch sprechübung getrieben an dem schriftsteller, der gerade gelesen wird, ausserdem auch noch an den zusammenhängenden deutschen übungstücken, die sich in Mefferts *Übungsbuch* neben den sammlungen von satzbeispielen finden.

17. februar 1890.

B. NAUMANN, ord. lehrer.
realgymnasium, Posen.

No. 41.

Statt der beantwortung des fragebogens teilt der herr einsender über die von ihm befolgte methode folgendes mit:

„Die erfahrung, dass die schüler, selbst wenn ihnen das fremde wort zu wiederholten malen vorgesprochen und von ihnen nachgesprochen worden, doch in der nächsten stunde, durch die schreibung verführt, dasselbe falsch aussprachen, veranlasste mich vor drei jahren zu dem versuche, ganz ohne buch zu unterrichten. Ich wäre gerne ein jahr und länger so verfahren, wenn nicht die rücksicht darauf, dass neue schüler eintreten, oder dass die eigenen schüler auf andere schulen übergehen, mich gezwungen hätte, schon nach einem vierteljahr auch das buch zu benützen. Was aber aus dem buche übersetzt, gelesen und erzählt wird, ist vorher schon das gedächtnismässige eigentum des schülers geworden. Aus dem gesagten geht nun hervor, dass weder lauttafeln noch lautschrift gebraucht werden können: ebenso, in welcher weise und in welchem umfange sprechübungen angestellt werden. Die grammatik wird gelegentlich durchgenommen, doch so, dass nach dem ersten jahre die formenlehre, nach dem zweiten die hauptsachen aus der syntax im besitze des schülers sind. Die schriftlichen arbeiten bestehen in der wiedergabe des durchgenommenen in gestalt von aufsätzen, zuweilen in fragen und antworten; gelegentlich, wenn die schüler schon etwas gereifter sind, wird ein stück in der fremden sprache vorgelesen, von den schülern mündlich wiederholt und dann als aufsatz niedergeschrieben. Diese arbeiten werden natürlich in der klasse angefertigt. Ich bin mit der methode sehr gut zufrieden: vor allem wird bewirkt eine korrekttheit der aussprache, die bildung des ohres, aber auch eine sichere beherrschung der orthographie. Das gesagte gilt zunächst vom englischen und den beiden tertien. Die rücksicht auf das abiturientenexamen und dessen forderungen nötigt leider in der sekunda, zumal in der *kombinirten*, zu dem alten verfahren der extemporalien und zum übersetzen aus dem deutschen zurückzukehren. Fürs französische habe ich den versuch ebenfalls gemacht und mit demselben erfolge; aber auch hier habe ich in der tertia schon, weil die beiden abteilungen kombinirt waren, der alten methode den vorrang lassen müssen.“

16. februar 1890.

PROF. DR. A. WIEMANN,
Eilenburg.

No. 42.

1. Vom laute. — 2. Durch beides. — 3. Für das französische lautschrift nach Kühns *Franz. lesebuch*, für das englische nach Vietor & Dörss *Engl. lesebuch*. Früher lautschrift und orthographie neben einander. — 4. In diesem

schuljahr übergang nach 8 bis 10 wochen.¹ — 5. Es ist vorteilhaft, längere zeit die lautschrift *allein* zu verwerten und dann an den lautlich fest eingepägten stücken die orthographie einzuüben. Das gleichzeitige gegenüberstellen von lautschrift und historischer schrift verwirrt eher, während sich bei ersterem der übergang leicht vollzogen hat. — 6. Der erste unterricht schliesst an kleine gedichte an, an denen die aussprache ihre beste stütze findet: nebenher und darauf sprechübungen auf grund der umgebung und der hölzel'schen anschauungsbilder sowie verarbeitung von lesestücken. — 7. Ausschliesslich zusammenhängender stoff. — 8. In quinta (anfangsklasse) wird nur der französische sprachstoff verarbeitet, ebenso in quarta, bis zum schluss des jahres, wo wegen des übergangs vieler schüler zum gymnasium eine anzahl lektionen aus Plötz übersetzt werden. — 9. In quarta zum schlusse des jahres aus obigem grunde, dann in mässigem umfange meist zusammenhängender stoff zum übersetzen aus dem deutschen. Im englischen habe ich die einstige untertertia bis IIb fortgeführt. Die schüler haben nur zur probe gelegentlich als schriftliche arbeiten übersetzungen aus dem deutschen angefertigt, deren günstiges ergebnis bewies, dass das hineinleben in die fremde sprache, der anhaltende gebrauch derselben den schülern gerade auch bei übersetzungen sehr zu statten kommt. — 10. — — 11. Grundsatz: wende die fremde sprache soviel wie möglich an. Auch die der klasse zu gebenden allgemeinen anweisungen werden nach und nach in natürlicher weise auf grund der anschauung angeeignet. Im übrigen wird jedes lesestück durch die fragestellung zu sprechübungen verwertet, ebenso die anschauungsbilder. — 12. Auf induktivem wege. — 13. Alle 14 tage. Diktate. Auswendig niederschreiben. Grammatische übungen. Beantwortung von fragen. Beschreibung der bilder und der umgebung. Kleine umformungen. Späterhin werden die übungen erweitert zur inhaltsangabe, veränderung der form nach bestimmten gesichtspunkten. Diktate nicht gelesener stücke, freie wiedergabe von erzählten und unbekanntem stoffen. — 14. Wenn dieselben schüler bleiben, recht zufrieden: nachteilig beeinflusst jedoch durch viele neu hinzukommende nach anderer methode vorgebildete schüler, welche die fortschritte der anderen hemmen. — 15. Grössere lebendigkeit und frische der schüler, leichtere aufnahme des fremden wortschatzes durch stete mündliche verarbeitung des anschauungs- und lesestoffes. Festere einprägung des gehörten, gesprochenen und gelesenen. Höhere fähigkeit, das gesprochene wort zu verstehen und wiederzugeben. Bessere aussprache. — 16. Infolge der vermittlung der beiden methoden, wie sie wegen des geschilderten verhältnisses zum schlusse des 2. jahres eintritt, verringert sich durch das herstellen der fremden sprache aus dem deutschen die fähigkeit der unmittelbaren aufnahme des französischen. — 17. Die kenntniss der wichtigsten grammatischen

¹ In diesem schuljahr 1890/91 habe ich im französischen unterricht einer sexta von 54 schülern während des ersten vierteljahres nur lautschrift zu grunde gelegt und bin dann zur gewöhnlichen orthographie übergegangen. Die frühere erfahrung, dass eine längere zeit hindurch stattfindende *ausschliesslich lautliche schulung* zumal bei grossen klassen die aneignung einer guten aussprache wesentlich erleichtert und auf grund der schärfung des gehörs für lautliche unterschiede auch die besten stützpunkte für die orthographie bietet, hat sich auch hier wieder bestätigt. 6. november 1890. M. WALTER, realschuldirektor, Bockenheim.

gesetze, die vielfach durch den sprech- und lesestoff belegt und durch besondere übungen (s. Walter, *Lehrplan: Der frz. klassenunterricht*. Marbg. Elwert s. 31 — 61) befestigt werden, ist eine um so sichrere, als die einzelerscheinungen in dem fest verarbeiteten sprech- und lesestoff ihre stete stütze finden.

Bemerkungen: In meinem lehrplan möchte ich folgende abänderungen eintreten lassen: Da die erfahrung lehrt, dass gerade diejenigen grammatischen erscheinungen am besten haften, welche am meisten in dem sprech- und lesestoff vorgekommen sind, so sollte man mit dem gewinn der erstarrten konjugation bis zum zweiten jahre warten und sich im ersten jahre darauf beschränken, die fortwährend vorkommende lebende konjugation (aktivum, indikativ) zum sicheren eigentum der schüler zu machen. Im zweiten jahre wird dann auf grund der bis dahin erlernten zeitwörter und in anlehnung an die lebende konjugation die systematische zusammenstellung der erstarrten konjugation vorgenommen. Im 3. jahre erfolgt die ergänzung der konjugation durch die gewinnung des konjunktivs und der unregelmässigen zeitwörter. Aus dem reichlichen im laufe von 3 jahren verarbeiteten sprachstoffe ergeben sich die wichtigsten unregelmässigen zeitwörter (wie auch die komposita). Noch etwa fehlende wichtige zeitwörter werden durch die auch noch vielfach angewandten konjugationsübungen in ganzen sätzen, sowie übung von einzelformen eingepägt. So kann zunächst 3 jahre lang nach der neueren methode unterrichtet werden, ohne dass es behufs gewinnung der grammatik nötig wäre, regelmässige übersetzungen aus dem deutschen in die fremde sprache in den unterrichtsplan aufzunehmen. Wie oben gesagt, lässt die fähigkeit der direkten aufnahme der fremden sprache nach, sobald zu dem natürlichen wege der nachahmung der fremden sprache der künstliche, d. h. die herstellung der fremden sprache durch regelmässiges übersetzen hinzutritt. Diese beiden so entgegengesetzten prinzipien stören die spracherlernung in ihrer gleichmässigen fortentwicklung und hindern eben das für die gewinnung einer festen grundlage durchaus erforderliche hineinversenken in die fremde sprache. Der beweis der kenntnis der grammatischen gesetze lässt sich „ohne übersetzen“ recht gut geben, wie unter frage 17 hervorgehoben: und je mehr sprachmaterial gesammelt und zum festen besitztum der schüler geworden ist, desto leichter wird nachher das übersetzen sein, welches man späterhin nur an *zusammenhängendem, leichten stoffe gelegentlich* pflegen möge. Hauptsache bleibt aber stets *gewinn der sprachkenntnis aus der fremden sprache selbst*.

20. februar 1890.

M. WALTER,
realgymnasiallehrer, Wiesbaden.

Nr. 43.

1. Vom laut. — 2. Durch lauttafeln und lautschrift. — 3. Der vietor'schen. — 4. Nach dem 1. vierteljahr. — 5. Nein. — 6. Erst lied, dann umgebung, dann anschauungsbilder (Hölzel) und lesestücke. — 7. Lesestoff (einzelsätze nach dem anschauungstoff). — 8. In den ersten jahren nicht. — 9. Nur ausnahmsweise. Im englischen im 3. jahrgange, im französischen nach genügender erfahrung. — 10. Neben den lesestücken. Zur bereicherung des wortschatzes, zum bilden von sätzen (zweckung des vertrauens im schüler), zur gewinnung und verarbeitung grammatischer gesetze. — 11. Im anschluss an den lesestoff, an die umgebung,

an geschichtliche ereignisse, zeitereignisse, an vorerzählten stoff, an anschauungs-
bilder. **12.** Auf induktivem wege. **13. Unterstufe:** 1) niederschrift a. d. ge-
dächtnis, 2. auswendig, 3. konjugationssätze, 4. umformungen, 5. beantwortung
von fragen, 6. bilden von sätzen, beliebig oder nach ge-
wissen gesichtspunkten, 8. diktate. *Mittelstufe:* 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. inhalts-
angaben. *Oberstufe:* 2. 4. 5. 7. 8. 9. frei, 10. freier. — **14.** Gut. — **15.** Das
verfahren ist anregender für lehrer und für schüler. Die schüler lernen gesprochenes
verstehen. Sie lernen mehr sprachstoff und werden besser in die sprache einge-
führt. Auch lesen und übersetzen geht besser, da sie leichter jetzt überschauen
lernen. — **16.** — — **17.** Nach dem letzten revisionsbescheid (und nach dem
früheren) befriedigten die grammatischen kenntnisse durchaus.

20. februar 1890.

Dr. QUIHEL, dirigent der neuen realschule,
neue realschule, Kassel.

Nr. 44.

1. Vom laute. — **2.** Durch lautschrift, und zweitens durch lautafeln an
der schwarzen tafel. — **3.** Für das französische der lautschrift meines *Français
parlé*, für das englische bisher derjenigen meiner *Elémans d'Anglais parlé*,
jetzt lieber derjenigen des *Maitre phonétique*. Früher der lautschrift Pitmans. —
4. Meist in der zweiten hälfte des zweiten jahres. — **5.** Es ergaben sich früher
missstände, da ich zu früh (etwa nach 8 monaten) zur gewöhnlichen orthographie
übergang: da trat einige verwechselung beider schreibarten ein. Diese missstände
scheinen ganz aufgehoben, seitdem ich nur später zum übergange komme. —
6. An der hand von gedichten, lesestücken und anschauungsbildern, auch kleiner
gespräche und befehle. Zur anschauung benutze ich alle bilder, die sich in dem
schulzimmer befinden, auch diejenigen in Beljames *First English reader*, ebenfalls
zeichnungen an der schwarzen tafel, u. s. w. — **7.** Ausschliesslich zusammen-
hängenden stoff, nämlich im weiteren sinne genommen, z. b. auch Gespräche,
befehle, spiele. — **8.** Ich lasse *nie* in die fremde sprache übersetzen, d. h. bis
die schüler dieselbe gänzlich beherrschen. Sogar aus der fremden sprache lass
ich nur soviel übersetzen, als zum verstehen der texte unentbehrlich ist, d. h. wo
sich nicht durch erklärungen, mimik u. s. w. abhelfen lässt. — **9.** Am frühesten
ende des 3. jahres. — **10.** Soviel wie möglich. — **11.** Erst durch befehle:
lève toi; sit down, u. s. w. Dann lass ich die schüler auf die befehle antworten:
ai get up; wè sit down; u. s. w. Dann den besten schüler befehlen: *tel d'azu to gou
aut; tel pitor to briq mî hie buk*. Dann kommen fragen über die schon erklärten lese-
stücke, über bilder, u. s. w. Diese übungen nehmen etwa die hälfte der zeit ein.
— **12.** Immer auf induktivem wege. Übrigens wird während der lautschriftperiode
nur das allerwichtigste aus der grammatik gelehrt. — **13.** Ich gebe erst keine.
Nach einigen monaten lasse ich von zeit zu zeit die eingeübten gedichte ab-
schreiben, bez. aus dem gedächtnis schreiben. (Mit älteren schülern benutze ich
diktat in lautschrift). Nur nach dem übergang zur gewöhnlichen orthographie lasse
ich nacherzählungen, beschreibungen von bildern, änderungen der zeit u. s. w.
schreiben. Später erfolgen übersetzungen aus der fremden sprache, noch später solche
in die fremde sprache. — **14.** Sehr zufrieden. — **15.** Sehr viele. Den schülern ist
das lernen eine freude statt einer last. Ihre aussprache ist bedeutend besser.

Sie lernen schneller die umgangssprache verstehen, sprechen und lesen. Auch wenn sie die schule zu früh verlassen, haben sie etwas gelernt, nämlich die fremde umgangssprache. Wenn sie lange genug bleiben, können sie auch, besser als durch die alte methode, die literarische sprache und sogar die orthographie. — **16.** Keine; d. h. gegenüber meinem eigenen verfahren so lange ich der alten methode folgte. — **17.** Die *wichtigsten* gesetze kennen die schüler sehr gut, viel besser als früher. — *Bemerkungen:* Ich habe über meine methode in meinem referat über den stockholmer kongress (*Le Phonétisme au Congrès de Stockholm*, Paris, Delagrave 1886) und in den *Englischen studien* (X. 506 ff.) berichtet

Ich gebrauche die phonetische methode sowohl im privat-unterricht wie in der schule, ebenfalls für meine eigenen studien.

Neuilly s. S., 22. février 1890.

PAUL PASSY,

autrefois professeur à l'École Normale d'Instituteurs de la Seine, actuellement chargé du Cours d'Anglais complémentaire de la rue des Martyrs, Paris (en congé).

Nr. 45.

1. Vom laute. — **2, 3.** a) nein, aber der wandtafel. b) im *engl.* im anfang der in verschiedenen grammatiken wie I. Schmidt und Deutschbein gebrauchten zeichen. — **4.** Fast sofort, da zwar vom laute ausgegangen wird, aber der buchstabe möglichst bald folgt. Die lautübungen werden dann nebenherlaufend getrieben. — **5.** Nein. — **6.** An wörtern. — **7.** Wörter. sätze, dann stücke. — **8.** Zunächst nicht, dann möglichst wenig, als retroversion. — **9.** Ins deutsche, wenn das verständnis es erfordert. In die fremde sprache schriftlich zur erfüllung des regulativs, welches pensa und ext. verlangt. — **10.** —. — **11.** Im anschlusse an grammatik und lesestoff, der verkehr in der fremden sprache wird vom anfang an angestrebt. — **12.** Auf induktivem wege. — **13.** Diktat, übersetzung, extemporale 1. — 4. jahr, 5. jahr (resp. 3. jahr im *engl.*) auch kleine résumés, wöchentlich je eine arbeit alternierend. — **14.** Habe noch kein urteil, da ich ungenügende lehrbücher führen musste — habe deshalb zur erprobung der rationalen lehrweise im *engl.* ein buch: *Englische übungsstoffe* zusammengestellt, zunächst nur für meinen gebrauch (Leipzig, Renger'sche buchhandlung). — **15.** Das neue verfahren regt an; das alte schläfert ein — **16.** Keine. — **17.** Besser als bei dem verfahren mit einzelsätzen.

24. februar 1890.

Dr. HERM. FEHSE, oberlehrer,
realgymnasium. Chemnitz i. S.

Nr. 46.

1. — 9. —. — **10.** In der II der hiesigen 2. realschule wurden im laufe des 2. schuljahres versuche (1 stunde wöchentlich) im *englischen* mit zwei anschauungsbildern (sommer und winter) gemacht und zwar nach der Lehmann'schen methode. Der erfolg war ein befriedigender. Nach benennung der einzelnen personen und gegenstände schritten die schüler ziemlich schnell zur bildung von einfachen und zusammengesetzten sätzen und so zu längeren zusammenhängenden darstellungen, vorzüglich zu vergleichen einzelner personen und gegenstände und schliesslich ganzer gruppen; der unterricht wurde in der *englischen sprache* er-

teilt. Passende gedichte wurden eingefügt, gelernt und gesungen (!); der so gewonnene sprachstoff wurde zum teil zu schriftlichen arbeiten benutzt. — 11 — 17. — 24. februar 1890.

FOERTSCH, oberlehrer,
neue realschule, *Kassel*.

Nr. 47.

1. Von letzterer. — 2. Nein. — 3. Keiner. — 4. Gleich in der ersten unterrichtsstunde. — 5. Wenn man *schwierigkeiten* zu den misständen rechnet, dann allerdings. — 6. An wörtern, die jedoch sehr bald zur bildung kleiner sätze verwertet werden. — 7. Im ersten unterrichtsjahr *vorzugsweise* einzelsätze. — 8. Wenig; einzelsätze. — 9. Schon in untertertia, mit kleinen erzählungen, die sich an das in der grammatik eingeübte anschliessen. — 10. Keine. 11. Fast vom anfang des unterrichts an, in anschluss an die oben erwähnten kleinen erzählungen und anekdoten. — 12. Durch übersetzen von einzelsätzen. — 13. In exerzitien, diktaten und extemporalien; alle 8 tage eine arbeit von mässigem umfang (1 — 1½ seiten). — 14. Bei mittelmässig beanlagten schülern befriedigende, bei gut beanlagten gute, *im ganzen*. — 15. Ein anderes verfahren als das bisher angedeutete habe ich seit 1865 nicht angewendet. — 16. Schwieriger auszusprechende wörter bedurften noch bis in die oberen klassen hie und da der korrektur. — 17. Mit denselben sind die schüler im ganzen in befriedigender weise bekannt.

27. februar 1890.

G. GRUNICKE, 1. ord. lehrer.
realprogymnasium, *Aschersleben a. Harze*.

Nr. 48.

1. Vom laut. — 2. Durch beides. — 3. Der in den lesebüchern von Kühn (franz.) und Vietor und Dörr (engl.) gebrauchten. — 4. Nach 4—6 wochen. — 5. Es wäre zu wünschen, dass die schüler einige gedichte und lesestücke in phonetischer umschrift in händen hätten. — 6. Der erste aussprachunterricht wird an gedichte angeschlossen. — 7. Gelegentlich werden auch einzelsätze eingeübt. — 8. In regelmässigem turnus sind die schriftlichen arbeiten: übersetzungen abwechselnd mit diktaten, umwandlungen von lesestücken etc. — 9. Im französischen in quarta, im englischen in obertertia. — 10. Zur erweiterung des wortvorrats und zu sprechübungen, besonders über gegenstände und verhältnisse des tägl. lebens und der umgebung des schülers. — 11. Der inhalt der lesestücke wird abgefragt; die anschauungsbilder werden besprochen. — 12. Die grammatik wird auf induktivem wege gewonnen, gelegentlich wird sie durch einzelsätze ergänzt. — 13. Die schriftlichen arbeiten sind: diktate, beantwortung von fragen, nacherzählen, berichte über gelesenes; beschreibung der anschauungsbilder. Sie werden alle 14 tage angefertigt. — 14. Die ergebnisse sind zufriedenstellend. — 15. Der unterricht gestaltet sich lebhafter, der schüler wird besser in die wirkliche (gesprochene und geschriebene) fremde sprache eingeführt. — 16. Unsicherheit in bezug auf grammatische dinge zeigt sich auf der mittelstufe (in tertia) mehrfach. — 17. Die kenntnis der wichtigsten gesetze der grammatik wird in ausreichendem masse bei abschluss der mittelstufe erreicht.

27. februar 1890.

K. KÜHN, ord. lehrer,
realgymnasium, *Wiesbaden*.

Fortsetzung folgt. Ich wiederhole die bitte um fernere einsendungen.

Marburg.

W. VIETOR.

REZENSIONEN.

HENRY SWEET, *A Primer of Phonetics*. Oxford, Clarendon Press 1890. 3 s. 6 d.

A new book by Dr. Sweet, giving a concise introduction to phonetics, with especial reference to English, French, German, Latin and Greek, cannot fail to be welcome to all students of the subject, and to repay their careful study. The book in question is also intended to meet the demand for a new edition of the *Handbook of Phonetics*, published in 1877, since which time, as Dr. Sweet observes, the study of phonetics has greatly developed on the continent and especially in Germany.

In this work the author tells us that although he has retained the main features of Bell's *Visible Speech* terminology and notation, he by no means pledges himself to rigid conservatism, and indeed we find a good many points of difference between the schemes set forth here and in the *Handbook*, but the allusion is apparently not to these — rather to certain new views which at present he neither accepts nor rejects. For the present he does not enter upon a discussion of any controverted points, intending that the book should contain only what is most necessary for beginners.

The book is arranged as follows: — I Introduction, II Analysis, III Synthesis, IV English Sounds, V French Sounds, VI German Sounds, VII Latin Sounds, VIII Greek Sounds, IX List of Symbols. The Latin and Greek sections will not be discussed here, as I do not feel competent to criticise them in detail. And they appear to be the least important parts of the work, for they must be regarded as speculative, it being, I suppose, impossible to ascertain the true pronunciation of those languages. Our English way of pronouncing both is, indeed, very unsatisfactory, but since the failure of the attempt to introduce a better pronunciation of Latin into our schools, some few years ago, the prospect of a reform in this direction seems very distant indeed. And we may be pretty sure that whenever it does come to pass, Dr. Sweet's pronunciation of Latin and Greek, including several new and difficult sounds, will not be adopted. It is only in a living language that it is worth while to take the great trouble of teaching new and unfamiliar sounds. And whilst there is much to be said in favour of teaching Greek as a living language, with the modern pronunciation, it seems much more likely that the pronunciation used in America and explained in Goodwin's *Greek Grammar*, or something similar to that, will be preferred.

The task of reviewing a book where phonetics are expounded by means of *Organic* (i. e. *Revised Visible*) *Speech*, is by no means an easy one — the system is so elaborate. There are 142 different symbols employed, besides the double symbols used for diphthongs, which are the most puzzling of all, because the analysis of diphthongs is a matter of so much uncertainty. Dr. Sweet does indeed give some texts in his *Broad Romie* alphabet, already familiar to students of his *Elementarbuch*, but this is not sufficiently exact to show the differences between the sounds of English, French and German. For instance, the same symbol (æ) is used for the vowels in E. *man* and F. *père*, whilst E. *soug* and F. *son* are alike written (soŋ), there being virtually a different alphabet for each language. So it seems best, in discussing the book, to use the international alphabet of the *Maitre Phonétique*, supplementing it by the additional symbols ɩ, ɪ, ɪ̇, ɪ̈, ɪ̉.

The following tables show how Dr. Sweet classifies the sounds of English, French and German, and the symbols used to represent them in this review. They are drawn up by combining his general tables of vowels and consonants with the separate tables of Eng., Fr. and German sounds, and omitting sounds not occurring in these three languages. It adds somewhat to the difficulty of understanding and mastering the contents of these tables, that they do not precisely correspond. Not only do we find some sounds appearing in one table and not in the corresponding one, which is perhaps only to be expected, but some sounds have a different place assigned them in the different tables. e. g. Germ. *ü* in *grün*, which is described as mid-front-narrow with high rounding, is placed with the mid vowels in the general table of vowels, but with the high ones in the German table. It would surely have been less perplexing if it had had the same place assigned to it in both.

Characters used here for the Vowels.

		Narrow			Wide		
		Back	Mixed	Front	Back	Mixed	Front
Unrounded	High			ɪ		ɪ̇	i, i̇
	Mid	ʌ	ə	e	a, aɪ	ə	ɛ
	Low		ã	ẽ	A, ã	ä	æ
Rounded	High	ù		ý	u	ü	y
	Mid	o		o	ɔ, õ	õ	œ, ɔ
	Low	ɔ̇		œ̇	Eng. ɔ		

Examples of the Vowels.

		F. <i>fîni</i> G. <i>Biene</i>		pretty	bit G. <i>bin</i> <i>see</i> fear, pity
but	G. <i>Gabe</i>	F. <i>âcé</i> G. <i>See</i>	father G. <i>name</i> G. <i>männ</i> F. <i>patte</i>	better	men, F. <i>père</i> say, F. <i>dâte</i> G. <i>Thräne</i> G. <i>fest</i>
	bird	F. <i>vin</i>	F. <i>pâte</i> F. <i>sang</i>	how	man
F. <i>sou</i> G. <i>gut</i>		F. <i>lune</i> G. <i>grün</i>	<i>put</i> <i>too</i> G. <i>Hund</i>	value	G. <i>schützen</i>
F. <i>beau</i> F. <i>sohn</i>		F. <i>peu</i> G. <i>schön</i>	not G. <i>sonne</i> no F. <i>or</i> boy F. <i>son</i>	not follow F. <i>honame</i>	F. <i>peur</i> G. <i>Götter</i> F. <i>je</i>
law		F. <i>un</i>	not		

Voiceless Consonants.

Throat Back Front Point P.-teeth Blade Bl.-point Lip L.-back L.-teeth.

Open	x G. <i>ach</i>	ç G. <i>ich</i>		θ <i>thin</i>	s	f <i>fish</i>	q' F. <i>païs</i>	hw <i>what</i>	f
Side			l'	l'-					
Stop	k		t	t-			p		
Nasal									

Voiced Consonants.

Open	h	R, R- G. <i>sagen</i> G. <i>retter</i>	j <i>'ou</i>	r	d <i>then</i>	z	ʒ <i>rouge</i>	v, ʒ South- G. <i>w</i> F. <i>baïs</i>	w	v
Side				l	l-					
Stop		g		d	d-			b		
Nasal		ɲ <i>sing</i>	N F. <i>agneau</i>	n	n-			m		

The modifiers \cdot , $\bar{\cdot}$, $\grave{\cdot}$, $\acute{\cdot}$, $\grave{\cdot}$ are placed after the sounds to which they belong. Their use is as follows: —

- \cdot denotes that the sound is long;
- $\bar{\cdot}$ that it is a little forwarder than the normal position;
- $\grave{\cdot}$ " " " backwarder;
- $\acute{\cdot}$ " " " higher;
- $\grave{\cdot}$ " " " lower;
- $\grave{\cdot}$ " " " rounded.

Accordingly $a\bar{\cdot}$ is a in F. *patte*.

$i\grave{\cdot}$ is y in E. *pity*.

$l\bar{\cdot}$, $t\bar{\cdot}$, $d\bar{\cdot}$, $n\bar{\cdot}$ are the French l , t , d , n .

Note that the F. nasal vowels are represented by \bar{a} , \bar{e} , \bar{o} , \bar{u} . Also that e is used for Eng. *better*, Fr. *je* and Germ. *gabe*, though these are not precisely the same, and they appear in three different places in Dr. Sweet's scheme.

From the point of view of most of the readers of *Phonetische Studien*, it will not be regretted that Dr. Sweet has hardly succeeded in carrying out his intention of "rigorously excluding all details that are not directly useful to the beginner"; but beginners will probably find many details which perplex them, and which might, one would think, be postponed to a more advanced stage. Dr. Sweet himself observes, truly enough, that "the only sound basis of theoretical phonetics is a practical mastery of a limited number of sounds." But instead of limiting himself to the classification and explanation of the sounds commonly heard in the speech of educated people in England, France and Germany, which the student might be assumed to have opportunities of hearing and mastering, he puts before the reader, at the very outset, tables of vowels and consonants with examples of sounds from Gaelic, Welsh, American, Scotch-English, Danish, Cockney, Swedish, Portuguese, Norwegian, Arabic, Icelandic, Russian, Italian and Hungarian.

The introduction of these and many other difficult details in the opening chapters of his *Primer* is the more likely to prove an insuperable barrier to beginners, because, although oral teaching is more requisite in phonetics than in any other subject, in England at least, there is unfortunately no possibility of obtaining such teaching. And it will be an additional difficulty to beginners attempting to learn from this book, that the author has not been careful to put first those distinctions which are most obvious and readily perceived. For instance, he expects them at the very first to study unaccented vowels and analyse diphthongs (p. 4), and when classifying the sounds, he starts with throat-sounds instead of those which are already most familiar. The subject is not well graduated, and in this respect the book is a great contrast to the works of some phoneticians who are practised teachers. I may mention especially Dahlerup and Jespersen's *Kortfattet Dansk Lydlære*, which is quite a model of clearness and simplicity.

One would be very sorry, no doubt, to see the *Primer of Phonetics* reduced to the dimensions of that little book, or to have it abridged in any way, but the easier parts of the subject might, one would say, have been put at the beginning without diminishing its value as a manual for more advanced students.

It is to be feared that this want of careful graduation, and the difficulty of learning to read the notation used, will be insuperable obstacles to many beginners.

Students of the *Hand-book* will remember that the book is a difficult one to read, even for those who have made some progress in phonetics, and in this *Primer* the order and arrangement of the first part — analysis — is the same as in the *Hand-book*, of which it is in fact only a revised edition. Indeed beginners will probably find it more difficult than the *Hand-book*, the fresh difficulty of understanding the Organic Speech notation being more than an equivalent for the omission of the analysis of the sounds of some languages which are less known than French or German.

The section on Synthesis is likewise in great part identical with what has already appeared in the *Hand-book*, but somewhat more clearly arranged. The difficult and elaborate chapter on Glides is reproduced here.

The special chapters on English, French and German sounds are by far the most novel and interesting part of the book; and as the French vowels fit in most satisfactorily to the places provided in Dr. Sweet's scheme, it will be convenient to speak first of his exposition of French Sounds. I will then proceed to German, and thirdly to English, concluding with some observations on his scheme and the Organic Speech notation.

FRENCH SOUNDS. A comparison of the *Primer* with the *Hand-book*, published in 1877, shows some important points of difference. The two schemes are as follows: (see p. 374.)

With regard to these alterations it may be observed that they illustrate the uncertainty of the distinction between wide and narrow vowels, seeing that the vowels ϵ , α and σ in *père peur* and *le* were formerly considered to be narrow, but are now said to be wide.

It will be seen also that whilst Dr. Sweet still places the a of *patte* among the mid vowels, together with the vowels of *father*, *name* and *mann*, he now acknowledges that one at least of the a sounds, namely that of *pâte*, is a low vowel. In 1877 the vowels of *patte* and *pâte* were not distinguished from one another. It is a satisfaction too to see the vowels ϵ and α in *père* and *peur* placed as high in the table as a in *patte*, but it is singular that they are now put quite on a level with e and o in *été* and *peu*. He remarks however that ϵ and e are sometimes lowered, and may even become decidedly low vowels, i. e. as low as those of *pâte*, and of Eng. *man*, which in his scheme are on the same level. It is noticeable that the nasal vowels \tilde{e} , \tilde{a} , in *vin*, *un*, are represented as low, and not on a level with ϵ and α . The fact appears to be that the nasal vowels are lower than the corresponding oral vowels. M. Paul Passy suggests that \tilde{o} for instance is probably in fact a nasalized o , though it is as low as σ . Certainly, long before I had read anything on the subject of French phonetics, my own observations led me to the conclusion that Fr. \tilde{e} in *vin* was the English α in *man* nasalized, just as Dr. Sweet has here represented it, saving only that he makes \tilde{e} a narrow and α a wide vowel.

It is to be regretted that Dr. Sweet does not provide separate symbols for \tilde{e} in *peur* and e in *le*, though he acknowledges that there is some difference between them.

French Vowels.

		1890.			Wide		
		Narrow					
		Back	Mixed	Front	Back	Mixed	Front
Unrounded	High			i			
	Mid			e	a-		ɛ
	Low			ẽ	A, ã		
Rounded	High	û		ÿ			
	Mid	o		ø	ɔ, õ		œ, ə
	Low			œ			
1877.							
				i			
			ə	e	a		ɛ ^f (dette)
		ã	ɛ (père) ẽ	ã			
	û		ÿ				
	o		ø	ɔ, õ	ö (dotte)		œ (veuvage)
			œ (veuf)				

The table of *French Consonants* differs also in several respects from that given in the *Hand-book*, but these points are of less interest than the new features in the vowel-system. The most noticeable is that he now introduces uvular *R*, not in addition to, but as a substitute for the point *r* of the *Hand-book*, saying that in French this is the regular sound of *r*. And for this uvular *r*, represented in the *Maître Phonétique* by *R*, he has, strange to say, no special symbol, using for *R* and *R*^h the same symbols as for *q* and *x* in German *sagen* and *ach*, which is very confusing. He does indeed, in the table of consonants, indicate that the Fr. *R* is a little backwarder than the Germ. *q*, but in the texts the backward modifier (–) is omitted, so that *R* and *R*^h have precisely the symbols as *q* and *x*, which is unfortunate.

In the specimen of French it should however be observed that the point *r*, though omitted from the scheme, appears at the end of the infinitives in *-er*, when these are followed by a vowel. I thought at first that this must be a misprint, as there undoubtedly are a few misprints in the *Organic Speech* specimens, but finding that it occurred both in *appeler* and *apporter*, although the first *r* of *apporter* is represented as the uvular *R*. I concluded that it must be intentional. This surely must be a mistake, for *R* and *r* are not met with in the speech of the same individual, and far less could they both occur in the very same word. I may add also, on the authority of M. Passy, that after infinitives in *-er* the rule is not to make any liaison, so that in phonetic writing the final *r* ought to disappear altogether.

STRESS. On this subject Dr. Sweet's views, like those of Dr. Ellis, are quite opposed to those held by Messrs. P. and J. Passy, for he asserts that in French "There is a distinct tendency to weaken the stress of the last syllable of a syllable-group, whether it consists of one or more words." A recent visit to France has given me the opportunity of making some observations on this point, and the result has been to confirm the rule laid down by M. Passy, namely that the stress is upon the last syllable of each syllable group. I did indeed notice some exceptions, but they were very few.

GERMAN SOUNDS.

THE VOWELS. Comparing the table of vowels with that which appears in the *Handbook*, we find ε : In 'Thräne' now added to the scheme and represented as distinguished from ε in 'fest' only by its length. In the *Handbook* too σ : in 'schön' was reckoned wide, and distinguished only by its length from α in 'Götter', but now it is more consistently represented as narrow. So we now find six short-wide vowels, ε , i , σ , u , α , y , with six corresponding long-narrow ones ε ː, i ː, σ ː, \hat{u} ː, α ː, \hat{y} ː. But there is no indication that the wide vowels are in any case lower than the corresponding narrow ones.

As before, σ in 'Gabe' is reckoned a mid-mixed-narrow vowel, and it is distinguished from σ in Eng. 'bitter' by being called narrow, whilst the Eng. σ is said to be wide. I fail to recognize this distinction, though it is sufficiently obvious that it does differ to some extent from the Eng. σ , being, I should say, decidedly higher, and having some resemblance to e . And I find that Prof. Schröer, who on most points agrees with Dr. Sweet, believes it to be wide.

The vowels σ ː, α , \hat{y} ː, y are symbolized in the table of vowels as σ ː_↑, α ː_↑ etc., to signify that σ ː and α are lower than the other mid vowels, and \hat{y} ː and y lower than the other high vowels. Indeed in the general table of vowels and in the text they are described as low and mid vowels, but with mid and high rounding. If, as is stated, either notation is admissible, it would yet have been easier for beginners to have adhered consistently to the same throughout. The difference in height between σ , α , \hat{y} and y in French and in German is indeed very noticeable. I myself have been accustomed to regard these Fr. vowels as ab-

normally high, but probably one is apt to take those sounds which have first been mastered as a standard by which to judge other sounds.

GERMAN CONSONANTS. It is surprising that Dr. Sweet still refuses to acknowledge the existence of the glottal stop in German. He says that in German initial vowels have the clear beginning, and on this point he certainly differs from most phoneticians. To myself it is impossible to doubt that it occurs before initial vowels, especially when I whisper something in German or listen to a German who is speaking emphatically.

Here again we meet with some slight inconsistencies between the table and the texts. In the text the *x* preceded by back-round vowels, as in 'auch', has a special symbol to show that there is lip rounding, but this symbol does not appear in either table of consonants. Again the 'ç' of 'trübseliger' is in the text symbolized as 'ç-' though it appears as simple 'ç' in the table, and nothing is said in the text respecting the backward position of this sound.

Point *r* is said to be provincial and uvular *R* is alone recognized. The same symbol is used for it as for *q* in 'sagen', but with the addition of the backward modifier -.

GERMAN SYNTHESIS. It is interesting to compare Dr. Sweet's pronunciation with that recommended by Prof. Viëtor in his *German Pronunciation*, and it happens that one of Dr. Sweet's specimens occurs in *German Pronunciation*, namely the lines from Faust beginning "O sähest du, voller Mondenschein." The two renderings of these lines differ very considerably, chiefly, no doubt, because Prof. Viëtor aims at giving that pronunciation which is clearest, and the best standard to be aimed at by foreigners, whilst Dr. Sweet apparently aims at reproducing what he has most frequently heard in North Germany. But if this was his aim, it would have been better to avoid poetry, which is generally recited more distinctly, and more in accordance with the written language, or he might have given us two styles of pronunciation, showing the difference between colloquial and oratorical German.

For instance, Prof. Viëtor acknowledges that in the terminations written *em*, *en*, the syllabic consonants *m*, *n* may often be used instead of *əm*, *ən*, but he strongly condemns such assimilations as 'le:bm' (leben), and the suppression of *ɔ* between two *ns* as in *zinn* (sinnen). *German Pron.* p. 30. Now Dr. Sweet suppresses the *ɔ* in the terminations *əm*, *ən*, in his poetry as well as in his prose, though he does not do it quite consistently throughout. In his prose he might for instance have omitted *ɔ* in *dən*, *pasɪ:Rən*, § 329 l. b. and he moreover writes *dann* for *dannən* in the last line of his prose, and in his poetry we find the forms *li:bm*, *fʊc:bm*, *vê:bm* for *li:bən* or *li:bn* etc.

On the other hand we find the forms 'mitərnaxt' and 'maiəR' (Meyer), though the uvular *R* could scarcely be pronounced between unstressed *ɔ* and a consonant, as in 'mitərnaxt', and it is generally dropped in such a word as 'maiəR'. If the name *Meyer* were shouted, as is represented in the text, Prof. Schröer says the *R* must necessarily disappear.

The pronunciation of *g* after a front vowel or a consonant is left an open question by Prof. Viëtor, who writes *j* in the text, with an alternative *g* in the foot-notes. Dr. Sweet seems to prefer *g* in such cases, but he is not

quite consistent, writing *g* in 'heKgzsho:n', § 327, l. 5. 'o:Kfaigt', § 329 l. 7. and *j* in 'hefKri:dijuy', l. 9. with the corresponding unvoiced *ç* in *gzo:Kfaigt* l. 17.

The assimilations by which *n* is reduced to *ŋ* and *m* in 'heKaygevaxl', § 327 l. 3 and 'aizmba:n' § 320 l. 1, also deserve notice. Prof. A. Schröder, whom I consulted as to the reduction of *n* to *ŋ* and *m*, says that in such cases the *n* does not disappear, though in passing from *n* to *g*, or from *n* to *h*, the sounds *ŋ* or *m* may be introduced as a glide.

I should add that for several observations on the German specimens I am indebted to Prof. Schröder, who kindly read them with me.

ENGLISH SOUNDS.

THE VOWELS. The English vowels are very difficult to classify and describe, partly because some are abnormal, and partly because of our tendency to diphthongize them, and certainly there are many points in which I am compelled to differ from Dr. Sweet's classification and analysis. Here, as in the *Elementarbuch*, we are told that the first elements of *ei*, *i*; *ou*, *û*; as in *say*, *see*, *so*, *too*, are the wide vowels *e*, *i*, *o*, *u*, as in *pet*, *pil*, *pot*, *put*, followed by the consonants *j* or *w*. In the *Handbook* these were said to be narrow vowels, and so they still appear to me, whether I attend to the acoustic effect or to the position of my tongue. Not that they are precisely equivalent to the corresponding narrow vowels in French or German. There seems to be in all of them some difference, most marked, I should say, in the distinction between Eng. *so* and Germ. *so* (Fr. *seau*), which is peculiarly difficult for English people. But the chief and central sound of all four appears to me to be unmistakably narrow. It seems quite inexplicable that Dr. Sweet should represent the first element of *ou* in *so* as identical with the first part of *oi* in *boy* and with the vowels in Fr. *or* and Germ. *Sonne*, and that he should see no difference between the unstressed vowels in *not* and *follow*, except that in *follow* the lips are rounded at the close.

According to Dr. Sweet, the only narrow vowels in English are those in *fall*, *bird*, *care* and *but*. I myself think, with Mr. Jespersen, that the vowel in *but* is wide, and I should arrange the English stressed wide vowels, all of which are short, in pairs with the corresponding long narrow vowels thus:

narrow	wide	narrow	wide
Mary	marry	Paul	Polly
gate	get	pool	pull
feet	fit	hurt	but

observing that in each case the wide vowel is decidedly lower than its corresponding narrow, and that, in the case of the *but* vowel, it is also further back, apparently because it is difficult to produce a stressed short vowel in a mixed position.

The specimens of English in *Organic Speech* are extremely difficult to read, more so than the specimens of French and German, owing to the great number of symbols used. The vowels in *beat*, *boot*, *boat*, have special symbols when they occur in unaccented syllables, though these do not appear in the list

of symbols. And it is a drawback that, both in the English and German specimens, there is no distinction made between syllabic and non-syllabic *l*, *m* and *n*.

Dr. Sweet reiterates, as might be expected, his assertion that "in natural speech *h* is always dropped in weak syllables, when not initial," and writes his specimens accordingly, but the specimens do not shew many of the points for which he has been so vehemently assailed by Mr. McLintock in the pages of this magazine. His English pronunciation is more fully exhibited in the new *Primer of English Phonetics*, and there is not room to discuss it here. But it is only these who are, what Mr. McLintock frankly confesses himself to be, ignorant of phonetics, who will venture to doubt the validity of this rule concerning *h*. Mr. McLintock says he does not understand the meaning of the words *mid*, *back* and *narrow*, though he supposes phoneticians may do so, and neither does he appear to understand that first principle of phonetics, that the unit of speech is the sentence and not the word. He apparently thinks, with Dr. Kidder, a contributor to the *Maitre Phonétique*, that correct speaking consists in always pronouncing the same word in the same way, wherever it may occur. But if he wants to hear the effect of trying to pronounce each word as a separate unit, and especially of sounding the *h* in all weak words, he should go and listen to the reading under some young, inexperienced teacher in one of our elementary schools, where he may hear it any day. The effect is so detestable that the inspectors are trying to suppress the practice by demanding phrasing, instead of the reading of isolated words, even from the younger children. And when Mr. McLintock has really mastered the first rudiments of phonetics, and learnt to observe carefully the sounds of English as they appear in whole sentences, it will be time enough for him to begin another campaign against the adversary with whom he is at present so ill matched.

As regards the Organic Speech notation, little need be said, its defects, and the chief hindrances to its adoption having been so clearly and fully stated in Jespersen's *Articulations of Speech sounds*. There seems to be no likelihood that it will ever be generally used by phoneticians. But it may be worth while to criticise the tabular arrangement of the consonants and vowels. In the table of consonants it would seem that the nasals, with the *l* and *r* sounds, ought to be placed between the open consonants and the stops, as being intermediate between them, seeing that in these consonants the central passage through the mouth is not left open, and yet the breath is not wholly stopped. But we find the *r* sounds, placed with the open consonants, and the usual consonants at the bottom of the table, below the stops. Again, the consonants are oddly arranged with regard to place. Why for instance, when proceeding from back to lip consonants, should point consonants come before blade consonants, and lip consonants before lip-teeth consonants? The arrangement *Back, Front, Point, Point-teeth, Blade, Blade-point, Lip, Lip-back, Lip-teeth* does not seem to be a natural order.

A more important question, however, is the arrangement of the vowels. And first, how is it that Dr. Sweet, with Mr. Bell and Dr. Ellis, so positively asserts the *a* in father to be a mid vowel, whilst most foreign phoneticians consider it to be low? May not this be due to a difference between the vowel systems of English on the one side, and of French and German on the other?

Dr. Sweet is undoubtedly right in affirming that *a* is higher than English *ɔ* in *Paul* or *ɔ* in *pot*, but these are particularly low vowels, having nothing corresponding to them in French or German. I myself should say that *a* is low, whilst this English *ɔ* and *ɔ* are abnormally low. And this leads me to observe that it seems to be a defect in this system that there are practically only three degrees of height recognized. By the help of *ɔ* and *ɪ* nine degrees can indeed be represented, but practically only three are symbolized, except that English unaccented *i* is represented as a lowered high vowel. No account is taken of the fact that each wide vowel is lower than the corresponding narrow one, and the so-called mid vowels in particular include some vowels which are much higher than others. The recognition of only three degrees of height seems wholly inadequate.

We have seen also that Dr. Sweet has much altered his classification of narrow and wide vowels, showing that the distinction between these is a matter of great uncertainty. But the tabular arrangement completely separates these two classes of vowels. And finally, supposing that it is possible for Dr. Sweet himself to produce 36 vowels corresponding to the 36 places shown in his scheme, is it reasonable of him to require students to learn to produce these 36 theoretical vowels, some of them at least not existing in any known language, when, as he himself remarks, the acquisition of a few new vowels is a long and very laborious task? He says that few learners can really master half a dozen new vowels in less than six months. And who except Dr. Sweet himself is to be the judge whether the student has really learnt "to form the 36 vowels independently of the associations of their pronunciation in special languages?" He lands us here in a hopeless difficulty, and it must, I fear, be said that this little book, though not less instructive and suggestive than his former works, is at least equally difficult and puzzling to those who aim at mastering it.

It may be useful to note a few misprints. p. 77, l. 7 *ä* for *r*; p. 82, l. 3, '*trævliŋ*', *A* for *æ*; p. 92, l. 1, *A* for *e*; l. 3, '*æn*', mark for rounding in *æ̃* omitted; p. 93, l. 13, '*pe?*', *j* for *i*, apparently; l. 20, '*femîn*', *o* for *ɔ*; p. 101, l. 6, '*platsliŋ*', *x* for *ç*; l. 13, an imperfect character for *f* in '*hɔfri: diju:*'; and l. 20, '*vais*', *f* for *v*.

Brighton.

LAURA SOAMES.

ZIMMERMANN, *Lehrbuch der englischen sprache für real- und mittelschulen*, neu bearbeitet von J. GUTERSOHN. Halle, Schwetschke'scher verlag. Erster teil *M.* 1.—; zweiter teil *M.* 2,40.

Die neubearbeitung lehnt sich zwar im wesentlichen an Zimmermanns *lehrbuch* an, zeigt aber besonders im 2. teil ziemlich viele veränderungen, z. t. in den übungsstücken, z. t. in der anordnung. Eine grosse zahl der anekdoten sind entfernt, was manchem lehrer leid thun wird, die einzelsätze sind oft nach dem inhalte geordnet, so dass zwischen mehreren sätzen ein gewisser zusammenhang erzielt sein soll. Im ersten teil ist die wortstellung, die sich bei Zimmermann

durchaus der englischen wortstellung anbequeme, in die richtige deutsche verwandelt, übersehen sind einige beispiele in nr. 7 („Kann ich haben eine schiefer-tafel“ etc.), nr. 8 und nr. 10. — Der wortschatz ist durch weglassung nicht oft vorkommender vokabeln eingeschränkt, die betreffenden beispiele durch andere ersetzt. In nr. 7 ist: „*Can I have a ball? You can have that map*“ nicht gut gewählt (*may?*). Der aussprache ist im anhang ein für den lehrer berechneter abschnitt gewidmet, der manchem willkommen sein wird und zur verbesserung der schulaussprache beitragen kann. Der diphthongische charakter des langen *h*-lautes hätte können stärker betont werden (*too, two, move* etc.) der gleichfalls diphthongische *i*-laut (in *me, meet, sea* etc.) ist nicht erwähnt. G. zeigt sich in der neubearbeitung noch als eifriger anhänger der einzelsätze in den übungen und glaubt durch neue anordnung dieser sätze erreicht zu haben, dass sie auch in sprechübungen benutzt werden können, was aber besonders im anfang oft sehr viel geschick seitens des lehrers verlangt. Grade zu diesem zwecke wären die anekdoten, von denen nur ein teil geblieben ist, sehr geeignet. Die sprechübungen sollen sich auch hauptsächlich an die beiden teilen angehängten lesestücke knüpfen, deren stoff der anschauung bezw. naturkunde entnommen ist, die auswahl ist sehr glücklich getroffen, wenn auch im 2. teil der erzählung etwas mehr raum hätte gelassen sein können. Wenn aber diese stücke erst gegen ende des schuljahrs gelesen werden sollen, wie G. wünscht, so werden die sprechübungen zu kurz kommen; wenn diese nicht in der ersten stunde beginnen und regelmässig betrieben werden, ist der erfolg jedenfalls nur gering.

Die grammatischen regeln sind durchweg präzise gegeben, einige kapitel hätten können kürzer gefasst sein, oder die einübung mehr der lektüre überlassen bleiben, so die übungen über unregelmässige zeitwörter (lekt. 23), *Use of certain verbs* (lekt. 29), *Objects of verbs* (lekt. 30), infinitif (lekt. 31) und alle pronomina.

Die äussere ausstattung ist dieselbe wie früher, grossdruck und kleindruck je nach der allgemeinen oder speziellen regel. Der abstand der zeilen von einander ist zu gering.

Die anhänger der „alten methode“ werden in der neubearbeitung manche gute änderung mit freuden begrüssen, für die „neue methode“ ist das buch nicht zu verwenden.

Ein näheres eingehen auf G.'s ansichten, die er in der vorrede vertritt, wird bei besprechung seines stuttgarter vortrages erfolgen.

Michelstadt i. O.

L. FALKENHAGEN.

1. *Leerboek der Engelsche Taal* voor Eerstbeginnenden door J. A. H. GÜNTHER, Leeraar aan de beide Hoogere Burgerscholen te Groningen. Groningen, Wolters, 1890.
2. *De Hoofdzaken der Engelsche Grammatica* door K. TEN BRUGGENCATE, Leeraar aan het Gymnasium te Leeuwarden. Tweede, Verbeterde Druk. Groningen, Wolters, 1890. (eerste druk Maart 1886). Price 1 s.
3. *De Uitspraak van het Engelsch*, met Lees oefeningen, benevens Vertaal oefeningen, behoorende by *De Hoofdzaken der Engelsche Grammatica* door K. TEN

BRUGGENCATE. Tweede, Herziene Druk. Groningen, Wolters 1890.
Price 1 s. 3 d.

The two volumes of Mr. Ten Bruggencate, of which the second edition lies before us, form, in a certain sense, but a single work: the one being intended, as the title indicates, to serve as a companion-book to the other. The smaller contains a concise statement of the main facts of English grammar, — with that curious mixture of etymology or “formal grammar,” syntax and lexicological enumeration of idioms, etc. etc., which seems inevitable in such books, — every successive paragraph copiously illustrated with lists, notes, or numerous examples, consisting of detached sentences, sometimes quotations, sometimes evidently made up for the purpose of illustration. A small set of “spelling rules” concludes the book. The larger volume, which treats of Pronunciation, discusses on pages 1—45 the English sounds and their representation in the received spelling, interspersed with 31 reading-exercises: pp. 46—48 repetition tables showing the various values of the English alphabetical symbols (vowels and so-called diphthongs only); pp. 48—61 pronouncing dictionary of all words used in the foregoing paragraphs; pp. 62—131 *i. e.* by far the larger portion of the book! Dutch exercises for translation into English.

Mr. Günther's little work devotes the first 15 pages to phonology and (in 9 “Lessons”) gives an, in the main accurate and very useful, discussion of the sounds used in English. The pupil who has carefully coned these lessons has an excellent basis upon which to build his further study of the language, by means of the 2nd and 3rd divisions; of these the 2nd division consists (pp. 16—130) of a carefully graduated series of continued texts, in the received spelling, at first with vocabularies and frequent indications of pronunciation, later on without these, but each followed by a discussion of some point of grammar, tagged on to some word or form found in the text; and the 3rd division (131—143) of a few longer prose pieces and some short poems by Longfellow, Keats, Tennyson etc. The book concludes with a “Word-list” (143—184) with complete phonetic transcription.

Though, then, both works are in some measure under the influence of the Reformation in Modern Language Teaching, neither of them is likely to satisfy the advocates of the phonetic method pure and simple. They are compromises, both of them, but Mr. Günther's is in that respect far in advance of Mr. Ten Bruggencate.

In fact the books of the latter differ little from the old-fashioned Grammar and Exercise Book: Grammar with examples, more numerous indeed than they used to be, but arranged as of old; and Exercises consisting of detached sentences, containing such exquisite combinations as (I almost quote at random): *The dough for this cake is not well made, though you were threatened with the gallows if it was not* (page 25). *His wife is a dear creature, and neither he nor she repents of their marriage five and twenty years ago. His breeches are nearly torn; he is as wild as a heathen* (p. 15); or: *De klok was blyven stilstaan: ik wilde myn oom bezoeken, maar ik was te laat, want hy en de neven waren uit. He geld ontvangen hebbende, dat hy my nog niet betaald had, wenschte ik hem goeden dag, en bezoekt myn ouders die aan deze zyde van de stad wonen* (p. 67).

Nevertheless we must admit that as yet there are many schools where owing to Governors or Committees or timid teachers or meddling parents or tyrannising examiners such methods *must* be adhered to, and for those who cannot go further K. Ten Bruggencate's books may safely be recommended as carefully graduated and as keeping the real facts of the living language constantly in view. However, should a third edition ever be required, I should recommend a careful revision of the Grammar, more especially of some of the collections of examples. I will substantiate the need of this revision in the following notes:

To the "Grammar".

page 2. The rule or statement as to the use of the def. article in addressing a letter is misleading: it does not depend on the writer's wish to be more or less formal. "Kelly's Handbook to the Nobility and Gentry" and many other similar works give the proper form of address for the various ranks, where the student or writer, should he ever be in doubt, can find his difficulty removed for individual cases. The use of *the* e. g. before *Lady* is governed by the rank or title which she (or her husband) has. *The Lady C.* would be *necessary* where the person addressed claims the title in her own right, whilst in the case of one who is only called *Lady C.* by courtesy (e. g. wives of baronets and others) the use of the article would be entirely out of place.

page 3. § 3. "The definite article **MUST** always be used before adjunct used as noun," and note 1. "The names of nations are **ALWAYS** preceded by the article." The enunciation of these rules implies that e. g. "You Germans are all good at gymnastics," or "There are more Italians with blue eyes and fair hair, than one would expect, who has never been in Italy" is not correct English, which Mr. T. B. cannot mean.

ibid. B. "All substantives which indicate measure (in the widest sense of the word) have the indefinite article." What about the expression: "The bankrupt paid 6/7 in **THE** pound." Or: "This bookseller allows 3 pence in **THE** shilling."

page 4. Olserv. 1. "It is little difficult for me to make this problem." So Mr. T. B. Surely this is too awkward a sentence to put before a pupil as a model. And why does the author speak of "making" a problem. A Dutch boy "makes" a sum, but an English one "does" it or "solves" a problem.

page 6. The rule for plurals of words in *f* as here stated has so many exceptions, that it is perfectly useless. It can be stated, however, not so briefly but more correctly (cf. e. g. Mason's Grammar): After words of Anglo-Saxon origin in *lf* or *f* preceded by any long vowel sound except *oo*, *f* becomes *ves*. Further: *wife-wives*, *knife-knives*, and *beef-beeves*, *staff-staves*.

page 8. Does Mr. T. B. prefer the heading "Final" to "Concluding" Observations? "Final" seems to imply that they are the last he ever intends to make or to allow others to make on the subject (cf. page 59).

page 8 c NB. Is the word *pair* in "two pair of gloves" etc. *not* a substantive?

page 8 d. 1. *Trowsers*, misprint for *Trousers*.

page 8 d. 2. *Physic for medicine* is rather antiquated: it scarcely belongs to the "living spoken language."

page 9 line 2. add: *Works* = fabriek. "Fire in a Chemical Works" was the heading of a newspaper paragraph a few days ago.

page 12 line 2. I do not understand how Mr. T. B. can print: "after SCORE of is never found." I should not advise any one ever to omit *of* after score. Yet "found" can not be a misprint for "omitted", because if this were intended, there is no reason for mentioning SCORE separately.

page 12 b. A rule like: "after *cape, lake, mount, river*, the word *of* is never used; however we say: The Cape of Good Hope. The Lake of Geneva etc." reads very much like: "You should never swear, but you may occasionally." What about: "*Mount of Olives*," "*Lake of Constance*" etc. etc.

page 12 B. The rule for the order of Dative and Accusative is incompletely stated, and Mr. T. B. evidently feels that it is so, for he winds up with: "Attentive reading will teach the correct usage." This statement is true, but might with equal force replace every single true statement in this or any other Grammar. Correct usage is as follows:

For 2 pronouns: first Acc., next Dative; e. g. *I'll give it him* (I).

For 2 nouns: first Dative, next Accusative; e. g. *I gave my brother the book* (II).

For noun and pronoun: first pronoun, next noun, independently of case; e. g. *I gave him the book* (III a). *I gave it (to) my brother* (III b).

This is the usual order when the preposition *to* is not used. This MAY be used in all cases, but when *to* is put the Dative stands always second. In III b, this is the more usual construction: *I'll give it to him*. *I gave the book to my brother*. *I gave the book to him*. *I gave it to my brother*.

page 12 note 1. This list is again misleading because of incompleteness; e. g. to *address* must certainly be followed by *to* in "to address a letter *to* some one," but *to address a person* = hem aanspreken; *to communicate news* TO some one, but *to c. WITH some one*. *I put this to you* = nu vraag ik u, ik onderwerp dit aan uw oordeel, but *I put this chair into the summerhouse* etc. *To read* TO some one = voorlezen, but *to read a book* = lezen. *To say* is another example of careless statement such as we have already met with: "It is one of the verbs after which *to* MUST (sic) be used," but the note says that in one special construction *to say* is NEVER (sic) followed by *to*.

page 13 line 7 from below: what writers are those who use a hyphen in *went-on*? I have never seen it, nor do others, whom I have asked, remember an instance of it. I do not say it has never been done, but doubt the wisdom of this statement in a book like the present one. No such unusual practice ought, I think, ever to be mentioned to beginners, except with a very emphatic warning *not* to adopt it. What in an Englishman would be considered a "peculiarity", an "unusual but quite correct construction" etc., is in a foreigner a "mistake" and nothing less.

page 14 C. "The subject always precedes the verb; inversion is used: *a*. When the words *neither* (nor), *never*, *hardly*, *scarcely*, *no sooner*, begin a sentence: *Neither had he done what I ordered him*". This is misleading. The inversion after

neither is here due to the fact that it "belongs to" the verb. Mr. T. B. knows as well as any one that: "*neither he nor any teacher of English needs to be told*" is good English: but neither does he need to be told nor should I like him to think that I imagined he had committed a worse blunder than sacrificing correctness to brevity or conciseness.

page 15. Is the term "niet-Engelsche wyze" (not-English, or un-English) for the formation of comp. and superl. with *more* and *most* well-chosen? Is "*more agreeable*" un-English?

line 12. The pupil who believes this statement to mean more than that it is advisable for *him* to use *more* and *most* in all other cases, has his work cut out for him in correcting poor Carlyle, Macaulay, Dickens etc. etc.

page 16 line 19. "In *the more I smoke — the better I like it*, the last *the* stands for *that*." Again: Mr. T. B. knows better, and as he does occasionally go into details, the correct explanation of old Instrumentalis should here be given, or nothing said about the construction.

page 18 nr. 4 add a word on the use of "6:30 p. m." etc. Dutch students need such examples as "half zeven" = *half past 6*. — 6:28 = "2 minuten voor half zeven" etc.

nr. 5. A word of warning against translating "eens" in e. g. "eens was ik in London", or "Dat moet ik eens zien" by "*once*", is needed here.

page 19 line 2. *Thou* and *thee* used in "contemptuous and vulgar language"?? Mr. T. B. gives no examples; they would be very interesting.

line 25. "*I do not think THAT*" unusual, and ergo: undesirable as model. Say "*I do not think so*," where *think* is intransitive, or "*I do not believe that*" (*believe* transitive).

page 23 § 4, 2. add a warning against translating "wat voor een", Germ. "was für ein," by "*what for a*." Those who have heard Dutchmen and Germans, even when otherwise already fairly advanced in English, know how frequently that mistake is made and how long it resists repeated corrections.

page 26 line 20. On the contrary: nothing is more common than the present for the future, especially when some word or phrase other than the verb indicates futurity: *I am off to London to-morrow* etc.

page 27 line 10. "*A merchant has to write a good deal of letters every day*" read: "a great many letters"; "*a good deal of trouble, of money* etc. before similar abstracta and singular "collective" nouns.

page 28 § 3 needs revision; under the head of: general rules for the conjugation of *weak* verbs, many are given that refer to both weak and strong verbs. The rule that the 2nd pers. sing. of the imperf. has *est* "more" than other persons of the verb except after *d* or *t*, has no sense for weak verbs, whose past tense always ends in either of these two, or — if intended to apply also to the present tense — would lead to forms like *love-est*. The example *know-est* shows that strong verbs are included in the rule.

page 30 B. I doubt the correctness of the distinction drawn between *to split* and *to slit*. I am writing away from books of reference, but e. g. *split peas* are certainly not peas broken into many parts.

page 31 line 3. If "*sawat* is vulgar, except when used in a *formal* and a *colloquial* style," when is it vulgar? Is "metaphorical" (see example for 'proverbial') — what is meant?

page 32 line 10. I scarcely think Mr. T. B. would say that laughter is "*besmettelijk*", though we do call it "*aanstekelijk*".

page 34 last line: for "I *will* soon get better" read: "I *shall*"

page 36. The classification (save the mark!) of strong verbs here given is as unscientific as can well be. Why not correctly the 7 classes according to *ablaut*?

page 39. Past tense *dared* = "durfile" and "tarte". *Durst NEVER* = "tarte". line 5 from below, for "*ground*" read "*ground down*."

page 44. "*I had him write his lesson twice*." Unusual English: usual is: *I made* etc. At the end of this § a word of warning is needed against translating the Dutch colloquial "Laten wy dit doen" by "*Let we do this*." This barbarism is very common in Dutchmen attempting English.

page 45 last line add: "except *solely*."

" 51 line 11 for "*usury*" read "*interest*"?

" 52 " 8 dele (to). "*this is desirable to that*" is un-English.

" 53 " 11. *By comparison with* etc. This sentence is awkward and not a good model: Is it meant for something like: "*By taking into consideration*," etc.? — Add here at the end of the paragraph an example of "*by all means*."

page 54 line 7. Read "will you ask".

" 54 " 13. "to be at variance *from*" is not English.

" 54 " 19. "*you use it quite from the purpose for which I gave it you*" (i. e. *the knife*) — not English. "*That is quite from the purpose*" = that heeft er niets mee te maken.

page 54 nr. 18 add: "*3^d in the shilling*." — and some example like: "What. *in the name of goodness*, are you doing" = Goede Hemel, wat ben je aan het doen?!

page 55 *into*. Add "*to go into*" = to study, to enquire into.

" 55 *of*. First example, not English. For *of* read *about*, or rather use an altogether different construction, e. g. "*You need not hesitate to*," etc.

page 56 line 2 "*It wants ten minutes of five*." Unusual: say: "*it is two minutes to five*."

page 59 line 2. "I was much interested *with*." Not English. "Interested *in*."

line 3. "*My brother was very much throven with that girl*": if this has ever been used for "*was smitten with*" the construction is so unusual, that it ought not to be given in this book.

page 59 nr. 32. Add example: "he was down *with* the fever."

page 60 nr. 2 a. An example of *deceive* with "*of*" or "*from*" would be interesting.

Do all these suggestions, additions and corrections show that Mr. Ten Bruggencate's books are worthless? Far from it. No one who has not attempted to write a similar book knows how difficult it is to avoid such omissions and

slips as we have indicated, whilst nothing is easier for any one but the author than to notice such shortcomings. That we thought it worth while to enumerate them should be a proof for the author as well as for the reader, that we think the book deserves careful consideration and is in many respects recommendable.

We can be shorter about Mr. Günther's book, because, in our opinion, this is — if once we accept the desirability of a work on this plan — and the author of this notice is fully convinced of the need of such "transition-methods" — as near perfection as we can fairly expect to come. No one will imagine that we found no occasion at all for a pencil mark here and there. On page 5 we miss *sew* and *shew* amongst the *ou*-sounds: on page 8, the spelling *possess*, where the first *ss* = *z*, should be noticed, on p. 13 line 28 *tobacco* should be read for *tabacco*, on p. 25 line 2 from below the statement that *both* has a "soft *th*" (*dh*) is most likely another misprint, etc. But these are all matters of so little importance that we cannot afford space for them. The pieces, texts, anecdotes are excellently well chosen, well graduated, some of them charming little bits (see f. i. p. 25 "*He was a rat and she was a rat*") and the book on the whole is herewith warmly recommended.

I have however one serious grief or complaint against *both* works, Mr. T. B.'s as well as Mr. G.'s. I have reserved this for the last, on account of the importance which I attach to it and also because it is one not only against these two books, but against all others which blindly follow the unfortunate doctrines of Sweet in his "Handbuch des gesprochenen Englisch": concerning the *r*. I believe it is highly desirable to sound a note of warning against his theory, which, if adopted, as it threatens to be, on the continent, will seriously endanger the chance of foreigners learning a decent pronunciation of English, acceptable to others than Cockneys and the most careless of the careless speakers.¹

As an instance of the misrepresentation of simple facts let us take the statement of Mr. Günther, page 3. "The names of the letters of the English alphabet are: — — — *r* ä", etc. Now I would invite any Dutchman or German, for he *can* pronounce an *a* pure and simple, without any glide after it, to say *a* and no more, and ask an ordinary Englishman if he pronounces the name of the symbol *r* correctly. Or again: let him pronounce *â* and carefully avoid

¹ The pronunciation given by Mr. Sweet is altogether slovenly. It may be true that he speaks in such a way, but no teacher should use it AS MODEL. His pupil will naturally consider what he learns to be the *best* mode of utterance, and fancy any one reading a hymn or a scene from Shakespeare in Sweetian English! It is no reply to this to say that Mr. Sweet does not give his pronunciation as the one which is to be used for any such purposes. The fact is, that if pupils are taught from Sweet's book, they are sure to use it in that manner, and that thus they will be much farther astray than if they learn an utterance fit for reading aloud or declamation, the more careless enunciation of the breakfast table and the street being left to "come by itself" in the course of daily usage. [Man vgl. die entgegengesetzte ansicht von Miss Soanes, oben s. 378. sowie „Notizen“ s. 396 ff. W. V.]

to alter the position of his mouth in any way before he has ceased to produce any sound, very much as one does whilst hesitating what to say, and let him adopt that utterance for, "to err" (Günther, page 7, T. B., p. 8). If he then has any consideration for other people's feelings, he ought to forgive those who hear him, if they smile at his efforts, or be very thankful to them for their delicacy, if they don't. A pronunciation which makes no difference between *farther* and *father*, *arms* and *alms*, which makes *earth* into *êth* etc. is one which I should not like to teach to any of my pupils. I am very far (*fîv* not *fî*) from wishing to preach that *r* is always a CONSONANT; what I do pretend is, that *r* before consonants and *r* final is AUDIBLE as a glide formed after *a* and *â* by simply preserving the position of the tongue but by a distinct diminution of the "Kiefer-winkel" which "damps" the vowel sound and after *u*, *o* — *e*, *i* with a simultaneous movement of tongue etc. (also unrounding of lips for *u* or *o*), all before the next consonant position is reached. *R* is not MUTE, and any one who pronounces *heart* as our Du. *haat* does not talk English.

Rok Ferry.

WILLEM S. LOGEMAN.

1. J. FETTER, *Lehrgang der französischen sprache*. IV. teil. Übungs- und leseb. buch. Wien, Bermann und Altmann. 1890. 233 s. Preis 2.20 M.
2. J. FETTER, *La troisième et la quatrième année de grammaire française*. Vienne, Bermann und Altmann. 1890. 52 s. Preis?

Höchst erfreulich ist es, dass die reform des franz. unterrichts in Österreich so gute fortschritte macht und von jahr zu jahr an boden gewinnt. An diesem günstigen resultat hat F.s *Lehrgang der franz. sprache*, dessen bisher erschienene 3 teile seiner zeit in den *Phon. stud.* bereits besprochen sind, einen hervorragenden anteil. Mit unermüdlichem eifer ist F. für die sache der reform in wort und schrift thätig, und durch eigene lehrmittel sucht er die neue methode praktisch vorzuführen, um immer mehr anhänger für dieselbe zu werben.

Sein *lehrgang* befolgt den zweck, dem franz. reformunterricht in Österreich den weg zu ebenen und einen nicht zu schroffen übergang von der alten methode zur neuen zu vermitteln. — Für eine übergangszeit ein lehrbuch zu schreiben, hat immer etwas missliches, denn ist einmal der übergang zu der neuen methode vollständig erfolgt, so ist eine berechtigung für ein übergangs-lehrmittel nicht mehr vorhanden, und F. sagt selbst, dass die gegenwärtige fassung seines *lehrgangs* nur so lange aufrecht erhalten werden darf, bis sich der übergang vollzogen haben wird und die mit dem buche gemachten erfahrungen die notwendigen änderungen angedeutet haben werden. Ein lehrbuch herzustellen, das zwischen zwei methoden vermitteln soll, ist aber auch eine undankbare arbeit, da der betr. verfasser stets gewärtig sein muss, nicht immer den beifall der anhänger eines der beiden lehrverfahren, sei es der alten oder der neuen methode, auf seiner seite zu haben. Immerhin ist es F. gelungen, die richtige mitte zu halten, um so einen nicht allzu schroffen übergang herbeizuführen.

Den 3 ersten teilen seines *lehrgangs* hat F. nun noch einen 4. teil folgen lassen, der als übung- und lesebuch dienen soll. Das buch ist für schüler des 4. jahreskurses, also an realschulen für tertianer, bestimmt. Es enthält ein übungsbuch (38 seiten), welchem eine mässig grosse zahl zusammenhängender stücke und fabeln zum übersetzen ins französische beigelegt sind. Daran schliesst sich ein reichhaltiges lesebuch und eine für die schüler sehr zweckmässige phraseologie. Nach dem plan des verfassers sollen zwei stunden dem übungsbuch und der grammatik, eine stunde ausschliesslich dem lesebuch vorbehalten bleiben. Die stücke des übungsbuches sind in der schule sorgfältig mit dem schüler durchzunehmen und zu verarbeiten. Als häusliche aufgabe soll etwa eine halbe seite des übungsbuches zur präparation aufgegeben werden, doch tritt eine solche präparation erst mit beginn des 2. semesters des 3. schuljahres ein. — Das lesebuch ist für die *häusliche* lektüre des schülers bestimmt. Der lehrer hat in der klasse zu ermitteln, wie weit der schüler zu hause in das verständnis des textes eingedrungen ist. Er soll im fließenden lesen geübt und zur wiedergabe des gelesenen angehalten werden.

Ein wörterbuch hat F. dem 4. teil nicht beigegeben, weil der schüler im 4. jahre ein grösseres wörterbuch in die hand bekommen soll. Indessen hat F. hinter dem text des übungsbuchs die zu den einzelnen stücken erforderlichen vokabeln zusammengestellt und im lesebuch unter dem text fast überall die deutsche bedeutung beigelegt. Letzteres ist nicht zu billigen, denn wenn der schüler fortwährend die bedeutung der wörter in fusnoten angegeben findet, so wird er gar zu leicht zu trägheit und flüchtigkeit verleitet. Gewiss wird eine schnelle lektüre zu hause durch die beigelegte wortbedeutung ermöglicht, aber nicht das viele, sondern das gründliche lesen ist für den schüler allein förderlich. „Ohne fleiss, kein preis“ gilt ganz besonders für die fremdsprachliche lektüre. Am ende des lesebuches wäre eine zusammenstellung der vokabeln ganz passend gewesen, nicht aber unter dem texte.

Was nun die auswahl der texte im *übungsbuch* anbetrifft, so kann ich mich, mit rücksicht auf die noch recht wenig entwickelte verstandesthätigkeit der schüler auf dieser stufe, nicht vollkommen einverstanden erklären. F. hat zu viel stücke lehrhaften und moralisirenden inhalts aufgenommen, welche für schüler gar zu wenig anregendes und interessantes bieten. So z. b. nr. 14—17 *L'économie politique à l'école*, in welchem die elemente der nationalökonomie erörtert werden, wie *Ce que c'est que l'économie politique, Comment nous sommes tous des économistes, L'épargne et le capital. La division du travail*, — oder nr. 22: *L'utilité du travail manuel*. Ebenso sind für schüler wenig geeignet nr. 12 *Le fat*, nr. 21 *De la confiance*, nr. 23 *Maximes et réflexions morales*, nr. 26 *Education de soi-même*. Andere stücke sind dagegen recht passend, z. b. nr. 27 *Une chasse à lours dans les Pyrénées*, nr. 20 *Mort de Charles XII* u. a. Auch nr. 3, apfelschusszene aus Schillers Tell (Caumont), werden die schüler gewiss mit vielem vergnügen lesen.

Zur besseren verarbeitung der übungstücke gibt F. *questionnaires* u. sogen. *exercices de rédaction*, welche die schüler zum freien gebrauch der sprache anleiten, also für den späteren aufsatz vorbereiten sollen. Zahlreiche *dictées* und

exercices de mémoire dienen zum einüben des stoffes. Das grammatische pensum der übungsstücke umfasst besonders die tempus- und moduslehre.

Das *lesebuch* (128 seiten) enthält ausser einer anzahl guter gedichte hauptsächlich folgende abteilungen: *La France et les Français*, *Leçons d'histoire de France*, *Leçons d'histoire d'Autriche* (für österr. schulen gewiss sehr passend) und einige abschnitte aus Lamartine, Souvestre, Cousin, sowie eine dramatische kleinigkeit von Feuillet. Das stück *Du vrai, du beau et du bien* ist mit recht den höheren klassen der gymnasien und töchterschulen zuzuweisen. Am reichhaltigsten ist der abschnitt über Frankreich und die franzosen, dem auch eine karte beigegeben ist. Er enthält allgemeines über das land, die küsten, produkte etc., städtebilder (Paris, Versailles, Lyon etc.), kurze biographien berühmter männer (Racine, Boileau, Molière, Lafontaine, Napoléon, Desaix etc.) und eine grosse zahl von beschreibungen franz. provinzen, die ja für die kenntnis des landes von wichtigkeit sind, für den schüler aber oft wenig interesse haben. So werden in 21 stücken alle alten provinzen Frankreichs nach ihrer physischen beschaffenheit behandelt, für die privatlektüre eines tertianers gewiss kein sehr anziehender gegenstand.

F. hat für das 3. und 4. schuljahr ausserdem noch eine kurze grammatik in französischer sprache erscheinen lassen: *La troisième et la quatrième année de grammaire française*. Das büchlein enthält in kurzer fassung alles das, was ein schüler im 4. unterrichtsjahr in franz. grammatik wissen soll. Über die zweckmässigkeit, unsern schülern auf den mittleren stufen die grammatik in fremdsprachlicher form zu bieten, dürften die ansichten wohl sehr geteilt sein. Auch rezensent kann sich nur wenig nutzen versprechen, wenn schüler dieser stufe sich über grammatische fragen franz. ausdrücken sollen. Die hauptsache ist, dass sie die regeln sich stets gegenwärtig halten und jeder zeit anzuwenden verstehen. Ob sie dieselben sich in deutscher oder franz. fassung merken, ist gleichgiltig. Jedenfalls wird ihnen der gebrauch des konjunktivs, die veränderlichkeit des *participe passé* u. ähnl. klarer werden, wenn sie die regeln in ihrer muttersprache festhalten und vor allem stets konkrete, aus der lektüre gewonnene beispiele zur anschauung bei der hand haben. Gelegenheit zum gebrauch der fremden sprache bietet der lektüre-unterricht in vollem masse. Grammatische erläuterungen lasse man ruhig deutsch geben, der nutzen wird nicht ausbleiben. Es erscheint mir daher überflüssig, den schülern mittlerer klassen noch eine franz. geschriebene grammatik in die hände zu geben. Auch Gesenius hat bekanntlich seine *Engl. syntax* in engl. sprache erscheinen lassen — und für obere klassen hat es ja auch mehr zweck — indessen scheint mir dieselbe doch nur eine mässige benutzung zu erfahren. Dasselbe gilt von Plötz' *Nouvelle grammaire française*. F. sagt selbst, dass eine regel, um gut verstanden zu werden, eine erklärungs in deutscher sprache nicht entbehren kann, aber er hält es für notwendig, dass der schüler sie auch geläufig auf franz. hersagen kann. Wenn eine erklärungs in deutscher sprache nicht entbehrt werden kann, wozu soll der schüler erst mit mühe sich die franz. fassung der regeln einüben?

F. gibt in 14 kapiteln eine vollständige formenlehre und das wichtigste aus der syntax, nach wortarten geordnet. Einiges konnte unbeschadet fortbleiben, so z. b. kap. 7 *De la proposition et de ses éléments*, da der schüler in der deutschen

grammatik die satzlehre viel gründlicher kennen lernt; ebenso kap. 9 *De la famille des mots*. Wortfamilien wird der schüler so wie so bei der lektüre noch in menge zusammenstellen.

Bei der pluralbildung der wörter auf *-ail* konnten *hail, émail, vantail* ruhig weggelassen werden. — S. 6 sagt er: *Les adjectifs terminés en f (x) changent au féminin cette consonne en v (s)*. Es ist zu bedauern, aber durch die vermittlungstendenz wohl entschuldbar, dass F. nicht, wie es z. b. Kühn thut, die formenlehre auf den laut aufbaut.

Möge F., der in den beiden obigen büchern wertvolle hilfsmittel für den unterricht im französischen nach der neuen methode geliefert hat, nicht müde werden, auf dem eingeschlagenen wege fortzufahren und so der reform zum siege zu verhelfen.

Bremen.

A. BEYER.

Gieglers Echos der neueren gesprochenen sprachen. Echo du français parlé par R. FOULCHÉ-DELBOSC. Premier tome: *Conversations enfantines*; second tome: *Causeries parisiennes*. Leipzig, Rud. Giegler. 1890. I. teil 98 seiten, M 1,20; II. teil 178 seiten, M 2.

Der verfasser, professor an zwei höheren lehranstalten in Paris, sucht die umgangssprache, wie sie in der kindervelt und im privaten und öffentlichen leben gesprochen wird, in mustergiltigen darstellungen vorzuführen, welche „durch wiederholte durchnahme den lernenden nach und nach in den stand setzen sollen. sich idiomatisch richtig und mit ungesuchter eleganz auszudrücken.“ Nebenher sollen die studirenden ein gute lehrbuch der franz. sprache benützen, „bis ihnen die bildungs- und abwandlungsformen geläufig werden“, wobei der lehrer überall „berichtigend und nachhelfend“ eingreifen soll, bis — „alles klappt“. Dem ersten teile ist eine vollständige deutsche übersetzung, dem zweiten ein wortregister von Dr. phil. F. Boock-Arkossy beigegeben.

Das ist in kurzem inhalt, anlage und zweck dieser beiden büchlein. Sie reihen sich demnach den in neuester zeit erschienenen lesebüchern nach der *neuern methode* an, welcher zufolge der schwerpunkt des neusprachlichen unterrichts in die zusammenhängende lektüre und die gesprochene sprache verlegt werden soll.

Der erste teil beschäftigt sich ausschliesslich mit der kindervelt im sogen. schulpflichtigen alter und enthält 84 kurze plaudereien über ihre beschäftigungen, spiele, spaziergänge, stunden und schularbeiten, liebhabereien, kleidung, mahlzeiten, besuche, lektüre, wetter, pflanzen und tiere und allerlei zufälligkeiten, freuden und leiden der jugend in buntem, schillerndem reigen, wie es das familien- und schulleben mit sich bringt. Die sprache ist ganz diesem jugendlichen alter angemessen. Zu wünschen wäre nur gewesen, dass diese kleinen gespräche mit inhaltlichen überschriften versehen und in einem angefügten register zum nachschlagen verzeichnet worden wären.

Der zweite teil handelt nur von Paris und pariser verhältnissen. Dieser umstand, sowie die einseitige berücksichtigung der umgangssprache in beiden teilen mit völlig erbeiseitelassung anderer, wie z. b. der erzählenden und schildernden

darstellungsformen dürfte die einföhrung dieser anspreche len büchlein in unsere schulen ziemlich erschweren. Der zweite teil enthält folgende nummern in ziemlich umfangreicher ausführung:

Arrivée à Paris. — *Visites et soirées.* — *L'île de la Cité.* — *Le Jardin des Plantes.* — *Les égouts.* — *Parcs et jardins.* — *Les Catacombes.* — *Le bois de Boulogne.* — *Les Invalides.* — *Sèvres.* — *Les Gobelins.* — *Le Grand Opéra.* — *La forêt de Fontainebleau.* — *Le château de Fontainebleau.* — *Le Père-Lachaise.* — *La Seine.* — *Un dîner.* — *Un bal.* — *Le palais de Versailles.* — *Causeries.* —

Die kleinen studien sind recht flott geschrieben und entbehren nicht des interesses; doch tragen die vielen abschweifungen von dem eigentlichen gegenstande nicht immer gerade zum vorteile des ganzen bei. Auch vermissen wir ungern einige, für die kenntnis von Paris wichtige kapitel, wie z. b. über *les Champs-Élysées et la place de la Concorde, le Louvre, les théâtres* und einige andere hervorragende sehenswürdigkeiten, die nur „en passant“ erwähnt worden sind und denen einige andere, minder wichtige, wie *les égouts, la forêt de Fontainebleau, un bal* u. a. hätten den platz räumen können.

Es würde schwer zu sagen sein, für welche schulen sich die büchlein in dieser ziemlich einseitigen gestalt eignen könnten, in erster linie wohl für handelschulen und für den privatunterricht. Immerhin würde es noch einer sehr geschickten hand bedürfen, um den unterricht nach denselben erspriesslich zu machen, wie das bei allen lesebüchern der fall ist, welche dem sprachlichen unterrichte als grundlage dienen sollen. Denn es ist doch wohl nur wenigen gegeben, an der hand eines einfachen lesebuches einen geordneten sprachunterricht aufzubauen, es sei denn dass ein grammatischer leitfaden organisch damit verbunden ist. Dieser fehlt hier aber. Denen jedoch, die nach Paris reisen wollen, dürfte der zweite teil gute dienste leisten.

Karlsruhe.

J. BIERBAUM.

NOTIZEN.

„BAYERNS MUNDARTEN.“

Herr Dr. OSKAR BRENNER, prof. der deutschen philologie an der universität, und herr Dr. AUGUST HARTMANN, kustos an der kgl. hof- und staatsbibliothek zu München haben den folgenden prospekt einer zeitschrift „*Bayerns mundarten*“ versandt.

„Unter diesem titel beabsichtigen die unterzeichneten eine zeitschrift herauszugeben, die sich zur aufgabe stellt, zu sammeln, was nur immer zur kenntnis der volkssprache im jetzigen königreich Bayern dienen kann. Die beschränkung auf Bayern ist, vorläufig wenigstens, durch äussere umstände geboten. Sie wird der bedeutung unseres unternehmens keinen eintrag thun; da im königreich Bayern sämtliche oberdeutschen und ein teil der mitteldeutschen hauptmundarten vertreten sind, wird unsere zeitschrift die wichtigsten typen Süddeutschlands vereinigt bieten. Beiträge aus den grenzgebieten in allen himmelsrichtungen werden sehr willkommen sein, soweit sie nur zu den in Bayern gesprochenen untermundarten in näherer beziehung stehen, so aus der Wetterau, dem sächsischen Voigtlande, dem Egerland, Österreich, Salzburg, Tirol, Vorarlberg, dem östlichen und nördlichen Württemberg, dem Unterelsass, von der oberen Saar, der Nahe; aber die bayerischen gaue sollen in den vordergrund treten. Möchten doch alle deutschen länder von entsprechenden mittelpunkten aus zu beiträgen für ähnliche sammelwerke in anspruch genommen werden.

„Zur aufnahme in ‘Bayerns mundarten’ werden alle beiträge geeignet sein, die auf genauer beobachtung der gesprochenen rede beruhen; also nicht bloss proben des scharf ausgeprägten dialektes, sondern auch mitteilungen über eigentümlichkeiten der feineren ungangssprache, über die färbung des hochdeutschen zumal in bürgerlichen kreisen, endlich sind arbeiten über die mundarten und die bemühungen um eine gemeinsprache in *älterer* zeit, zumal bisher ungedruckte oder schwer zugängliche proben, hochwillkommen.

„Die beiträge aus den lebenden mundarten können sein:

„1) aus dem volksmund gesammelte proben in gebundener oder ungebundener rede, sprichwörtliche redensarten, spielverse, lieder, gespräche, erzählungen. Mundartliche dichtungen hochdeutsch sprechender, also nachahmungen der volks-

dichtung oder übertragungen aus dem hochdeutschen in eine mundart sollen nur als notbehelf aufnahme finden, wenn sie einen bestimmten ortsdialekt wiedergeben. Besonders erwünscht sind verse oder redensarten, die an verschiedenen orten umlaufen. Schwer verständliche worte und wendungen mögen mit erklärungen versehen werden.

„2) Grammatische darstellungen der mundarten möglichst eng und bestimmt umgrenzter gebiete. Das schwergewicht ist auf die mitteilung des thatsächlichen zu legen. die ältere sprache und ferner stehende dialekte sollten nur mit grosser vorsicht beigezogen werden.

„3) Wortsammlungen und namenlisten aus kleineren oder grösseren gebieten mit genauer angabe der bedeutungen, beispielen für die verwendung. bemerkungen über die beugungsart und die verbreitung der einzelnen worte.

„Die schreibung der mundartlichen formen wird von den herausgebern möglichst einheitlich geregelt werden. Die herren mitarbeiter mögen ihren beiträgen genaue angaben über ihre schreibweise und über die aussprache des behandelten mundartlichen stoffes begeben. Es empfiehlt sich bei der wiedergabe der umgangssprache ganz und gar von den besonderheiten unserer orthographie abzusehen. keinen buchstaben zu schreiben, der nicht gesprochen wird (also kein dehnungs-*h* oder -*e*, keine doppelten konsonanten, wo einfacher genügt), keinen laut der hörbar ist, in der schrift zu übergehen (z. b. das *e* in *mīrr*), keine trennung vorzunehmen, wo die sprache keine kennt (zwischen *e* und *ö*, *ü* und *i*, *b* und *p*, *d* und *t* ist vielfach kein unterschied), dagegen hörbare unterschiede jederzeit deutlich zum ausdruck zu bringen (also z. b. zwischen *g* und *gh* d. i. weichem *ch*, *e* und *ë* (*ä*), hellem und dumpferem *a*, *o*, zwischen *ei*, *ii* und *ai*, *oi*, *ui*, zwischen *st* und *st* (*scht*), zwischen langen und kurzen vokalen und konsonanten (*ā* und *a*, *t* und *t̄*). Auch angaben über die betonung und die musikalische höhe der einzelnen silben in ein paar mustersätzen, über den versbau der kindertlieder u. dgl. sind erwünscht. Zu eingehenderen mitteilungen über die darstellung der laute ist der an erster stelle unterzeichnete herausgeber gerne bereit.

„Unsere zeitschrift soll sammeln, so lange es noch zeit ist: denn es ist gefahr im verzug. Vieles ist schon aus der volkssprache verschwunden, was noch in der dahin gegangenen generation lebendig war und noch mehr wird verschwinden, und spurlos verschwinden, wenn es nicht jetzt noch gesammelt wird. Wir haben in unserem trefflichen 'Schneller' zwar für Altbayern schon einen sprachschatz wie kein anderes deutsches land, aber alles hat auch er nicht erschöpft, und gerade in Franken, in der oberen und unteren Pfalz bedarf es noch rüstiger arbeit. Möge aus allen gauen im süden und norden recht reicher stoff zufließen; an männern, die ihn verarbeiten, wird es gewiss nicht fehlen. Sprachgelehrte, geschichtsforscher und alle freunde des bayerischen volkes werden aus den hier aufzuspeichernden schätzen mit dank schöpfen.

„Noch eines! Je mehr die einzelbeiträge auch in der form der mitteilung den forderungen der heutigen wissenschaft entsprechen, desto besser; aber bei der geringen pflege der germanistischen studien in Bayern ist gar nicht zu erwarten, dass auch nur ein kleiner teil des sprachmateriales gleich in wissenschaftlicher bearbeitung veröffentlicht werden kann. Dazu fehlt es leider gar sehr an arbeitern!

Andererseits haben die geschulten germanisten durchaus nicht immer gelegenheit mit der sprache der landbevölkerung sich gründlich vertraut zu machen. Auf gründlicher, gewissenhafter, womöglich langjähriger beobachtung sollen aber alle gaben, die wir hier bieten wollen, beruhen, und in sofern wird unsere zeitschrift jederzeit den anforderungen der wissenschaft zu genügen suchen.“

Bezüglich der unschrift orientirt die beilage: *Lautbezeichnung in „Bairerns mundarten“*:

„1. *Vokale.*

„1) *E* klingt in der hochdeutschen aussprache des grössten theiles der Bayern auf mindestens viererlei weise: nämlich anders in *hecht, wenig, herr* und in *zwölf* (wo wir *e*, nicht *ö* sprechen). Man wird sich leicht davon überzeugen, dass die ersten drei *e* an drei verschiedenen (von vorn nach hinten sich verschiebenden) stellen gesprochen werden, das vierte ziemlich an der stelle des zweiten, aber mit schlafferer zunge und mit (aussen am hals fühlbarer) senkung des kehlkopfes. Die bezeichnung der vier *e* ist: *é e è* und *ɛ* (oder *ê*); *ɛ* kommt auch im diphthong *œ* und vor allem in unbetonten silben für *e* vor. In der mundart können, je nachdem *ɛ* sich mehr dem *é* oder *è* nähert, auch nach *ɛ̂* und *ê̂* unterschieden werden; *ê̂* ist der stöhlaut.

„2) *O* Die gewöhnlichen vier klänge lassen sich an den hochd. worten *forst, obst, lohn* und an dem schmerzlichen *oh* (oft auch im diphthong *ou, ot*) beobachten. Die zeichen sind *ó, o, ò* und *ô*.

„3) *I* vierfach in *ich, mir, wirt* und *hilfe*¹: *í, i, ì, î*.

„4) *U* vierfach in *gurt, trug, fluch* (kurz), *gurgen*: *ú, u, ù* und *û*.

„5) *A* „ in mundartl. *bam* (baum), hochd. *kahn*, fränk. bayr. *hart*, und im staunenden *ah*: *á, a, à* und *â*; letzteres oft auch im diphth. *au*.

„6) *Ö*, selten in der mundart, hochd. in *mögen, möchte, fördern* *ö, ø, ò*; *ö̂ = é*.

„7) *Ü* „ „ „ „ „ „ *lüge, dürfte, mürrisch* *ý, y, ÿ*; *ý = î*.

Man beachte, dass die diphthonge auch im hochdeutschen oft anders lauten als die buchstaben angeben. In den mundarten ist *ai* von *ae, ài, æi, ði* zu unterscheiden, *au* von *áo, óu, óu, æù*; *eu* kommt nirgends vor, dafür *æi, óe, áy, æi, ái*; *oa* ist ungenau für *òø, óø*.

„Die vokale lassen sich nach ihrer verwandtschaft so anordnen:

◊	í, ì, ì	é e è	á a à	ó o ò	ú u ù	◊
	î	í	â	'ò ô õ	û	◊
		(é ø è)				
	ý y ÿ	ø ø ò				

„Genäselte vokale erhalten das zeichen $\bar{}$: \bar{a}, \bar{o} ; andere besonderheiten sind zu beschreiben und können durch eigene zeichen über den buchstaben angedeutet werden (durch \cdot \cdot \cdot u. dgl.).

„Für gewöhnlich genügen die buchstaben:

í é è á a à o u ø y und etwa *ö̂, á'* für besonders breite *á*, sowie die diphthonge *ai, ei, æi, oi, ui, ai, æi, au, ou, æu*; *æø, eø, iø, iø, øø, uø*.

¹ Wo wir *hilfe* zu sprechen glauben.

„Längezeichen: *a* kurz, *ā* besonders kurz, *a* lang, *aa* besonders lang; auch in diphthongen ist die dauer verschieden; z. b. *ai*, *au*, *ai*.

„Nachdruckzeichen (wo nötig): *umbekant*, das *wags* ich nicht; also *a* besonderer nachdruck, *a* starker nachdruck, *a* geringer. Länge und nachdruck verbunden: *a*.

„Tonhöhe: *jaso!* • • • • • *warum?* • • • • • *jaso* • • • • • *so?* • • • • • — Druck-

und höhezeichen können in der regel fehlen, längezeichen nicht. Alle zeichen für dauer, druck und höhe stehen *unter* den buchstaben.

„II. Konsonanten:

In Bayern haben *rad* und *rat* die gleichen konsonanten, *raten* und *ratten* verschiedene, d. h. es gibt in B. nur unterschiede in der druckstärke. Wirkliche *d* (*b*, *g*, *f* u. s. w.) wie die norddeutsche aussprache, das französische, dänische u. s. f. sie kennen, sind den mundarten Bayerns fremd: sie kennen nur *t* (*p*, *k*, *s*). Fremd ist ihnen zumeist auch das hochdeutsche *t* (und *p*) das in der that *th* (und *ph*) gesprochen wird; dagegen ist das hochdeutsche *k* (gespr. *kh*) auch mundartlich. Will man in der mundart zwischen *d* und *t*, *b* und *p*, *g* und *k*, *f* und *s* scheiden, dann sind *d*, *b*, *g*, *f* *tenuis* mit schwächerem, *t*, *p*, *k*, *s* solche mit stärkerem nachdruck. Der druck ist bedingt durch anschluss an kurze betonte vokale und durch die dauer. Die formen der hochdeutschen umgangssprache in Bayern sind also: *rèd*, *rèdar* aber *rètor* (retter), *štator* (stadttor), *haifen*, *reifen* aber *hasen* (hassen), mundartl. *bièdn* und *biètn* aber *pòudn* und *pòútn* geboten; *khönig*, *kü:l* (*thüel*), *p'ost*.

„In *vetter* sprechen wir nicht zwei *t*, auch nicht ein langes (*t*) wie in *štator*, sondern kurzes *t*, ebenso in *genommen* EIN kurzes *m*. In der mundart ist langer konsonant häufiger, z. b. in *fatâ* vater, *râiss* reissen: *t* und *s* reichen hier von der ersten in die zweite silbe hinüber. Auch kurzer konsonant kann zwei silben angehören, so in hochd. *wèter*; dass die betonte silbe hier nicht mit *è* schliesst, kann durch das druckzeichen angedeutet werden: *wèter*; *wèter* wäre *wè-ter*, *wèter* = *wè-ter*, *wèter* = *wè-er*. Fehlen jeglichen druckes, so dass der konsonant nicht mehr als solcher hörbar ist, zeigt ein *o* an: hochd. *stimpfci*, bayr. *nàdl* oder *nàyl* nadel.

„Auch die konsonanten werden an verschiedenen stellen gesprochen; vgl. das *ch* in *rauchen* und *frauchen*, *bach*, *bäche*, *dich*, *rachen*. Man kann drei bis vier *x* (*ch*) unterscheiden: *x* ganz vorn, *x* (in *èx*), *x* (in *ox*), *x* (in *rache*); ebenso *g*, *g*, *g*, *g* (*ig*, *èg*, *âg*, *âg*), *d*, *d*, *d* (nach der tiefen, mittleren, hohen lage der zungenspitze, vgl. *redner* und *redlich*, *štant* (stand), *l* *l* und *l* (in *blasen*, *glas*, *slag*, bayr. *nàdl*), *r* (*birstn*), *r* (*grus*), *r* (*arg*, geschnarrtes *r*); *s* (gelispelt, auch in *gibst*), *s* (*sw*), *s* (*erst*); *š* (das *sch* in *štain*), *š* (das *sch* in *son*, schwäb. *ist*); *f* in *laubfros*, *äufbrux*), *f* (in *äuf*); *w* (*ng* in *sinden*), *w* in *ew*). *w* (in *awst*).

„Das konsonantensystem ist also:

weich	<i>b</i>	<i>ḍ ḍ ḍ</i>	<i>g̣ g̣ g̣ g̣</i>	<i>j</i>	<i>m, u, w</i> ¹
hart	<i>p</i>	<i>ṭ ṭ ṭ</i>	<i>ḳ ḳ ḳ ḳ</i>	<i>h</i>	<i>ḷ ḷ ḷ ṛ ṛ ṛ</i>
weich	<i>ẉ ẉ</i>	<i>f̣ f̣ f̣ f̣ f̣</i>	<i>ẓ ẓ ẓ</i>		
hart	<i>f̣ f̣</i>	<i>ṣ ṣ ṣ, ṣ̌ ṣ̌ ṣ̌</i>	<i>x̣ x̣ x̣ x̣</i>		

¹ Dazu *ü* *ñ*, *w* *w*.

Bemerkte: *f* = schwaches *s* in *fō*, *rofe*. *z* = schwaches *x* in fränk. *daz*
tag: *dax* ist dach. *š* = *sch*. *w* (oder *g*) = *wg*, also *grawag*, *grawext*
krank, knecht. Für *z* schreibe man *ts*, *df*.

„Besondere eigentümlichkeiten bedürfen der beschreibung und können durch eigene zeichen über den konsonanten angedeutet werden, so z. b. der *š*-ähnliche laut des *r* durch *ř*.

„Einfacheres system:

b p, d t, g k, j h, w f, s š, z x, m n w, l l̇, r ř

„Die sätze können in wörter zerlegt werden. Bei genauer wiedergabe empfiehlt sich die zerlegung in grössere stücke nach den athempausen.“

Wie die verlagshandlung (Christian Kaiser, München) mitteilt, soll die zeitschrift vorerst in zwanglosen heften von je 6—8 bogen erscheinen, von denen 3 einen hand bilden und mit ausführlichem wortregister versehen sein werden.

Möge das dankenswerte unternehmen den verdienten erfolg finden.

W. V.

ENGLISCHE ANSICHTEN ÜBER DIE AUSSPRACHE DES ENGLISCHEN.

Den nachstehenden interessanten briefwechsel über die aussprache des englischen veröffentlichte vor kurzem die Times. Schade, dass ausser unserer geschätzten mitarbeiterin Miss Soames nicht auch noch Dr. Henry Sweet das wort ergriffen hat. Denn der vermutung, dass er hinter dem H. S. des vorletzten eingesandt versteckt sei, wird schon beim lesen des ersten satzes ein jähes ende bereitet.

W. V.

TO THE EDITOR OF THE TIMES.

Sir, — It is said, on authority which must carry weight even with those who do not accept its reported judgment, that in modern English the letter R has become, or is becoming, a silent sign, or at best a kind of half-vowel, in a large class of words in which we of an older generation were taught carefully to sound it.

As a fact, the change is observable enough; its cause I am disposed to attribute, not to the growth of scientific philology, but to that of pure laziness. As the question has cropped up with reference to our Christmas turkeys, perhaps it may be in season just now. 'No one has yet called the birds "tukkeys" in my hearing, but I recall the pronunciation as that of a Yorkshireman in my early life, and the scientific principle is the same. Our turkeys had been "be-spoken" from one of my tithepayers, and the local tradesman who supplied them last year, thinking he had not "given satisfaction," had offered, so I understood from my informant, "to change the sauce."

I suppose that I looked, as I was, perplexed; but "where they came from, you know — the source" enlightened me; and again from this text the truth

was urged on my unbelieving ears that between "law" and "lore," "laud" and "lord," and the like respectively, there is no difference in sound, and that so say the great doctors and professors' at Oxford and elsewhere. I can only submit that I find a distinct and additional movement of the tongue in the words containing the R, the omission of which, no doubt, would save trouble in speaking.

We cannot summon Sir Walter Scott to read to us from the close of the "Lady of the Lake" the four lines beginning, "Nay, then, my pledge has lost its force"; but the author of "In Memoriam" remains to teach us how to read that most touching stanza (vi. 10), "And even when she turned," &c.

Meanwhile, I adhere to the opinion that modern talk is dominated by sheer laziness, exhibited in various ways. When I was at school, and before I went there, I was taught to read and write. In those days "reading aloud" was a domestic institution, which — if at the cost of many a dull evening — at least taught us to articulate plainly. The higher education of both sexes, in my experience, despises such elementary instruction. My children, now all grown up, were supposed, after leaving home, to be able to read and write by the light of nature.

At Oxford 40 years ago the men who were preparing for holy orders made a special study of pronunciation, and canons such as "Chisel out your consonants" were of common currency, while a criticism of some speaker or preacher might take the form, "He made such a noise that you could not hear a word he said."

In later years the test of workhouse services and of other dealings with ears not quick to catch sounds has not attracted me to any new extension of the theory of "silent consonants" which scientific philology may propose.

I am, Sir, your obedient servant,

A COUNTRY RECTOR.

December 22.

TO THE EDITOR OF THE TIMES.

Sir, — The letter of "A Country Rector," drawing attention to the neglect of English as a living and spoken language in our schools and home circles, deals with a subject of great interest and importance. As the Education Code for 1890 makes the teaching of recitation a necessary condition for obtaining the full grant in elementary schools, we may expect that for the future all children in those schools will be taught elocution in some fashion; though certainly many of the teachers will not be able to set a very good standard of pronunciation before their pupils. But the children will probably learn in every case to pronounce more distinctly than they could do without this training. And it is now high time that parents and teachers in the middle and upper ranks of society should turn their attention to the same subject. For a clear and good pronunciation in reading and speaking, without slovenliness or affectation, is an acquisition as valuable as it is now, unhappily, rare.

On some points, however, I venture to differ from your correspondent. I fail to perceive that it is a valuable accomplishment to be able to execute a

movement of the tongue, intended to represent "r," of which the speaker alone is conscious. It would, I think, be more useful to learn, by observing the pronunciation of good and careful speakers, where "r" is actually heard and where it is not. Nor can I believe that any amount of training in elocution will make us go back to the pronunciation of a former generation. A living language must be continually changing, and Dr. Sweet tells us that indolence is not the only, or even the principal, cause of change.

However this may be, I venture to say that, when "A Country Rector" thinks he hears "r" as a consonant in "turkeys," what he really hears is only the long vowel of "burn" instead of the short vowel of "bun". It is the mark of a Scotchman to retain the short vowel and trill the "r". But as 12 out of the 13 symbols in use to represent the long vowel in "burn" are written with "r," it is natural that those who have not studied the English vowel sounds should think they hear "r" when they only hear the long "burn" vowel.

The symbols for the "burn" vowel are as follows: — *er, ir, or, ur, our, ear, yr, urre, erre, irre, eur, olo, rid*, as in *herd, bird, word, absurd, journey, earn, myrtle, purred, crred, stirred, amateurs, colonel, Bridlington*; and the sound of the consonant "r" is heard after it only when a vowel follows in the same word, as in "stirring," or in the next word, as in "stir up."

I am, Sir, your obedient servant,

December 29.

L. SOAMES.

TO THE EDITOR OF THE TIMES.

Sir, — The letter of "A Country Rector" on this subject in your issue of the 27th inst. I have read with interest, and I certainly can corroborate what he says as to the non-pronunciation of the letter "r" in modern English.

But this is only one of the prevailing o-fences against our grand language; your readers will guess another on which I venture to address you — viz., the non-pronunciation of double consonants.

I recollect, a good many years ago, having read a letter, appearing, I think, in *The Times*, in which the writer complained that he was "o-pressed by the o-pression of the o-pressor on every o-casion that might o-cur." &c.

Now, Sir the writer of the above stated that the clergy were the great o-fenders in this respect. I can most assuredly corroborate that statement also, for, whenever I attend Divine service, I observe that it is the exception to find the officiating — I forgot, I ought to have said o-ficiating — clergy sound the double consonant — *e. g.*, on Christmas Day I attended the service at my parish church with the usual e-fect — namely, I was o-fended by this o-fence of the o-fender, a country vicar, who must have been a contemporary of "A Country Rector" at the University "40 years ago . . . when special study of pronunciation was made." I trust we are not to conclude that, in the lapse of 40 years or so, the clergy too — to use "A Country Rector's" words — mispronounce in this manner from "sheer and pure laziness."

I have, &c.,

December 30.

H. S.

TO THE EDITOR OF THE TIMES.

Sir, — The question opened by "A Country Rector" is one of public interest. The difference between explicit and languid utterance is not entirely separable from qualities of a moral and intellectual nature. It cannot be clearly dissociated from attributes like openness, sincerity, respectfulness, deference, lucidity, &c., which tend to render human communications distinct, and dignified, and honourable. It is quite true (what one of your correspondents asserts) that laziness is not the only cause of slurred pronunciation. There are worse ingredients that enter, in however small a proportion, into the motive. In one social region, high pretensions, superciliousness, contempt, apathy, arrogance; in another ambition and affectation, have their part in the confused result.

The phonetic reformers step in and bid us affront our eyes with a picture of that degraded pronunciation which wounds the sensitiveness of the cultivated ear. They are naturally impelled by the very nature of their thesis to adopt and patronize the most depraved type of speech that can be reckoned as polite or passable. Their thesis is that the gulf between pronunciation and spelling is huge; and, as this furnishes their *raison d'être*, they naturally like to make it huger. One of your correspondents seems to exemplify this by maintaining that "r" is unheard in burn and a long list of analogues combinations. So that, not only is "r" in danger of being obscured by careless utterance, but, more, there is a school of reformers ready to stereotype this depravity of the English language.

I have before me as I write a review of Mr. Sweet's recent book entitled "A Primer of Spoken English," in which the author professes to exhibit by phonetic spelling the actual state of our standard pronunciation. The reviewer, a German professor, who ranks high among English scholars, Dr. Schröder,¹ of Freiburg, can hardly find words to express his admiration of this work, which he pronounces of inestimable value in both aspects, practical and scientific (. . . sind die sweet'schen texte nicht nur für praktische zwecke sondern auch für die sprachgeschichte von unschätzbarem werth). Among the reviewer's quoted examples there are few which are reproducible here, because most of them require special type. But the following may be enough to illustrate my contention that phonetic reformers have a natural affection for the most defaced and blurred type of pronunciation. The phonetic transcript of "don't mind" is "doun maind"; of "don't believe," "doun bl-ijv"; of "don't know," "doun nou," but in another line of the same page "dount nou," which the delighted reviewer calls a highly instructive (höchst lehrreiche) variation.

The practical moral of all this is, I think, tolerably evident. What we want first of all is a reform in our habits of pronunciation; and it will be time enough to think about a more exact picture of it when we have something decent and presentable to exhibit. Much might be done by requiring careful utterance of the Queen's English in our elementary schools.

Oxford, Jan. 19.

J. EARLE.

¹ Im original steht irrthümlich „Schräer“, „bl-ÿv“.

W. V.

THE PHONETIC SECTION.

Unter dieser überschrift bringt das februarheft der *Modern Language Notes* (vol. VI, no. 2) die nachstehende korrespondenz:

TO THE EDITORS OF MOD. LANG. NOTES.

SIRS: — All persons interested in the study of pronunciation are invited to become members of the Phonetic Section of the *Modern Language Association* of America by sending a dollar to the Secretary. Unless twenty-five or thirty dollars are subscribed, the Phonetic Section cannot carry on its work of investigation.

C. H. GRANDGENT, *Secretary*.

19 *Wendell St., Cambridge, Mass.*

Dieselbe nummer enthält auch bemerkenswerte *Notes on American pronunciation* von prof. Grandgent sowie auszüge aus dessen *Synopsis of French and German Instruction* (*School Document* no. 14 der Boston High Schools).

ALEXANDER JOHN ELLIS.

(*Nekrolog*).

Hat auch bereits das vorige heft der *Phon. studien* die nachricht vom tode des altmeisters der englischen lautforschung gebracht, so ziemt es doch unserer zeitschrift, die der verstorbene durch seine mitarbeiterschaft geehrt hat, auf sein leben und wirken noch einmal ausführlicher zurückzukommen.

Ellis selbst hat mir im dezember 1887 die folgenden angaben (für eine biographische notiz in einem grösseren nachschlagewerk) zur verfügung gestellt.

„Alexander John Ellis (formerly Sharpe — having changed his name to his uncle's by royal licenses in Nov. 1825). born 14 June 1814, at Hoxton, London, N., educated at Cogan's, Walthamstow, Essex 1822-6, Shrewsbury School under Dr. Butler 1826-9, Eton College under Dr. Keate 1830-3, private tuition 1833, and Trinity College, Cambridge 1833-7, of which he was elected scholar in 1835, and graduated B. A. in 1837, being 6th wrangler, and 1st of the 2nd class in Classics. Elected fellow of the Cambridge Philosophical Society in 1837, of the Royal Society in 1864 (member of its Council 1880-2), of the Society of Antiquaries 1870, and of the College of Preceptors, *honoris causa*, 1873. Twice President of the Philological Society of London 1872-4 and 1880-2, being afterwards a Vice-President. Member of the Mathematical Society of London 1865. Student of the Middle Temple 1825 [35?], of which he is still (1887) a member, though not called to the bar. Married Aug. 1840 at Naples to Ann, 2nd daughter of the late John Clervaux Chayton Esq. of Spennithorne Hall, Bedale, Yorks, by whom he has two sons, both artists, and a daughter. He has laboured principally at 1) Mathematics, 2) the scientific foundation of Music, and 3) Phonetics and its applications, on which he has produced among others the following works,

„(1) Translation of Prof. Martin Ohm's „*Geist der mathematischen Analyse*“ 1843. „Self-proving examples in Arithmetic“ 1855; „Algebra identified with

Geometry" 1874, preceded by introductory papers to the British Association 1855 and 1864, and to the Royal Society 1859, 1860, 1861, 1865 and 1867; "How to teach Proportion without reference to Commensurability" 1877.

„(2) Translation of Prof. Helmholtz's *„Lehre von den Tonempfindungen“* ("Sensations of Tone"), 1st ed. with a long additional appendix 1885, including a condensed account of his papers read to the Royal Society 21 Jan. 1864, 16 June 1864, 19 Nov. 1874 and 20 Nov. 1884, and abstracts of his papers on the "History of Musical Pitch" and "Musical Scales of Various Nations" read before the Society of Arts 23 May 1877, 3 March 1880 and 25 March 1885 (for each of which a silver medal was awarded); "The Basis of Music" 1877.

„(3) "The Alphabet of Nature" 1845; "Essentials of Phonetics" 1848; "The Phonetic News" 1849; "Practical Hints on the Quantitative Pronunciation of Latin" 1874; "On the English Dionysian and Hellenic Pronunciation of Greek" 1877; "Pronunciation for Singers" 1877; "Speech in Song" 1878; article "Speech Sounds" 1887 in the *Encyclopædia Britannica* vol. 22, pp. 381-90; "Early English Pronunciation with especial reference to Chaucer and Shakespeare," Part I and II (13th to 18th century) 1869, Part III (Illustrations 14th and 16th centuries) 1871, Part IV (to p. 1432, Illustrations 17th, 18th and 19th centuries) 1875, Part V (Existing Phonology of English Dialects) in the press 1887, Part VI (summary and index), to complete the work, in preparation; besides numerous papers and instruction books and pamphlets on teaching to read phonetically, especially from 1843 to 1849. Mr. Ellis has also written and published and lectured upon many other subjects, as Hypsometry, Logic &c."

Zur vervollständigung dieser notizen habe ich nur noch zu erwähnen, dass im herbst d. j. 1889 der fünfte und inhaltlich abschliessende band seines grossen werkes herauskam, und dass im juni 1890 die universität Cambridge sich noch eben rechtzeitig darauf besonnen hat, den greisen forschler und sich selbst durch die verleihung des titels *D. Lit.* zu ehren.

Gross und dauernd sind Ellis' verdienste auf dem gebiete der englischen phonetik. „As regards my obligations to Mr. Ellis“, schrieb Henry Sweet 1874 im schlusswort seiner *History of English sounds*. „I can only say, once for all, that without his investigations this essay would never have been written. It is essentially based on his results, of which, in some places, it is little more than a summary; while I have throughout drawn largely on the enormous mass of material stored up in the *Early English Pronunciation*. In going over the same ground as Mr. Ellis, it is but natural that I should occasionally arrive at conclusions different from his, as, for instance, in the important question of the two *ees* and *oos* in Middle English . . .“ Man vergleiche die übersicht der „*Probable Sounds of the Letters in Harl. MS. 7334*“, *E. E. P.* I [1869], s. 398, mit dem ersten kapitel in ten Brinks Chaucer-grammatik, um zu sehen, dass die neuere, strengere philologische forschung Ellis' wesentliche resultate (mit Sweets oben erwähnter scheidung der *e*- wie der *o*-laute) durchgängig bestätigt hat. Noch grösser ist die abhängigkeit von Ellis in bezüg auf die nach-chaucer'sche zeit. „In the English section“, heisst es noch in der neuen fassung von Sweets *History of English sounds* (1888), „I have relied for my material almost entirely on Mr. Ellis' *Early English Pronunciation*“, — und was sonst auf diesem gebiete hinzugekommen ist,

kann nur als nachlese gelten. Seitdem hat Ellis der schier unerschöpflichen fundgrube der ersten vier bände noch die reichen schätze des fünften hinzugefügt, der ohne zweifel bestimmt ist, zum ausbau — wenn auch nicht um- oder neubau — der geschichte nicht nur der englischen aussprache, sondern der englischen sprache überhaupt die steine zu liefern. In diesem sinne, nur mit der bescheidenheit des einzig der sache dienenden forschers, wollte auch Ellis sein letztes werk betrachtet wissen. Ich lasse hier eine stelle aus dem brieфе folgen, mit dem er die übersendung des 5. bandes an mich begleitete (5. sept. 1889): „On my return I found the complete copies of my book and I am pleased to be able to send you an early copy. I am afraid my text looks as repellent as a dictionary, and I do not expect any one to use it except as a mine of examples for which I have endeavoured in the Preliminary Matter to give every facility. As you may imagine I am very glad to have got this monstrous vessel off the stocks.“ — An der vollendung dieses bandes hatte Ellis seit jahren unter mannigfachen störungen mit aufgebot aller kräfte und mit verzicht auf jede ablenkung von seinem ziele gearbeitet. Am 13. dez. 1887 schrieb er mir: „ . . . I am getting on with my book, 4 sheets are in type, all is written, but not all prepared for press. I have been greatly interrupted. Immediately on our leaving home Mrs. Ellis was taken seriously ill, and she is still, after nearly 4 months confined to her room. This takes up a large portion of my time and hence I am not so far advanced as I could hope. I have also many other matters to attend to. It is quite impossible for me to undertake anything till the MS. of my book is quite ready for press. I do not take in Anglia or Englische Studien — I found I could never look at them — so I must leave Holthaus and others to be answered by time. I can't stay to know and particularly don't wish to know what they say. At 73¹/₂ I have enough to do to get my work done before I die. My health is good but at such an age one is at the mercy of accidents. Hence I have no time to fritter away over criticisms.“

Ein gütiges geschick hat dem vielgeprüften manne die erfüllung dieses herzenswunsches gegönnt.

Bei allen, die jemals in persönliche berührung mit ihm gekommen sind, wird die erinnerung an sein mildes und freundliches wesen lebendig bleiben. Seiner arbeit aber werden sich noch manche generationen kommender sprachforscher dankbar erfreuen.

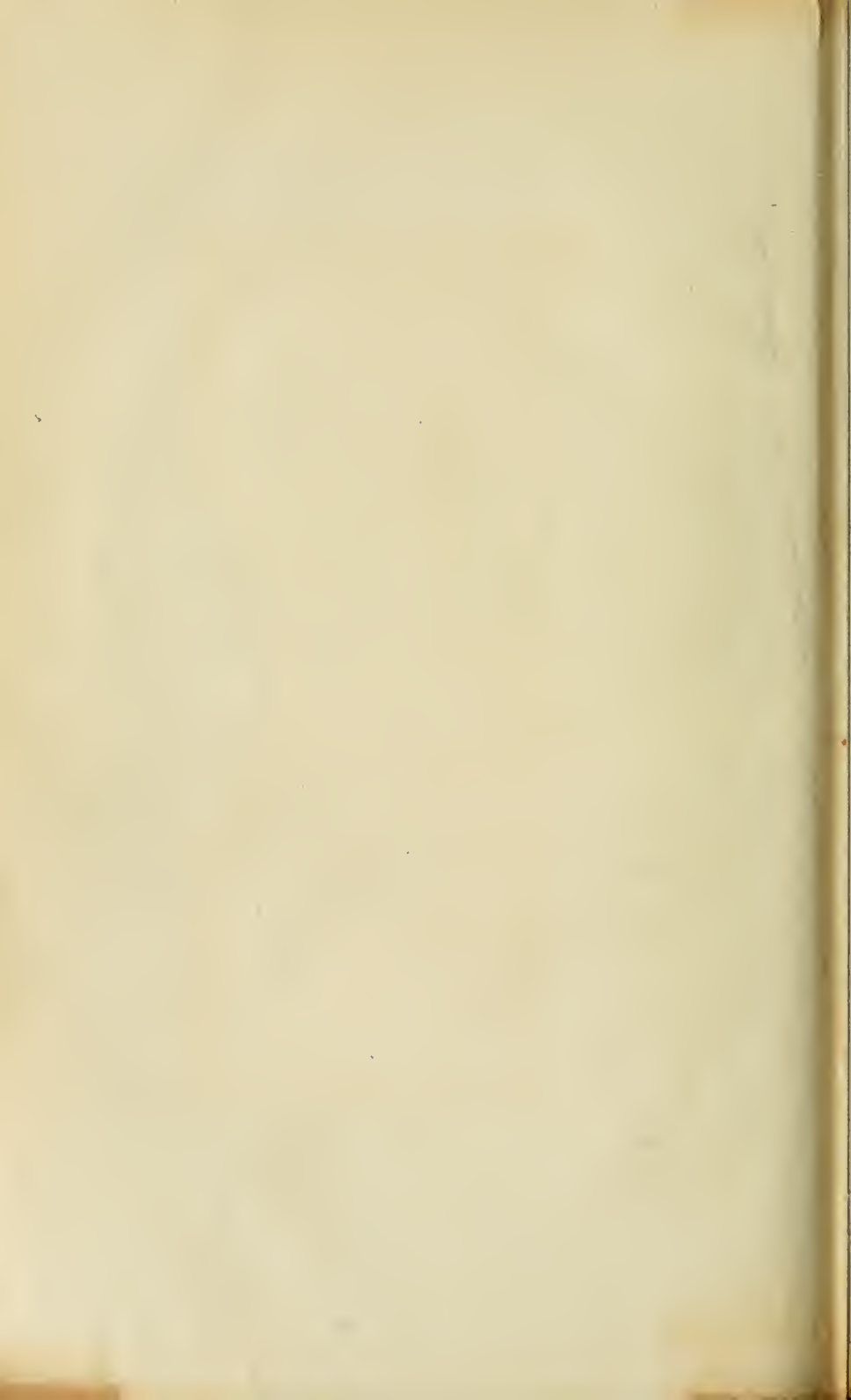
W. VIETOR.

TODESFÄLLE: F. TECHMER, F. W. FRICKE.

Am 8. januar 1891 starb in Charlottenburg Dr. F. Techmer, rühmlich bekannt als verf. des buches: *Phonetik. Zur vergleichenden physiologie der stimme und sprache* und als herausg. der *Internat. zeitschr. f. allg. sprachwissenschaft*; am 28. märz in Wiesbaden Dr. F. W. Fricke, der begründer des „*Allgemeinen Vereins für vereinfachte rechtschreibung*.“







18147

Phonetische Studien.

bd. 3-4 (1890-91)

P

L^a

P

**University of Toronto
Library**

**DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET**

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

